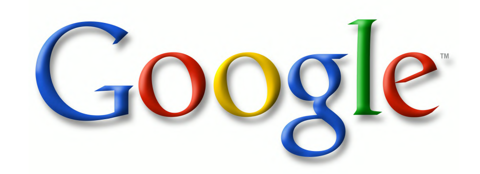
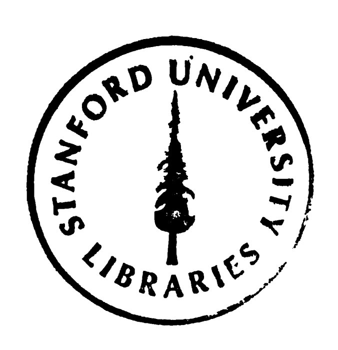





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des vierten Bandes.

Sechster Abschnitt.

Bräutliche Tage.

Siebenter Abschnitt.

In den Hafen und aufs Meer.

I.

Vorfrühling.

Seltsames Menschenherz!" — Frau Forster hatte auf ihrem Gastzimmer unsern siegreichen Helden so herzlich eingeladen, den Abend bei einer Tasse Thee mit ihnen zu verleben, gleichsam zum gemeinsamen, milden Ausklingen des im Gerichtssaal so sturmgewaltig über Alle hereingebrochenen innern Jubels. Zugleich hatte sie in unbefangenster Freundlichkeit ihn gebeten, daß er doch erst morgen frühe mit ihnen gemeinschaftlich den eigenen Wagen theilen möge, statt die Nacht mit der Eilpost durchzufahren. — Und wie so natürlich war diese doppelte Einladung! Galt sie doch der glücklichen Frau nur als ein sehr kleiner Theil der unbezahlbar großen Dankesschuld, die sie dem Retter ihres so schwer gefährdet gewesenen Hausfriedens abzutragen hatte! So kam ihr Verstand gar nicht dazu, den klaren Herzensquell, dem diese harmlosen zwei Bitten entflossen, durch irgend welche Bedenklichkeit zu trüben. Und auch der fast mütterlich zutrauliche Ton ihrer Rede zeugte dafür, wie sicher sie auf freundliche Gewährung rechnete, einfach gemeint, wie ihre Bitte selber.

Helene stand dabei neben der Mutter. Und wenn auch ein klares Gefühl kindlicher Ehrerbietung und jungfräulicher Scheu ihren Lippen verwehrte, diese Einladung der Mutter durch eigene Bitten noch zu verstärken, so sagte doch ihr Auge unendlich beredt, wie sie in innerster Seele stillen Wunsch und frohes Hoffen hege, Hermann werde nur mit freudigem Ja der Mutter Wort erwiedern. — Ihr Auge sagte das? — Aber das hatte sie ja in schüchternstem Harren zu Boden geschlagen. Nun, jawohl! Aber auch ein nieder-

geschlagenes Auge übt oft gar gewaltigen Redezauber, besonders wenn dabei solch' glückliches Lächeln geheim um die Lippen spielt und das innere Herzensglück nur ahnen läßt, dessen vollen Glanz die gesenkte Wimper noch verschleiert.

Hermann verstand diese stumme Sprache gar wohl. Und doch — wie seltsam — er schlug beides aus. Und derselbe Mund, aus dem heute solch' kühner Redestrom in den vollen Gerichtssaal hinausgebraust, der konnte jetzt nur mit gepreßtem Odem vor diesen zwei einzelnen Frauen die befangenen Worte herausbringen:

„Sie sind wirklich allzugütig, verehrteste Frau Forster! Aber nicht wahr, Sie verzeihen mir gewiß! mein alter Vater daheim! — Gott, wie wird der ängstlich auf mich harren! Denn Sie glauben nicht, mit welcher Sorge er am glücklichen Ausgange gezweifelt. Und nicht wahr, Sie begreifen mein Gefühl? Ich darf ihn doch unmöglich noch den ganzen Tag in solcher Unruhe warten lassen, wo ich ihm schon den frühen Morgen mit froher Botschaft erheitern kann. Da darf ich mich doch vor einer Nachtfahrt nicht fürchten! Und auch Ihre andere so freundliche Einladung — ich bin wirklich ganz verlegen, auch hier nicht ein herzliches Ja sagen zu können. Aber ich weiß, auch für dieses Nein sind Sie mir nicht böse! Hab' ich doch der Frau Professorin Moser diesen Abend schon gestern versprochen. Und gewiß auch Ihr edles Herz stimmt mir bei, daß ich meine einstige Kost- und Pflegemutter jetzt unter keiner Bedingung durch mein Wegbleiben lieblos kränken darf."

„Aber nicht wahr," fuhr er jetzt in seinem gewohnten Redefeuer erleichtert weiter: „Auf Ihrem Haidehofe darf ich Sie so bald als nur möglich heimsuchen! Denn glauben Sie mir doch ja! Hab' ich nur erst meinen lieben Vater gesehen, so weiß ich keine größere Sehnsucht, als mit Ihnen beiden ein paar recht glückliche Stunden zu verleben. Und am allerliebsten mitten im Frieden Ihrer idyllischen Einsamkeit, in der ich so gerne den Genuß verdoppelt nachholen möchte, den ich mir für jetzt noch versagen muß. Nicht wahr, das erlauben Sie mir doch? Und ich darf recht, recht bald zu Ihnen kommen?"

„O, nicht nur dürfen, bester Herr Doctor!" fiel ihm Frau Forster

mit der vorigen Wärme ins Wort, „nein ich bitte Sie darum, daß Sie uns heimsuchen, so herzlich ich nur vermag. Geht's mir doch gerade wie Ihnen! Ja, nur in unserem eigenen Hause kann ich Ihnen völlig sagen, welch' unauslöschlichen Dank Sie sich in unseren Herzen erworben haben. Und da ich von jeher eine abgesagte Feindin alles ziellosen Verschiebens bin, so bitte ich Sie, sogleich nächsten Samstag zu kommen, und über den Sonntag bei uns zu bleiben. So lange werden Sie's ja wohl in unserer Abgeschiedenheit aushalten können. Nicht wahr? Und so würde ich Ihnen dann Nachmittags unsern Wagen schicken" —

„O, das wäre viel zu viel," unterbrach sie Hermann mit freudigem Ungestüm. „Nein, lassen Sie mich getrost zu Fuße gehen! Einen solchen abendlichen Waldgang an eine Fahrt im Wagen hinzugeben, wäre ja Sünd' und Schade; und den Weg werd' ich ja wohl finden."

Dabei begegneten sich vier stumme Blicke. Aber gedankenschnell schlug Helene die ihren wieder nieder. Und Hermann fuhr weiter — fast in feierlichem Tone:

„Wenigstens kenne ich einen Wegweiser im Reichswald, einen Eichenstamm, den ich all' mein Lebtag nicht vergessen werde; — eine so wunderschöne Rose hab' ich jüngst unter seinem Schatten blühen gesehen, mitten unter Maienglocken. Und von dort, das weiß ich gewiß, führt die Straße ganz sicher zum Haidehof. Also Samstag Abend, verehrteste Frau, auf sonntäglich Wiedersehen!"

„Seltsame Rede!" dachte bei diesem mysteriösen Schlusse Frau Forster für sich, und ihr Auge streifte unwillkürlich der Tochter Antlitz. Das erglühte jetzt in so minniger Scham, daß aus dessen Glanz der Mutter die Auflösung dämmerte vom Räthsel jener wegweisenden Rose und des sonntäglichen Wiedersehens.

Gedenkst du noch daran, lieber Begleiter, wie einst die Mutter Moser nach Theodors Abschied fast eben so auf Elisabeth schaute? Wie ihr Auge da bekümmert in ihres Kindes Zukunft sah, wie in ein nebeldüsteres Thal, wie in die leidvoll glückselige Geschichte ihrer eigenen sorgenreichen Liebe? — Aber das Auge dieser andern Mutter, das blickte jetzt in Helenens Leben wie in eine weithin schimmernde,

prächtige Landschaft. Denn, wahrhaftig, hätte Gott selber ihrer Mutterhand nun die Freiheit gegeben, unter allen Männern der Welt ihrem Kinde den neidenswerthesten zuzuführen, sie hätte jetzt augenblicklich zum Himmel gerufen: „Herr, diesen Einen laß mich wählen!"

Der Doctor Hermann Stark war schon auf dem Wege zur Mutter Moser, und Helenens Geist hing noch immer in stiller Seligkeit an dem unaussprechlichen Blick, mit dem dieser unter der Thür stummen Abschied von ihr genommen, tausendmal beredter als sein lautes Lebewohl, mit dem er, der Mutter und Tochter die Hand drückend, sich rasch empfohlen hatte.

Bald darauf saßen die Beiden in ihrem einsamen Wirthszimmer. In ihren Herzen klangen Hermanns Worte noch immer nach, und machten sie gegenseitig stumm. — Ein peinliches Schweigen! Wie war Helene froh, daß sie sich mit dem brodelnden Theekessel ein wenig zu schaffen machen konnte. — „Was er nur mit jener Rose im Reichswalde gemeint?" dachte fort und fort Frau Forster. „Er hatte Helenen doch dort noch niemals begegnet!" — Und doch ging es ihr jetzt gegen das feinere Gefühl, die Tochter darum zu fragen. „Er wird sich schon noch von selber aufklären." In diesem Gedanken verstummte der Mutter Wißbegierde.

Da ward dieses gegenseitige Sinnen mit einemmale glücklich unterbrochen. Der freigesprochene Schäfer sammt seinem Weib und Vater trat unangemeldet herein und machte seinem übervollen Herzen Luft:

„Ach, guten Abend, Frau Forster und Fräulein Helene! Nehmen Sie's doch nicht für ungut, daß wir so mir nichts dir nichts da hereinkommen. Aber ich bring's nicht zuwege. Ich muß Ihnen vorm Schlafengehen doch noch einmal die Hand drücken. Sie haben ja zu viel Gutes an mir gethan. Und wo ist denn der Herr Doctor Stark? Ach, dem möcht' ich doch auch noch gut' Nacht sagen, dem prächtigen Mann, dem ich ja gar niemals genug danken kann."

Und die drei glücklichen Menschen drückten Eins nach dem Andern ihrer Herrin und Helene gar herzlich die Hand. Darüber kam der Frau Forster ein schöner Gedanke, den sie auch sogleich ohne weitere Bedenklichkeit ausführte.

„Wißt ihr was, ihr guten Leute? Bleibt heut Abend bei uns! Es ist uns Beiden so einsam hier in diesem fremden Wirthszimmer. Ich lasse euch euer Nachtessen hier bei uns auftragen. Und nach so viel Angst und Leid, die wir mit einander verlebt, wollen wir nun auch sogleich jetzt unsere Freude miteinander theilen, wie wir das ja schon so oft zusammen gethan haben, ihr guten treuen Leute!"

„Ach, das wär' aber gar zu viel Ehre," wollte der Schäfer einwenden; und der alte Großvater sagte gerührt: „Aber, gute Madam, was haben Sie denn vor?"

„Was mich freut, lieber Großvater!" sagte Frau Forster mit vertraulichem Kopfnicken, und griff sogleich zum Schellenzuge.

Und so verbrachte denn die hochherzige Gutsherrin mit ihren braven Schäferleuten in patriarchalischer Gemeinschaft der Freude und des Dankes diesen Abend. Zwar nicht in so geistreichem Gespräche, wie sie es wohl mit Hermann so gern unterhalten hätte. Dafür entschädigte sie aber der unendlich treuherzige Ton dieser schlichten Naturmenschen, die jetzt das Auferstehungsfest ihres Lebensglückes feierten, das so klaftertief in Noth und Angst begraben gewesen. Dieser Gedanke, der ihre vergrämten Gesichter heut Abend wieder ganz verjüngte, gab auch ihrer einfachen Unterhaltung einen eigenen Reiz. Und mancher Rückblick in längst vergangene sonnige Tage aus der fernen Heimath und Jugendzeit der Frau Forster verklärte diesen Abend mit einer Poesie, zu deren Verständniß freilich ein Herz gehörte, groß und edel, wie das ihre.

So schaute der Mutter Geist jetzt rückwärts in einen längst vergangenen Frühling, und ihrem angebrochenen Herbste that dieses lenzige Erinnern so wohl. Aber um der Tochter sinnendes Herz, diese duftige Knospe, spielte jetzt noch immer der volle Strahl aus Hermanns letztem Scheideblicke. Der ersten Liebe Vorfrühling wehte linden Hauches durch ihre Seele. Und wieder zog's wie rauhe Märzluft über ihr Denken:

„Aber, wenn er doch nichts von Liebe zu mir wüßte?" — Wenn es ihn heut Abend so mächtig zu jener Professorswittwe hingezogen, nur weil er dort sein Liebstes fände, schon längst ihm heimlich angetraut, wie die Schwester seinem Freunde, davon er uns erzählt?

— Und wenn er deßhalb nur die Nacht zur einsamen Heimfahrt gewählt, um den Tag in meiner Nähe zu meiden?"

Und ihr Auge ward trüb und ihr Köpfchen senkte sich verstohlen.

„Nun denn, so sei's! In Gottes Namen! — Dann will ich jener Hochbeglückten nicht niedrig neidisch sein, und mich ergeben in Gottes Willen, der ihn mir nicht bescheert. Aber wann, wann werd' ich dann wieder froh werden können?"

Doch mitten aus diesem quälenden Gedanken brach wieder wie jäher Sonnenglanz durch Wolkenschleier der eine letzte Blick hindurch: „Sei still, mein Herz! — Er liebt mich doch! Und Falschheit kann nie und nimmer in dessen Seele wohnen, deß Auge so unsäglich lieb von Liebe spricht! —"

Während Helene so sann, ein anderes Klärchen, „freudvoll und leidvoll, himmelhoch jauchzend in schwebender Pein," da saß ihr schöner Egmont in gemüthlichem Geplauder bei Mutter Moser, bei Elisabeth und Linchen. — Das zu Ehren solch' lieben Gastes heute ungewöhnlich reiche Nachtmahl war längst abgetragen. Schon eine Stunde lang quoll es von Hermanns Erzählerlippen, wie draußen der traulich plätschernde Brunnen unter seinem mondumglänzten Lindenbaume. War das ein festtäglicher Abend in diesem zufriedenen Wittwenhäuschen, als dieser drei Frauen Augen an Hermanns Munde hingen, heiter verklärt von der Erzählung fremden Glückes — in dieser Zeit der Selbstsucht ein so seltenes, schönes Bild!

Und sogar das muthwillige Linchen war dabei so merkwürdig ruhig geblieben. Noch nicht eine einzige lose Neckerei hatte sie heut Abend hingeworfen. Ei, warum nur nicht? Hast du den alten Schelm denn mit einenmal abgelegt?" Geh! dieser ehrwürdige Ernst steht dir ja gar nicht. So mach' doch einen muntern Witz! Du hast doch sonst deren so viele in deinem lustigen Köpfchen gehabt! —

Jetzt war Hermann gerade zu Ende gekommen. Der alten Dorothee poetisches Sterben und seine glücklichen Erfolge als Vertheidiger waren die letzten Kapitel seiner Erzählung. Da flog ein Lächeln über der Professorin sanftes Gesicht und sie sagte:

„Ach, Gott sei tausendmal darum gedankt, liebster Hermann, so

sind Sie also recht, recht glücklich! O wie das uns Alle selber so glücklich macht! Nun fehlt Ihrem Leben ja nur noch Eines zum ganzen vollen Glück. Und — ei mein lieber Hermann, sagen Sie uns doch — haben Sie uns jetzt wirklich Alles zu Ende erzählt? Mein Gott, Sie wissen ja, wie unendlich lieb wir Sie haben. Und wenn wir Ihnen schon heut Abend zum letzten Kapitel ihres Glückes, das Sie uns noch verschwiegen haben, gratuliren dürften, — o das wär' uns noch die allerherzlichste Freude."

Da ward er aber gluthroth und es benahm ihm den Odem. „Was meinen Sie, Frau Professorin? — Ich verstehe Sie nicht."

„O dann verzeihen Sie mir meine unzarte Frage, lieber Hermann," fiel Mutter Moser verlegen ein. „Aber ich habe es ganz gewiß nur gut gemeint."

„Das weiß ich," sagte Hermann, noch immer tief erröthet.

Dann ward es im Zimmer todtenstille. Aber die stillste von Allen war plötzlich Linchen geworden. Die verrathenden Rosen auf Hermanns Wangen hatten die ihrigen entfärbt. Wie versteinert blickte sie vor sich ihn. Mutter und Schwester sahen's zu tiefst erschrocken und auch er. Und zitterte jetzt nicht eine große Thräne unter ihrer Wimper? — Vor freudiger Theilnahme an Hermanns noch verschwiegenem Liebesglück! — War es nicht so? — Und kein einziges Wort unterbrach diese Stille in der Allen auf einmal so schwül gewordenen Stube.

Da sah Hermann hastig nach der Uhr und stand rasch entschlossen auf.

„Es ist die höchste Zeit, meine Lieben! Schon halb zehn und in einer Viertelstunde geht die Post. — Und mit wieder gewonnener Innigkeit reichte er Allen die Hand, zuerst der Mutter Moser: „Gott beschütze Sie, meine liebe, gute Frau Professorin, und tausendmal Dank für all' Ihre Liebe von ehedem und auch heute wieder."

Dann legte er seine Hand auf Elisabeths Haupt: „Gute Nacht, holdes, glückliches Bräutchen! Grüßen Sie mir Ihren und meinen Theodor! Auch ich werde ihm bald Alles schreiben. Und kommt nur erst die Winterszeit, dann werden Sie Frühlingsanfang feiern, und ich und kein anderer darf Ihr Brautführer sein."

Der jüngeren Schwester gab er zuletzt die Hand und sagte bewegt: „Leben Sie wohl und bleiben Sie mir doch ja das alte, herzenslustige Mädchen!“ —

Kommen und Gehen, Willkommgruß und Abschied, diese ewigen Wechsellieder des Menschenherzens, — waren das doch jetzt so ganz verschiedene Weisen am gestrigen und heutigen Abend! — Als Hermann gestern in das friedliche Häuschen hineingestürmt kam, war das ein dreifacher, freudiger Aufschrei der Mutter und Schwestern! — Und als er heute wieder von ihnen sich losgerissen, gleich stürmisch und doch so ganz anders — wie gab da jedes dieser drei Herzen einen verschiedenen Klang! Und keines einen von stiller Wehmuth unvermischten.

Sag', lieber Begleiter, soll ich jetzt jede dieser drei Weisen vor deinem Geiste noch besonders ertönen lassen? Ist nicht dein eigenes Herz die beste Harfe dazu? —

Mutter Moser und Elisabeth behielten jedes ihr stilles Leid um Linchen bei sich. Sie redeten wohl noch eine Weile von Hermann. Aber doch nicht so viel und unbefangen, als sie es sonst wohl gethan hätten. Von der Schwester stillen Liebe, bisher von Beiden völlig ungeahnt, verlautete kein Wort mehr, nicht im Ernst und nicht im Scherze. Schweigen darüber dünkte ihnen das Klügste zu sein und auch das Liebevollste. Das arme Kind! — Ahnte doch ihr eigenes Herz erst am heutigen Tag im Gerichtssaale, da ihr Auge fort und fort an Helenens lieblichem Bilde gehangen, da sie aus deren Zeugenaussage den hochgebildeten Geist, das tiefpoetische Gemüth erkannte, — und gar wie sie nach des Schäfers Lossprechung es mitansah, mit welcher Innigkeit des Blickes sie Hermanns Hand drückte, — o da erst spürte sie's an dem wehgewordenen Herzen, daß ihre Liebe, die sie seit Jahren in stummer Brust für Hermann bewahrte, doch etwas mehr gewesen sei, als jene treue Schwesterliebe, wie sie einst dem Ritter Toggenburg gewidmet werden sollte.

Als es dreiviertel auf zehn Uhr schlug, gingen die Drei lautlos in ihr Schlafzimmer. Die Professorin that vom Fenster aus noch einen stummen Blick zum Sternenhimmel. Das machte ihr Mutterherz wieder leichter. Noch ein stilles, gegenseitiges „gute Nacht!“

Und als die Stunde ausschlug, war es in dem Stübchen so stille geworden, wie draußen die linde Sommernacht. Aber in den Herzen — besonders in dem einen — war es da drinnen auch so plötzlich stille geworden? —

Auch im Gasthause zum goldenen Löwen waren die Fenster des Zimmers, das Frau Forster bewohnte, schon seit einer Viertelstunde dunkel. Aber draußen in den stummen Gassen der Stadt war es hell wie am Tage. Denn so steinkohlenrußig sie auch in den Sternenhimmel ragte, so verschwendete jetzt dieser doch seinen ganzen Aufwand von Vollmondglanz, um in besonders gnädiger Laune auch den schwärzesten Schornstein und die düsterste Häuserwand möglichst zu verklären. Daß es aber dem guten Monde heute vor Allem daran gelegen war, sich durch ein Fenster des goldenen Löwen einzuschleichen, und jenes jungfräulichen Gastes träumendes Haupt zu umglänzen, das brauche ich ja den stillen Gassen und flüsternden Lindenbäumen in der Allee, die sich heute nur so nebenher des Silberschimmers mitfreuen durften, nicht zu verrathen.

Und horch — welch' schmelzendes Posthornsolo durchklingt jetzt die nächtlich stumme Stadt, durch deren gewundene Hauptstraße der schwerfällige Postwagen rollt!

Kennst du den alten Volksliedertext zu dieser Weise des virtuosen Postillons?

„So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!“

Ob der flotte musikalische Wagenlenker wohl aus eigenem Herzensdrange diesen sinnigen Minnegruß jetzt in die verschwiegene Mondnacht hinausbläst, und vielleicht das eigene Liebchen am offenen Fenster horcht? — Oder ob wohl gerade diese Weise aus seinem liederreichen Repertoire von irgend einem der Mitfahrenden gegen

glänzendes Trinkgeld bei ihm bestellt worden war? — Etwa von jenem jungen, bildschönen Passagier vorn im lustigen Kabriolet, der, gerade jetzt am goldenen Löwen vorüberfahrend, mit so geheimnißverrathendem Blicke hinausschaut? — Doch es hat ja nur der Mond, der uralte verschwiegene Beschützer der Liebenden, dieses Auge gesehen. Darum blas' jetzt nur weiter, Schwager! — Doch blas' deinen mildesten Ton, daß sie da droben nicht jählings aufschrecke, sondern leise das Haupt aus dem Traum erhebe, und zum Sternenhimmel aufblickend ihres Liebsten Lied begleite: „So vielmal sei auch du gegrüßt!" —

Und während so die Eine dem Posthornliede noch lange lauschte, das selige Herz voll seiner Liebesgrüße, zahllos wie die Sterne über ihr, da träufelte über der Andern Wangen ein bitterer Tropfen nach dem andern, und sie neigte traurig sinnend ihr sonst so munteres Köpfchen.

„Ach, von all' den Grüßen gilt jetzt wohl für mich kein einziger! Und es leuchten doch da droben so viel tausend und abertausend Sterne!"

Gib dich zufrieden, armes Mädchen, und trockne deine Thränen, du „muntere Forelle," wie ich einst dich genannt! — Nur ein frischer Gebirgsbach ist die Heimath deines Herzensglückes. Und auch dir wird er noch entspringen. Aber das Leben Jenes treibt schon jetzt einher auf breitem, reißendem Strom, und einst wird es auf und nieder schwanken auf sturmerregtem, salzigem Meere. — Sei ruhig! Um keinen einzigen Stern sei jener Andern jetzt neidisch, und gönn' ihr all' die tausend und abertausend! Denn ihre Liebe wird einst den ganzen, ungetheilten Sternenhimmel nöthig haben. —

O milde, sternenfunkelnde, vollmonddurchglänzte Sommernacht! Wer jemals im einsamen Wagen schweigend durch dein Geheimniß gefahren, welch' vorher ungehörte Weisen ließest du ihn belauschen! Aber mit so vertraulich süßen Klängen hattest du wohl noch selten ein Menschenherz umtönt! — Und wer nur auf so viele Stunden weit dem ganzen Wege dieses Reisenden geheimstes Empfinden verrathen? — Etwa das Posthornlied, das an den letzten Häusern verklungen? — Und hatte es dann wohl die Nachtluft weiter und immer

weiter vor ihm her geweht? — Denn Alles um ihn und über ihm, Alles wußte sein Geheimniß.

Die Aehrenfelder am Wege lispelten ihm zu: „Sie wird dein!" — Und die Bäume des Waldes, der dann und wann seine Fahrt umwölbte, sie rauschten im Traume: „Helene!" — Von den Bronnen in den schlafenden Dörfern hörte er's niederrieseln: „Du seliger Mann!" — Am Sternenhimmel flogen Engel hin und wieder und unsichtbar umfangen sie ihn: „Sieh' auf, wie unendlich dein Glück!" — Und als beim Frühroth die erste Lerche die thaunassen Flügel schwang, da wußte auch sie es schon und jubelte himmelwärts: „O, wie sie dich lieb hat, du Glücklicher!"

Glaubst du, von der seine Seele in dieser Sternennacht so minnetrunken geschwärmt, glaubst du wohl auch jetzt noch, daß eine Fahrt im hellen Tageslicht ihm lieber gewesen? — Und selbst dir gegenübersitzend, und Aug' in Auge mit dir und der Mutter traulich plaudernd? — Weißt du nicht, daß es in der Minne Vorfrühling auch fern von der Geliebten eine Nähe gibt, und noch viel süßer, als so ganz nahe bei ihr? — Und daß ein einsames, stummes Denken an sie viel seliger Reden ist, als lautes Geplauder mit ihr von Dem und Jenem, nur nicht von dem Einen, wovon das Herz so übervoll? — Begreifst du nun, warum er diese einsame Nacht durchfahren, und nicht an deiner Seite den hellen Tag? — So harre nur! In deiner Waldeinsamkeit auf sonntäglich Wiedersehen!

Und siehe, schon lugt die alte Vaterstadt aus ihrem waldesgrünen Kessel. Aber war das nur der Morgenschimmer, der ihre Thürme und Giebel jetzt so golden umleuchtete, wie er es noch nie gesehen? Oder war es auch der Strahl tief unten aus seinem eigenen, glücklichen Herzen, daß um dieses Heimathbild auf einmal wieder seiner Kindheit alte Poesie ihren magischen Duft gewoben?

* * *

Und im alten Elternhause drinnen saßen Vater Stark und Mutter Rosalie gerade beim gewohnten Morgenkaffee in der Erkerstube. So gemüthlich dieses liebe Tagesgeschäft sonst immer von Statten ging, heute wollte es dem guten Hausherrn doch gar nicht

behaglich dabei werden. Und so überaus genau er auch schon in dieser frühen Stunde seine Toilette vollendet hatte, so sah man es seinem Gesichte doch deutlich an, daß der Schlaf heute Nacht nur ein sehr unruhiger Gast bei ihm gewesen. So oft er jetzt die Tasse von den Lippen absetzte, folgte immer wieder ein Stoßseufzer nach. — Auf Mutter Rosaliens Gesicht spiegelte sich indessen die mildeste Gemüthsruhe, die auch jetzt aus ihrer Rede klang:

„Alter, geh doch! Was hast du nur und quälst dich wieder so unnöthig ab? Es wird ihm ja nur gut gegangen sein."

„Ja, gut, das ist schnell gesagt, liebe Mutter!" erwiederte Vater Stark, der ganz froh war, durch diese Anrede sein gepreßtes Herz erleichtern zu können. „Aber, wie ich dir schon gestern bis in die späte Nacht weitläufig auseinandergesetzt — du wirst sehen, diesmal geht deine Prophezeihung gewiß nicht in Erfüllung. Denn, bist du auch kein Jurist, betrachte doch nur einmal diese ganze, so hoch gravirende Complication von Indizien!" — Dabei setzte er sich im Stuhle steif aufrecht, wie ein pedantischer Professor auf dem Katheder, ihr vordemonstrirend: „Also erstens das Gift, zweitens die zwei Ringe, drittens des Schäfers Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, viertens und fünftens — der weitere höchst verdachterregende Umstand —"

„Aber, lieber Mann, das hast du mir ja Alles schon gestern mindestens zu drei verschiedenenmalen erklärt," fuhr Mutter Rosalie rasch dazwischen. „Und trotz alledem sag' ich mit meinem unjuristischen Frauenverstande, daß doch Alles ganz anders gegangen sein kann, als ihr rechtsgelehrte Männer es euch ausgesonnen habt. Bedenk' doch nur, lieber Christoph, es sind ja Geschworne, und keine Richter!"

„Ja, was Geschworne!" fuhr Vater Stark in unvermindertem Unglauben weiter: „Diese können auch nicht so mir nichts, dir nichts den Schäfer von aller Schuld weiß waschen, wo die Haussuchung und die Zeugenaussagen ihn so rabenschwarz hinstellen. Es hat doch Alles seine juristischen Grenzen. O, ich versichere dich: stundenlang bin ich heute Nacht in meinem Bett gesessen, und habe die ganze Verhandlung vor mir vorüberziehen lassen, ich weiß gar nicht,

wie oft. Aber immer wieder hab' ich zum Schluß den Obmann sein Schuldig aussprechen hören. Und wie ich endlich vor lauter Nachgrübeln eingeschlafen war, da träumte ich auch richtig von einem kohlschwarzen Hund, der vergiftet vor seiner Hütte lag und die zwei Ringe in der Schnauze stecken hatte. Und wie ich dann die Ringe herausnehmen wollte, da ward er auf einmal wieder lebendig und biß mich in die Hand. Nun, und was solch ein Hundsbiß zu bedeuten hat, das wirst du wohl noch von der seligen Dorothee her wissen. Die träumte damals von einem gebissenen Daumen, und der Hermann hatte seinen zerhauenen Backen. So ganz ohne sind eben solche Träume denn doch nicht. — Und was mich hauptsächlich darin bestärkt: siehst du, das ganze hiesige Gerichtspersonal sammt allen vier Advokaten waren gestern auf dem Casino derselben Ansicht. O ich sehe schon ordentlich die schadenfrohen Gesichter, besonders meiner eigenen neidischen Collegen, und dann dieser eifersüchtigen Rechtspraktikanten. Und ganz gewiß wird Hermanns Mißerfolg gerade in diesem so wichtigen Kriminalfall ihn dann auch wieder gewaltig niederdrücken. Hm, hm, hm. Es thut mir wirklich gar zu leid für ihn. Hätt' ich doch lieber von dieser ganzen Geschichte gar nichts erfahren. Und wie steh' ich dann selber vor dieser Frau Forster da? Ach, und noch etwas ganz Anderes, davon ich jetzt gar nicht reden will! — Mein Gott, es muß doch immer Licht und Schatten sein. Sonst könnt' ich am Ende auf mein Vaterglück zu eitel werden. Also gut, es wird schon so sein müssen. Wie, was?"

„Ich habe dich ruhig ausreden lassen, guter Vater!" hub jetzt Rosalie wieder an mit der alten Ruhe, während er in seine zweite Tasse Kaffee niedersann, und gar nicht daran dachte, nur einmal daran zu nippen. „Ich bilde mir auch gar nicht ein, eine Prophetin zu sein, sondern nur eine einfache Frau mit ihrem Bischen Verstand für ihr Haus und ihre Pflichten. Aber so viel kann ich dir doch sagen, lieber Alter: ich hatte zwar heute Nacht keinen besondern glückverheißenden Traum, doch war ich heute Morgens, wie du weißt, in der Kirche. Und so sehr ich mir auch Mühe gab, um Hermann *und den Ausgang dieser* Verhandlung unruhig zu werden,

so kam doch eine wunderbare Ruhe über mein Herz, daß ich diesem bewußten Wachen doch noch ein wenig mehr Glauben schenke, als deinem unbewußten Träumen. Aber wir wollen doch sehen, lieber Christoph, wer diesmal Recht behält, du mit deinem rechtsgelehrten Kopf, oder ich mit meinem unjuristischen Herzen."

„O geb' es Gott, daß du Recht behaltest! Diesmal wollte ich ja tausendmal gern Unrecht bekommen. Aber siehst du, jetzt hat es gerade schon acht Uhr geschlagen, und um halb acht ist der Postwagen immer schon da. O, hätte er es wirklich gewonnen, gewiß, auch er wäre mitgekommen."

„Aber der Postwagen kann sich ja heut auch verspätet haben, oder die Verhandlung ist gestern gar nicht zu Ende gegangen, oder Hermann will sich bei der Professorin noch einen Tag ausruhen. Mein Gott, wie viel ist da nicht möglich? — Und überhaupt, sei's nun gut oder schlecht gegangen, seine Sache gut gemacht hat er ganz gewiß, und das ist mir die Hauptsache. Die Entscheidung lag ja nicht in seiner Hand."

„Ja, freilich kann er nichts dafür, aber trotz alledem fürcht' ich mich ordentlich davor, wenn er jetzt wirklich heimkommt, und hat es doch nicht gewonnen."

„Aber geh' doch, Alter, sich fürchten — vor seinem eigenen Sohn! —"

Und horch, stürmt es jetzt nicht überhastig die Treppe herauf? — Und die Thüre der Erkerstube wird blitzschnell aufgerissen. — „Vater — Mutter! — Viktoria! — Freigesprochen! — Da bin ich wieder. — Ach, meine lieben, guten Eltern!"

Wer möchte da noch lang mit trägen Worten schildern, wie er ihnen um den Hals gefallen, und mit welcher Inbrunst die Beiden seine Umarmung erwiederten? — So laß ihn denn bei den glücklichen Eltern sitzen und ihnen Alles bis aufs kleinste berichten! — O, wer sähe es dem guten Vater Stark jetzt wohl noch an, daß er heute Nacht so bekümmert gewacht und die wenigen Stunden mit so quälenden Träumen geschlafen? War es doch, als habe sich auf seinem faltenreichen Gesichte plötzlich ein längst verronnenes Stück Jugend verjüngend niedergelassen! Und aus Mutter Rosaliens lieben Augen

leuchtete ihr frommer Glaube während der Frühmesse nun als dankesfreudige Erfüllung.

„Nun, lieber Christoph," fragte sie lächelnd, „wer hat jetzt Recht bekommen, dein gelehrter Kopf oder mein einfältiges Herz? Dein im Traume gebissener Daumen oder meine im Wachen gefaltete Hand? — Ein klein wenig muß ich dich doch necken."

„Ja, neck' nur, gutes Rosalchen," sagte Vater Stark in heiterster Laune. „Heute lass' ich mir Alles gefallen. — Aber auch dieser in den Gerichtsannalen so ganz unerhörte Fall! Auf eine solche Wendung konnte ja der allergelehrteste Jurist der ganzen Welt nicht gefaßt sein. Und insoferne habe ich mich mit meinen Scrupeln auch nicht im mindesten blamirt. Aber du, mein guter Sohn, hast um so viel hundertmal excellirt. Herr je, werden die Herren auf dem Casino heute Nachmittag Augen machen! Aber geschieht so Manchem von ihnen gerade recht. Was sind sie dir auch so neidisch!"

Mitten darin fiel es jetzt aber der besorgten Hausfrau schwer aufs Herz und sie rief aus: „Himmel, da lassen wir den guten Hermann nun fort und fort erzählen und denken gar nicht daran, daß er die ganze Nacht gefahren ist und gar noch nicht gefrühstückt haben wird. O nimm mir's nicht übel, lieber Sohn! Es war ja nur die jähe Freude, die mich so ganz darauf vergessen ließ. Aber der Kaffee soll im Augenblick fertig sein."

Wie sie sich dann rasch erhob, hielt sie Vater Christoph an der Hand zurück.

„Ja freilich, liebes Frauchen, freilich! wie wird ein Täßchen Kaffee ihm wohlthun in den nüchternen, verschüttelten Magen! Aber, nicht wahr, du lässest auch für mich noch ein wenig dabei antragen! Denn meine zweite Tasse da ist nun schon ganz kalt geworden. Und wenn auch kalter Kaffee, wie man gewöhnlich sagt, schöner machen soll, mein Gott, was liegt mir denn an all' meinen Runzeln, wo mein Herz wieder so jung geworden? Ein warmer Kaffee, jetzt mit solchem Glück bei Hermann getrunken, der wird mich doch noch viel schöner machen, als dieser da, der über meiner Bekümmerniß vorhin kalt geworden ist." —

Das war Donnerstag Morgens. — Als dann der gute Doctor

endlich in seine Kanzlei hinunterging, und die Hausfrau, wie alltäglich um diese Stunde, in der Küche ihre Anordnungen gab, da tönte in Beider Herzen Hermanns überglückliches Erzählen noch gar lange wohlthuend nach, wie ein altväterliches Lied von Elternglück und Sohnesliebe. Aber noch am traulichsten klang doch jene Strophe von Hermanns nahem Besuch auf dem Haidehof. Und ließ dieser auch noch kein einziges Wort von seiner verschwiegenen Liebe dabei verlauten, so bebte sie doch schon durch den ganzen Ton seiner Stimme, und durchs alte Erkerhaus wehte schon jetzt ein heimlicher Klang von dieser Liebe nahendem Segen.

So stehen zur Zeit des Vorfrühlings in Wald und Garten die Bäume noch laublos mit schwellender Knospe. Aber durch die linde Luft weht doch schon süßes Ahnen ins Menschenherz von all' den Liedern, die in den duftigen Waldhallen nun bald erklingen, von all' den Blüthenflocken, die nun die Erde bald überschneien werden. —

Und auch jener heißersehnte Sonnabend war für unsern Freund jetzt gekommen, so ewig lang auch der Freitag ihm dünken wollte, und dann noch die ganze, lange Nacht, und der träge Vormittag, der ihn von seiner seligen Wanderstunde noch geschieden. Aber endlich hatte doch auch sie für ihn geschlagen. Und Hermann trat zu seiner kurzen Waldfahrt bereit in die Erkerstube. Vater Stark war gerade vom Casino und seinem Nachmittagsspaziergange, den er schon Jahre lang auch ohne Dekan und Stadtmauer noch immer fortsetzte, wie alltäglich Punkt vier Uhr heimgekommen. Aber heute war er nicht sogleich in sein Studirzimmer gegangen, sondern erst herauf, um von Hermann sich zu verabschieden. — Mutter Rosalie stand neben ihm. Beiden war das Herz so seltsam befangen, als Hermann jetzt eingetreten war. Befangen? — Daß er an diesem milden Sommertag nun durch den Reichswald wandern will, um bei diesen guten Menschen mit offenem Herzen aufgenommen zu werden, und einen frohen Tag in ihrem Hause zu verleben, das macht euer Elternherz jetzt befangen? — Sag', lieber Begleiter, kannst du dir's wohl erklären, warum? — Aber auch er selber war es, und noch viel, viel mehr als sie, als er jetzt von ihnen Abschied nahm, für eine so gefährliche Reise durch den gefahrlosen, klingen-

den, duftenden Wald, und auf eine so lange, lange Zeit — eine ganze Nacht und einen ganzen Tag. — Und er sprach zu ihnen mit bebender Stimme:

„Liebe Eltern, ihr wißt, ich geh' jetzt auf den Haidehof, wohin Frau Forster so freundlich mich eingeladen. Aber, lieber Vater, so sicher auch der Weg dahin ist, ich traue mir doch nicht recht, so ganz allein zu gehen. Du mußt mich begleiten! — Du, und auch die Mutter!"

Und ergriffen sah er vor sich hin. — Vater und Mutter Stark wußten diese räthselhafte Bitte gar nicht recht zu deuten, und sie sahen verwundert sich an. Da sagte endlich Vater Stark:

„Dich begleiten, lieber Hermann? Aber nimm mir's nicht übel, das würde sich doch wohl nicht recht schicken. Frau Forster hat mich eigentlich ja gar nicht förmlich eingeladen — und überhaupt — zwei volle Stunden zu Fuß gehen — wie, was?"

„Ja freilich," ergänzte Mutter Rosalie, „der Vater hat wohl Recht. Und ich kann eigentlich noch viel weniger mitgehen, wo ich doch Frau Forster nur ein einzigesmal gesehen, da sie mir mit ihrer Tochter einen flüchtigen Besuch machte. Geh' lieber erst allein, guter Sohn! Ein anderesmal fahren dann auch wir zum Gegenbesuche hinaus, und empfiehl uns einstweilen recht freundlich! Nicht wahr, so wird es besser und auch schicklicher sein? — Behüt' dich Gott, und sei eben recht vergnügt!"

Aber Hermanns wiederholte Bitte klang jetzt noch viel inniger.

„Nein, ihr müßt doch mit mir gehen! Aber nicht leiblich, nur mit eurem Herzen sollt ihr mich begleiten! Denn wißt, ich gehe jetzt zum Haidehof, zu werben um den mir von Gott gesendeten Engel meines ganzen Lebens. Vater, Mutter! ich bitt' um euern elterlichen Segen."

Und er sank vor ihnen aufs Knie, und sie legten die Vater- und Mutterhand auf das Haupt des treuen Sohnes. Dann schlossen sie ihn lang und innig in die Arme. Und Hermann riß sich von ihnen los. Thränen waren ihrer Aller einzige Worte.

Seid ruhig, ihr guten Eltern, weinet nicht! Euer Segen geht nicht verloren. Denn euer Sohn wird wahrhaftig mit ihr gesegnet sein! —

II.

Die Brautfahrt.

Und wieder einmal, lieber Begleiter, sind wir mit einander im alten Reichswald. Der mächtige Eichbaum, daran einst jene Rose die Maiglocken gebrochen, liegt uns schon im Rücken. Die Waldpfade sind schattig und kühl, ein solch duftender Riesenschild wehrt den Sonnenblitzen des sich neigenden Junitages. — Wie an jenem Morgen, da ich dich zum erstenmal in diesen Kaiserforst geführt, sind wir auch an diesem Abend ganz allein. Sieh' hin, nur zwei Rehe weiden dort im saftigen Graben. Lauschend reckt erst die Geiß den geschmeidigen Kopf empor; und jetzt der Bock. Aus dem Hohlweg der Tannenbucht tönt rascher Schritt herauf. Ihr kluges Auge späht umher, aber sie erschrecken nicht. Das ist keines Jägers lauernder Gang. Und behaglich weiter äsend ziehen sie langsam über die Lichtung, und ihre schlanken Gestalten verlieren sich allmälig im sonnigen Saume des jungen Eichenschlages.

Aber horch, immer näher hallt der rasche Schritt herauf. Schon taucht es dunkel hervor aus der grünen Dämmerung. Und siehe, jetzt tritt er aus den letzten Stämmen in das blendende Licht der offenen Waldstraße. Den leichten Krämpenhut in der Hand streift er weit aus der Stirne das triefende Haar. Aufathmend dehnt er die kräftige Brust im malerisch leicht anschließenden Rock, darum die zierliche Reisetasche hängt. Und freudig offenen Auges schaut er umher in der grünen, rauschenden Welt — er selber eine junge, schwellende Eiche; das Urbild fünfundzwanzigjähriger, deutscher Mannesjugend.

Erkennst du ihn, lieber Begleiter?

Stilleren Schrittes geht er seine Straße weiter — nach Westen, wo *sein* Osten liegt.

Und siehst du, wie er so glückselig in sich verloren den Barbarossaforst durchschreitet, da neigen am Waldsaum schneeweiße Birken die *grünlockigen Häupter* vor ihm, und grüßen ihn flüsternd: „*Grüß' Gott, jungfrischer Gesell! Wohin so lustige Reise?*" — Und die

dunkeln Wipfel der Tannen rauschen verwundert den lichten Eichenkronen zu: „Ein glücklicher Mensch!“

Da hören dies seltene Wort die Meisen und Finken, die Drosseln und Amseln, und kommen neugierig zur Waldstraße herausgeflattert, und huschen in Haselnußstauden und Brombeerhecken, und wollen den glücklichen Menschen betrachten. — Der Grünspecht hält mitten im eifrigsten Picken ein, und lugt von seinem Fichtenstamme nieder. Sogar einen verwitterten Häher treibt es auf einen Weidenstumpf herbei. Ungläubig schielt er nach dem Wanderer hinüber, und gibt krächzend seine grämlichen Skrupel kund. Aber die Elster, die geschwätzige Waldfraubase, die muß ihn am allergenauesten sehen, setzt sich mit großem Geschrei mitten auf die Straße, und hüpft bald rechts bald links neben ihm her, vom Scheitel bis zum Fuß mit frecher Neugier ihn musternd.

Und wie die Vögel alle sich an dem frohen Menschenbilde satt gesehen, da gibt der pfiffige Fink vorlaut seine Weisheit zum Besten. „Ich hab's heraus, ei, ei, der ist verliebt.“ — „Freilich, liebe Kinder, auf der Brautfahrt ist er, ich seh's ihm in den Augen an,“ ergänzt gar weise zwitschernd eine erfahrene Drosselmutter, des Waldes kluger Rath. — Die Waldfraubase stimmt schnatternd ein und flattert weit voraus, bis ans Ende des Waldes zum Jägerhaus. Sie muß ganz genau wissen, wohin sein Weg geht, um bei der Heimkehr sich im Walde wie immer wichtig zu machen.

Aber wie er jetzt in der Biegung verschwindet, da fliegen die andern Vögel alle wieder in ihr Walddunkel heim, und reden noch lange miteinander von dem glücklichen Menschen. Dem Häher selber, dem in diesem Jahr Unvermählten, kommen auf einmal wieder zu späte Freiergedanken. Die Ringeltauben girren zärtlicher in ihren grünen Häusern, und die Goldamsel singt mit der Drossel in die Wette, wie sie zur Zeit ihrer eigenen Brautwerbung nicht zärtlicher gesungen hatten.

Die Elster sitzt schon lange voll Ungeduld am Ende des Waldes auf dem Tannenwipfel, gerade gegenüber dem Jägerhause, damit ihrer Neugier ja nichts entgehen könne.

*Der alte Förster mit eis*grauem Schnurrbart steht in Hemd-

ärmeln nach den Bienenkörben im kleinen Garten. Daneben in dem milchweißen Hause mit dem mächtigen Hirschgeweih schaut sein sechzehnjähriges Töchterlein von der Arbeit feiernd zum Fenster heraus, und plaudert zu ihrem kleinen Bruder über die Straße hinüber, der stillvergnügt unter einer Föhre kauert, und sein Stubenlamm sammt dem Mutterschafe hütet.

„Das ist sie gewiß, gewiß, es ist kein Zweifel," schnattert gar vorschnell die Waldfraubase, und hält einen langen Monolog über ihre kluge Berechnung, immer erregter, je näher sie ihn jetzt mit eiligem Schritt auf das Jägerhaus herkommen sieht. Aber sie hat sich doch verrechnet. Er sagt wohl dem Förster freundlichen Gruß, und nickt seinem Töchterlein zu mit heiterem Blick, daß dessen frische Wangen noch röther werden. Aber eilig geht er vorüber. — Die war es nicht.

Die Elster schüttelt bedenklich den Kopf, und sieht ihm ärgerlich nach, voll Zweifel, ob sie ihm noch weiter folgen solle.

Aber siehe, wie er jetzt mit einemmal auf der steil anhebenden Steige seine Schritte beflügelt! — Schon steht er oben an des Reichswaldes letzten Stämmen; schon schaut er nieder auf die Hügel und Thäler, die weithin des Abends blauer Duft überhaucht. Hastig späht er umher, wo er sie wohl entdecken möge, die ihm noch unbekannte, einsame Stätte seiner ersten Liebe. All' die rauchenden Dörfer zur Rechten läßt rasch sein Auge liegen. Die sind es nicht. Aber links, dort wo der Reichswald in mächtigem Bogen in die Ebene sich niederzieht, wo in seinem dunklen Arm die braune Haide liegt, — o dort, ganz dicht am Tannensaum, der mauermächtige, duftumwobene Bau, gewiß, das muß es sein, seiner Sehnsucht, seiner Liebe glückselig Wanderziel — der alte Haidehof.

Und lange sieht er nach ihm hinunter. Die Abendglocken läuten nah und fern in den Dörfern den morgigen Sonntag ein. Frohe Andacht beschleicht sein Herz. Und mit umschleierten Augen steigt er sinnend nieder.

Der Elster auf ihrem Tannenwipfel ließ die unbefriedigte Neugier doch keine Ruhe, und sie flog ihm weiter nach, sogar über den Reichswald hinaus, in eine ihr völlig unbekannte Welt. Und wie

er jetzt in stillem Liebestraume drunten über den Haidegrund wandelt, flattert sie ihm als unberufener Kourier seiner Sehnsucht voran, und wartet immer wieder auf ihn, von einem hohen Markstein zum andern, die in spärlicher Reihe bis zu dem alten Gehöft aus dem Ginster ragen — zur Winterszeit die sicheren Führer über die schneebegrabene Fläche.

„Sieh', jetzt liegt der alte Haidehof schon auf hundert Schritte deutlich vor ihm. Jeden Quaderstein kann er an den grauen, massigen Mauern erkennen. Vom spitzbogigen Eingangsthor blickt das adelige Steinwappen verwittert und halb zerschlagen — ein historisches Denkzeichen jener Zeit, da einst aufständische Frohnbauern den damaligen Edelhof ihres Grundherrn zu stürmen versucht. Als hab' es diese Schreckensnacht bis zur Stunde nicht vergessen, so voll stummen Trutzes ragt auch jetzt noch das kastellartige Viereck in den dämmernden Abend. — Welch' ernstes Bild einer einsamen Menschenwohnung, nur Wald und Haide zum schweigenden Nachbar! — Wer sollte wohl ahnen, daß sie drinnen so heitere Menschen beherberge, und gar, daß sie ein Garten sei, den solch' verborgene Rose schmückt? — Viel eher möchte man wohl denken, daß dort aus dem räthselhaften, vielhundertjährigen Hügel mitten auf der Haide, den die Volkssage zum Hünengrab gestempelt, um Mitternacht gewaffnete Heldengeister in diese Mauern einzögen, um über des deutschen Reiches Nothstand zu berathen, mit klirrendem Schwert in gespenstigem Umtrunk.

Aber was ahnt unser Brautfahrer jetzt von Hünengeistern und ihrem Grabe, so nahe nun auch sein Fuß es berührt? — Nur die Haideblumen sieht er, die es umwuchern; nur nach deren Schwester späht sein Auge, ob sie sich von keinem Fenster ihm entgegenneige. — Aber alle sind leer. Da bückt er sich rasch. Vom Hünenhügel geborgen bricht er einen Strauß. Dann zieht er einen Streifen Papier aus der Reisetasche. Geschickt versteckt er ihn unter den Blumen. Zum wolkenlosen Himmel thut er einen großen Blick, und wieder hat er den inhaltsreichen Strauß verborgen. Was wohl auf dem Blatte geschrieben steht? —

Jetzt schaut er nochmals umher in der weiten Runde. Welch'

hehre Stimmung in dieser Einsamkeit! Die einförmige Haide umschließt in dunkler Umarmung der stundenweite Reichswald. Eine Hügelkette, die vom tannenschwarzen Halbkreis in blauem Schimmer sich abhebt, mischt den einzigen milden Ton in dieses ernste Wald- und Haidebild. Und eine Meile weit, von schroffem Felskegel vorspringend, schaut eine gebrochene Ritterburg herüber zum Hünengrabe. — Ein sicherer Markstein taggewordener Geschichte zum zweifelhaften Denkmal nebelumwobener Sage. — Dazu dieses große Schweigen über dieser Abendlandschaft, daß deren Beschauer fast den eigenen Herzschlag hört! Sogar die Haide hat aufs Flüstern, der Wald auf sein Rauschen vergessen, und die Vögel sitzen stumm in ihren Nestern. Nur dort am Tannensaume weiden die Schafe. Auf den Hirtenstab gestützt sieht ein weißbärtiger Greis vor sich hin. Das ist der alte Großvater. — Daß doch jetzt der Maler fehlt, um diese mächtige Stimmung festzubannen! . . . Fast will es unserm Brautfahrer ungastlich werden. Ist das der Willkommgruß? Späht noch immer kein sehnsüchtig Auge nach ihm aus? Und wie herzlich ward er doch eingeladen! — Doch horch, jetzt fängt es drinnen an zu klingen. Eine seltsame Weise, bald weich anschwellend, bald in stürmischen Wogen brausend, und wieder zerrinnend in ruhig fließenden Strom. O das ist ihre Hand! Ist aber auch ihr Herz dabei, und denkt es wohl jetzt auch an ihn, und ist das nur ihrer eigenen Sehnsucht vieltöniges Lied?

In solches Lauschen verloren wäre er wohl noch länger an dem Hünengrabe stehen geblieben, als in dem Eckzimmer zu ebener Erde, das halb auf die Haide, halb in den Wirthsschaftshof herausging, eine Gestalt ans Fenster trat, die offenbar nach ihm hinübersah. Es war Frau Forster; denn drinnen klang die vorige Weise noch immer fort. Hermann grüßte und schritt rüstig vorwärts. Eine freundlich winkende Hand erwiederte. Dann ward das Fenster wieder leer. Zugleich war auch das Spiel drinnen still geworden.

„Jetzt weiß sie, daß ich komme," dachte Hermann, und sein Puls ging rascher. „Er kommt!" klopfte mächtig Helenens Herz. Und von *ihrem* Flügel, dem sie in sehnsüchtigstem Gedenken an ihn diese *Weisen entlockt*, die ihr besonders lieb geworden, trat nun auch sie

ans Fenster, nachdem die Mutter eben aus dem Zimmer durch die sogenannte „Feldthüre" trat, die unmittelbar vom Wohnhaus ins Freie führte. Durch eine kleine Anlage von jungen Waldbäumen und Ziersträuchern, die das einförmige Haideland wohlthuend unterbrach, ging jetzt Frau Forster dem rascher Nahenden bis an den Fußpfad entgegen.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, lieber Herr Doctor!" Mit diesem Gruße reichte sie ihm die Hand. „Nicht wahr, der Weg zu uns ist doch ein wenig weiter, als Sie gedacht? Und wir wohnen hier wie außer der Welt. Aber ich hoffe, es soll Ihnen doch bei uns gefallen."

„O recht guten Abend, Frau Forster!" erwiederte Hermann mit kräftigem Händedruck. „Aber gefallen? Das ist ja viel zu wenig gesagt für einen Ort, zu dem es mir so mächtig das Herz hingezogen. Und schon jetzt, so ernst auch dieses Wald- und Haidebild, heimelt's mich doch schon wunderbar an. Mein Gott, wir sehen ja die ganze Außenwelt nur von innen heraus. Es ist Alles ja nur Stimmung. Und die meinige ist hier die glücklichste der Welt."

„Nun freilich," erwiederte die weitgereiste, herzenserfahrene Frau, um ein wenig abzulenken. „So werd' ich ewig daran denken, wie ich ein Vierteljahr nach dem Tode meines seligen Mannes mit Helene von Camaldoli auf das Paradies von Neapel herabgesehen; und ich hätte mich dort zu Tode weinen können, so traurig machte mich all' diese Herrlichkeit. Und jetzt füllt diese arme Haide das ganze Herz mir aus. — Aber vor Allem, wie geht's Ihren guten Eltern, und haben sie sich denn recht gefreut über Ihr rasches Heimkommen und Ihre gute Nachricht?"

„O gewiß! Ich wollte, Sie wären dabei gewesen. Es war ergreifend. Ja, meine Nacht im Postwagen hatte sich daheim überreich gelohnt. Und auch außerdem war sie so schön, o so wunderbar schön — dieser Sternenhimmel über mir und in mir — wahrhaftig, es war eine Nacht, wie aus einem Zaubermärchen. Mein Lebtag' vergess' ich sie nicht!"

Wie diese Worte jetzt durch die jasmindurchwürzte Luft ins Fenster hineinwehten, und mitten in Helenens ängstlich lauschendes Herz!

Wie hätte sie mit ausgestreckten Armen ihm entgegenfliegen mögen! Aber das durfte sie ja nicht. Sie mußte ruhig harren, bis er an der Hand der Mutter hereintrat. Und auch dann — was durfte sie ihm auch dann viel Liebes zum Willkomm sagen? Einen „guten Abend" und eine Hand. Das war Alles. Denn so gebot es ihr jungfräuliche Sitte. Und wie hatte er doch *sie* vorhin so begeistert gegrüßt, da er von jener Zaubernacht sprach! Auch der Mutter Willkomm war so freudig. Und nur sie allein sollte dann so scheinbar freudlos ihn hier empfangen? Da blitzte rasch ein Gedanke durch ihr geistreiches Köpfchen. Und ihr sittsames Herz verbot ihr ihn nicht. Ohne langes Bedenken setzte sie sich ans Klavier. Und wie die Beiden noch plaudernd draußen standen, klang es drinnen mit mindestens so beredtem Ausdruck, wie jene Posthornweise:

„So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein, als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal sei du gegrüßt!"

Helene wiederholte gerade den Refrain in so volltönendem Accord, als ihre kleine Hand umspannen konnte, da trat die Mutter mit Hermann herein. Sie stand auf, grüßte mit freundlichem Kopfnicken, und sagte nichts, als: „Guten Abend, Herr Doctor!"

Hermann erwiederte mit einem einfachen, herzlichen: „Grüß' Sie Gott, Fräulein Helene!" — Dann gaben sie sich die Hand, aber nur ganz flüchtig. Das war Alles? Der ganze Willkomm nach solcher Sehnsucht? — O warum denn auch noch mehr? — Hat ihr Herz ihn denn nicht schon heimlich begrüßt so vielmal als Stern' am Himmel stehen? Und wer zählte sie alle? — Was sollen da noch Worte, die doch nur kaltes Schweigen sind gegen solch unergründlich klingenden Liebesgruß? Was soll da noch ein langer Druck der Hand, wo die Lippe schon sich sehnt nach dem bräutlichen Kuß? Wo die *Stunde schon* so nahe, da ihre verlobten Herzen sich bald Alles,

Alles sagen dürfen, wo der ganze Himmel ihres Glückes bald offen aus ihren Augen leuchten darf — was sollen sie jetzt nicht die paar flüchtigen Stunden noch harren, und Aug' und Mund noch beschränken?

Helene ging hinaus, wie die Mutter ihr zugeflüstert, und kehrte schnell mit einem Glas Rheinwein zurück, das sie auf einfachem Porzellanteller Hermann kredenzte. Das durfte nur die Tochter des Hauses und keine andere dienende Hand. So wollte es die gute, alte Sitte der Gastfreundschaft, wie Frau Forster sie strenge bewahrte. Dann führte die Hausfrau selber den lieben Gast hinauf in sein Zimmer, damit er sich's bequem mache. In zehn Minuten, so bat sie ihn, möge er zum Nachtessen wieder herunterkommen; und eben wollte sie ihn mit dem lieben Worte verlassen: „Und nun lassen Sie sich's eben in unserm Hause recht, recht heimisch werden! Wir können Ihnen zwar nur wenig bieten, aber das Wenige ist gut gemeint —" da ergriff Hermann ihre Hand und hielt sie lang in der seinen:

„O lassen Sie das gut sein, Frau Forster! Denn glauben Sie mir: würde jetzt die Haide da draußen in ein Paradies umgezaubert, und Ihr einfaches Haus in den reichsten Palast mit den auserlesensten Schätzen und Genüssen, aber es fehlte drinnen ein einziges, liebes Wesen, so wäre ich in diesem Paradies und seinem reichen Palaste doch nur ein unsäglich armer Mann gegen den unendlichen Reichthum, den diese arme Haide und Ihr einfaches Haus für mein Herz heut Abend umschließt."

Erst jetzt ließ er ihre Hand wieder los. Frau Forster sagte: „Auf Wiedersehen!" Sonst nichts. Aber im Ton und Blick, mit dem sie das sagte, lag die ganze Antwort, die Hermanns Herz vollauf befriedigte.

Seine Toilette war schnell vollendet. Dann sah er sich in seinem Gastzimmer um. Wie einfach, aber geordnet war Alles darin bestellt! Hierauf trat er wieder ans Fenster, und schaute über die Haide zum Reichswalde. Welcher Friede wehte auch jetzt in sein Herz, welches Ahnen glücklichster Zukunft überkam sein junges Leben! — Zehn Minuten darauf ging er wieder hinunter ins Wohnzimmer.

wie Frau Forster ihn gebeten. Aber zuvor hatte er noch aus seiner Reisetasche jenen Strauß von Haideblumen genommen und ihn sorgfältig verborgen.

Drunten ging gerade eine Dienstmagd, die den Tisch zum Nachtessen gedeckt, aus der Stube. Helene nahm jetzt noch aus dem Eichenschranke feingeschliffene Gläser und Krystallschalen mit Früchten, und stellte Alles mit häuslich ordnendem Schönheitssinn zurecht. Schon der bloße Anblick des Tisches sollte dem lieben Gaste behaglich sein. Dann nahm sie vom offenen, weinlaubumrahmten Fenster eine Vase voll Rosen, die sie erst vorhin in ihrem eigenen Garten gebrochen. Ein mildes Lächeln umspielte ihr liebes Gesicht, als sie mit dieser festlichen Zierde das Ordnen des Tisches vollendete. Denn ihr Herz dachte: „So wird es ihm wohl gefallen."

Hermann trat herein. Welch' günstiger Augenblick für seinen Strauß! Ohne langes Besinnen zog er ihn hervor, und flüsterte mit hastiger Vertraulichkeit: „O bitte, nehmen Sie schnell diesen Haidestrauß! doch verbergen Sie ihn wohl! denn er redet eine Blumensprache, die ich ihn gelehrt. Und versprechen Sie mir's, erst beim Schlafengehen seine Worte zu lesen! O es steht darin viel, unendlich viel für Sie geschrieben."

Wie ihr da doch geschehen! — Vor der offen gebliebenen Thüre hallte der Mutter Tritt. Wohin die Blumen nur schnell verbergen? Sie wollte seine stürmische Bitte doch erfüllen. Und es wird ja doch kein Unrecht sein? — Noch ein zögernder Augenblick und der Strauß war verborgen an seinem liebsten, sichersten Ort, an ihrem hochklopfenden Herzen.

Frau Forster kam herein. Hermann trat eilig ans Nebenfenster und studirte die verschiedenen Formen des Weinlaubes, ohne nur ein einziges Blatt zu sehen. Helene machte sich am Tische mit neuem Ordnen zu schaffen, was aber diesmal vielmehr ein Verwirren gewesen. Frau Forsters Auge sah auf den ersten Blick, daß diese beiderseitige Beschäftigung wohl nicht besonders ernstlich gemeint sei, besonders da Helene gerade ein Kelchglas unter die Früchtenschalen stellte und dafür ein Brodkörbchen auf ein Gedeck. Aber sie berührte die sichtliche Befangenheit der Beiden mit keinem Worte. Mit der

alten ungezwungenen Freundlichkeit lud sie Hermann zum Essen ein. Und da die Drei bei einander saßen — die Mutter zwischen ihnen Beiden — da wußte sie mit heiterem Gespräch auch die letzte Spur von Befangensein aus Hermanns und Helenens Mienen abzustreifen, und unbefangenes Geplauder würzte das trauliche Nachtmahl.

Dazwischen dachte die Mutter für sich:

„Hatten sie sich vielleicht vorhin ihre Liebe gestanden? — Mein Gott, wie sollte mein Mutterherz über diese Möglichkeit erschrecken? — Daß die Beiden sich lieb haben, weiß ich ja längst und freue mich darüber aus ganzer Seele. Was mach' ich einen Hehl daraus? — Wie viele Töchter, und seien sie noch so züchtig und der Mutter ergeben, gestehen wohl ihre erste Liebe erst nach eingeholter Erlaubniß der Mutter, und in deren Gegenwart? Die Heimlichkeit ist ja dieses süßen Geständnisses uraltes und auch unschuldiges Vorrecht. Wie wollte ich's nun diesen Beiden verwehren oder unzarten Wortes bereden, wo ich es einst selber geradeso gethan, da ich jung gewesen und jung geliebt? — Und mein Kind weiß ja, daß ihre Liebe mich freut und mein Segen ihr nicht versagt bleibt. Darum nur keine ungesunde moralische Krittelei! Wären nur alle Töchter so reinen, gehorsamen Herzens, wie die meine, und alle jungen Männer so lauter und ehrenfest wie dieser! — Mein Gott, was gäb' es glückliche Mütter!"

Der Abendtisch, einfach, aber mit feinstem Geschmack bestellt, war zu Ende, und Frau Forster sagte, da sie aufstand:

„Nun aber, mein lieber Herr Doctor, nun müssen Sie doch auch meine Wirthschaft sich noch ein wenig ansehen, meinen Hof, meine Ställe, Felder und Wiesen, auf das Alles ich schon ein wenig eitel bin, wie ich gerne gestehe. Sonst möchte es Ihnen am Ende den Schlaf verderben, wenn Sie darüber nachgrübeln müßten, wo denn eigentlich der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, deren ich mich in ihrem Hause so gerühmt habe. Es ist schon Manchem so ergangen, der bei seinem Kommen nur Wald und Haide gesehen, und umsonst nach Feld und Wiese geforscht hat. Aber diese liegen alle von hier aus ganz versteckt dem Haidehof im Rücken. Und sehen Sie *ihn sich von dort aus an*, so erkennen Sie sein Bild gar nicht

mehr, freilich lange nicht so poetisch wie das erste. Darum sagt Helene immer scherzweise: wir wohnen zwischen Poesie und Prosa. Gegen Osten die Poesie von Wald und Haide, gegen Westen die Prosa von Acker- und Wiesenland. — Und so ist es auch gerade recht vertheilt, wie Sonnenauf- und Untergang, beides dem Menschen gleich nöthig. So hat die Poesie des Lebens den festen Untergrund und seine Prosa wird veredelt durch geistigen Inhalt. Nun kommen Sie, wir haben gerade noch ein halbes Stündchen Tag, um Alles wenigstens von weitem Ihnen zeigen zu können."

Frau Forster in Helenens Geleit führte jetzt ihren lieben Gast durch eine andere Thür in den ungeheuren Wirthschaftshof, dessen Viereck rechts und links von massiven Scheuern, Ställen und Schuppen umschlossen ward. — Was Frau Forster von Poesie und Prosa ihres Besitzes überhaupt sagte, konnte füglich auch vom Haidehof selber gelten. Herrschte draußen, von der Haide gesehen, das Poetische seines Bildes entschieden vor, in seinem Innern gewann der prosaische Eindruck zuerst die Oberhand. Und kein auch noch so heißblütig für germanische Reckenzeit schwärmender Beschauer hätte in diesem Wirthschaftshofe jenen Traum von gespensterhaft darin zechenden Hünengeistern mehr festgehalten, der draußen vor dem kastellartigen Anblick und dem Haidehügel, namentlich zur Dämmerzeit, so leicht die Phantasie befangen konnte.

Und doch, trotz alledem — wer diesen Wirthschaftshof ein wenig aufmerksamer betrachtete, der konnte auch in dieser scheinbaren Prosa gar bald ein Element gesundester Poesie herausfühlen, die zwar nicht in sentimentaler Lyrik, aber doch ganz gut in einer epischen Idylle zu verwerthen gewesen. — Welcher Ordnungssinn, der weit über die bloße Rücksicht auf Nutzen hinausging, sprach jeden Beschauer hier an! Kein Grashalm wucherte rings aus dem reinlichen Kies. Wie Soldaten in Reih' und Glied standen in den offenen Schuppen die Wagen, Pflüge und Eggen. Das Steinpflaster vor den Ställen, und drinnen der mit Platten belegte vierfache Gang in der aus rothen Backsteinen gewölbten Halle, jeder Stein war mit solch' holländischer Aengstlichkeit blank gescheuert, daß sich auch der feinst beschuhte Damenfuß nicht vor dessen Betreten zu fürchten hatte. —

Und nun dieses rührige Leben darin von Thieren und Menschen! Es war wirklich ein Vergnügen, diesem halben Hundert wohlgepflegter Schwyzerkühe jetzt zuzusehen, mit welch behaglichem Kopfnicken sie aus der Holzraufe die doldige Kleeranke niederziehend zermalmten; und wie die eine und andere sich dazwischen nach der ihnen gar wohlbekannten Herrin umsah, und mit zufriedenem Gesicht ihr zubrummte. Selbst die zwei Prachtexemplare ostfriesischer Zuchtstiere, von denen je einer vorn als trutziger Flügelmann stand, sie neigten besänftigt den wulstigen Nacken und milderten den wilden Blick, als Frau Forsters Hand zu gewohntem Gruße jedem an der mächtig breiten Stirne graute. Dazwischen saßen die Mägde beim eichenen Melkkübel auf dem Schemel mitten unter ihren Pflegbefohlenen. Und frische Lagerstatt streuten die Knechte. War das ein friedliches Tongemisch von Rieseln, Summen und Zermalmen! Aber kein rohes Wort ward gehört, kein Fluch noch Schlag. So gebot es der Herrin mildstrenge Zucht. Nur im Kälbergange, dieser Kinderstube mitten im Wohn-, Schlaf- und Speisesaal der Erwachsenen, hub jetzt ein ungeduldiges Blöken an, und in possirlichen Sprüngen zerrten die bereits der Muttermilch Entwöhnten an der Kette. Denn die Kälbermagd mit dem nahrhaften Malztrank trat jetzt zu ihnen heran. Da wollte jedes zuerst daraus schlürfen.

Und nun sagte Helene: „Hören Sie, Herr Doctor, wie das jetzt schreit und springt? — Und nun haben Sie die großen hier lange genug betrachtet, und der Mutter verdientes Lob gezollt. Jetzt müssen Sie auch zu meinem Kindervolke kommen, denn diese Kleinen stehen unter meiner Aufsicht."

„Wie, Fräulein Helene?" fragte Hermann verwundert. „Sie bekümmern sich auch um die Wirthschaft und haben für Kälberzucht Sinn und Verständniß? Ei sieh', das hätt' ich Ihnen wirklich nicht zugetraut."

„Ei, warum denn nicht?" erwiederte sie heiter. „Ich bin ja mit der Wirthschaft aufgewachsen. Da werd' ich doch auch was davon verstehen, und mich darum kümmern. O das thun noch ganz Andere. Als wir vor zwei Jahren auf den großen Gütern in Schottland waren, *hat sich sogar eine hochgebildete* Herzogstochter um die Kälber

gekümmert, und mir zum Abschied ein eigenes Gedicht über das Lob der Landwirthschaft ins Album geschrieben. Das sollen Sie morgen lesen! Und ich, die ich noch mein Lebtag keinen Vers gedichtet, darf doch auch meine kindische Freude daran haben, wenn dieses junge Volk unter meiner Aufsicht recht gedeiht und lustig blökt und drollige Sprünge macht. Und geben Sie nur Acht, wie sie Alle mich kennen! Ich hab' auch jedem seinen Namen gegeben, den sie dann auch später behalten. O, den wissen sie ganz genau. So sehen Sie's nur selber!"

Hermann hatte für diese ihm bisher fremde Seite in Helenens reichem Wesen noch gar nicht die rechte Erwiederung gefunden, als er schon mit raschem Schritt ihr gefolgt war. Und nun rief sie mit liebstem Tone, da sie mitten in den Gang getreten: „Mimeli, Puck, Elsy, Betty, Hertha, Fritze ..... Sehen Sie, Herr Doctor, wie sie alle mich kennen? Ist das nicht wunderlieb von diesen guten Thieren?" — Und ihre Augen glänzten vor Freude, wie sich dieses und jenes nach ihr umsah. Ob aus Zufall, ob mit Bewußtsein, was lag daran? Ihr Glaube machte sie glücklich. Dann trat sie zum allerletzten, das allein mit trübem Aug' auf seinem Strohlager kauerte; mitleidig beugte sie sich zu ihm nieder und legte die Hand auf seinen Kopf. „Aber sehen Sie da, meine Emmi! Das ist mein armer Patient. Da haben sie nicht Acht gegeben, und da hat es von dem herübergefallenen Klee gefressen, wo es eben erst abgewöhnt war. Das ist nun von allen mein liebstes Thierchen, weil es meine Sorge am nöthigsten hat. Wenn ich's nur aufbringe! Denn sehen Sie nur, wie schön es gezeichnet ist."

„Helene, es ist Zeit, daß wir gehen," mahnte Frau Forster.

„Ja, liebe Mutter," sagte sie und kam unverweilt vorwärts.

Im Vorbeigehen unterließ sie aber nicht, die Magd noch besorgt zu fragen: „Hat es heut Abend ein wenig Milch genommen?" — „Nein, Fräulein, keinen Tropfen!" war die Antwort. „Ich hatte mir alle Mühe gegeben, aber es ging nicht. Der Brand ist zu stark." — „Das arme, gute Thierchen! So muß es elend zu Grunde gehen. Wie dauert's mich!"

Mit diesen Worten ging Helene mit Frau Forster und Hermann

wieder in den Hof. Unter der Thüre flüsterte er ihr noch zu: „Sie haben noch nie einen Vers gedichtet? — Aber tiefpoetisch sind Sie doch!“

Helene sah ihn dankend an mit einem großen, unaussprechlichen Blick. Das war auch ein Vers aus dem Gedicht ihrer schönen Seele.

Doch auch für die Mutter hatte Hermann ein freundliches Wort: „Wie dank' ich Ihnen, liebe Frau Forster, Sie haben mir einen ungeahnten Genuß bereitet! Denn, offen gestanden, mir kam der Besuch bei diesen selten schönen Thieren interessanter und poetischer vor, als gar manche Gesellschaft mit alltäglichen, prosaischen Menschen.“

Und hätten sich in dem mit eisernem Gitter umfriedeten Geflügelhofe die ganze Inwohnerschaft der vielartigen Hühner und stolzen Hähne, der purpurnasigen Truthühner, gespreizten Pfauen, und farbenschillernden Enten, nicht schon in die Gemächer ihres gothischen Holzpalastes zurückgezogen gehabt; hätte Hermann es mit ansehen können, wie dieses buntfarbige Flügelvolk gackernd und krähend, kollernd und schnatternd beim Morgen- und Abendimbiß auf ihre holde Nährerin getrippelt und gewatschelt kam, wenn sie aus ihrem Weidenkörbchen Haferkörner streute, — gewiß, auch dieses idyllische Schauspiel hätte sein gutes Theil zu Helenens und dieses Hofes Poesie beigetragen. Aber noch viel mehr Schade war es jetzt, daß auch des Taubenschlags vielgliedrige Familie schon süßen Schlummers pflegte, als deren liebste Wärterin jetzt unter dem kunstreich geflochtenen, glockenverzierten Hause stand. Hätte er erst mit angesehen, wie die Tauben droben aus Freude bei ihrem Nahen schon die weißen Schwingen lüfteten, und dann eine nach der andern vertraulich zu ihr niederschwebte, sich auf ihre Schultern und Hände, sogar auf ihre Haare setzten, und ihr die Semmelbrosamen mit den rosigen Schnäbeln behutsam vom Finger pickten — o wäre ihm auch bis jetzt die frische Poesie dieses Wirthschaftshofes noch gar nicht aufgegangen gewesen, bei dem reizenden Bilde dieser Taubenfreundschaft hätte sie wahrhaftig mit aller Macht sein Herz endlich überkommen.

Gehen wir mit unserem Freunde nun auch noch durch das breite Hofthor hinaus, um die Felder und Wiesen zu besehen, die gegen Westen in großer Fläche sich ausdehnen! Aber die Nacht brach schneller herein, als Frau Forster berechnet hatte. Und so begnügte sie sich, ihren lieben Gast für heut Abend nur an den Feldrain zu führen und ihm von dort aus einen flüchtigen Blick zu gewähren.

„Nun wissen Sie doch wenigstens, wo der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, und morgen haben wir zu längeren Spaziergängen Zeit genug. Seien Sie mir nur nicht böse darum, daß ich Sie so bis in die Nacht hinein belästigt habe! Aber, mein Gott, was man eben selber so lieb hat, möchte man auch sogleich Jenen zeigen, die unserem Herzen näher stehen. Nicht wahr, diese kleine Schwäche entschuldigen Sie wohl? Nun kommen Sie, Sie werden müde genug sein."

„O, müde! Wo denken Sie hin?" erwiederte Hermann; „die ganze Nacht könnt' ich in solcher Gesellschaft Felder und Wiesen durchwandern. Weiß ich doch jetzt, daß ich Ihrem Herzen nahe stehe. Und was wäre mir lieber, als dieses Bewußtsein?"

Bald waren sie wieder ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Frau Forster lud zum Schlafengehen ein. Aber Hermann erwiederte:

„O bitte, gönnen Sie mir nur noch ein Viertelstündchen! Fräulein Helene muß mir noch was in den Schlaf mitgeben. Dieselbe Weise, die Sie heut Abend spielten, als ich noch draußen auf der Haide ging, diese lassen Sie mich jetzt noch einmal hören! Denn es klingen mir diese Töne noch immer wie von ferne durch meine Seele, und ich möchte sie so gerne darin heimisch werden lassen. Sie erlauben es ihr ja wohl, Frau Forster?"

„O gewiß, herzlich gern! Aber was meinen Sie für ein Lied, Herr Doctor?" fragte die Mutter.

„Das ich zu allerletzt gespielt, das alte Volkslied: So viel Stern' am Himmel stehen?" fragte Helene mit bedeutsamem, aber ängstlichem Ausdrucke. „Sollte Ihnen das wirklich unbekannt sein?"

„O, nein, dieses nicht!" beruhigte sie Hermann durch Ton und geheimen Blick. „Das hab' ich mir erst vor ein paar Tagen des *Nachts auf einem* Posthorn blasen lassen, und wie ein süßes Echo

hat es später mein Herz umklungen. Nein, dieses alte Volkslied kenn' und lieb' ich schon lange. Aber jene andere Weise meine ich, die Sie zuerst gespielt. Die ist mir fremd und doch hab' ich Verlangen danach. Sie war so schön. Wie heißt Sie nur?"

„Ach diese!" sagte Helene, innerlich aufathmend, da sie nun wußte, daß ihr damaliges Ahnen von jenem Posthornliede sie nicht getäuscht, und er ihren heutigen Gegengruß verstanden habe. „Nun, das ist auch eine Volksweise, aber eine schottische. Von dorther bracht' ich sie mit. Wer kann's wissen, wer sie erfunden? Was die Meereswogen sagen — so steht einfach auf dem Titelblatt. Sonst nichts. Aber, Sie haben ganz Recht, Herr Doctor, es ist eine wunderbar ergreifende Weise, und ich spiele sie oft und gerne, weil das Herz sich so viel denken kann unter diesem Liede der Meereswogen. Nicht wahr, liebe Mutter? Denn du sagtest mir einmal, es klinge darin das ganze Menschenleben."

„Ja, liebes Kind, das meine ich noch heute. Deines jungen Lebens Wogen freilich, sie fließen noch gar ruhig dahin und wissen noch nichts von Sturm, davor Gott dich behüte. Nun spiele, mein Kind!"

Und Helene ließ die Meereswogen reden. Da war ihr, als hätte sie nie zuvor ihre geheime Sprache so verständlich gehört. Auch der Mutter geschah es also. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber mit Meeresstille und mit Sturm. Regungslos sah sie auf ihre im Schooße gefalteten Hände. Hermann hielt die seine vors Gesicht, damit er innerlicher lausche. Nur vorwärts schaute sein Geist; nur auf eine weite, sonnenumglänzte See, darauf seines Lebens Schiff wie ein majestätischer Schwan mit vollen Segeln einherzog, mit Menschenglück ganz voll beladen. Was kümmerte seine Seele jetzt der Sturm, der durch die zitternden Saiten brauste? — Seinem Leben sagten ja die Meereswogen nichts davon. Ihm galt allein die heitere, sonnige Stille, mit der Helene ihr vielstimmiges Erzählen beschloß.

Und er stand auf wie aus einem Traume, gab Helenen die Hand, dann der Mutter, und sagte nichts, als: „gute Nacht!"

Aber was lag im Tone dieser zwei einzigen Worte? Darauf trennten sie sich und gingen schlafen. —

Wie hatte Helene diesen Augenblick des Alleinseins ungeduldig ersehnt! O, jetzt, in ihrem einsamen Schlafzimmer, jetzt durfte sie ja endlich den Haidestrauß aus ihrem Versteck erlösen und ihn zu sich reden lassen in der Blumensprache, die er ihn gelehrt. So hatte sie's ihm gelobt und auch gehalten, so heiß ihr auch das Herz oft geworden unter dieser Sehnsucht, die in den verborgenen Blumen geglüht. Denn mit Ungehorsam, und hätte ihn auch kein Auge als Gott und das ihre gesehen, wollte sie nicht um Alles ihre junge Liebe beflecken.

Und kaum hatte sie jetzt die Thüre hinter sich geschlossen, da lag der Strauß auch schon zerstreut auf dem Tische. Mit zitternder Hand entrollte sie das Blatt, und ihr Auge durchflog es leuchtend:

„Es kam wohl übers Haideland
Ein fremder Mann geschritten,
Der brach uns ab mit bebender Hand
Und thät gar sehr uns bitten:
Ihr Haideblumen roth und blau,
Ihr sollt mir Botschaft tragen
Zu einer wunderlieben Frau,
Der sollt von mir ihr sagen:
In Maienglocken zum erstenmal
Ihr Bildniß mir erblühte,
Daß seiner Schönheit lichter Strahl
Mein innerst Herz durchglühte.
Da sah ich sie erschreckt von mir
In banger Flucht enteilen. —
Ihr Haideblumen, nun helfet ihr,
Daß sie bei mir will weilen,
Und nie mich lassen, nie, o nie,
Bis zu der letzten Stunde.
Denn ach, im Herzen trag' ich sie
In tiefer Minnenwunde.
Und meines Lebens ganz Geschick
Will ich mit ihr verweben,
Ihr bis zum letzten Augenblick,
Als treuer Mann ergeben.
Und sagt ihr auch: ich komme nicht
Leichtfertig hergezogen;

Gar streng vor Gottes Angesicht
Hab' ich mein Herz erwogen.
Sie sei's, die meiner Seele Flug
Zu sich herniederbannte,
Die ich in heil'gem Herzenszug
Als einstig Weib erkannte.
Ja, bei der ew'gen Liebe Hort,
Sie möge mir vertrauen,
Nur heil'ge Wahrheit sei mein Wort,
Und Lüge mir ein Grauen!
Sagt ihr: von ird'schem Haidekraut
Hab' ich euch abgebrochen,
Doch auch zum Himmel aufgeschaut
Und ein Gebet gesprochen.
Denn, nicht allein für Lebenszeit
Möcht' ich ihr eigen werden,
Nein, für die ganze Ewigkeit,
Im Himmel und auf Erden.
So geht, und richtet treulich aus,
Was ich euch aufgetragen!
Zur Schwester geht ins Haidehaus,
Und dies auch wollt ihr sagen:
Erschrickt sie auch vor diesem Wort,
Ihr Blick mich stumm bescheide!
Dann zieh' auch ich gar schweigend fort,
Hin über die blühende Haide.
Doch in mir selber liegt im Schnee
Der Frühling dann erfroren;
Sein Glanz verblich, im tiefsten Weh,
Ging's Liebste mir verloren.
Doch höret sie euch liebreich an,
Wie's hofft mein ganzes Leben,
Und sie gedächte zagend dran,
Wie sie soll Antwort geben —
So macht ihr's leicht und sagt ihr nur,
Sie brauch' kein Wort zu sprechen.
Dann soll sie auf der Haideflur
Nur eine Blume brechen!

Die reiche sie mir schweigend hin,
Ohn' ihr was aufzutragen!
Welch' sel'ger Mann ich worden bin —
Die Blume wird's mir sagen."

Und was sagten wohl ihr die Meereswogen jetzt, und durch die ganze, vor Liebesfreude schlummerlose Nacht? — Sei still, mein Wort, bescheide dich! — Wie willst du auszusprechen wagen, was deiner Stimme unaussprechlich ist?

* * *

Und am andern Sonntagsmorgen gingen die Drei über den Kirchweg der Haide hinunter ins tiefgelegene Pfarrdorf. In der weiten Runde war's feiertäglich still. Als ob die Natur selber den Tag des Herrn begehe, so lag's wie Andacht über der Landschaft und dem alten Gehöfte. Das sah in seiner Einsamkeit sinnend drein wie Gottes- und Menschenfriede. Durch die Haide ging ein Flüstern, und ihre Blumen verneigten das Haupt. Auch diese drei einzigen Menschen auf der weiten Flur schritten schweigend vor sich hin. Helenens Antlitz war bleicher, als gestern. Aber das war kein heimlicher Gram, nur stille Seligkeit war's. Denn ein leises Lächeln erhöhte noch ihres lieben Mundes Anmuth. Und ihr Auge sah eine Blume nach der andern an. Aber ihre Hand getraute sich keine zu brechen. Der Mutter stummes Angesicht hielt sie zurück. Jetzt sah er verstohlen zu ihr hinüber. Und bricht sie mir noch immer keine Blume? — Und es blühen doch auf ihrem Wege so viele! Und jetzt stehen sie schon am letzten Saume der Haide! — Noch immer nicht?

Da sah sie den schmerzlich fragenden Blick — den hielt sie nicht aus. — Vorüber alle Scheu vor der Mutter! Und siehe, jetzt bückte sie sich — jetzt brach sie die Blume — sie legte sie zitternd in seine Hand; und ihre Lippen berührten sich im ersten bräutlichen Kuß. Wer kann es sagen, wer zuerst zum Andern sich neigte?

Dann sank sie der Mutter ans Herz: „O, Mutter! verzeih' mir, *ich konnte nicht* anders — segne mich!"

Und die Mutter umfing küssend ihr Haupt und rief: „Mein Kind, mein Kind!“ — und dann rief sie wieder: „Mein Sohn, mein Sohn!“ Und er umarmte sie, als zweite Mutter.

Im selben Augenblick flog eine Lerche aus dem Haidekraut, der Beiden Haupt umsingend. Drunten in der Dorfkirche schlugen die Glocken alle zusammen wie Segen des Himmels.

Und die Beiden waren ein Brautpaar vor Gott und den Menschen.

III.

Hermann an Theodor.

Bis hieher, lieber Begleiter, wollte ich dir unseres Freundes Brautfahrt selber erzählen. Jetzt lasse ich dir den weiteren Verlauf in Hermanns eigenen Worten nachlesen, darin er einige Tage darauf sein ganzes, übervolles Herz in das seines treuen Theodor ausgeschüttet hatte. Ich erschließe dir durch den Einblick in diesen Brief, glaube ich, viel unmittelbarer und tiefer seine innerste Stimmung, als meine eigenen Erzählerworte das vermögen. So greife ich mitten hinein.

...... Nicht wahr, liebster Theodor, war das eine Verlobung, wie vielleicht noch niemals eine gefeiert worden ist, in Gottes freier Natur, unter Glockengeläut und Lerchensang? — Weiß der Himmel, dieser Sonntagsmorgen wird einst die Nacht des Todes mir noch erhellen und ihr Grauen mildern. Aber wie hab' ich auch drunten in der Kirche gedankt und gebetet! In solcher Nähe Gottes hab' ich mein Herz noch nie gefühlt. O, es klingt auch eine ganz wunderbare, wahrhaft überirdische Stimmung in einem so frisch verlobten Menschenherzen. Und auch ihr muß es wohl so ergangen sein. Denn ich sah während des ganzen Hochamtes kaum ein paarmal ihr liebes Gesicht, in solche Andacht versunken hatte sie's beständig in die Hände geborgen. Und so oft sie es erhob, war es voll Thränen. Aber gewiß nur süße Tropfen aus ihres Liebesglückes vollem Bronnen. Ich

glaub', alle Leute in der Kirche müssen es uns angemerkt haben, daß zwischen uns Beiden etwas ganz besonderes vorgegangen war. Mit solcher Neugier ruhten Aller Augen auf uns .... Erlasse mir nun, liebster Freund, auch den Heimweg von der Kirche zu schildern. Wollte ich Stunde für Stunde des Tages dir eben so genau ausmalen, wie jeden Schritt des ersten Abends, ich würde nimmer zu Ende kommen. Bist du doch überhaupt der einzige Mensch auf der Welt, dem ich außer meinen guten Eltern meine innersten Erlebnisse mit solcher Offenheit anvertraue. Aber ich habe ja eine gar große Schuld an dich mit gleich echter Münze heimzuzahlen. So höre denn weiter! — Als wir um zehn Uhr zum Haidehof zurückgekehrt waren, mußte ich unwillkürlich vor Frau Forster und Helene ausrufen: „Ach, wären jetzt nur auch meine guten Eltern da!" — Es war dieser Wunsch zum vollen Glücke des Tages so natürlich, ohne daß ich gerade an dessen sofortige Erfüllung gedacht hätte. Mein Herz war nur voll davon. Aber Frau Forster, diese energische Frau, verwandelte augenblicklich mein nur so leichthin gesprochenes Wort zur entschiedenen That. „Jawohl, lieber Hermann" (der langweilige Doctortitel ist nämlich auf mein dringendes Verlangen seit einer Stunde glücklich abgeschafft). Also sagte sie: „Jawohl, lieber Hermann, Ihre guten Eltern müssen auch dabei sein! Dieser Gedanke kam vorhin auch mir selber, und darum soll dem Wunsche, der so richtigem Gefühl entspringt, auch sogleich die Ausführung nachfolgen. Es ist eben zehn Uhr. Ich lasse augenblicklich einspannen. Schon um halb zwölf steht der Wagen vor Ihrem Hause. Und wann wird bei Ihnen gewöhnlich zu Mittag gegessen, lieber Hermann?" — „Punkt zwölf Uhr, liebe Mama!" gab ich zur Antwort. (Das steife „Frau Forster" ist auch bereits zum Falle gekommen und zum Unterschied von meiner eigenen Mutter das ebenfalls ganz trauliche „Mama" angenommen worden.) — „Also gut, da können die guten Eltern um halb zwei Uhr bequem hier sein, um dann mit uns vereint zu Mittag zu essen. Meinen Sie nicht auch, lieber Hermann, so läßt sich's herrlich ausführen? Nun schnell noch ein paar Worte!" — Sogleich setzte sie sich an ihren Schreibtisch und warf nachstehende Worte hin, die ich als denkwürdiges Aktenstück in diesem allerwich-

tigsten, aber auch friedfertigsten Prozesse meines Lebens mir sorgfältig aufbewahre. Sie lauteten:

„Verehrtester Herr Doctor!

Wüßte ich nicht durch Ihren und nun auch unsern liebsten Hermann, daß er schon gestern Abend Vater- und Muttersegen Ihres Hauses in das meinige mitgebracht, so hätte ich wohl nimmer den Muth, Ihnen diese eiligen Worte zu senden. So aber bitte ich Sie, als die Eltern Hermanns, der vor einer Stunde nun auch mein eigener Sohn geworden, so innig als mein Herz nur vermag: kommen Sie Beide ohne allen Verzug, um das Glück unserer beiderseitigen Kinder voll zu machen, die sich, wie nicht minder ich selber, unaussprechlich nach Ihnen sehnen. Wir warten auf Sie mit dem Mittagstische. Nur, wenn auch Sie Beide in unserer Mitte sitzen, sind unsere Herzen völlig befriedigt. Wenn Sie um zwölf Uhr richtig einsteigen, hoffen wir, Sie längstens um halb zwei umarmen zu dürfen: mein Kind, als Ihre nunmehrige Tochter, ich als Ihres Sohnes nunmehrige Mutter. Nochmals bitten wir: versagen Sie uns nicht diese von uns Beiden wie von Hermann gleich innig ersehnte Freude, und eilen Sie ohne Bedenken und Verzug in die, zu glücklichstem Willkomm offenen Arme Ihrer Sie hochverehrenden

Sophie Forster."

Ein von mir dem Kutscher zugestecktes Trinkgeld beflügelte seine Rosse, und schon um ein Uhr, noch eine halbe Stunde weit entfernt, sahen wir von der Steige des Reichswaldes in solch' gestrecktem Trab den Wagen herunterrollen, daß kein Zweifel war, er kam nicht leer zurück, und brachte sie wirklich, meine guten, heißersehnten Eltern. Als sie dann über die Haide fuhren, konnte man in der aufgeschlagenen Kutsche sie schon ganz deutlich erkennen. Schnell eilten Helene und ich zum ersten Stockwerk hinauf in ihr Zimmer und winkten ihnen fort und fort mit unsern Tüchern entgegen. Anfangs mußten sie es nicht gemerkt haben. Aber bald darauf winkte es auch uns zu. Erst mit einem weißen Tuche — das war meine Mutter; und dann mit einem dunklen — das war mein Vater. Schnell sprangen

wir wieder hinunter ins Freie. Ueber den Fußpfad der Haide kreuzten wir den Fahrweg. Und da kamen sie schon — stiegen aus — und Helene sank küssend in den Arm ihrer neuen Eltern, und dann ich an ans Herz meiner alten. O Theodor, kannst du dir denken, wie ihnen da geschah? Du kennst sie ja, so gut wie ich selber. War das ein seliger Augenblick, den ich nie vergessen werde! Besonders mein alter, weichherziger Vater, der wollte Helene nun gar nimmer aus den Armen lassen, so lange küßte er sie auf Stirn und Augen und Mund, und immer wieder stammelte er dazu: „O meine Tochter, meine Tochter!" — Dann gingen sie mitten zwischen uns Beiden, der Vater an meiner, die Mutter an Helenens Hand, noch die fünfzig Schritte zum Haidehof, aus dem nun auch Frau Forster ihnen entgegenkam. Ein neuer, ernstfreudiger Willkomm! ..... Wo fahr' ich jetzt nur weiter? Schon die Erinnerung an all' die heitern und ernsten Stunden dieses unvergeßlichen Tages regt mich auf. Wie war mir erst, da ich sie wirklich durchlebte? — Nun, ja, mein herzlich Geliebter! Dann setzten wir uns zum Mittagstisch. Auch der Schäfer und der alte Großvater waren dabei zu Gaste geladen. Diese ehrlichen, anhänglichen Menschen! — War das nicht wieder ein recht menschlich schöner Gedanke der edlen Gutsherrin? Ohne diesen Schäfer wären ja auch wir selber nun nicht beim Mahle des Verlobungsfestes so glücklich beisammengesessen. Wie that darum Frau Forster Recht und wie ehrte es ihr Herz, daß sie nicht in undankbarer Vornehmthuerei des niedrigen Knechtes vergaß, der als Wegweiser des Himmels ihr Kind und mich zur Höhe solchen Glückes geführt! Aber laß mich eilen! — Nicht einmal die Trinksprüche kann ich mehr berühren, wie sie meinem Vater und Frau Forster das Herz kunst- und schmucklos beim Champagner eingegeben hatte .... Die Hand zittert mir .... ein halbstündiger Spaziergang durch die Felder und Wiesen, die ich am ersten Abend nur in der Dämmerung vor mir liegen sah, erfrischte uns Alle, und wohlthätige Ruhe kehrte bei uns ein. Sie that uns wirklich noth. Auch zu viel Freude macht müd an Leib und Geist. So kehrten wir neu belebt zurück. Auf meine Bitte setzte sich Helene an ihren Flügel und spielte Beethovens wunderbare Kreuzersonate. Aber wie? —

Mit welch' tiefem Verständniß, mit welcher Macht und Innigkeit, mit welchem Schwung der Begeisterung! Ich wurde völlig stumm. Und auf ihres Spieles klingenden Schwingen zog in mein Herz das volle Ahnen davon, was Alles in dieser Mädchenseele geborgen liege. — Wie hatte sie erst heute Vormittag so recht wie ein lustiges Kind ihre Tauben gefüttert! Wie hatte sie mit ihnen gelacht, geplaudert und gezankt, als sie auf ihren Schultern sitzend sich um die Brosamen in ihrer Hand stritten! Und diese selbe Hand, dieser selbe kindliche Geist beherrschte jetzt mit solcher Mannesmacht das gewaltige Dichterreich dieses Aeschylus der Töne. Und erst achtzehn Jahre! — Liebster Theodor, welch' Weib wird einst aus diesem Mädchen werden? Brauch' ich dir darum noch zu sagen, mit welchem Aug' ich jetzt in die Zukunft schaue? In welcher Verklärung nun das Leben vor mir liegt? — O, ich weiß ganz gewiß: Helene darf mir jenes Lied von den Meereswogen, davon ich dir schrieb, in allen Tagen meines Lebens mit ihr vorspielen — und niemals wird ihr Erzählen vom Sturme meinem Herzen und seiner Liebe gelten.

Und nun, laß mich zum Schlusse eilen! — War das ein nimmer endender Abschied, eine wonnige Heimfahrt durch den abendlichen Reichswald! Ich glaube, solche drei glückliche Menschen hat er noch niemals zuvor umrauscht gehabt. Als wir dann an jener Eiche vorüberfuhren, an der ich das Bild meines Glückes zu allererst geschaut, da that ich's nicht anders: die guten Eltern mußten aussteigen, um diesen Baum, den blühenden Markstein meines ganzen Lebens, sich in der Nähe zu betrachten. Wie gern erfüllten sie meine Bitte, und wie that unsern drei Herzen dieses Eichenrauschen so wohl! Dann brach ich noch von den niederrankenden Aesten zwei Blätter ab, je eines für Vater und Mutter. Die liegen jetzt in ihren Gebetbüchern. Und einen Schößling pflückt' ich für mich; der hängt nun unter Glas und Rahmen über meinem Arbeitstisch. — Um neun Uhr empfing uns zuletzt der Friede unseres Erkerhauses. O, daß doch meine alte Dorothee jetzt darin fehlte, deren Märchen vom Königssohn und der Prinzessin so wunderbar an mir in Erfüllung ging! Wie hätte auch ihre gute, treue Seele sich an meinem

jungen Glücke gefreut! Das war das Einzige, was ich an jenem Abend in unserm Hause vermißte.

So, liebster Freund, endete meine mir unvergeßliche Brautfahrt.

Aber ich sehe es dir nun an deinen treuen Augen an: Eines vermissest auch du noch! — Nicht wahr, zum Vollmaß deiner Befriedigung möchtest du doch nun auch ein Bild von ihr haben, die deines Hermanns Leben so tief beglückt? — Ist es nicht so? — Ja, mein Gott, wie gerne würde ich sie dir nun beschreiben vom Scheitel bis zur Sohle! Finde ich doch deinen Wunsch so natürlich, und ginge mir's mit deiner Elisabeth doch gerade so, wenn ich nicht erst vor vier Tagen ihr liebes, sanftes Gesicht mir wieder so genau betrachtet hätte. Aber, liebster Theodor, wie stell' ich's an, dir Helenens Bild zu malen mit Feder und Tinte? — Soll ich nach der Art eines raffinirten Romanschreibers sie dir schildern? — Soll ich ihren mittelgroßen, schlanken Wuchs mit der Gazelle vergleichen? — Soll ich ihre hohe, geistreiche Stirne mit kastanienbraunem Haar umrahmen und von dem milden Sternenglanz ihres sanften, dunklen Auges dir vorschwärmen? Soll ich den Purpursammt ihrer fein geschnittenen Lippen preisen und die blendend weiße Perlenreihe, die ihr Lächeln noch lieblicher macht? Und soll ich endlich auch im Kinn das reizende Grübchen nicht vergessen, das sogar dann und wann sich schelmisch in den rosigen Wangen zeigt? — Nein, solche verbrauchte Zeichnung eines Taschenbuchbildes ohne Geist und Seele muthest du mir nicht zu! Sag' selber, was hättest du auch von solcher Schilderung, in der hundert Augen doch nur wieder hundert verschiedene Bilder von ihr erschauen würden?

Ich gestehe zwar gerne, lieber Theodor, daß ich zum vollen Glück meiner Liebe auch die Befriedigung meines Schönheitssinnes nöthig hatte. Geistige Ascese war niemals meine Sache, und eine schöne Seele in unschönem Leibe hätte mich wohl schwerlich von Liebe erglühen machen. So bin ich einmal, und warum soll ich Fleisch und Blut in mir verleugnen? — Aber du trauest mir gewiß auch umgekehrt zu: mich hätten doch alle Reize dieses schönen Leibes nicht gereizt, wäre reizlos gewesen ihre Seele. Und die Schönheit dieser müßte ich jetzt vor Allem dir beschreiben. Diesen geistigen Glanz

und Duft, der über dem ganzen Mädchenbilde verklärend ruht, müßte ich dich schauen, diesen Wohlklang seelischer Harmonie dich vernehmen lassen, von der jedes ihrer Worte nur ein anderer wohlthuender Ton, bald aus überraschend geistiger Höhe, und wieder aus eines Kinderherzens unentweihter Tiefe. Dann erst, mein Inniggeliebter, könntest du es ganz erfassen, welch' glücklicher Mensch dein Freund geworden ist, welchen Schatz er gehoben hat in diesem schönen irdischen Gefäße, das solch' unsterbliche Schönheit in sich schließt. Aber könntest du mir das Morgenroth im Hochgebirge beschreiben, hätt' ich es nicht schon selber gesehen, oder das Lied der Nachtigall im rosendurchdufteten Thale, hätt' ich es zuvor nicht schon gehört? — Doch, mein liebster Theodor, dir brauch' ich ja Helenens Seele nicht zu schildern. Du ahnest ihr ganzes, schleierloses Bild in jener andern schönen Menschenseele deiner Elisabeth.

Du weißt, mein lieber Freund, mit welcher Neidlosigkeit ich dir dein Glück gegönnt, als mein eigenes Herz an solcher Liebe noch so arm gewesen. Jetzt aber, da ich selber so überreich daran geworden, beneide ich dich — um Eines: um die Armuth deiner Elisabeth. Weiß es der Himmel, wäre mir jetzt noch ein einziger Wunsch für mein Glück gegönnt, ich würde nur den einzigen hinaufrufen: gieb mir sie arm, bettelarm zum Weibe! Dann machte sie mein Glück noch reicher. — Nur mit der Haide gegen Sonnenaufgang, nicht mit den Feldern und Wiesen gegen Sonnenuntergang, möcht' ich sie einst heimführen. So wie du deine Elisabeth, möcht' auch ich nur sie selber erringen, und sonst nichts neben ihr. So wie du nur mit eigener Manneskraft, nur mit eigenem Gute möchte ich das Haus ihr gründen. Ja fürwahr, um das *eine*, stolze Bewußtsein beneide ich dich. Gottlob, daß ich mir nur mit gutem Gewissen sagen kann: da ich sie unter jenen Maienglocken zum erstenmale gesehen, sah mein Auge nur sie und wußte nichts von ihren Feldern und Wiesen. Und da ich jetzt auch diese gesehen, weiß mein Herz doch nur einzig von ihr.

Jetzt bin ich zu Ende, und nun lebe wohl! Ich drücke dir die Freundeshand hochbeglückt wie nie.

„*Und kommt nur erst die Winterszeit*, dann werden Sie Früh-

lingsanfang feiern," so sagte ich noch vor ein paar Tagen zu deiner Elisabeth. Aber wie thöricht ich damals nur so reden konnte, als ob mein erster bräutlicher Tag noch winterlich gewesen, und als ob aus den Briefen deiner eigenen Brautzeit nur eine einzige Schneeflocke mir aufs Herz gefallen wäre! — Nein, liebster Theodor, schon heute fühl' ich's zu tief: nun wird in meinem Leben ein Frühling anheben, o ein Liebesfrühling, wie er in des großen Rückert ewig schönen Liedern blüht und klingt und leuchtet, so lange der Klangstrom deutscher Sprache wohllautend wird durchs deutsche Leben fluthen. Erst gestern habe ich wieder stundenlange darin geblättert. Sind das doch wunderbare Weisen, wie Lerchen- und Nachtigallensang aus der Höhe und Tiefe des deutschen Gemüthes. Und morgen Abend werde ich diesen „Liebesfrühling" meiner eigenen Rose bringen. Hörst du's, liebster Freund, schon morgen werde ich sie wiedersehen, umarmen und küssen dürfen. Und so wird es nun jede Woche zweimal fortgehen. Feiertag wird mir ihre Mitte sein und ihr Ende. O welch' eine bräutliche Zeit!, welch' stets sich erneuernder Wechsel von Arbeit und Liebesruhe! Dann wird die heißersehnte Abendstunde kommen, und aus der schwülen Aktenluft werde ich hinauseilen in den kühlen, duftigen Wald, und über die Haide stürmen, der immer neu erlöste Königssohn im Zaubermärchen. In immer neuem Reize wird die Prinzessin vor mir stehen und in ihre wunderreiche Burg mich führen. Immer süßere Geheimnisse werden unsere Seelen tauschen, immer schleierloser sich erkennen. O Theodor, wird das ein Kommen und Gehen werden von Haus zu Haus, von Friede zu Friede, von Liebe zu Liebe! Welch' geistiges Hin- und Herfliegen auf heiliger Sehnsucht schneeweißen Schwingen! Bald zum Himmel, bald nieder zur Erde, aber immer die gleiche Frühlingszeit, darin die Bäume treiben und wachsen, daraus einst unserer ewigen Treue irdisches Haus gezimmert wird!

Heiliger Gott, wenn jemals in diesen Liebesfrühling ein Sturm, ein Blitz, Dürre oder giftiger Thau — — Nein, nein! Gar nicht ausschreiben will ich diesen Satz. Meine ganze Seele erschrickt schon vor dem bloßen Gedanken an die fernste Möglichkeit. Und nicht wahr, der Neid der Götter ist ja längst ein Märchen geworden, wie

ihr ganzes olympisches Reich? — Aber unser Gott ist ein Gott der ewigen Liebe, und freut sich darüber, daß auch die Menschen durch Liebe glücklich seien. Ja, so ist es, und so wird es sich allezeit erfüllen. Darum weg mit aller heidnischen Furcht vor unmöglicher Zukunft! Ich werde sie morgen wiedersehen. Nur dieses selige „morgen" sei jetzt mein einziger Zukunftsgedanke! In ihm will ich freudig einschlafen, von ihm will ich glücklich träumen, in ihm will ich morgen früh noch glücklicher erwachen und Abends am allerglücklichsten zu meinem Zauberschlosse wandern, drin meine Rose, meine Prinzessin blüht.

Behüte dich Gott, und er sei gnädig ihr und mir und unserem Liebesfrühling!

Herzlich gute Nacht! Glückselig wie noch nie, aber dir mit keinem Herzschlag weniger treu

Hermann.

IV.

Was die Meereswogen sagen.

Wer kennt nicht des gemüth- und geistreichen Mendelssohns „Lieder ohne Worte?" Wie viel tausend Herzen haben sie nicht schon entzückt und begeistert! — In Wellen des Wohlklangs sein dichterisches Empfinden auszugießen — was ist dagegen das starre Wort? Und doch, wie auch selbst Reim und Rhythmus für mein Erzählen mir fehlen, so möchte ich dennoch, daß es im Großen dein Ohr und Herz umklinge, wie eine „Symphonie in Worten," deren Grundgedanken gar manchmal wiederkehren, das Ganze durchdringend und tragend, darin sich bekämpfend und wieder versöhnend unter stets wechselnder Begleitung des menschlichen Lebens. Verarg' mirs darum nicht, lieber Begleiter, wenn ich oft unwillkürlich meine Bilder der schwesterlichen Musik entleihe. Ueberkommt mich doch gar oft eine wahre Sehnsucht danach, mit Harfenklang und Saitenspiel das klanglose Wort beseelend zu beflügeln! Ist doch das Leben selber

nur eine wechselnde Reihe heiterer und düsterer, stürmischer und sanfter Liederweisen, und Dissonanz und Harmonie lösen darin sich ab, wie im Reich der Töne!

Und so möchte ich auch jetzt nur unter blühenden Bäumen im Sonnenglanze vor dir stehen, im Arm die goldene Harfe und möchte von unseres Freundes Brautzeit dir Lieder singen, klar und süßklingend, sehnsuchtstief und liebesmächtig, wie sie jenem weihevollen Munde entquollen, der dem deutschen Volke seinen immer blühenden „Liebesfrühling“ sang. Darum bitte ich dich, verzichte jetzt auf mein eigenes Wort, und laß dafür des großen Meisters Sprachmusik das Herz dir umklingen! Und dann, dann komm mit mir in den weltentrückten Frieden dieses einsamen Hauses! Laß Haideflüstern und Waldesrauschen das Klingen dieses Liebefrühlings begleiten, wenn unser Bräutigam dem Herzen der Braut entgegenstürmte, wenn er sich von ihm losriß auf drei ewig lange Tage, oder wenn sie Hand in Hand auf der Haide wandelten und am Tannensaum zu süßem Liebesgeplauder sich niedersetzten! — Laß Bienen und Waldvögel allein sie behorchen, wenn dann ihre verlobten Herzen aus immer tieferem Grund ihre Schätze tauschten! Nur fliehende Wolken laß auf sie niederschauen und es einzig dem Himmel verrathen, wenn ihre Lippen einander dankten für das ihnen entquollene Wort von neuem Treuegelöbniß, von neuem Lichtblick in sonnige Zukunft!

O Brautzeit, du des Menschenherzens duftigste, lichteste Zeit, darin es in voller Blüthe glückverheißender Hoffnungen prangt, von denen nicht eine noch ein Wurm benagt, oder Frost und Sturm um die Frucht betrogen; darin des Lebens Antlitz in heiliger Verklärung leuchtet, darin fromme Sehnsucht zum einstigen Hause den Felsengrund legt und seinen himmelragenden Giebel errichtet; in dessen Kammern der Treue vollgefüllte Opferschreine stehen — o Brautzeit, du wiedergekehrte Poesie der harmlosen Kinderjahre mit ihren Märchen, Spielen und Scherzen — wann hast du mit deinem Frühlingshauche zweier Liebenden Leben noch süßer umweht, als dieser?

Hatten da die Bäume des Reichswaldes nicht ganz recht, als sie beim ersten Anschauen unseres Brautfahrers sich einander verwundert zugerauscht: „Ein glücklicher Mensch!“

Und nicht ein einziger Mißton stahl sich in dieses Frühlings Harmonie? — Gar keiner? — So höre ich dich fragen. Und was soll ich dir darauf antworten? Ich kann es nicht mit Ja und nicht mit Nein. Wie oft hebt er ja nicht im Reiche der Musik störend an, nur um des versöhnten Einklangs Frieden noch zu erhöhen? So erging's auch hier. — Aber wie erzähle ich dir's?" — Doch komm, lieber Begleiter! Was soll ich lang auf eigene Worte sinnen? Hör' lieber sogleich das Wort Helenens selber, das sie ihrem Hermann nach den vier ersten Wochen geschrieben. Dieser eine Brief erschließt dir den Schatz ihrer Seele reicher, als wenn ich einen ganzen Abend davon dir erzählte.

Er datirt vom 20ten Juli 1845 Abends neun Uhr und lautet:

Mein innigst Geliebter!

Ich sitze in meinem lieben Stübchen, das auch dir so traulich ist, und habe mir den Tisch ans offene Fenster gerückt. Gott, wie es schön draußen ist! Wie ein Kind, das eben einschlafen will, liegt die Haide vor mir und unsichtbare Hände umspinnen sie mit weißem Schleier. Mit zitterndem Glanze steht der Abendstern über dem im Traume rauschenden Wald. Immer endloser hebt's im blauen Himmelsgarten von goldenen Blumen zu leuchten an, und durch die Nachtluft höre ich deine Seele die meine grüßen: „So viel Stern' am Himmel stehen, so vielmal sei du gegrüßt!"

Welch' ein Friede da droben und da draußen! Nur von weitem tönt das Brausen des Bahnzugs wie fernes Meeresrauschen durch den Forst. O so, mein Geliebtester, denke ich mir unser einstiges Leben! — Ja, nicht wahr? du vertrautester Freund meiner Seele, so haben wir es uns in diesen wunderbar schönen vier Wochen ja so oft gesagt und betheuert. So soll auch die laute Welt mit all' ihrer friedlosen Jagd uns nur aus weiter Ferne dumpf umbrausen. Und das Haus unseres Glückes soll einst in fester Einfachheit gegründet stehen, wie jetzt das meine hier im Frieden seiner waldumgrünten, himmelumglänzten Haide. — O du mein Liebster, daß es doch wirklich auch dereinst so käme! Daß du doch all' dein Verlangen nach Menschenglück nur an mein Herz legen wolltest! —

Es will dir wahrhaftig werden ein frühlingsgrüner Wald, darin das Blühen nimmer endet, ein Himmel, daran die Sterne kein Auge zählt, und ein Friede, darin jeder Streit zur Ruhe kommt. — Denn unermeßlich ist des Weibes Liebe. Keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefe, ihre Höhen umkreist keines Adlers Flug, und keines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke.

Doch, liebster Hermann, ich sehe dich jetzt verwundert lächeln, da du diese Worte liesest, und du denkst wohl: ei, ei, wie pathetisch! — Und wie kommt dieses achtzehnjährige Mädchen dazu? —

Ja, nicht wahr? Aber, wenn der Frühling mit seinem Zauber in den laublosen, schweigenden Wald tritt, und dann die höchsten Eichenwipfel zu grünen und rauschen und die tiefsten Blumen zu glänzen und duften beginnen; wenn dann der Lieder entfesselter Strom darin in goldenen Wellen fluthet, und der ganze Wald ein Lobgesang des Frühlings wird — sag' liebster Freund, darf der Frühling über den Wald dann wohl verwundert lächeln? — Ja, nun sieh', du frühlingsgleicher Zauberer, was du aus meinem Leben gemacht hast! — Da ich vor nun acht Wochen zwischen jenen Maienglocken so vor dir erschrocken bin, da war ich nur ein achtzehnjähriges Mädchen. Aber seitdem du mir deinen Haideblumenstrauß gebracht, bin ich ein Weib geworden. Und wollte ich mein jetziges Alter an der Liebesmacht meines Herzens messen, so wüßte ich keine Zahl, denn nicht hundert und nicht tausend Jahre umfassen mehr meine Liebe. Und doch wird sie alle Zeit gleich jung in mir verbleiben und sie wird auch mein Herz dir erhalten in immer gleich blühender Jugend. Welch' ein Geheimniß! — Ja, du Liebster meiner Seele, ich bitte dich jetzt und für alle Tage meines Lebens: nur an mein Herz leg' all' dein Glück! Wahrhaftig, es wird daran wohlgeborgen sein. — O könntest du jetzt fühlen, wie bei dieser Bitte meine ganze Seele zittert! — Zittert? Wirst du fragen. Aber warum doch nur?" — Ja, lieber Hermann, wenn ich selber es wüßte! Gewiß, und wäre es mein geheimster Gedanke, ich wollte ihn entschleiert vor dir niederlegen. Aber so frage ich mich vergeblich selber: was ist das nur? — Und doch ist sie in mir diese unerklärliche, unheimliche Angst, die *ich nicht mit Namen* nennen kann, die aber mir oft die ganze Brust

zusammenschnürt. Nicht wahr, bin ich jetzt auf einmal wieder ein kindisches Mädchen geworden? — Ja, schilt mich nur recht, lieber Hermann, oder noch besser, wenn du's kannst, lach' mich recht herzlich aus! O, ich bitte dich sogar darum. Alles will ich gern von dir hinnehmen, Necken und Schelten, wenn nur auch du diese Angst mir von der Seele nimmst. Und denke dir nur: gerade bei deinem Lieblingsstücke: „Was die Meereswogen sagen," wird mir das Herz immer am allerbangsten.

Du weißt, lieber Hermann, wie gern und oft ich diese sinnige Weise spiele, weil du sie gleich nach dem ersten Hören so lieb gewonnen hattest. Aber schon vorgestern Abend, kurz nachdem du uns verlassen, da war mir's gerade, als ob die Meereswogen bei ihrem Sturm mit wirklicher Menschenstimme zu mir redeten: „Ja, mach' dich mit uns nur recht vertraut, wie wir toben und schäumen, damit du nicht zu sehr erschrickst, wenn deines eigenen Lebens Wellen stürmend zum Himmel schlagen!" — Sieh', du Liebster, so sprachen die wilden Wogen zu meiner Seele, oder aus ihr heraus. Ich weiß selber nicht wie. Aber ihre Stimme hörte ich so. Und wie ich dann die Meeresstille spielte, da war des Sturmes Toben noch so mächtig in mir, daß ich mich an ihrem Frieden gar nicht freuen konnte.

Ich sann und sann, und jede Stunde, die wir des Tages beisammen waren, lebte ich nochmals durch. Und ich sah dich zuerst Hand in Hand bei mir sitzen dort am Waldsaume bei unserer alten Lieblingstanne. Und du erzähltest mir deiner seligen Dorothee Märchen vom Königsohn und nanntest mich deine Prinzessin, und unsern Haidehof dein Zauberschloß. Dann sagtest du mir von den zwei Kisten, von der von Eisen und von der von Silber. O, es war so sinnreich! Und die alte Tanne rauschte so vertrauten Tones dazu, daß du meintest, das sei der Geist der alten Dorothee. Und die guten Geister deiner Kindheit, so sagtest du mir, die hörtest du vor uns im Haidekraute flüstern, wie dazumal im Epheu an der alten Stadtmauer. — Ach, dein Auge sah mich bei diesem Erzählen so liebreich und friedlich an, und deine Stimme klang mir ins Herz wie sanfte Musik .... O, liebster Hermann, da hatte ich keine Angst. Nein, da sagte jeder Blutstropfen in mir, daß du dir's

an meiner herzlichen Liebe einst werdest genügen lassen, und daß wir Beide würden glücklich werden, Eines das Andere tragend und ergänzend. — Wie ich dann aber in harmlosester Freude von deinem lieben Elternhause sprach, und wie es mein sehnlichster Wunsch sei, auch dieses zu einem steten Zauberschloß durch meine Liebe dir zu verwandeln — o mein Liebster, da überkam deine Augen plötzlich ein so dunkler Glanz und ein mir bisher so fremder Zug von — wie soll ich's nur nennen? — von innerlicher Unbefriedigtheit — oder — ich weiß es ja selber nicht, was es gewesen — kurz, ein mir so unerklärlicher Ausdruck überflog da dein mir sonst so verständliches Gesicht, und deine liebe Stimme verstummte, daß ich zum erstenmal in meinem Herzen verspürte, es liege noch ein Etwas zwischen uns, das ausgesprochen werden müsse. — Gleich damals hätte ich dich bitten sollen, mir zu sagen, was das war. Wir hätten uns gewiß im Augenblicke verständigt. So aber verschloß ich diese Frage in mein Innerstes. Und nun sehe ich Tag und Nacht immer nur diesen deinen einzigen, düstern Blick und diesen einzigen, fremden Zug. Und wie thöricht! — All' der Sonnenglanz unserer Liebe, er kann die Angst vor dieser einen Wolke nicht zerrinnen machen. Siehe du, mein Liebster, so straft sich das Verschweigen, wo die Liebe vertrauensvolles Reden gebietet. Aber ich will's jetzt wieder gutmachen. Es ist ja lange nicht zu spät. Und so wiß nun Alles, was mich seit jener Stunde quält und ängstigt! Komm, du liebster Mann, setz' dich im Geiste wieder zu mir unter unsern alten Tannenbaum, vor dem wir schon so manches Geheimniß ausgetauscht! lege deine Hand vertraulich in die meine! Mit dem alten, lieben Blicke schau' mich an! Ich will dir jetzt Alles, Alles sagen.

Siehe, ich weiß ja, wie so lieb du mich hast, und kein treuerer Mann lebt auf Erden, als du, du an Leib und Seele gleich schöner, edler, reichbegnadigter Mann! — Aber je höher deines Geistes Gipfel vor meinem inneren Schauen aufwärts ragen, um so niedriger fühle ich mein eigenes Ich, und mich ängstigt die Ferne, die unseres Lebens Höhen von einander scheidet. Je gewaltiger mein Herz die Macht deines Genius verspürt, um so verzagter schlägt es *ihm entgegen*. Den ruhigen Spiegel meines Lebens hat deiner

Seele starker Hauch zu hochgehenden Wogen angeschwellt, die nur von Liebe zu dir rauschen — o Hermann, Hermann, wirst du nie als Sturmwind darüber brausen? — Werde ich dir folgen können auf deines Geistesdranges entlegenste Wege? Und wirst du nie auf ihnen einsam schreiten müssen, zu denen ich nur ängstlich aufzublicken, aber darauf ich nicht Hand in Hand mit dir zu wandeln mich getraue? — Heiliger Gott, wenn du meiner Hand und meines Herzens dich einst entwöhntest — wenn wir getrennte Wege gingen .... und unverstanden! ... Du hoch auf sturmumbrausten, schwindligen Felsenspitzen — ich tief unten im verwaisten Hause sitzend, umsonst am heimischen Herd der Liebe Feuer für dich schürend und hütend! — Hermann, wenn du einst den Frühling heimlich verwünschen müßtest, der jene Eiche zum Grünen gebracht, und jene Haideblumen zu Boten deiner Liebe geschaffen! —

O das, mein Geliebter, das ist die heimliche Angst, die gestern Abend und heute wieder die stürmenden Meereswogen mir ins Herz gebraust. Aber nein, nein und tausendmal nein! — Gelogen nur hat mir dieses wildschäumende, immer wieder zerfließende Meer. Das andere da droben, das mit seinen ewig gleich strahlenden Sternen, das redet Wahrheit zu mir, und schilt mich ob meiner kindischen Angst. Nein, nicht die Sturmeswogen reden deiner Liebe Sprache. Die Sterne sind's, mit deren Myriaden Zahl du mich in jener ersten seligen Nacht gegrüßt. —

„Keine wilde, schwärmende
Sinnesübermeisterung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeisterung!“ —

O, so nur läßt unseres Liebefrühlings Sänger dich zu mir singen. Und ich, ich bitte dich jetzt mit seiner eigenen Liebsten Worten:

„Liebster, nur dich sehn, dich hören,
Nur dir schweigend angehören!
Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen;

Nicht dich küssen, nicht dich fassen!
Dieses Alles kann ich lassen,
Nur nicht das Gefühl vermissen:
Mein dich und mich dein zu wissen.“

O so komm, komm! — „O Freund, mein Schirm, mein Schutz! O Freund, mein Schmuck, mein Putz! Mein Stolz, mein Trost, mein Trutz! Mein Bollwerk, o mein Schild, wo's einen Kampf mir gilt“ — O komm zu mir! — Laß mich dich sehen, dich hören, laß mich dir angehören! — Schilt mich! Tröste mich! Verlache mich! — Alles, Alles, wie du's willst! Nur nicht das Gefühl vermissen, mein dich und mich dein zu wissen. Jetzt und bis in den Tod

deine Helene.

*
* *

Schon am andern Mittag eilte der ersehnte Freund durch den Reichswald, so erregten Herzens und raschen Schrittes, daß alle Bäume und Vögel auf seinem Weg ihn verwundert anschauten, weil sie sich's gar nicht erklären konnten, was ihm nur mochte so Besonderes geschehen sein. Auch war es ja heut erst Dienstag! Und bis jetzt sahen sie ihn doch nur immer am Mittwoch und Sonnabend zum Haidehof wandern. — Aber freilich! wie konnten sie auch dem unscheinbaren Knecht auf seinem frühen Gange zur Stadt es anmerken, welch' poetische Botschaft er in seinem linnenen Kittel verborgen trug?

Jetzt war Hermann auf dem Fußpfad über dem Hohlweg zu jener denkwürdigen Eiche gekommen. Den Hut warf er ab und sich selber an ihrem Stamm ins Moos, daraus die Maienglocken schon lange nicht mehr glänzten. Sein Notizbuch zog er hervor, stützte den Kopf nachsinnend in die Hand und der Eichbaum erwachte aus seinem mittäglichen Traum. Er mußte nun wohl ganz genau wissen, was dem unter seinem Schatten Sinnenden das Herz so tief bewege. Denn er hub jetzt an, ihm vertraulich zuzuflüstern, und Jener schrieb Wort um Wort ihm nach. Und wie er zu Ende gekommen, sprang er wohlgemuth auf: „Hab' tausendmal Dank, du meiner Liebe treuer Vertrauter! Hast nie das Meer noch geschaut und nie sein Rauschen gehört, und mir doch nun erzählt, was seine Wogen uns sagen!“ —

So lang er jetzt noch durch den Reichswald wanderte, sprach er immer wieder jene Worte laut vor sich hin: bis er sie vollends auswendig wußte. Und so weit er's nur vernehmen konnte, begleitete der Waldeinsamkeit Rauschen das der Meereswogen. Aber die Amseln und Drosseln und Finken verhielten sich alle still. Sie erkühnten sich wohl nicht, mit ihren kleinen heiteren Stimmen in diesen Liebeshymnus des unendlichen Meeres miteinzufallen. Selbst die stets neugierige, geschwätzige Elster lugte diesmal nur zwischen zwei Brombeerhecken zurückhaltend ihm nach. Sie hatte heut einen so gewaltigen Respekt vor ihm und wußte selber nicht recht, warum. — O neidenswerther Bräutigam, über den sich nicht einmal die Waldfraubasen zu klatschen getrauten! ....

„Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen,
Nicht dich küssen, nicht dich fassen,
Dieses Alles kann ich lassen." —

Wie wahr hatte Helene gestern Nachts diese schönen Dichterworte in ihrem jungfräulichen Herzen durchgefühlt! Aber, als sie jetzt Nachmittags vier Uhr zufällig ans Fenster trat, und Hermann schon am Hünenhügel ging, o wie erschrak da ihr Herz in freudigstem Schrecken, wie flog sie zur Haide hinaus ihm entgegen, wie umstrickte ihr sehnsüchtiger Arm seinen Hals! Und ein Kuß nach dem andern sagte seinen Lippen, wie tief sein Kommen ihr Herz beselige. Selbst zwei große Thränen ließen sich nicht abhalten, bei diesem Willkomm in Helenens Augen dabei zu sein. Begreifst du's wohl, warum ihr Empfang gerade heute so stürmisch gewesen?

Auch Frau Forster trat nun aus der Feldthüre den Beiden entgegen, und führte nach einem mütterlichen Kuß den lieben Sohn in ihr Haus. Der ungewohnte Tag seines Kommens hatte sie nicht im mindesten überrascht. Darum redete sie auch kein Wort darüber. Wußte sie doch schon aus der Tochter eigenem Munde, was ihr Herz so gedrückt! Und sogar ihren Brief an Hermann hatte Helene

die Mutter zuvor lesen lassen wollen. Aber die verständige Frau hatte für dieses Vollmaß kindlichen Zutrauens gedankt. „Laß das, mein Kind, ich weiß ja doch, daß kein Wort darin steht, was die Reinheit deines Herzens trüben könnte. So soll deinen Brief auch nur der allein lesen, für den er geschrieben ist.“ Das war Frau Forsters mütterlich weise Antwort, und sie selber übergab darauf am frühesten Morgen den Brief an den Boten.

Grenzenloses Vertrauen in Helenens tiefgewurzelte, züchtige Sitte und Hermanns durch und durch ehrenfeste Männlichkeit, das war überhaupt der Grundzug ihres mütterlichen Verhaltens während dieser bräutlichen Tage. Darum beschlich sie auch nie die leiseste Sorge, wenn sie das glückliche Paar in trautem Alleinsein durch Haide, Felder und Wiesen streifen ließ, oder wenn sie am Waldhang sich niedersetzten und in solch unbewachter und unbehorchter Einsamkeit ihre Herzen einander immer tiefer sich erschlossen. Es wollte ihr gar so prosaisch dünken, die paradiesische Poesie dieses Brautlebens durch unwürdig lauernden Argwohn zu trüben. Wölbte sich doch nach ihrem arglosen Glauben der Himmel als ewiger Wächter noch viel sorgsamer über ihnen, und ihren eigenen Herzen überließ sie getrosten Muthes die allerstrengste, sicherste Hut. — Wohl möglich, daß gar manch' andere Mutter dazu bedenklich den Kopf schüttelt! Es soll auch keiner einzigen verargt werden! Sie mögen ihre guten Gründe haben, und „Eines schickt sich nicht für Alle,“ sagt bekanntlich ein kluges Dichterwort.

In dieser ungehüteten Freiheit verließ das Brautpaar auch jetzt, da es kühler geworden, das Haus. — Wie gewöhnlich sich an der Hand führend, schlugen sie den Fußweg ein, der über die Haide zum Walde führt. Helene hatte den Kopf sichtlich gesenkt. Auch, ohne daß ich dir's jetzt sagte, würdest du schon auf den ersten Blick es ihr ansehen: die eigentliche Ursache von Hermanns heutigem Kommen war zwischen ihnen noch unbesprochen. Das konnte man ebenso in seiner eigenen gedankenvollen Miene lesen. War es doch das allererstemal, daß auf ihrer Beider Antlitz etwas lag — wie ein Schleier, der nicht hingehörte.

Auch Frau Forster fühlte das gar wohl, da sie ihnen noch aus

dem Fenster einen besorgten Mutterblick nachsendete. Aber verständig, wie immer, überließ sie's einzig und allein ihnen Beiden, in unbehorchter Zwiesprache sich wieder völlig verstehen und vertrauen zu lernen. — „Was soll jetzt der Mutter Einmischung frommen, wo sie doch einst später durch das ganze Leben mit einander gehen müssen? Ihre eigene Liebe wird der verständigste und auch mächtigste Vermittler sein. Sie müssen sich bei Zeiten daran gewöhnen. Und nur keine Schwiegermutter spielen wollen! Aber ihnen Beiden eine Mutter bleiben allezeit!" — Mit diesen Gedanken ging Frau Forster ruhigen Herzens auf das Feld hinaus. Die beiden Liebenden schritten noch immer schweigsam über die Haide.

Keines getraute sich, zuerst zu reden. So oft ein Wort aus dem Herzen heraufstieg, ward es auf der Lippe wieder stumm. Höchstens, daß ein tieferer Odemzug seine Gegenwart verrathen hatte. Helene bereute schon bitter, ihren Brief nur geschrieben zu haben. Ihr Herz war zentnerschwer. Jetzt waren sie ihrem Lieblingsplätzchen unter der alten Tanne schon ganz nahe. Da machte Hermann, rasch entschlossen, diesem peinlichen Schweigen ein Ende. Ihre Hand loslassend legte er die seine auf ihre Schulter, und sah ihr schmerzlich ins Auge. Dann sagte er mit ruhiger, aber tieferregter Stimme:

„Helene, was schriebst du mir?"

Und wie eine plötzlich vom Sturme geknickte Rose sank sie vor ihm nieder und weinte bitterlich. Das war ihre Antwort.

„Helene! Gott, was ist dir?" rief er bestürzt und zog sie mit aller Macht ans Herz herauf, daran sie schluchzend ihr Gesicht verbarg. Dann preßte er einen tiefinnigen Kuß auf ihren Scheitel und hob mit beiden Händen ihr Antlitz gegen sich auf.

„Helene, so hör' mich doch, und sieh' mich an! — Ums Himmelswillen, was that ich dir zu Leide?"

„O du nicht, Hermann, nicht du mir, aber ich, ich habe dir weh gethan," sagte sie mit noch überquellendem Aug' und zitternder Lippe. „Nur darum wein' ich, nur darum. O, kannst du mir wieder gut werden?"

Und mit dem innigsten Tone, dessen seine Stimme fähig war, sprach er ihr jetzt Trost zu, sie noch fester im Arme haltend.

„O, wieder gut dir werden? — Ich war dir ja noch gar nicht böse. Aber sag' mir nur um Alles, wie konnte dir solche Angst vor mir kommen? Was that ich dir doch nur?"

Da umschlang sie seinen Hals mit beiden Händen.

„Ach, nichts, lieber Hermann, nichts, als nur Liebes und Gutes thatest du mir. Aber ich habe dir jetzt trübe Stunden gemacht, die ersten, aber auch gewiß die letzten. O, hab' Nachsicht mit mir! — Bedenk', ich bin ja noch so jung und du bist der erste, fremde Mann, den ich im Leben kennen und lieben gelernt. Und daß dein Geist so hoch über dem meinen steht, daß ich zaghaft bin, ob ich ihm folgen und genügen könne, das ist es ja allein, was mich geängstigt, und mich zu diesem thörichten Briefe getrieben. Aber bei Gott! Kein Wort darin habe ich böse gemeint und jedes, das dich betrübt, das bitt' ich unter Thränen dir jetzt ab. O, ich habe dich ja so lieb, so unaussprechlich lieb."

„O, du Engel meines Lebens, mein Alles, mein höchster Schatz auf Erden! Komm, laß mich die Thränen dir vom Auge küssen! — Und auch ich sage dir jetzt: die ersten seien's und die letzten, die du aus gedrücktem Herzen um mich geweint! O nie, nie mehr verstimme sich eine Saite am Harfenspiel unserer Liebe! Nein, mein liebes Herz, du hast die Meereswogen nicht recht belauscht! Aber zu mir haben sie Wahrheit geredet, denn unter jener Eiche, daran ich dich zuerst gesehen, da ließ ich erst heute der Meereswogen Lied meinen Geist umrauschen. Und unter diesem für uns so gesegneten Baume, dem Ursprung unserer Liebe, haben sie mir gewiß nichts Falsches gesagt. Komm, Helene, setz' dich her zu mir unter unser Lieblingsplätzchen! Hier laß mich dir Alles, Alles sagen!"

„Du herzensguter Mann, wie freu' ich mich darauf!" Und sie setzten sich ins Ginster unter die breitästige Tanne. Die Haide lag still und menschenleer. Das alte Gehöft sah zum Hünenhügel hinüber, wie ein ernster Gedanke über irdische Vergänglichkeit.

Hermann hatte die Hand in die ihre gelegt, und mit feierlich gehobener Stimme hub er an:

„Was uns die Meereswogen sagen?" —
Merk' auf, mein Kind, uns sagt ihr Mund:

Gar endlos tief ist unser Grund,
Darüber wir den Schiffer tragen.
Doch eurer Liebe süßes Meer,
Drauf euer Herz hinausgezogen,
Ist endlos, wie der Sterne Heer. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Endlos wie der Sterne Heer! — Ich danke dir. O rede weiter! — Und sie lehnte das Haupt an seinen Arm.

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnsucht treibt sie all' uns zu,
Seit ihres Rinnens ersten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geist
Jedwedes Denken aufgesogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Ja, Liebe, nur Liebe jeder Gedanke! — O Hermann, wie wird mir wohl und leicht! Nun weiß mein Herz von keiner Angst mehr — nur noch von unserer Liebe weiß es. Und was sagten sie uns noch? Sie reden ja so schön." — Da entzog sie ihre Hand der seinen und legte sie sacht auf seine Schulter.

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Wir stürmen oft gar wild einher,
Das Wetter grollt um uns gar schwer,
Und schäumend wir zum Himmel schlagen.
Doch eurer Liebe klare Fluth
Umsonnt nur lichter Himmelsbogen;
Nur Gottes Friede darauf ruht. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Nur Gottes Friede! — Ja, du mein Liebster, so soll es geschehen bis an unser Sterben. O wie konnte doch ich der Wogen Sprache so falsch verstehen, daß sie von so bösem Sturme mir erzählten? — Aber gewiß, dir haben sie die Wahrheit gesagt. Und redeten sie noch weiter mit dir? Ich möchte ja stundenlang an deinen

Lippen hangen." — Und sie schlang den Arm um seinen Hals, und er neigte sein glückstrahlend Antlitz zu ihr nieder.

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Gar manch' ein Schiff treibt steuerlos
Vorm Untergang in unserm Schooß',
Zerbrochen seine Maste ragen.
Doch eures Glückes sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt eure Treue als Pilot. —
Das sagen uns die Meereswogen."

„Ja, unsere Treue soll das Steuer lenken!" rief sie da plötzlich mit begeistertem Starkmuth und ausgestrecktem Arm. „O Hermann, fürchte nicht, daß, wenn dein Genius dich treibt, dein Lebensschiff im engen Hafen loszubinden und hinauszusegeln in des Geistes unendliches Meer — o, hab' keine Angst, daß ich dann jammernd am Strande stehe, und dir die Ausfahrt verleide. Nein, du bist kein alltäglicher Mann! Aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden, — weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer! — Ich steige zugleich mit dir ein. Steh' du stolz aufrecht im Nachen und laß die Segel schwellen von deines Geistes Hauch! Ich setze mich nieder ans Steuer mit demüthigem Herzen. Und geht das Meer dann auch hoch, o Hermann, dann kämpfe du gegen die Wogen! Mich laß, zum ewigen Leuchtthurm schauend, das Steuer lenken! Und aus jedem Sturm deines Geistes bringt mein Herz dein Glück wieder heim in unseres Hauses bergenden Hafen. Denn nimmer verfehlt meine Treue den richtigen Weg. O nur mich lieben, mir vertrauen, dir's an mir genügen lassen! O daß ich nur nie am Strande machtlos klagend zurückbleiben muß, und du, meines Herzens entbehrend, steuerlos im Sturme treibst — o dann, mein Liebster, dann haben die Wogen dir die Wahrheit gesagt, dann hab' ich keine Angst für unseres Glückes Boot. O dann ist Alles, Alles gut!"

Und wieder umschlang sie ihn mit beiden Armen und barg ihr Haupt an seine Brust.

Und er? — Wie doch der Geist nur so plötzlich Jahre weit rück-

wärts fliegen kann! — Der hatte bei Helenens Worten inzwischen ein nachtumfangenes Meer gesehen. Im sturmgepeitschten Nachen lag ein ohnmächtiger Fischer, aber sein Weib führte todesmuthig das Ruder und blickte betend zum Leuchtthurm. Und die Berge des Meeres trugen sie sicher und die Thäler verschlangen sie nicht. — Das war jener Fischer, der nie genug bekam. — Erinnerst du dich noch Hermanns letzter Schulaufgabe auf der Bank des Gymnasiums?

Wie diese Erinnerung doch sein Herz mächtig klopfen gemacht! Aber wie er jetzt Helenens Haupt daran spürte, da sah er auch dieses Seesturms anderes Bild.

Des Leuchtthurms tröstender Strahl fällt in des Fischers geängstigtes Herz. Erwachend sinkt er seinem rettenden Weib in den Arm. Dann knieen sie zusammen an dem Leuchtthurm nieder. Die Sterne gehen über ihren Häuptern auf, friedestrahlend, und das Meer ist wieder still geworden wie des Fischers Herz.

Und wieder hob er jetzt ihr Antlitz gegen sich auf und küßte sie lang und innig.

„O du mein muthig mitstreitender, schützender Engel! Ja, wie du gesagt, so soll es geschehen. Nein, niemals sollst du einsam klagend am Strande stehen! Als Schutzgeist sollst du allezeit mich begleiten auf des Lebens ruhiger wie stürmischer See. Du sollst mir das Steuer lenken zu der Ewigkeit unendlichem Meer! Und hör' nur jetzt das Ende:

„Was uns die Meereswogen sagen? —
O merke wohl den Schluß, mein Kind!
So lange wir mit günst'gem Wind
Ein Schiff zum Strande noch getragen,
Sind in der ew'gen Liebe Port
Zwei Herzen treuer nicht gezogen,
Durch Liebe selig hier und dort. —
Das sagen uns die Meereswogen." —

„Durch Liebe selig hier und dort!" sprach sie mit verklärtem Aug' ihm andächtig nach. Dann legte sie ihre Hand wie am Anfang wieder in die seine. Vom Dorf herauf klang die Abendglocke. Die

alte Tanne flüsterte dazwischen. Helene neigte das Haupt. Und Beide sannen eine Weile vor sich hin. Dann standen sie auf und gingen, Hand in Hand, wie sie gekommen, heimwärts über die Haide. Mit keinem Worte sprachen sie mehr zu einander. Hörten sie doch Beide noch allzumächtig in ihrer Seele das inhaltsreiche Lied erklingen:

„Was uns die Meereswogen sagen!“ —

Siebenter Abschnitt.

In den Hafen und aufs Meer.

I.

Elegie der Haide.

Deutschen Lebens minnige Poesie habe ich dich in dieser waldumrauschten Einsamkeit umklingen lassen wollen. Möge es mir in diesen „bräutlichen Tagen" nur auch so geglückt sein, daß du gerne mir zugehört! — Und nun folge mir eben so freundlich weiter! Bald gleitet ein Lebensschiff in den bergenden Hafen, bald treibt ein dunkler Drang das andere hinaus aufs offene Meer. So komm, wir wollen mit diesen Schiffern heimkehren und hinaussegeln!

Es ist Herbst geworden. Eine den zuletzt erklungenen Minneweisen gar unähnliche höre ich jetzt über die Heide rauschen. Und doch wird auch sie in meiner „Symphonie in Worten" noch gar manchmal wiederkehren. — „Elegie der Haide" möchte ich sie heißen. So hör' mir zu!

Wer sah es diesem alten Haidehof wohl an, was er Alles in seinen düsteren Mauern verborgen hielt? — Ein ganzer Liebesfrühling hat dich darin umblüht. Aber auch der schon entblätterte Baum und der noch ganz zarte Schößling stand auf demselben Boden. Das war der Großvater, ein narbenbedeckter Veteran aus Napoleonischer Kriegszeit, den wir bis jetzt nur von weitem betrachtet, im Gerichtssaal und bei seiner Heerde. Und der Schößling war dessen Enkelsohn, der „Schäferfritzel," wie er auf dem Hof und im Dorfe von Jedermann genannt wird. Von diesem weißt du noch nicht ein einziges Wort. Und doch reift nun auch er allmälig heran zu einer nicht unwichtigen Person in unserer Erzählung vom deutschen Leben.

Du *erinnerst dich wohl noch*, lieber Begleiter, wie unter den

Verdachtsgründen gegen den Schäfer auch dessen Fertigkeit in mechanischen Arbeiten eine gefährliche Rolle spielte. Von wem er sie ererbt, wo er sie gelernt? Niemand wußte das. Aber in unvergleichlich reicherer Gabe als dem Vater war dieses Talent dem nun zwölfjährigen Buben, dem Schäferfritzel, angeboren. Wunderbares Walten der Natur, oder wie nenne ich dies Geheimniß? — Sobald er nur als ganz kleiner Knirps mit einem Messer hantiren, Kartoffel, Schachteldeckel und Weidenruthen zerschneiden konnte, fabrizirte sein junges Genie schon ganz nette Leiterwagen, Schubkarren und Schäferhütten, wie er's gerade brauchte. Und sich Pferde wie Kutscher, oder eine ganze Schäferfamilie sammt Hund und Heerde herbeizuzaubern, dazu war er nicht im mindesten verlegen. Lieferten ihm doch die weißen Rüben auf dem Feld und im Keller das bildsamste Material zu seiner naiven Plastik. Mit jedem Jahr offenbarte sich diese Gabe in bewußterer Kraft. Der Mutter Spinnrad und Garnhaspel waren in ihrem einfachen Mechanismus für den kindlichen Techniker gar bald ein überwundener Standpunkt. „Bosseln" war seine höchste Befriedigung und würzte jedes seiner Kinderspiele. Aber wie traurig für ihn! — Je sichtlicher dieses geheime Genie sich entfaltete, um desto argwöhnischer beobachtete ihn der Großvater. Warum nur? — Wir werden es bald erfahren. So saß der Fritzel gar oft nur mit Herzklopfen im Schuppen an der Schnitzbank, aus Angst, vom Großvater darüber entdeckt und ausgescholten zu werden. Darum war es ihm auch die liebste Zeit, wenn er später zur Heerde hinaus geschickt ward, und dann ungestört am Waldhange sitzend mit seinem kleinen Schnitzmesser seine Kunst ausüben konnte. Wie schweifte dann sein großes Auge seelenvergnügt über die Haide! Und wie oft seufzte er vor sich hin: „O hätt' ich nur erst eine Drehbank, da wär' ich aber glücklich! — Armer Fritzel! Ein junger Adler mit gebundenen Schwingen!

War's darum ein Wunder, daß auch Hermann den gescheidten Buben besonders lieb gewann? — Geschah ihm doch, als spüre er ein gut Theil seiner eigenen Natur in ihm stecken. Und so machte sich's ganz von selber, daß er den Fritzel dann und wann mitnahm, wenn er auf der Herbstjagd Wald und Haide durchstreifte. Dann

trug ihm sein kleiner Genosse die erlegte Beute und jedesmal wußte er eine neue Art von Haken im Walde zu schneiden, um daran am besten das erlegte Wild über die Schulter zu hängen. So erkannte Hermann immer mehr dieses rastlose Erfindungsgenie, und sein Entschluß ward immer fester, mit aller Kraft sich des merkwürdigen Buben anzunehmen.

Einmal saßen sie an einem Herbstabend miteinander am Hünenhügel. Zwei Hasen und ein halbes Dutzend Hühner lagen vor ihnen im Ginster. Der Abend war so schön, und Hermann behagte es, gerade hier noch ein wenig Rast zu machen. Der Fritzel aber hatte die abgeschossene Flinte in die Hand genommen und studirte nachdenkend daran herum. Endlich getraute er sich zu fragen:

„Herr Doctor, darf ich nicht einmal gucken, wie Ihre Flinte inwendig aussieht? Ich glaub' schon, daß ich das Schloß da auseinander machen könnt' und auch wieder ganz gut zusammenschrauben. Darf ich's einmal?"

„Ei warum nicht, Fritzel? Wart' nur, bis wir heimkommen," sagte Hermann, ihm freundlich das Gesicht streichelnd; und es drängte ihn zu der Frage: „Sag', Fritzel, was willst du denn eigentlich einmal werden?"

„Ich? — Ei, Schäfer muß ich werden," seufzte der Bube und ließ den Kopf hängen.

„So, und darüber bist du so traurig? Warum denn?"

„Weiß nicht, Schäfer ist so langweilig. Möcht' lieber ein Handwerk lernen, wo ich bosseln könnt'! Drechsler oder so was. Aber der Vater läßt mich nicht. Und der Großvater wird erst recht bös, wenn ich ihm damit komm'. Schafehüten soll ich, sagt er immer. Und ich mag doch nicht."

„Ja, Fritzel, da hast du auch ganz Recht! Schafe hüten können hundert Andere. Aber für dich wär' es jammerschade. Weißt du was? Du mußt einmal Mechanikus werden! — Willst du?"

„Weiß nicht, was das ist."

„Nun sieh', Fritzel, ein Mechanikus, das ist ein Mann, der Maschinen macht. Verstehst du's jetzt?"

„O ja, jetzt schon," sagte er mit auflebendem Gesichte. „Steht

ja die Dreschmaschine drinnen in der Scheuer und die Häkselmaschine in der Futterkammer. Und in der Garnspinnerei in Buchthal drunten, da sind aber noch hundertmal mehr. Da hab' ich dies Frühjahr von der Madam dem Inspector einen Brief hingetragen, und da hat mich ein Mann durch einen langen Saal ganz voll von lauter Maschinen geführt. Ach, du guter Gott, da bin ich anfangs ganz dumm worden vor lauter Surren und Sausen. Aber wie ich meinen Brief dann besorgt hatte, da wär' ich fürs Leben gern noch ein Bissel bei den Maschinen stehen blieben; und ich sagt' auch zu dem Mann, ob ich nicht die Räder betrachten dürft', wie die einander treiben, die großen immer die kleinen. Das hatt' ich gleich losgekriegt, schon im Vorbeigehen. Aber er sagte: was verstehst du dummer Bub' davon? Und er schob mich zur Thür hinaus, daß ich ganz bös worden bin. O wenn ich nur hätte gleich ganz drin bleiben können und immer mit Oel die Räder einschmieren — ich hätt' es ihnen schon abgeguckt, wie die ineinander laufen, und wie ich sie dann selber machen könnt'." Dann ward sein Gesicht noch viel erregter, und er schloß mit glänzendem Auge: „O, eine Dreschmaschine, Herr Doctor, die könnt' ich jetzt schon machen, wenn ich nur die zackigen Räder dazu hätt'."

„Was, Fritzel, eine Dreschmaschine?" fragte Hermann verwundert über dieses naive Selbstbewußtsein. „So geschickt wärest du schon? Ja, wo hättest du denn das schon gelernt?"

„Ei wissen Sie, Herr Doctor," klärte jetzt der Fritzel ihn auf, mit einem Gemisch von Schalkheit und Zutrauen, „die Dreschmaschine, die ist nicht gleich so rein kommen, wie sie jetzt in der Scheuer steht. O je, das waren zwei ganze Wagen mit lauter Stücken, die sie von der Eisenbahn abgeholt haben. Da durft' ich auch in die Stadt mitfahren. Und da hab' ich zum erstenmal ein Locomotiv gesehen. Das hat aber gebraust und gepfiffen. Da hab' ich aber nicht viel herausbekommen. Das war mir doch ein Bissel zu schwer. Konnt' die Maschine auch nur zehn Vaterunser lang angucken. Und da war sie schon wieder fortgesaust. Und ein paar Tage darauf ist dann ein Mann auf den Hof kommen, den haben sie den Montirer geheißen, und der hat dann Alles erst in der Scheuer zusammengesetzt, Stück

für Stück und mit gar vielen Schrauben. Und da bin ich ihm den ganzen Tag nicht von der Seite gewichen, weil's gerad' Ostern war, wo ich keine Schule hatt'. Und auf die Finger hab' ich dem Monteirer geguckt — o jedes Schräubchen hab' ich mir gemerkt, wo's hingehört. Und dann," fuhr er etwas stockend weiter, „dann — die Nacht darauf — da hab' ich in der Schäferhütte geschlafen, weil der Vater unpaß war. Und da hat mir's drinnen geträumt, daß ich die ganze Maschine auseinander gelegt hätt' und gleich wieder zusammengeschraubt, und es wär' ganz gut gegangen. Und da war ich gar lustig drüber und ganz stolz. Und wie ich dann aufgewacht bin, da hatte gerade der Wächter im Dorf drunten Zwei geblasen; aber 's war ganz hell, denn es schien der Vollmond. Und ich weiß selber nicht, wie mir's da so war — aber da war mir's gerad', als wenn ich gar nicht anders könnt', und müßt' und müßt', ob ich wollt' oder nicht. Und da kroch ich aus der Hütte — und — aber gelt, Herr Doctor, Sie verrathen mich nicht? Und ich will's auch mein Lebtag nimmer thun und gebeichtet hab' ich's auch schon — und ich kann auch wirklich nichts dafür, ich mußt' ja so — 's war mir so angethan —"

„Aber was denn, Fritzel? Du verstehst wirklich, Einen aufs höchste zu spannen."

Und der Fritzel rückte jetzt so nahe an Hermanns Ohr, als wollte er sein Geheimniß selbst dem Haidekraut am Hünenhügel verborgen halten und er flüsterte behutsam weiter:

„Und da bin ich über die Haide gelaufen und über die Hofmauer geklettert, und dann, dann bin ich durch das Scheuerthor geschlüpft. Da hatte gerade Tags zuvor ein Knecht mit der Deichsel ein Brett entzwei gefahren — das wußt' ich; und wo die Schraubenzieher hingen, das hatt' ich mir auch gemerkt. Und dann stieß ich den Laden auf, daß der Mond hereinscheinen konnt'. Und dann macht' ich's gerade so, wie mir geträumt hatte, — Alles auseinander und wieder zusammen. Und es ging auch Alles ganz gut. Da war ich nun gerad' so stolz darauf, wie im Schlaf. Und dann kroch ich wieder in die Schäferhütte, und kein Mensch merkte was. Gelt, Herr Doctor, das war aber schön? — Und gelt, Sie machen's schon, daß ich kein Schäfer werden muß?"

„Ja, Fritzel, das mach' ich; darauf kannst du dich verlassen! Noch heute red' ich mit der Madam," betheuerte Hermann, den diese Erzählung ganz nachdenklich gestimmt hatte, und er dachte bei sich: „Wie wunderbar offenbart sich doch oft die Macht des Genie's!"

„O die Madam," fiel jetzt der Fritzel erleichterten Herzens ein, „die hätte nichts dagegen. Denn, wie einmal die Dreschmaschine nimmer gehen wollt' und sie Alle drum herumgestanden sind, und nicht wußten, wo's fehlt, da bin ich grad' aus der Schule kommen. Und da hab' ich gesagt, sie sollen nur mir einmal die Schraubenzieher geben. Und da haben sie mich ausgelacht. Und mein Vater hat gesagt: nun laßt einmal den Buben probiren; denn kaput ist die Maschine doch. Und dann war es ihnen recht. Herr je, haben sie mich aber dann angeguckt, wie ich alles so fix auseinanderlegen konnt'! Und da war zwischen den Zacken ein großer Nagel gesteckt. Und den zeigt' ich ihnen und sagte: so, da seht ihr's nun; aber das Rad ist kaput und da muß ein anderes her. Hineinmachen will ich's dann schon wieder. Und da ist der Oberknecht ganz roth drüber worden, wie er den Nagel gesehen hat. Wissen Sie, der nämliche Spitzbube, der jetzt auf fünf Jahr im Zuchthaus sitzt, wo er den Vater hat hinbringen wollen. Aber der Pferdeknecht sagte: ich wär' ein verflixter Bub'. Und die Madam schenkte mir ein Honigbrod und noch dazu dreißig Kreuzer für meine Sparbüchse. Und Sonntags darauf hat der Herr Pfarrer gesagt: ich müßt' einmal was anderes werden als Schäfer, weil ich so gut im Rechnen bin. Aber," schloß der Bube nun wieder weinerlich, „der Großvater will doch nichts davon wissen."

„So, Fritzel, auch so gut rechnen kannst du?" lächelte Hermann. „Nun sieh', darin ging mir's in deinem Alter just umgekehrt. Aber wart' nur, jetzt red' ich einmal mit dem Großvater. Wir werden's schon zuwege bringen. Ei was! So auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf. Die ganze weite Welt muß ihm einst offen stehen . . . ."

„Die ganze, weite Welt!" fiel jetzt der Fritzel aufathmend ihm *in die Rede*. „Ach, und auch Amerika! — Gelt, Herr Doctor?"

Was lag jetzt nicht Alles in diesem einen großen Blick, mit dem dieser Schäferbube halb offenen Mundes am Horizont umherschaute, als wollte er die Grenzen seiner dereinstigen Wanderfahrt schon jetzt mit seinem Aug' umkreisen.

Und Hermann, der an diesem merkwürdigen Umherschauen seine stille Freude hatte, fragte:

„Also möchtest du einmal gar gern in die weite Welt? — Und weißt du denn schon was von Amerika?"

„O je, das will ich meinen. Da sind erst im Frühjahr zwei Schulkameraden von mir mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert. Und die haben gar arg geweint, wie sie aus dem Dorf gefahren sind. Da hab ich aber zu ihnen gesagt: o wenn ich nur ihr wär', ich thät' nicht so weinen. Ihr seid recht dumme Buben! Nun seht ihr die halbe Welt, und das Meer dazu, allerhand fremde Menschen, und wilde Thiere und jetzt greint ihr wegen dem langweiligen Nest. O dürft' ich nur mit, ich thäte lachen. — Und der Großvater hat auch schon die ganze Welt gesehen, wie er unterm Napoleon Soldat gewesen ist. Und wenn wir Abends Kartoffel schälen, da erzählt er uns manchmal davon. Und da hab' ich mir schon oft gedacht: ach, wenn nur auch ich einmal hinaus dürft' in die weite, weite Welt! — Das wär' aber schön!"

Wie so nun der zwölfjährige Schäferfritz von der weiten Welt in kindlicher Wandersehnsucht schwärmte, da trieb sein Großvater, ein weißbärtiger Achtundsechziger im braunen, halbzerrissenen Mantel, mit den Schafen über die Haide gegen ihn her — das ernste, in sich gekehrte Alter, das mit dem Leben abgeschlossen, zu der fröhlichen Knabenzeit, vor der es unermeßlich offen lag.

„Guten Abend, Großvater!" rief Hermann ihm schon auf zwanzig Schritte weit entgegen.

„Guten Abend, Herr Doctor," gab ihm der Gegrüßte zurück und kam näher. „Na heute waren Sie ja glücklich; zwei Hasen und sechs Hühner. Da kann man zufrieden sein."

„Das bin ich auch, Großvater. Aber da seht einmal her, was mir der Fritzel wieder für einen guten Haken zum Tragen geschnitzelt hat. *Ich sag' euch, in dem Buben* steckt was, wovon ihr euch Alle

noch nichts träumen laßt. Darum meint auch der Fritzel, das Schafehüten sei ihm zu langweilig. Und ich meine es auch. So immer nur auf den Boden schauen — ist das nicht langweilig, Großvater? Und darum möchte der Fritzel lieber einmal in die weite Welt, wie ihr. Aber nicht als Soldat — nein, der Bube muß einmal Mechanikus werden, weil er solch Geschick zum Bosseln hat, und auch so gut rechnen kann. Und für das Lehrgeld wollten ich und Madam schon sorgen. Was meint ihr dazu, Großvater?"

Der Fritzel kauerte indessen mäuschenstill im Farrenkraut, und sah furchtsam zum Großvater auf, was der für ein Gesicht dazu mache.

Aber das ward jetzt noch viel ernster, als es ohnedem schon gewesen, fast mürrisch; und der alte Hirte stützte sich auf die Schäferschaufel und schüttelte sein weißlockiges Haupt.

„Hm, hm! Hat sich der Bube nun auch hinter euch gesteckt! Und drangsalirt er schon uns selber genug! — Fritzel, was quälst du nun auch noch den Herrn Doctor mit deinem dummen Zeug?"

Der Bube traute sich gar nicht aufzuschauen, viel weniger zu antworten.

Aber Hermann nahm ihn rasch in Schutz: „Nein, Großvater: da thut ihr dem Fritzel gewaltig Unrecht! Nur ich allein hab' ihn darauf gebracht, und es ist mir schon lang im Kopf herumgegangen. Denn nehmt mir's nicht übel, wenn ich es euch rund heraussage: da müßt' ich doch blind sein und kein Herz im Leibe haben, wenn das mir nicht wehe thäte, nun anzusehen, wie unser Herrgott diesem Buben ein solch' handgreifliches Genie gegeben hat, um Mechanikus zu werden, und wie ihr um alle Welt einen Schäfer aus ihm machen wollt. Großvater, ihr seid ja sonst ein so kluger Mann! Kommt, überlaßt mir den Buben! Er soll euch keinen Kreuzer Kosten machen, darum schlagt ein und verderbt dem Buben nicht sein Glück, zu dem er von unserm Herrgott bestimmt ist."

Der Fritzel hatte sich bei diesen Worten seines Beschützers kaum getraut, recht Athem zu holen, solche Angst war ihm vor dem strengen Großvater gekommen. Er wagte jetzt nur einen einzigen Blick auf Hermann zu thun. Darin lag sein ganzes junges Herz voll Dank

und Hoffnung. Aber sogleich schlug er das Auge wieder nieder und zitterte davor, was jetzt der Alte sagen werde.

„Hm, hm, Glück!" murmelte der naturwüchsige Philosoph der Haide erst vor sich hin; dann klang seine Stimme hoch gehobenen Tones und er streckte die Hand aus, daß er in seinem weißen Bart anzuschauen war, wie ein alttestamentarischer Prophet:

„Glück! — O junger Herr, was ist Glück? Und wo ist es zu finden?"

Hermann war von Ton und Sinn dieser Rede gleich betroffen.

„Wie so, Großvater? Wie meint ihr das?"

Und mit derselben tieftönigen Mahnerstimme hub der Alte wieder an:

„In die weite Welt wollt ihr mein Enkelkind schicken, daß es drin sein Glück sich suche? — O junger Herr, auch ich habe sie gesehen. Die Welt ist groß und weit — aber das Menschenherz ist noch viel weiter und bekommt nie genug. Ich hab's erfahren. — Beim großen Kaiser hab' ich gedient an fünfzehn blutige Jahre — von anno 97 bis anno 12. In Egypten bin ich vom Sonnenstich schier gestorben, und in Rußland hab' ich mir die Füße erfroren. Dazwischen liegt gar ein mächtig großer Weg. Bei den Pyramiden und bei Marengo, bei Austerlitz und Wagram war ich dabei, wie der Mameluk, der Oesterreicher und der Russ' ihre Hiebe gekriegt. O stand mein Kaiser da groß in der Welt, als wenn er drinnen der Herrgott wär' und das Glück ihm gar nimmer falliren könnt'! — O ich hab' sie mit ihm durchmarschirt die ganze weite Welt. Aber hat er denn genug gekriegt? — Nein, lieber Herr! — Sein Herz war noch viel weiter. — Darum mußt' er noch in dem Russen sein Land. Da zog er mit sechsmalhunderttausend von allen Völkerschaften hinauf. Und, o mich schaudert's noch heute, wenn ich daran denke, wie dann Moskau gebrannt, und wie wir heimwärts gehungert und gefroren. Und wie sie uns über der Beresina abgezählt, da waren's von den sechsmalhunderttausend noch vierzig. Und die anderen alle, die lagen im Blut und Wasser und Schnee. — O fünfmalhundertsechzigtausend erschlagene, erfrorene und ertrunkene Menschen! Und der große Kaiser und all' sein Glück? — O lieber Herr, was war's mit denen?"

„Aber, Großvater,“ entgegnete Hermann zwar ruhig, und doch von des Alten Rede erschüttert: „Was hat denn der Napoleon mit dem Fritzel zu schaffen? Der will ja doch die Welt nicht erobern. Nur Kenntnisse drinnen erwerben will er mit Fleiß und Sparsamkeit, und doch nicht mit solch' unmenschlichem Uebermuth, der den Napoleon zu Fall gebracht.“

„Ja wohl,“ fuhr der Schäfer in unverändertem Tone weiter, „so denkt ihr! — Und ihr seid ein gar gelehrter Herr! Hab's ja vor Gericht gehört. Aber eure fünfundzwanzig Jahre sind eben doch nicht meine achtundsechzig. Nichts für ungut, Herr Doctor! Da denkt man eben auch ein Bischen älter, und die Welt kommt Einem anders vor. — Ei, macht's unsere Zeit denn jetzt anders, als einst der Napoleon? Kriegt sie denn genug? Und jagt sie nicht nach Glück in justament so gottlosem Uebermuth, wie einst Jener, und immer da, wo's nicht zu finden ist? — Und seht, lieber Herr,“ schloß er jetzt mit zornesfinsterem Blick, „just in den Maschinen — da drinnen steckt's! — Und nun sollt' auch mein Enkelsohn mit ihnen was zu schaffen haben? Nein, lieber Herr! So lang ich am Leben bin — nie und nimmer!“

„Nehmt mir's nicht übel, Großvater, ich versteh' euch nicht,“ sagte Hermann, der unter dem Eindrucke dieser räthselhaften Rede sich unwillkürlich höher aufrichtete, während der Fritzel noch furchtsamer sich an den Hünenhügel drückte. Und der Alte lächelte bitter vor sich hin.

„Nun freilich, wie solltet ihr mich auch verstehen? Aber ich will es euch jetzt sagen. — Seht, lieber Herr, dem Buben da sein Vater, das war nicht mein einziger Sohn. Ich hatte deren noch zwei und eine Tochter dazu; und die Jungens waren brav und fleißig, und das Mädel war gut, und ihrer Mutter ans Herz gewachsen. Das war am Niederrhein, lieber Herr, wo ich auch schon als Schäfer gedient, da ich just von Rußland heimkommen war. Und wir waren zufriedene, glückliche Menschen. Nun seht,“ fuhr er jetzt weiter und nickte erregt mit dem ausdrucksvollen weißen Kopf, und sein Auge flammte. „Seht, lieber Herr, da kamen die Fabriken und Maschinen auch in jene Gegend, wie jetzt in diese. Und meine zwei Jungens

von siebzehn und vierzehn, und mein Mädel von sechzehn Jahren, die setzten gar stark mir zu, daß ich auch sie in die Fabrik schicken sollt', um recht viel Geld zu verdienen. Und die ganze Freundschaft bettelte drum. Und ich ließ die Kinder gehen und that ihren Willen. Was wußt' ich viel davon, daß ich sie an den bösen Feind verhandelte? — O, lieber Herr, laßt mich's kurz machen! Denn langes Erzählen macht mir Herzweh. — Und kurz und gut — nach drei Jahren, da war der größere Bube von all' dem verfluchten Geld ein gottvergessener Lump, und ging auf und davon, nach Amerika hieß es. Und der kleine, der mußte seines Bruders Sünde büßen und kam in ein Rad, das ihn mitten entzweigerissen. Aber dem Mädel ging's noch viel schlechter. Das kam zum Fall, und starb mit ihrer Schande im Findelhaus. — Aber mein Aeltester, der in seines Vaters Hause blieb, und mit mir die Schafe hütete, der ward dafür gesegnet an Weib und Kind. Er war mit wenigem zufrieden und er ward ein glücklicher Mann, bis diese verdammten Maschinen auch ihn noch verderben wollten. War es nicht so? Hatte nicht jener heillose Schurke nur darum ihn angeklagt, weil mein Sohn sein Complott gegen die Madam verrathen? Und war nicht dieses Complott nur wieder wegen den Maschinen? — O nichts als Unheil, Herzeleid und Schande, Tod und Sünde haben sie über mich und mein Haus gebracht!"

Da hielt er einen Augenblick inne. Aber mit einemmale war es, als ob sein ganzer, alter Schmerz sich noch einmal in seiner Brust zusammenkrampfte. Der Schäferstab entsank ihm. Und beide Hände gegen Himmel ballend stand er da, ein tragisches Menschenbild auf einsam ernster Haide.

„Verflucht seien alle Maschinen, verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! — Verflucht sei alle Habgier, die nie genug bekommt, die vom Bösen stammt und zu ihm führt! — Verflucht sei aller sündige Uebermuth, der den Menschen zu was Anderem treibt, als wozu sein Herrgott ihn erschaffen hat! — O lieber, junger Herr! Ihr habt mir meinen Sohn gerettet und ich segn' euch dafür in alle Ewigkeit. Jetzt aber beschwör' ich euch bei des Dreieinigen Namen: *verderbt mir nicht mein Enkelkind!*"

Der Eindruck dieser Scene war zu gewaltig, als daß Hermann es nochmals versuchen wollte, mit kalten Vernunftgründen den heißen Zorn des Schäfergreises zu dämpfen. Mit solchem Schmerze war nicht mehr zu streiten. Und so begnügte er sich, ihm mit warmer Theilnahme zu antworten:

„Großvater, glaubet mir, das Unglück eurer Kinder thut mir weh. Ich erfahr' es heute zum erstenmal und begreif euch nun. Darum werd' ich auch über alles Andere fortan schweigen. Darauf habt ihr meine Hand!"

Und er legte sie in die des Großvaters, die noch mächtig zitterte. Dann bückte er sich, ihm den entfallenen Schäferstab zu reichen. Ausathmend stützte der sich darauf und sagte wieder in ganz sanftem Tone:

„Fritzel, hör' mich an, was ich dir jetzt sage. Willst du?"

Der arme Bube hatte sich wie zerschlagen indessen immer tiefer in das Haidekraut hineingedrückt gehabt. Am liebsten hätte er sich ganz darin verkrochen, bis zu tiefst hinunter zur tausendjährigen Reckenasche. Eine solche Todesangst war ihm gekommen. Der kalte Schweiß rann ihm noch immer über sein Gesicht. Er vergaß darauf, daß er noch eine Stimme hatte und blieb stumm.

Und wieder redete der Großvater ihn noch zärtlicher an:

„Mit dir red' ich jetzt, Bube! Hörst du mich, mein Enkelkind?"

„Ja, Großvater," sagte er kaum hörbar und gewann wieder Muth, sich ein wenig aufzurichten.

„So hör' also, was ich dir jetzt sage. Wer weiß, wie lang es noch mit mir dauert. Und auch ihr, lieber Herr, dürft mit zuhören. Hab' ich doch auch euch gar lieb, und 's ist ein Recept für Jedermann, und vielleicht könnt auch ihr's noch gebrauchen! Ihr seid zwar ein gar studirter, gelehrter Stadtherr, und ich nur ein alter, einfältiger Schäfer. Aber es gibt eben Sachen auf der Welt, die kann kein Mensch in Büchern studiren, die muß er selber erleben — da drinnen im Herzen. Darum sagt mir, lieber Herr, wollt ihr's hören oder soll ich meine Schafe weiter treiben? Ich kann es halten, wie's euch beliebt."

Schon vorhin, da der Schäfer mit geballten Fäusten seinen

Zorn zum Himmel hinaufgeschrieen, und auch jetzt wieder, da er voll stolzer Hoheit zuwartend auf ihn niederschaute, war in Hermanns Geist das Bild des alten Lear auf jener Haide aufgestiegen. Eine Ehrfurcht beschlich sein Herz, als stände jetzt ein greiser, weiser König aus alten Zeiten als gespenstiger Hirte vor ihm da. Und er antwortete, in sein Anschauen verloren:

„Redet, Großvater, mich verlangt danach.“

Lag schon vorher tiefe Stille rings auf der Haide, so schien es jetzt noch um vieles stiller zu werden. Als ob sie ihres Hirten Rede nicht stören wollten, hatten sich allmälig alle Schafe niedergelegt, und der zottige Schäferhund sah verständig auf zu seinem Herrn, als wollte er ihm sagen: So, nun fang' an!

Drüben im Haidehof wirbelte der Rauch in blauen Säulen in die Dämmerung, und der Alte sprach:

„Siehst du, Fritzel, den Rauch da drüben zum Himmel steigen? Betracht' ihn gut! — Das ist das Menschenleben. So kommt es und so geht es hin. 's ist Alles Rauch! — Und wenn du alt würdest hundert Jahre und noch viel mehr — zuletzt war es doch nur ein Augenblick, der kam und ging wie ein Schatten an der Wand. — 's ist Alles Rauch! — Schau her, mein Bube, auf diesen Hügel! — Die Leute sagen, daß drinnen vor mehr als tausend Jahren alte Helden begraben wurden. Wer waren sie? — Wie hießen sie, was thaten sie? — Dahin, dahin! — Wie die tausend Jahre. 's ist Alles Rauch. — Und die da drüben in der alten Ritterburg gehaust? — In Asche wie ihr Schloß in Trümmern! — 's ist Alles Rauch. — Und ich sage dir jetzt: fängst du nur erst damit an, nach Menschenglück zu jagen, so bist nicht du der Jäger und nicht das Glück dein Wild, sondern umgekehrt. Und so oft du meinest, nun habest du das Glück erjagt, so ist dir's unter den Händen vergangen. 's ist Alles Rauch! — Und so geht's fort und immer fort. Das gehetzte Wild bist immer nur du selber, bis dich am Ende der große, wilde Jäger erlegt, dem noch Keiner entronnen — der allgewaltige Tod. 's ist Alles Rauch! — Drum mein Enkelkind, beschwör' ich dich jetzt: bleib' daheim und nähre dich redlich und es wird dir wohlergehen, wie *deinem Vater. Bleib' arm* und einfältig und du wirst reich

werden an Frieden und Weisheit! Bleib' in deiner Niedrigkeit und dein höchster Gott wird dich zu sich erhöhen. Verachte den Rauch der Erde, der kommt und vergeht, und dir wird leuchten das Licht Gottes, das ewig brennt auf Erden und im Himmel. Und alles Andere ist Rauch. — Doch gehst du hinaus in die weite Welt, willst du mithelfen an diesen Maschinen, an diesem Handwerkszeug des bösen Feindes, so prophezei' ich dir: es wird dir ergehen wie einst dem großen Kaiser. So wird es auch bei dir dann heißen: die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und es bekommt nie genug. — Auch deine Habgier und dein Uebermuth werden dich zuletzt in ein Rußland treiben. Und wie die große Armee drin gefroren und gehungert, so wird es auch dir ergehen. Dein Herz wird hungern an Glück und Frieden, so viel auch die Welt ihm bieten wird von ihrer Speise, die immer ärgeren Hunger schafft; und dein Herz wird frieren, so viel es auch an den Menschen sich wärmen will, weil es nicht beschienen wird vom Auge Gottes. Und wann dein letzter Tag herangekommen, dann wirst du zu spät gedenken der Worte: O Eitelkeit, und nichts als Eitelkeit, außer Gott zu lieben und ihm zu dienen. — Alles Andere ist Rauch — und nichts als Rauch! Nun wißt ihr, wie ich's meine. Behüt' euch Gott!"

Bevor die beiden Andern nur ein wenig zu sich kamen, hatte der Alte seinem Hunde schon gepfiffen und trieb mit seiner Heerde von ihnen weg. Dann schlug er Feuer, blies kurz darauf die Wolken aus seiner Ulmerpfeife, und murmelte vor sich hin: „'s ist Alles Rauch!"

Und lange, lange sah Hermann in sich verloren auf Wald und Haide. Die Abendluft strich bewegter durch Ginster und Farrenkraut. Durchs Tannenholz tönte der Bahnzug eine Stunde weit herüber, wie die brausende Stimme der neuen Zeit. Und dort am Waldsaume schritt der seltsame Schäfergreis, ein klagender Jeremias der alten. — Was ging doch jetzt im Herzen unseres Freundes nicht Alles vor! Da flüsterten die Heidekräuter ihm nochmals zu: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und bekommt nie genug. 's ist Alles Rauch!" — Und aus des Bahnzuges fernem Sturmlaufe hörte er sein Herz es umbrausen: „Vorwärts und immer vorwärts,

die Welt und ihr Glück zu erjagen! Und auch dich wird mein Arm noch erfassen! Und auch du wirst im Sturm mir noch folgen, du, mein Sohn, mir, deiner Mutter, der Zeit!"

Des Bahnzugs fernes Brausen war jetzt völlig verweht. — „Komm, Fritzel, es wird Nacht, laß uns nach Hause gehen!" sagte Hermann dumpfen Tones und erhob sich in ernstem Sinnen. Der Bube lud die Jagdbeute auf die Schultern. Und da sie zum Haidehofe gingen, redete Keiner ein einziges Wort. Aber wie stand's mit ihren Gedanken? — Sonderbar! — Der Enkelsohn, dem des Großvaters Worte zunächst gegolten, der hörte sie nurmehr von ferne, deren tiefen Sinn er nur halb verstanden. Nur die Flüche umhallten noch immer sein Ohr. Er wollte ja gerne nun Schafe hüten, und nicht mehr nach der weiten Welt verlangen. Und der Andere, der nur mitzugehört, der vernahm jeden einzelnen Ton jetzt noch viel eindringlicher und er ahnte, daß er sein Leben lang nicht einen einzigen davon mehr vergessen werde.

„Nun wohl, du einfältig weiser Philosoph, mein Herz wird aber genug bekommen! Die Liebe dieses Engels da drüben wird es ausfüllen ganz und gar, und unser Glück wird kein Rauch werden, sondern eine heilige Gluth verbleiben, die nimmer erlischt!" — Und da stand sie schon unter der Thür, ihm winkte ihre Hand, und sie flog ihm entgegen zum Willkommkuß. „O nein, 's ist doch nicht Alles Rauch!"

Seit diesem Abend vermied es Hermann, mit dem Schäferfritzel wegen seines künftigen Berufes noch weiter zu reden. So wenig seinem Scharfblick auch die leicht zu widerlegende Einseitigkeit in des Großvaters Weltanschauung entgangen war, so ehrte er doch zu sehr dessen gerechten Schmerz, den eben trotzalledem die Maschinen der Neuzeit über sein Familienglück gebracht, als daß er sein einmal gegebenes Versprechen nicht gewissenhaft halten wollte. Dabei entsagte er jedoch nicht der Hoffnung, allmälig und unbemerkt die Nachtseite in des Großvaters Anschauung aufzuhellen, und ihn für des Enkels Zukunft günstiger zu stimmen.

So nahm er den Buben wohl noch immer als Begleiter bei seinen kleinen Jagden mit. Aber dabei blieb es. Und auch der

Fritzel hütete sich wohl, je wieder ein Wort von Maschinen zu reden, die der Großvater in solchem Zorne verflucht hatte. Es war, als hätte sein ganzes Genie vor des alten Schäfers Verwünschungen sich völlig aus ihm hinausgeflüchtet. Der kurze Traum von der weiten Welt war in Furcht zerronnen. Die enge Haide begrenzte nurmehr den Raum seiner Wünsche. Sogar sein kleines Schnitzmesser hatte der Fritzel damals noch vorm Schlafengehen in den Weiher hinter dem Hofe geworfen. Er fürchtete sich davor, als sei es vom bösen Feind ihm in die Hand gespielt worden. Des Großvaters Flüche ängstigten ihn selbst im Traume. — Armer Bube! —

Und es war wieder Samstag Abend, wie dazumal vor vier Wochen. Hermann stand eben mit dem Fritzel am Saume des Reichswaldes auf dem Anstand. Der Großvater trieb mit der Heerde ein paar Minuten weit von ihnen entfernt über die Haide. Man konnte deutlich von hier aus sehen, daß er die Schäferschaufel unter dem Arme trug und den Schafen langsam vorangehend in einem Buche las. — Wundre dich nicht zu sehr darüber! Das war überm Hüten seine stete Gewohnheit. — In seinen jüngeren Mannesjahren waren es die Schlachtfelder, darauf er seine düstren Studien über die Nichtigkeit alles Erdenlebens und die Eitelkeit alles Menschenstolzes angestellt. Jetzt war es seinen alten Tagen schon lang ein Bedürfniß geworden, seine im Krieg errungene populäre Philosophie in stets neuen Büchern zu nähren und zu bestärken. Wie daheim am Niederrhein stand er darum auch mit dem Ortspfarrer dieser neuen Heimath in stetem, bibliothekarischem Verkehr. Und der bescheidene Bücherschrank, soweit er geistliche Erbauungen, heilige Legenden, Chroniken und gemeinverständliche Geschichtswerke umfaßte, war seit der Ansiedlung der Frau Forster bereits bis auf wenige Bände von dem alten Hirten ausgelesen. Bedenkst du dazu, in welch' innerlichem Abgeschlossensein der welt- und menschenkundige Leser den Inhalt dieser Bücher in sich geistig verarbeitete, nur die Haide unter und den Himmel über sich — so werden dir seine früheren Reden um gar vieles erklärlicher sein. Und soll ich auch noch an so manch' anderen alten Schäfer erinnern, der sich durch Heilkunde und Weissagung im Munde des Volkes berühmt gemacht hatte? War doch der

Großvater selber der Enkel eines am Niederrhein einst weit und breit genannten Propheten! Und auch sein Vater trug, wie er, den Hirtenstab und war in Kräutern ein gar kundiger Mann. Es ist ein eigenes Geschlecht, das der Schäfer — schon seit alter Zeit und wird es wohl bleiben, so lang es einsame Weiden gibt und einsame Gedanken, die darauf im Geiste des beschaulichen Hirten gleich seinen Schafen ihre Nahrung finden.

So schritt dieser Alte der Haide nun auch an diesem Abend mit einem Buch in der Hand seiner Heerde voran. Der Enkelsohn sah bald zu ihm hinüber, bald auf Hermann. Der lauerte mit gespanntem Hahn auf das Häslein, das auf dem Rübenacker am Waldsaum sich seinen letzten Abendimbiß holen sollte. Doch heute waren des Buben Gedanken gar nicht recht dabei, wie sonst. Er mußte immer wieder nach dem Großvater hinüberlugen, und im Waldesrauschen hörte er seine zornigen und sanften Worte von jenem andern Abend vor vier Wochen durcheinandergehen ....

Aber was hat denn der Fritzel mit einemmale? ....

„Großvater, Großvater!“ schreit er jählings hinaus, und stürzt athemlos davon.

„Fritzel, was ist dir?“ schreckt Hermann von dem Angstruf zusammen und läßt die Flinte tiefer sinken.

Aber der Bube sieht nicht und hört nicht mehr und läuft den Schafen zu querüber die Haide.

Und nun schaut auch Hermann zur Heerde. „Aber wo ist der Großvater? — Ich seh' ihn nicht mehr. Dem muß ein Unglück begegnet sein. Darum hat der Bube so geschrieen.“ — Das ist sein erster Gedanke. Und er späht jetzt mit noch schärferem Auge hinüber, da der Fritzel der Heerde schon nahe war. „Gott, wahrhaftig — ich sehe den Großvater dort ausgestreckt liegen — und sein Hund springt heulend um ihn her ... O sicherlich, ihn hat der Schlag getroffen. Aber vielleicht ist noch zu helfen. Doch wie, durch wen? — Gott, was nur thun? — Und ringsum kein einziger Mensch!“

Und wie er so dastand und nicht wußte, ob er zum Großvater sebler, *zum Haidehof oder ins* Dorf hinunter zum Chirurgen und

Pfarrer eilen sollte, da traten zum guten Glück zwei Holzhauer aus dem Walde. Was das nun ein hastiges Befehlen! „Ihr guten Leute, seht da drüben dem alten Schäfer ist ein Unglück begegnet. Lauft ihr da schnell zum Haidehof! — Ruft die Madam und die Tochter! Und ihr springt in das Dorf hinunter! — Holt den Chirurgen! Aber auch der Pfarrer soll eiligst kommen! — Nun fort! — Werft Beile und Sägen nur hieher! Morgen früh hol' Jeder sein Trinkgeld bei mir! — Schnell — fort! So eilig euch die Füße tragen!"

Und auseinander stoben die Zwei schwerfälligen Fußes. Der zum Gehöfte, jener zum Dorfe; er selber dem Fritzel nach, der jetzt gerade vor dem Großvater niedergesunken war.

Welch ein Haidebild!

Da lag der alte Schäfer auf dem Rücken, die Hände weit ausgestreckt, das Antlitz leblos. Seine Lippen zuckten nicht. Weit ab war Hut und Hirtenstab hingeworfen. An einem Dornstrauch hing mit zerfetztem Blatte das Buch. Der Fritzel weinte knieend seinen Jammer hinaus. Auch Hermann hatte sich jetzt zu dem Alten niedergelassen, ihm Mantel und Rock weit aufgerissen, und hielt ihm das Ohr ans Herz. Dazwischen drängte sich eifersüchtig der Schäferhund und leckte winselnd seines Herrn Gesicht. Aber die Schafe ringsumher, die vorhin erschrocken auseinander gestoben, da ihr Hirt jählings umgesunken war, die weideten jetzt in sorglosen Gruppen um ihn her, als ob er nur in friedlichem Schlafe liege.

„Fritzel, jammere nicht so!" sagte jetzt Hermann, sich wieder erhebend. „Der Großvater lebt noch. Er liegt nur in Ohnmacht. Nun auf! — spring' jetzt schnell zum Pferch, und hol' aus der Hütte ein paar Kissen, daß wir ihm den Kopf besser legen. Auf, Bube! Jetzt heißt es sich zusammennehmen!"

Und dieser machte sich auf, um die Kissen zu holen. Hermann bewachte indessen den Scheintodten. Da trieb's ihn unwillkürlich, das Buch aus den Dornen zu ziehen und seinen Titel sich anzuschauen. Und er that's und las: „Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen." — Welche Gedanken durchzogen da Hermanns Seele! — „Also das war vielleicht seine letzte irdische Unterhaltung

vor dem himmlischen Schlafengehen! — Du neidenswerther, glückseliger Mann!" — Und er kniete wieder zu ihm nieder.

Dann nach einer kleinen Weile, siehe, welch' anderes Bild! Jetzt knieen auch Frau Forster und Helene mit trauerndem Antlitz vor ihm. Sein Sohn und dessen Weib stehen um ihn her und erheben lautes Klagen. Zwei Knechte umfassen den Großvater gerade, um ihn heimzutragen. Aber der alte Schäfer, wieder zur Besinnung gekommen, schlägt die Augen auf, und redet sie an in einem Ton, als gehöre der schon der Geisterwelt an:

„Nein, laßt ab von meinem Leib! — In keine Stube und kein Bett! — Hier laßt mich liegen und sterben — hier auf der Haide unter meinen Schafen! Denn meine Stunde ist da, und der gute Hirte da droben hat mir gerufen. — Er war mein höchster Gedanke alle Zeit und auch mein allerletzter auf Erden; er wird auch mein ewiger sein im Himmel. Hab' ich doch die Schafe gehütet, als sein getreuer Knecht! — Betet für mich! Segen über euch Alle! — O du Lamm Gottes, erbarme dich meiner! —"

Und wieder sank er hin und ward stumm für immer. Alle waren indessen niedergekniet, durchschauert von des Sterbenden letzten Worten. Durch die Abendluft klang die Glocke des Ministranten, der dem Allerheiligsten in des Dorfpfarrers Hand eiligst voranschritt. Er kam zu spät. Und aus dem Walde, wie im Haidekraut hörte Hermann es flüstern: 's ist Alles Rauch!"

II.

Ein Gespräch mit einem Todten.

Es will Winter werden. Erfroren sieht die braune Haide drein; die kahlen Dornensträuche zittern vor heimlichem Frost. Durch das Tannenholz bläst feuchtkalter Wind, daß alle Wipfel davon durchschauert ächzen. Komm, lieber Begleiter, laß uns Abschied nehmen vom Haidehof! — Aber gewiß nicht darum, als ob der ersten Liebe

Frühlingsweisen darin nun eben so verstummt seien, wie drüben im Reichswalde die Amseln, oder als ob unseres Brautpaares Himmel nun dem andern da droben gliche, daran krächzende Rabenschwärme mit lichtlosem Schneegewölk sturmgejagt auf- und niederschwanken. Nein, nicht darum will ich jetzt dieses düstere Gehöfte mit seinen heiteren Menschen verlassen.

Glaub' mir, nicht nur die Kindermärchen klingen noch am allertraulichsten am knisternden Herdfeuer, wenn draußen der Schneesturm in derselben uralten Weise sie begleitet, wie schon vor vielen Jahrhunderten, da der Volksmund sie in geheimnißvollem Halbdunkel ersinnend zum erstenmal erzählte — nein, auch bräutliche Liebe hängt bei Frost und Schnee ihr Saitenspiel nicht trauernd an die Wand, sondern läßt erst recht voll Liedverlangen ihre Finger drüber gleiten. — Da ergeht es ihr in solch' gesegneten Wintertagen, wie dem Dichter, dessen inneres Schöpferschauen sich auch immer mehr vertieft und erweitert, durch je minderen Reiz sein leibliches Auge draußen gefesselt wird. Da wird junge Liebe dem Sänger gleich an heiliger Dichtersehnsucht. Auf deren weit ausgespanntem Fittig schwingt sie sich mit ihm in der Ideale lachendes Zauberreich, und holt aus dessen ewigem Frühling frischthauige Blumen heim, um das geliebte Haupt sich wechselseitig zu bekränzen.

Ward das auch unserem lieben Brautpaar jetzt eine frühlingshafte, tiefpoetische Winterszeit! Wie gerne möcht' ich dir davon erzählen! — Wann der Haidehof ringsum in fußhohem Schnee begraben lag, daß kaum die wegweisenden Marksteine mehr daraus hervorragten, wann drüben im Reichswald die mächtigsten Tannenäste von ihrer riesigen Last zusammenknickten, und selbst der Postbote sich durch den Schneewirbel nicht mehr über die Haide herauswagte, — wie manchmal stand dann Helene in zweifelndem Harren am Fenster: „Nein, heut ist's unmöglich, heut kann er nicht kommen!
— Und doch, sieh' hin! Erscheint es dort nicht wie ein dunkler Punkt mitten im Sturm der ausgestorbenen Schneefläche? — Ob er das dennoch wohl sei? — Wie klopft ihr Herz! Und immer deutlicher kämpft sich der kühne Wanderer durch. Wahrhaftig, er ist es, *und kein Anderer!* Denn nur so flammende Liebe kann das wagen.

Schon winkt seine Hand aus dem tobenden Wetter. O wie da der ganze Jubel, mit dem der unsterbliche Weber Agathe ihrem Max entgegenjauchzen läßt: „Er ist's, er ist's, die Flagge der Liebe soll wehen!" — nun auch Helenens Herz durchstürmt! Und sie reißt das Fenster auf. Auch ihr Tuch winkt ihm entgegen, dem allertreuesten, ritterlichen Mann. Und da sie nur erst drinnen ans Herz ihm geflogen, wie macht ihr heißes Küssen sein kaltes Wandern ihm vergessen! Mitten im düsteren Winter erblüht in ihrer Beider Herzen der sonnigste, lenzige Tag.

Doch, wohin verlier' ich mich? Ich wollte ja mit dir Abschied nehmen vom Haidehof und seinem bräutlichen Paare. Denn auch nach anderen lieben Freunden trag' ich Verlangen. Und so geschehe es auch jetzt! — Wir kehren schon wieder zurück zur rechten Zeit.

Und erst vor acht Tagen ist auch Einer von hier in die nahe Stadt fortgewandert, schweren und leichten Herzens zugleich. Ein kleines Bündel auf dem Rücken, hat er der Haide und der Schäferhütte Lebewohl gesagt. — Und jetzt steht er schon mit dem Schurzfell in einer rußigen Schlosserwerkstatt, und sein Meister schüttelt über diesen seltenen Lehrling gar oft verwundert den Kopf. Denn Alles, was er ihm zeigt, begreift dieser wie noch keiner zuvor, und stellt dabei mechanische Fragen an ihn, die himmelweit über seinen meisterlichen Schlosserhorizont hinausreichen. Brauche ich dir noch zu sagen, wie dieser geniale Schlosserlehrling heiße?

Also doch — trotz des nun todten Großvaters Verwünschungen aller Maschinen — trotz all' seiner schrecklichen Flüche über unsere „neue, gottlose Zeit," und das habgierige, hoffärtige Menschenherz — trotz alledem hat es dem Schäferfritzel doch keine Ruhe gelassen? Und er mußte von seinem friedlichen Hirtenhause sich losreißen, und hinaus wandern in „die weite Welt," wenn auch nur erst mit diesem Halt am ersten Meilensteine?

Nein, so war es nicht. Jene unheimliche Stimmung, in der an jenem Samstag Abend der arme Bube sein Schnitzmesser in den Weiher geworfen, war auch nach des Großvaters Tode nicht völlig von ihm gewichen. Nur dann und wann getraute sich seine Wandersehnsucht nach der weiten Welt mit schüchternem Aug' eine Minute

herauszulugen, um sogleich wieder in den hintersten Herzenswinkel furchtsam zurückzuschleichen. — Aber Hermann hatte, als kaum der alte Schäfer im Grabe lag, den früheren Gedanken sogleich wieder auferweckt, und auch Frau Forster dafür zu erwärmen gewußt. Ohne des Buben Vorwissen war mit dem Director der großen Maschinenfabrik in der Stadt der ganze Plan verabredet worden. Zwei Jahre Lehrzeit in einer Schlosserwerkstätte sollten die nothwendige Vorschule bilden. Ein tüchtiger Meister ward bald gefunden, das Lehrgeld ausbedungen, Frau Forster und Hermann bestanden im gegenseitigen Ehrgeize darauf, zur Ausbildung dieses jungen Genie's in gleichen Hälften ihren Tribut entrichten zu dürfen. Der Vater des Buben war ohne lange Ueberredung damit einverstanden. Auch der Ortspfarrer stimmte freudig ein und erbot sich gern, alle Skrupel wegen des seligen Großvaters durch verständigen Zuspruch in seinem Beichtkinde zu beschwichtigen. So war Alles in umsichtiger, liebreicher Sorge für den Fritzel vorbereitet. Und jetzt erst ward er zwischen Licht und Dunkel zu Frau Forster in die untere Stube gerufen, und ihm in Gegenwart Hermanns und Helenens, dabei auch die Eltern und der Geistliche nicht fehlen durften, der ganze Plan durch die Gutsherrin in herzlich gemeinten, klaren Worten eröffnet.

Erinnerst du dich noch jener abendlichen Scene am Hünenhügel, da Hermann dem Fritzel zum erstenmal jenes verlockende Zauberwort zugerufen: „Ei was, so auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf; die ganze, weite Welt muß ihm einst offen stehen!" .... Da hatte der geniale Bube keine andere Antwort, als das Echo aus seinem tiefsten Herzen herauf: „Die ganze, weite Welt!" — Und mit großem Auge sah er am Horizont umher, als wollte er die Grenzen seiner einstigen Wanderfahrt schon jetzt mit seinem Geist umkreisen.

Und jetzt klang derselbe verlockende Ruf „in die weite Welt" zum zweitenmal an sein Herz. Und nicht nur heimlich wie dazumal am Hünengrab ihm zugeflüstert, nein, ganz offen ausgesprochen von der Gutsherrin Munde. Der eigene Vater sagte freudig Ja dazu und der Seelsorger, dessen Wort dem Fritzel allezeit als ein Evangelium gegolten, der versicherte ihm, daß es also Gottes heiliger Wille sei,

und er solle nur getrost sich auf den Weg begeben, den die allgütige Vorsehung mit so sichtbarer Hand ihm zeige.

O wie hätte er jetzt erst aufjauchzen sollen, der überglückliche Bube! Denn nur ein einfaches Ja brauchte er noch zu sagen, und seiner Kindheit dunkle Wandersehnsucht ging in lichte Erfüllung. Seines Genie's geheimer, ungestümer Drang, er war befriedigt.

Und dennoch — derselbe Angstschweiß wie dazumal, da er sich vor des Großvaters Flüchen in das Haidekraut gedrückt, der trat ihm auch jetzt wieder auf die Stirne, da Eines nach dem Andern ihn um Antwort drängte. Vor seinem dunklen Auge zerrann die ganze Stube sammt allen Menschen darin. Nur das Hünengrab sah er vor sich liegen. Und der Großvater stand davor mit zitterndem Bart und gegen Himmel geballten Fäusten. Des Buben Ohr war taub für all' die lieben, schmeichelnden Stimmen, und nur eine einzige hörte er sein Herz durchdröhnen: „Verflucht seien alle Maschinen! Verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! Verflucht sei alle Habgier und aller Uebermuth!" Und wieder stürmte durch sein erregtes Gedächtniß das andere Wort: „Ihr habt mir meinen Sohn gerettet, verderbt mir nicht mein Enkelkind!"

Wie zerschlagen stand er da, der angstgepeinigte, stumme Bube.

Da lösten sich endlich von allseitig erneuerten Zusprüchen seine lang verhaltenen Thränen. Sein Herz ward leichter, und er schluchzte das Allen gleich räthselhafte Wort heraus:

„Erst muß ich mit dem Großvater reden."

„Was, lieber Fritzel? Mit dem Großvater reden?" sagte der Pfarrer zuerst, eben so verwundert wie gerührt. „Aber der kann dich in seinem Grabe ja nicht mehr hören und auch nicht mit dir reden. Wie meinst du das, mein gutes Kind?"

Alle hingen voll Spannung an des Buben Munde.

Und der Fritzel sagte, noch immer weinend:

„O, lassen Sie mich nur machen, Herr Pfarrer! Der Großvater ist ja bei unserm Herrgott, der ist doch allmächtig und kann Alles, was er will. Da wird er's dem Großvater schon erlauben, daß er mit mir reden darf. O, ich will unsern Herrgott schon recht drum bitten, und da thut er mir's auch!"

„Aber, mein guter, frommer Sohn," entgegnete wieder der Pfarrer, dem diese bergversetzende kindliche Glaubensmacht die Augen genetzt; „wenn der liebe Gott es nun einmal beschlossen hätte, daß die Todten mit den Lebenden nicht mehr reden dürfen, dann dürftest wohl auch du jetzt nicht darum bitten, so wenig wie, daß es immer Frühling bliebe, oder daß du selber gar niemals sterben müßtest. Denn solch' Gebet wäre gegen Gottes ewige Gesetze, und stände dem Menschen nicht an. Aber darum, mein gutes Kind, sollst du recht herzlich bitten, daß Gott dich für deinen künftigen Lebensweg mit seiner Gnade erleuchte, und du ihn zu seiner Ehre und dem Heile deiner Seele wandeln mögest. Glaube mir als deinem treuen Seelsorger, dann werden des Großvaters Flüche sich einst alle zu lauter Segen verwandeln an dir und den Maschinen. Nicht wahr, lieber Fritzel! nur darum willst du nun den Himmel anflehen, und den seligen Großvater lässest du nun ganz ruhig in seinem Grabe ruhen?"

Der Fritzel hatte indessen mit grübelndem Nachdenken vor sich hin gesehen, wobei man deutlich gewahren konnte, daß sein Kinderglaube mit des Pfarrers verständiger Rede doch nicht so ganz einverstanden war. Er hätte noch so manche Einwendung auf dem Herzen gehabt, aber er hielt sie darin verschlossen und sagte nur noch:

„Aber Euer Hochwürden, wenn ich nicht darum bitten darf, daß der Großvater mit mir reden soll, so darf ich doch unsern Herrgott darum bitten, daß der dann selber mir sagt, was der Großvater darüber meint. Dann ist mir's einerlei. Wenn ich's nur zu wissen bekomme. Und unser Herrgott hat doch schon oft mit den Menschen geredet. Das haben Sie uns ja schon selber oft in der Schule gesagt, und steht auch in der biblischen Geschichte. Und ich werd' schon wissen, wo ich heut Nacht zu ihm bete, und wie er mir dann Alles sagen soll."

Wer wollte dieser wundersamen Glaubenseinfalt des Schäferbuben noch irgend einen Einwand kalter Vernunft entgegensetzen? Und so gab Eines nach dem Andern gerührt dem merkwürdigen Knaben die Hand, der dem eigenartigen Wesen des Großvaters so vielfach ähnelte. Dann gingen sie Alle auseinander in höchster Spannung, was der Fritzel wohl Alles morgen früh aus seinem

geheimen Gebetsverkehr mit Gott und dem Großvater ihnen offenbaren werde.

Der Fritzel blieb nun bis zum Abend schweigsam und in sich gekehrt in der Schäferstube sitzen, und las wohl an zwei Stunden in dem Gebetbuch: „Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen." — Durch das Lesen gerade dieses Buches, das dem Großvater damals vor dem Sterben aus der Hand gefallen war, glaubte er sich am mächtigsten zu seinem Geisterverkehr zu reinigen und zu stärken. Mit einemmale gegen acht Uhr stand er von der Ofenbank auf, nahm seinen kleinen Schäfermantel vom Thürhaken, setzte den runden Filzhut auf und sagte zu seinen verwunderten Eltern:

„So, nun geh' ich. Aber seht mir ja nicht nach! Denn jetzt werd' ich mit dem Großvater reden. Es ist die rechte Zeit."

Die Schäferleute schauten den Fritzel groß an. Der Mutter lief es kalt über den Rücken. Auch auf die Frage des Vaters: „Aber Fritzel, wohin willst du denn gehen?" antwortete er nur ganz kurz: „Zum Großvater!" — Damit ging er entschlossen hinaus in die Winternacht.

Ueber die Haide lenkte er seine Schritte hinunter ins Dorf. Kein Mensch begegnete ihm. Auch drunten in der Gasse war schon Alles still, denn Niemand hatte draußen mehr zu thun, und es war unwirthlich kalt. Durch die niedern Fenster sah er sie in den Spinnstuben sitzen, Weiber und Männer, und hörte sie plaudern und lachen. Drum gelang's ihm auch gar leicht, sich unbemerkt an der Kirchhofmauer hinzuschleichen. Dann huschte er vorsichtig durch eine Lücke, die er genau kannte, und drinnen war er — der einzige lebende Mensch unter all' den Todten in ihren Gräbern. — Dann sah er sich noch ängstlich um, ob Niemand aus dem Pfarrhaus ihn belauschen könne. Aber alle Fenster waren schon dunkel. Nur im Zimmer des Pfarrers brannte noch Licht. „Der studirt jetzt seine Predigt," dachte der Fritzel, „denn morgen ist Sonntag. Da hat er keine Zeit, mich zu bemerken." — Nun sah und hörte ihn keine Seele außer der einzigen des Großvaters im Himmel. Und so war es ganz gut. Jetzt sah der einsame Bube einen Augenblick suchend über all' die Gräber hin. Der Vollmond verbarg sich zwar hinter

kaltem Gewölk, aber sein Schimmer machte doch jedes Kreuz sogar kenntlich. Und an keinem einzigen hingen so viele Kränze von Waldmoos und Ginster, wie an dem, davor der Fritzel nun niederkniete und sich andächtig bekreuzte. Da hatte er nicht lange zu suchen brauchen. Denn von ihm selber war ja diese Grabzierde erst vor acht Tagen verfertigt und heruntergetragen worden.

Und nun sprach der Bube mit gefalteten Händen und vor Frost wie innerlichem Schauer zitternder Stimme:

„Lieber Großvater im Himmel, da kniee ich an deinem Grabe. Siehst du mich und hörst du mich?"

Alles blieb stumm in der todtenstillen Winternacht. Nur die verdorrten Kränze raschelten ein wenig in dem leichten Luftzug.

Aber der Fritzel ließ sich durch dieses Schweigen in seinem Kinderglauben nicht entmuthigen und er hub wieder an, zu den Wolken hinaufdeutend:

„Großvater, ich weiß ganz gewiß, daß du nun bei unserm Herrgott bist! Drum bitt' ihn jetzt, daß er die Wolken da droben auseinanderjag' und ich den Vollmond sehe. Und dann weiß ich, daß du mich hier unten siehst und hörst! O, ich habe gar viel mit dir zu reden. Und jetzt wart' ich ein Vaterunser lang. Das ist für unsern Herrgott Zeit genug!" —

Der Bube fing das Vaterunser an und betete bedächtig, langsam Wort für Wort. Dabei schaute er beständig nach den Wolken. Aber noch nicht zum englischen Gruß war er gekommen, und aus dem langsam zertheilten Gewölk schien ihm der Vollmond so hell ins Gesicht, daß er geblendet das Auge niederschlug. Sein Herz ward auf einmal so von Geisterfurcht durchschauert, daß er sich nicht um Alles getraut hätte, noch einmal auf- oder auch nur umzuschauen. Jetzt wußte er ja, daß seines Großvaters Geist vom Himmel herunter ihn sehe und höre. Zitternd vor heimlichem Frost konnte er nur die paar Worte hervorstammeln:

„Ich dank' dir, lieber Gott, und dir auch, Großvater. Und jetzt will ich dir Alles sagen."

Unterdessen war drüben im anstoßenden Pfarrhaus ein Fenster leise geöffnet worden. Das Licht in der Studirstube war kurz zuvor

ausgelöscht. Vorsichtig horchend beugte sich der Pfarrer zum Friedhofe herunter. Der Fritzel fuhr weiter:

„Lieber Großvater, jetzt weißt du auch schon Alles, was mir heut Abends die Madam gesagt und der Herr Doctor und der Herr Pfarrer. Dem Vater und der Mutter wär' es auch ganz recht. Und ich selber thät' ums Leben gern in die Stadt gehen, und erst ein Schlosser werden und dann später ein Mechanikus. Es kostet uns auch keinen Kreuzer Geld. Das wird Alles für mich bezahlt. Aber, lieber Großvater, ich hab' nicht Ja und nicht Nein gesagt, weil ich mit dir vorerst reden müßt'. Und sieh', da knie' ich an deinem Grab und sag' dir jetzt: ich will nicht werden wie der Napoleon, der nie genug bekommen hat. Nein, ich will fleißig werden und sparsam und brav, und auch nicht übermüthig, sondern gottesfürchtig will ich bleiben, wohin und soweit ich auch geh'. Und was du mir dazumal am Hünenhügel gesagt hast, das will ich all mein Lebtag nimmer vergessen, und unser Herrgott und du im Himmel und alle Menschen auf Erden sollen an mir nur Freud' erleben. Großvater! Und so frag' ich dich jetzt: willst du im Himmel mich verfluchen, wenn ich in die Stadt fortgehe zu den Maschinen, die du so schrecklich verwünscht hast? Oder willst du nur dann mich segnen, wenn ich daheim bei den Schafen bleibe? Denn so viel auch die Andern mir zugeredet haben, ich will doch nur nach deinem Willen im Himmel thun. Und was du willst, das will auch unser Herrgott. Großvater, so bitt' ihn jetzt, er solle mir noch einmal ein Zeichen geben, geradeso wie er vorhin die Wolken vom Monde weggejagt hat. Ich will's auch keinem Menschen ausplaudern. Und wenn du willst, daß ich fortgehe und du mich segnest, so soll er dem Wind befehlen, daß er jetzt über den Kirchhof fahre, und ich will sein Brausen hören, als deinen heiligen Segen. Aber wenn du mir fluchest, so ich die Schafe verlasse, so soll der Mond sich wieder verfinstern, und die Wolken will ich anschauen als deinen Fluch."

Und wieder fing der Fritzel an, ein Vaterunser zu beten, aber diesmal stoßweise voll Angst und Verwirrung. Bald lauschte sein Ohr auf den Nachtwind, ob er nicht stärker zu wehen beginne, bald spähte sein Auge hinauf zum Vollmond, ob ihn die Wolken nicht

wieder umkreisen wollten. Aber, siehe, diese wichen jetzt immer noch weiter von der goldenen Scheibe zurück. Und horch! Fährt jetzt nicht ein Windstoß durch die kahlen Trauerweiden? Und schwanken die dürren Kränze an den Grabkreuzen nicht hin und wieder?

„Großvater! Du segnest mich! Ich darf fort!“ schrie jetzt der Fritzel mit zum Himmel erhobenen Händen, von heiligen Schauern überronnen. Dann neigte er das Haupt bis nieder auf den Erdhügel und betete das dritte Vaterunser mit mächtig bebender Stimme. Ihm geschah dabei, als stünde des Großvaters Geist vor ihm in langem Kleid, schneeweiß wie sein Bart; und er hielt seine Hand über ihn, und immer stärker brauste der Nachtwind. Das war des Großvaters Segen.

Als sein Enkelsohn dann die letzten Worte gesprochen: „sondern erlöse uns von allem Uebel“ da hörte er's vernehmlich vom Himmel herunterrufen: „Amen!“

Zu gleicher Zeit trat der Pfarrer tiefer in die Fensternische zurück.

„Die Todten können doch mit uns reden!“ — Das war noch der einzige Gedanke, der bei diesem geisterhaften Amen den bis in den Tod erschrockenen Schäferbuben durchzuckte. Dann blieb er noch auf den Knieen liegen, vor sich hinstarrend, bis endlich der rauhe Schneewind ihn zur Heimkehr aufgerüttelt hatte.

Am andern Sonntagsmorgen nach einer Nacht voll wirrster Träume stand der Fritzel wieder in Frau Forsters Wohnstube. Auch Hermann und Helene waren zugegen sammt den Eltern. — So große Angst und Verwirrung gestern sein klares Gesicht entstellt hatte, so ruhig und sicher blickte jetzt sein Auge drein. Jeder Zug bezeugte, wie er mit seinem Innern nun fertig war. Und als sie nun vor ihm standen, voll Erwartung, was dieser wundersame Schäferbube ihnen von seinem geheimnißvollen Nachtgang Alles erzählen werde, da sagte er nur die wenigen Worte:

„So, Madam und Fräulein, Herr Doctor, Vater und Muttet, so, nun dank' ich tausendmal für Alles, was ihr mir Gutes erweisen wollt! Und nun schickt mich gleich morgen früh in die Stadt! Denn *ich hab' gestern Nacht* mit dem Großvater geredet. Es ist ihm

Alles ganz recht. Und er hat mich aus seinem Himmel herunter gesegnet."

Ein leises Grauen überkam sie Alle bei dieser räthselhaften Rede, und sie wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. Nur Hermann konnte die Frage nicht länger unterdrücken:

„Wie, Fritzel? Der Großvater hätte wirklich mit dir geredet? Aber wie denn nur?"

Und er antwortete nicht minder geheimnißvoll wie seine ersten Worte:

„Durch die Wolken und den Wind hat erst unser Herrgott mit mir geredet, und dann hat der Großvater mit seiner eigenen Stimme zu meinem Vaterunser Amen gesagt. — O, 's ist doch nicht so, wie der Herr Pfarrer gemeint hat. Die Todten können schon mit den Menschen auf Erden reden! Aber unser Herrgott muß es ihnen erlauben. Beim Großvater hat er's gethan. Und mehr darf ich nicht ausplaudern, denn so hab' ich's unserm Herrgott versprochen."

Da fühlten Alle, daß sie den Buben nicht mehr um weitere Aufklärung drängen durften, so sehr auch ihr Herz danach verlangte. Bald darauf gingen sie mit ihm hinunter in die Dorfkirche, die heute keinen glaubensstärkeren Beter umschloß, als den unscheinbaren Schäferknaben, mit dem Nachts zuvor der Herr Himmels und der Erde durch Wolken und Wind geredet, und den sein todter Großvater aus dem Jenseits herunter gesegnet hatte.

Wer mochte den mystischen Duft seiner Glaubenseinfalt mit nüchternen Worten wieder zerrinnen machen, nachdem Abends der Pfarrer der Forster, Helenen und Hermann den ganzen Vorgang an des Großvaters Grab umständlich erzählt, und auch jenes geisterhafte „Amen" so natürlich aufgeklärt hatte? — Was hätten sie ihm auch zum Ersatze bieten sollen für diesen genommenen Glauben? Blieb ihm der bewahrte doch ein unbezahlbar reicher Schatz durch sein ganzes Leben!

Und so zog der junge Schlosserlehrling unter den freudigsten Segenswünschen des ganzen Hofes mit dem Vater und Hermann am andern Morgen über die Haide nach der Stadt. Am Hünenhügel lagerte gerade die Heerde, die nun ein jüngerer Bruder statt

seiner zum erstenmale hütete. Da wollte dem Fritzel eine Thräne ins Auge schleichen. Aber schnell wischte er sie wieder weg. Zum Himmel that er einen tiefen, freudigen Blick und sein Herz frohlockte:

„Großvater, nein, ich weine nicht. Ich gehe ja fort nach deinem und Gottes heiligem Willen, und du hast dazu aus deinem Himmel Amen gesagt!“

So zimmere dir nur am sicheren Strande dein seetüchtiges Boot, du braver Junge, nachdem dein Großvater dich gesegnet aus seinem ewigen Hafen! — In verborgener Werkstatt webe dir dein Segel! Wann du es einst schwellen lässest zu muthiger Meerfahrt, dann begegnen wir uns schon wieder. Und jetzt: „Glück auf!“

III.

Beim Wintersturm.

„Leben Sie wohl, holdes, glückliches Bräutchen! Und kommt nur erst die Winterszeit, so werden Sie Frühlingsanfang feiern, und nur ich und kein Anderer darf Ihr Brautführer sein.“ Mit diesem Abschiedsgruß hatte Hermann im Sommer nach seiner glorreichen Vertheidigung seine Hand auf Elisabeths Haupt gelegt. Und nun komm, lieber Begleiter, und mach' mit mir einen Besuch im Pfarrhof von Görzhausen! Die Tage sind kurz geworden. Aber was diese jetzt an äußerm Reiz in der erstorbenen Natur entbehren, das wird überreich in den langen Winterabenden dem Menschenherzen an innerer Traulichkeit ersetzt, wenn anders des Friedens Sonnenschein darin nicht verdunkelt worden ist, und die Liebe nicht frostig. Doch davor habe ich in diesem Hause keine Angst. So sternenlos auch jetzt die Winternacht hereinbricht, und mit so ungastlichem Pochen auch der Sturm den Schnee ans Fenster wirft, so komm doch mit mir herein! Es soll dir gewiß darin behaglich werden. — Und siehe, da sitzt der neuernannte, junge Pfarrer, Theodor

Faber, in seinem einfachen, wohnlichen Studirzimmer am Arbeitstische. Das Knistern im Ofen tönt sänftigend in den ungestümen Nachtsturm. Der Lampe milder Schimmer bescheint sein ihm erst ganz kurz angetrautes, liebes Weib Elisabeth, die neben ihm ihre rechte Hand in seine linke gelegt hat, und mit ihrem lieben, sanften Gesichte freudeverklärt ihm zuhört. Ist es doch auch eine gar heitere Botschaft, die er jetzt vom Tisch genommen und ihr vorliest. So hör' auch du mit zu, denn wo gäbe es noch edlere Freude, als am ungetrübten Glücke fremder Menschen sich neidlos mitzufreuen? — Und Theodor las:

„Unser Beider liebste, beste, treueste Mutter!

Eisiger Sturmwind tobt heut Abend um unser neues, glückliches Haus, als wolle er seine Mauern erschüttern; und die Winternacht ist draußen so dunkel und schaurig, als könne es auf Erden gar nimmer freundlicher Tag werden. Aber unsre zwei Herzen bangen nicht davor. Denn noch tausendmal mächtiger, denn Sturmesbrausen, hat der Herr, der den Winden gebietet, der Liebe heiligen Bau in unsern Seelen befestigt. Inmitten durch sternenlose Winternacht läßt er uns leuchten sein Licht, und seiner Gnade Frühlingssäuseln gibt er unserm Hause zu verspüren trotz Eis und Schnee, die es rings umstarren. O unsere treueste Mutter! Jetzt, wo unser Lebensschifflein auf dem oft bitteren Meere der Entbehrung und streitenden Entsagens eingelaufen ist in den Hafen jeglicher Erfüllung, wo nehme ich jetzt die rechten Worte her des Dankes, vorerst gegen den höchsten Herrn des Himmels und der Erde, dessen Gnadenhauch mein Segel geschwellt, dessen Vaterhand mein Steuer gelenket? Und sodann des Dankes gegen Sie, unsere Mutter, die ihrer Tochter mit treuem Wort und frommem Beispiel der Tugend eine solche Fülle gelehret, daß sie nicht an einer einzigen darbt von allen, die den geistigen Schmuck ausmachen eines echt christlichen Weibes?" —

„Aber Theodor, was schreibst du da?" unterbrach ihn mit verzagtem Blick Elisabeth. „Deine Worte drücken mich nieder und beschämen mich nur. — Mein Gott, Tugenden! Ich habe ja noch nicht *eine einzige an dir in* deinem Hause bewährt. Nichts hab'

ich bisher noch gethan, als dich treu geliebt und gläubig auf dich gebaut. Das ist mein ganzes müheloses Verdienst. Aber du hast für mich lange Jahre deine Freiheit entbehrt und jedem Genuß entsagt! Du hast gestritten und dich verdemüthigt, gerungen und gespart, und Alles nur für mich und unser einstiges Haus! O ich bitte dich, liebster Mann, lies mir weiter vor, aber kein Wort mehr von mir selber!"

„Nun gut, liebes Weib! Ich will dir nachgeben," erwiederte Theodor lächelnd. „So lese ich dir also nur mehr von unserem Einzuge vor. Ich hoffe, daß ich ihn dir treu geschildert habe."

„O gewiß!" schaltete Elisabeth noch flüchtig ein, du bist ja in Allem die Wahrheit selber."

Da nahm Theodor den umfangreichen Brief wieder vom Tisch und, nachdem er ein wenig gesucht, wo er anknüpfen solle, las er weiter:

„So ungastlich uns heute die Nacht in Schneewirbel hüllt, ein so schöner klarer Wintertag begrüßte unsern gestrigen Einzug. Und mit welchen Ehren, mit welcher Herzlichkeit wurden wir empfangen, von der gnädigen Patronatsherrschaft wie von der Gemeinde! Denken Sie sich, beste Mutter, unsere Ueberraschung! Ich dachte an der Eisenbahnstation im dortigen Gasthause mit Elisabeth ein einfaches Mittagessen zu nehmen, und dann einen bescheidenen Einspänner zu miethen, um ohne viel Aufenthalt die paar Poststunden nach Görzhausen weiter zu fahren. Aber siehe da, als wir gerade um elf Uhr ankamen, und ich noch vorher zum Waggon hinaussah, da ward ich schon überrascht, auf dem sonst so stillen Perron eine ungewöhnliche Menschenmenge zu sehen, und zwar im vollen Sonntagsanzug, während fünf angespannte Kutschen mit flotten Postillonen längs des Gasthauses aufgestellt waren. Ich muß gestehen, daß mir das Herz bei diesem Anblick um so stärker klopfte, als ich auch sogleich den wohlbeleibten Ortsvorsteher von Görzhausen unter diesen geputzten Menschen heraus erkannte. Jetzt errieth ich freilich, daß diese ungewohnte Versammlung von Menschen nur meiner eigenen Person gelte. Die Thränen traten mir ins Auge, so rührte mich das so ganz unerwartete Liebesopfer meiner treuen Gemeinde. Auch

Elisabeth ward es weich ums Herz, da sie einen schüchternen Blick hinausthat. War doch solche öffentliche Ehre uns Beiden etwas so völlig Ungewohntes! — Als wir ausgestiegen waren, hielt der ehrliche Ortsvorsteher sofort einen feierlichen Begrüßungssermon, gewiß unendlich gut gemeint, aber in hochtrabender Stylisirung und hochdeutsch sein sollender Aussprache so überaus wunderlich, daß ich meinen ganzen Ernst zusammennehmen mußte, um zu entsprechender Erwiederung die gehörige Würde zu bewahren. Dann ließ sich's kein einziges Mitglied der Gemeinde- und Kirchenverwaltung nehmen, mir und Elisabeth ein paarmal mehr als kräftig die Hand zu schütteln. — Bald darauf flogen die fünf Postkutschen über Berg und Thal gegen Görzhausen. O meine gute Mutter, wie gedachte ich da, voll Dankes gegen Gott und unsere gnädige Herrschaft, an meine frühere erste Fahrt mit Clemens und Pfarrer Weber! Mit welch' himmelweit verschiedenen Empfindungen fuhr ich denselben Weg vor zwei Jahren, als verzagter Hofmeister zu einer mir fremden Familie, — und jetzt, als welch' hochbeglückter Mann, mein treues Weib zur Seite, ein wohlbestallter Patronatspfarrer zu meiner mich so herzlich begrüßenden Gemeinde! — Ist denn solch' ein Wechsel von Menschenglück in so kurzer Zeit nur möglich? — Als wir dann gegen ein Uhr oben an der Allee angekommen waren, bot sich uns eine neue Ueberraschung. Da stand die ganze Schuljugend aufgestellt, den Cantor an der Spitze, und empfing uns mit einem Liede. Mein Gott, wie einfach war dessen Melodie, wie ungeübt die Stimme dieser Dorfkinder! Und doch, glaube ich, hätte mich ein gewaltiger Chor aus einem Oratorium von Haydn oder Händel auch nicht tiefer ergreifen können, als dieser Kindergesang, der in den heiteren Wintertag hinaus und in die Stimmung meines eigenen Herzens hineintönte. Und so dachte ich auch gar nicht an den Winter, so kahl uns auch die riesigen Linden überragten. Mir war nur frühlingshaft zu Muth, auch ohne die zwei prächtigen Blumensträuße aus dem herrschaftlichen Treibhause, die zwei weißgekleidete Mädchen mir und Elisabeth in den Wagen hineinreichten. — Als wir dann den tiefen Hohlweg hinabgerollt waren, sah ich zu meinem größten Erstaunen, wie die Wagen nicht, wie ich erwartet, rechts zum

Pfarrhofe fuhren, sondern unmittelbar gegen den Schloßhof umbogen. Ich hatte gar keine Zeit, dieses Mißverständniß, wofür ich es hielt, aufzuklären, da sah ich auch schon das äußere Schloßthor weit offen stehen und mit Tannengewinden reich verziert, darüber ein riesiges „Willkommen“ aus Immergrün prangte. Nicht wahr, wie ehrenvoll! Aber auf der Steintreppe stand die Frau Baronin, Clemens und Adele und winkten uns freudig zu. Nun erst begriff ich diese überaus zarte Aufmerksamkeit meiner edlen Patronatsherrschaft. Und denken Sie sich nur, beste Mutter, als Elisabeth in so natürlicher Befangenheit mit mir die Treppe hinanstieg, da kam ihr die Baronin zur letzten Stufe entgegen und empfing sie mit zärtlichster Umarmung. Gott lohne dieser im innersten Herzen adeligen Frau diesen Kuß dereinst mit gleich gnädigem Empfang am Eingang seines himmlischen Reiches! — Adelens Willkomm war nicht minder lieb, wenn auch etwas schüchtern, wie ihr ganzes Wesen. Auch Clemens konnte mich gar nicht oft genug küssen und Elisabeth drückte er mehrmals die Hand. Sein im Grunde gutes Herz zeigte sich wieder einmal im schönsten Lichte. — Dann führten sie uns in den großen Speisesaal, der nur für besondere Festlichkeiten benützt ward. Drin stand denn auch eine mit reichstem Blumenflor und kostbarem Silbergeschirr reichverzierte Tafel schon bereit. Wir mußten zwischen der Baronin und Adele sogleich daran Platz nehmen. Zum guten Glücke hatten wir unsere besten Kleider an. Auch die ganze Deputation war mit eingeladen, und so ward denn unsere Ankunft sogleich in so überaus festlicher Weise mit einem großartigen Mittagsmahle gefeiert, nicht als ob ich als bescheidener Landpfarrer, sondern vielmehr als neuer Gutsherr selber mit Elisabeth in Görzhausen eingezogen wäre. Es werden mir diese Stunden unvergeßlich bleiben, und ich weiß nicht, wie ich sie jemals diesen hochherzigen Menschen danken kann. Denn ihre Liebe gegen uns war so gar nicht von der gewöhnlichen Art, wie hochgestellte Menschen sie in gnädiger Herablassung dann und wann unsereinem zu erweisen pflegen, sondern das Alles war echte, große Menschenliebe, wie sie nur in wirklich edlen Herzen zu Hause ist. So ward z. B. Elisabeth, trotz unseres Protestes, immer zu *allererst bedient.* Die Baronin that es durchaus nicht anders. Und

um Schluß eine kunstreiche Torte aufgetragen ward — stellen Sie
vor, wie lieb und sinnig, ein Haus aus Marzipan, fast unserem
rhof ähnlich — da konnte Adele mit glücklichem Lächeln gar nicht
ll genug das Dach abnehmen und ein weißes Atlasband daraus
orziehen mit, wie ich sogleich bemerkte, goldgedruckten Versen.
ıte ich Ihnen auch nur jetzt Fräulein Adelens sanfte Stimme hören
ı, mit der sie diese tiefempfundenen Worte vorlas, Sie würden
ß mit uns inne werden, welchen Eindruck sie auf uns Beide und
Zuhörer machten. Ich schreibe sie Ihnen hier wörtlich ab:

Hausgruß.

Grüß' Gott, du junges Ehepaar,
So zieht mit Gott auch in mir ein!
Worauf ihr hofftet manch' ein Jahr,
Nun laßt's in mir Erfüllung sein!
So viel der Lieb' ihr euch gelobt,
So viel auch drin nun euch erweist;
Jedwede Tugend drin erprobt,
Durchflammet von des Herren Geist!
In guter wie in schlimmer Zeit
Steh' euer Haus den andern vor!
Den Frieden geb's jedwedem Streit,
Und was gebeugt, das zieh's empor!
Was Leben heiß' in Christi Zucht,
An euerem Haus werd's offenbar!
An eurer Liebe geist'ger Frucht
Werd' man den Baum des Heils gewahr!
Ja sicherlich, so wird es sein,
Ich kenn' euch ja schon allzugut.
So kommt und ziehet in mir ein,
Ich will euch sein gar treue Hut;
Für euer Herz die Heimath traut,
Die Segenswerkstatt eurem Fleiß,
Die Arche von der Lieb' erbaut,
Die jeder Fluth zu trotzen weiß;
Der Mittelpunkt in eurer Welt,
Darauf für hier und dort ihr schafft,

Ich will euch sein ein heil'ges Zelt,
Drin ihr bewahrt des Glaubens Kraft;
Ein Ruheplatz will ich euch sein,
Wenn heiter euer Himmel blaut;
Ein hoher Thurm in nächt'ger Pein,
Daß ihr die Sterne näher schaut.
So, junges Paar, begrüß' ich dich,
So gehet in mir ein und aus!
In solchem Geist bewohnet mich —
Als echtes, christlich deutsches Haus!

Ich glaubte nun anfangs sicher, die liebe Vorleserin dieses sinnigen Hausgrußes sei auch dessen Dichterin gewesen, obwohl mir dieses Talent bisher ganz verborgen geblieben war, und so wollte ich ihr gerade zu innigstem Danke die Hand küssen. Aber sie wehrte dieses mit einem stumm beredten Blick auf die Mutter ab, die mit feucht gewordenem Auge traurig vor sich hinsann. Mein Gott, so war es also die Baronin selber, die uns den Einzug in unser neues Haus so poetisch verherrlichte. Ach, und der eigene Sohn der einzige Erbe dieses prachtvollen Edelsitzes, er hatte vielleicht von uns Allen, die wir diesem Hausgruße zugehört, die mindeste Ahnung von dem inneren Segen des deutschen Hauses, den die hochherzige Mutter uns Fremden mit so schönen Worten beschrieben hatte. Als ich der Baronin edle, neidlose Hand dann gerührt an meine Lippen drückte, o da sah ich aus der stummen Thräne, die bei meinen Dankesworten über ihre Wange rann, und den stummen Blick, mit dem sie voll geheimen Leides nach dem einzigen Sohne schaute, den Stoff zu einer ganzen Tragödie schimmern. — Das war der einzige trübe Augenblick inmitten dieser heiteren Feststunden. Denn mein Herz sagte mir nur zu klar: so viel der Liebe ich auch in Gemeinschaft mit Mutter und Schwester in diesen zwei Jahren an Clemens verwendet, oder, vielleicht leider besser gesagt, verschwendet, er wird sie im selben Maße wohl nimmer zu vergelten wissen. Sonst hätte sich *sein alter, unseliger* Drang, trotz all' meinem Abmahnen und der

Seinigen Bitten seinem Hause zu entfliehen, gewiß zur Ruhe begeben. So aber wird er schon in wenigen Tagen zu einem ungarischen Husarenregimente nach Debreczin abreisen. Er ist nicht mehr zu halten. Zudem ward er in seinem Vorhaben vom eigenen Vormund, Oberst von Harthausen, bestärkt. Da mußte ich mit meinem Rathe zurückstehen. Aber ich kann die bange Frage nicht von meinem Herzen abwehren: was soll dort aus ihm werden? Wie wird er einst in sein Vaterhaus wieder heimkehren? —

Doch, liebste Mutter, lassen Sie mich jetzt davon schweigen! Ich will Ihnen ja heute nur heitere Botschaft bringen. — So zogen wir denn, nachdem wir bei Champagner die gnädige Gutsherrschaft und Pfarrgemeinde hoch leben gelassen, bei schon eingebrochener Nacht in unsern Pfarrhof endlich ein. Rüstige Bursche leuchteten uns mit Kienscheiten voran und das ganze Dorf war dabei auf den Beinen, um uns das Geleit zu geben, das die bescheidene Dorfmusik, die uns voranschritt, mit einem brillanten Marsche noch um gar Vieles festlicher machte. Aber auch am Pfarrhofe war der Eingang geschmückt und ein Transparent über der Hausthüre zwischen jungen Tannenbäumen rief uns schon von weitem zu:

Willkomm zu Gottes Ehr' und unserm Heil!
Stets werd' euch nur das reinste Glück zu Theil!
Mögt ihr in diesem Haus zufrieden sein,
Das wünscht euch die Gemeinde groß und klein.
Vor Krankheit, Noth und Tod sei Gott davor!
Vivat Elisabeth und Theodor!

Wer der Dichter dieses populären Poems war, blieb mir leider ein Geheimniß. Aber auch seine gute Meinung hatte ihren Zweck in unsern Herzen vollständig erreicht. Erst mußten wir noch zwei Musikstücke, einen Choral: „Nun danket alle Gott!“ und zum humoristischen Gegensatz eine schreiende Polka-Mazurka vom Fenster des Wohnzimmers anhören. Dann rief der Ortsvorsteher mit mächtigstem Organ: „Unser neuer Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin

sollen leben, vivat hoch!“ Die ganze Gemeinde fiel stürmisch ein. Einzelne muthwillige Buben konnten gar kein Ende finden. Dann ward es endlich stille. Alles verlief sich und das unermeßliche Heer des Sternenhimmels glänzte herein in die neue Heimath der zwei glücklichsten, dankbarsten Menschen auf Erden. — So, liebste Mutter, endigte dieser unsäglich ehren- und freudenreiche Einzug in unsere neue Gemeinde.

War das nicht eine herzerquickende Nachfeier unseres einzig schönen Hochzeitstages in Ihrem lieben, trauten Häuschen? O, haben Sie auch noch heute tausendmal innigsten Dank für all' Ihre unerschöpfliche Güte, mit der Ihr treues Mutterherz uns diesen Tag so sinnig verschönte. Auch dem lieben Linchen für ihren humoristischen Hochzeitsgruß nochmals eine herzliche Patschhand. Unserm genialen Brautführer Hermann, dessen begeisterter Trinkspruch mir noch immer im Herzen nachklingt, werde ich morgen selber schreiben. Ja, wahrhaftig, mögen alle Reichen und Vornehmen dieser Erde auch noch so großartige Hochzeitsfeste gefeiert haben, so reich oder gar noch reicher an echtem Herzensglück hat dieser Tag doch gewiß noch keinen Sterblichen gemacht, als uns zwei, die wir zu den bescheidensten Erdenkindern zählen.

Nun aber lassen Sie mich schließen. Herzlich gute Nacht, in unserm winterlichen Frühling! Der Herr behüte Sie und Linchen in seiner Gnade! Ihr treuester Sohn

Theodor.“

Damit legte er den Brief auf den Arbeitstisch und nahm dafür Elisabeths Hand.

„Nun sag', liebes Weib, war es so recht und hab' ich nichts Wesentliches vergessen?“

„Vergessen?“ rief da die junge Pfarrerin aus. „O nichts, gar nichts von all' dem, was die andern dir und mir Liebes erwiesen. Aber von all' deiner eigenen Liebe, die mir hier die neue Fremde so wunderbar schnell zur Heimath umgezaubert, o davon, liebster Theodor, hast du aber auch Alles, Alles vergessen.“

„Nun ja freilich, gutes Weib, denn das hatte ich ja von vorn-

herein dir zu schreiben überlassen," erwiederte Theodor, zufrieden lächelnd. „Ich durfte mich ja doch nicht selber loben."

„Aber ich hab's gethan, liebster Mann, so viel ich nur Worte dafür fand. Und jetzt hör' nur auch meine Epistel und sag' mir, ob auch ich nichts Wesentliches darin vergessen habe."

Danach zog die Pfarrerin ein zusammengelegtes Blatt hervor und wollte gerade mit voller Herzenslust zu lesen beginnen: „Liebstes, bestes Mütterchen! . . . ."

Aber Theodor legte scherzend die Hand darauf: „Nein, Elisabeth, du hast vorhin mein Lob über dich nicht hören wollen, nun darfst du auch zur Strafe dafür das deinige nicht vorlesen. Ja, gerechte Vergeltung muß sein, auch in der ehelichen Liebe. Gott! Wenn ich dir nur Alles recht gemacht habe."

Er küßte sie auf die Stirne, die sie gegen ihn niedergeneigt hatte. Dann schüttete sie ihr ganzes junges Frauenherz ihm aus.

„Ach Theodor, wie soll ich dir doch Alles vergelten können, was du an mir gethan hast? Da führtest du mich arme Wittwentochter heim, ließest mich nichts, gar nichts dir zubringen, als mich selber, und übergabst mir mein Haus von oben bis unten so traut und gediegen eingerichtet, wie sich's eine junge Frau nur im Traum ausmalen kann. Und zu all' der schönen Gegenwart hältst du mir auch noch so reichen Nothschatz für künftige Zeiten geborgen! O wenn ich daran denke, in welch' hartem Dienst unter fremden Menschen du dir dieses Alles für mich verdienen mußtest, und wie ich's mit Liebe dir wieder heimzahlen soll, dann möchte es mir Kopf und Herz verwirren!"

Da wollten ihr gerade die Thränen heraufquellen. Aber schnell fuhr er mit heiterem Scherz ihr über die Augen.

„Geh', Elisabeth, was redest du doch kindisches Zeug! Ich selber wäre ja mein Lebtag nicht auf diesen klugen Einfall gekommen. Das Alles hat mir dazumal der Sturmwind in meiner holländischen Dachstube vorgesagt, als ich, armer Teufel, wie mich Frau van der Straaten genannt, am Kaminfeuer saß, und darüber nachsann, was ich thun solle. Nun also, da hab' ich's eben einfach dem Sturmwind nachgemacht, genau so, wie er mir's vorgebraust hat. Was

ist da von mir aus viel Verstand und Verdienst dabei? Den Sturmwind, liebes Weib, den allein mußt du loben! Der einzig hat so wohnlich uns das Haus eingerichtet, und dir einen Rothpfennig erspart. Und darum horch' ich auch heut Abend so gern auf ihn, und denke mir dabei: was war das doch damals ein gesegneter Wintersturm, der uns jetzt zu solchem Frühlingsfrieden verholfen hat!"

„O Theodor, du edler großherziger Mann!" das war Elisabeths ganze Antwort.

Und sie saßen noch lange Hand in Hand so beisammen, und horchten auf den Schneesturm, der ihnen Beiden in dem schönen, deutschen Pfarrhause von der Erfüllung all' des Sehnens und Hoffens erzählte, mit deren Verheißung er einst den Einen getröstet und zum Ausharren ermuthigt auf seiner armen Dachstube in holländischer Fremde. —

IV.

Im Ahnensaale.

Acht Tage darauf, an einem nicht minder unwirthlichen Winternachmittag, der sich schon der Dämmerung zuneigte, trat Pfarrer Faber mit Hut und Stock in das untere Wohnzimmer, um Elisabeth vor dem Weggehen noch „guten Abend" zu sagen. Ein tiefer Kummer verdüsterte seine sonst so klaren Züge. Es war ein schwerer bitterer Gang, den er vorhatte.

„Behüt' dich Gott, liebe Frau!" sagte er jetzt, da er die Hand ihr gab. „O, wenn's nur schon vorüber wäre!"

„Aber Theodor," tröstete Elisabeth, an ihrem Arbeitstisch sich erhebend. „Du kannst ja nichts dafür!"

„Ja, das weiß der allwissende Herr. Ich hab' in den zwei Jahren wahrhaftig an ihm gethan, was Verstand und Herz in mir nur vermochten. Aber leider sagt mir eine trübe Ahnung, daß Alles zuletzt doch nur vergebens gewesen. Auf jede Besserung folgte stets wieder ein Rückfall, und der alte unglückliche Leichtsinn verscheuchte immer wieder den mühsam errungenen Lebensernst."

„Aber liebster Mann," warf Elisabeth beruhigend ein, „Clemens ist ja doch erst sechzehn Jahre. Das kann bei reiferem Alter noch Alles ganz anders werden. Er hat doch ein so gutes Herz. Und wie oft geschieht's nicht, daß gerade solche noch die tüchtigsten Männer werden."

„Nun freilich, Elisabeth, ich weiß das wohl. Es ist eine alte Erfahrung. Aber gerade bei Clemens will es mir oft vorkommen, daß seine schlimmen Anlagen mit den Jahren viel eher wachsen als abnehmen werden. Ich habe seine Natur zu gründlich studirt. Selbst sein gutes Herz wird ihm nur zum Verderben gereichen. Denn ihm fehlt jede Spur von Charakter. Und gar, wenn er nun erst von seinem Hause, seiner Mutter und mir selber losgerissen ist, mein Gott, wie bald wird er im Taumel seines Soldatenlebens ohne jeden inneren Halt der Verführung preis gegeben sein. Und siehe, das thut mir eben bitterlich weh, vor Allem für diese arme, edle Mutter, die uns Fremden so neidlos die glücklichste Heimath geschaffen und dem eigenen Sohn die seinige nicht erhalten kann. 's ist wirklich tragisch! — Aber du hast Recht, ich kann ja nichts dafür. Das ist mein einziger Trost. Und so will ich eben in Gottes Namen gehen. Wenn ich nur schon wieder daheim wäre! Also guten Abend, Elisabeth!"

Damit ging er mit schwerem Herzen zum Schlosse hinunter, wohin die Baronin zu dieser Abendzeit ihn gebeten hatte. Als er noch auf der Hügelhöhe des Pfarrhauses die großen Bogenfenster des Ahnensaals beleuchtet sah — ein sonst ungewöhnlicher Anblick, da ging wieder ein leichter Hoffnungsstrahl durch sein betrübtes Herz: „Nun, wer kann's wissen? Der Gott, der die Menschenherzen lenkt, wie Wasserbäche, vielleicht erleuchtet er da drinnen heut Abend auch dieses umdunkelte Herz für seinen Weg in die Fremde. Und der selige Geist des todten Vaters redet zum Sohn eine mächtigere Sprache, als wir Lebenden. Ich will doch noch nicht ganz verzagen."

Als der Pfarrer durch die entlaubten Linden die Schloßtreppe hinaufstieg und der Mond aus Sturmgewölk auf die zwei eingemauerten Ritter am Portale fiel, da kam's ihm vor, als laste unter deren schneebedecktem Steinpanzer heut Abend dasselbe tiefe Leid,

wie auf seinem eigenen Herzen. So finster schauten sie ihn an. Doch er trat mit aller ihm möglichen Fassung in die Eingangshalle, um die Abschiedsscene, die ihn drinnen erwartete, nicht noch peinlicher zu machen. — Zehn Minuten darauf ging die Baronin mit Adele in stummem Ernste hinauf zum Ahnensaale. Clemens folgte an der Hand seines einstigen Hofmeisters. Man sah es seinem halb verdrießlichen, halb verlegenen Gesichte nur zu deutlich an, wie schwer dieser seltsame Gang ihn ankam. Hatte er doch nur eine dunkle Ahnung von dessen eigentlicher Bedeutung. Doch eben so schnell durchfuhr ihn auch der andere Gedanke, daß er ja schon morgen früh als sein eigener Herr der mütterlichen Botmäßigkeit entronnen sei, und sein neues Soldatenleben schrankenlos vor ihm daliege, wie die Puszta vor dem ungezügelten Haideroß. — So ließ er sich dieses letzte peinliche Heut im Elternhause im Hinblick auf das erste fröhliche Morgen in der Freiheit gern gefallen. Denn daß ihn sein Vormund, jener vormals gar lebenslustige pensionirte österreichische Oberst, von der nahen Hauptstadt bis nach Debreczin begleiten sollte, davor bangte ihm nicht im mindesten. Hatte er's doch dessen Machtwort überhaupt zu danken, daß er seinen Starrsinn, Soldat zu werden, gegen der Mutter Willen und des Pfarrers dringendes Abmahnen durchgesetzt hatte. — Also gute Miene zum bösen Spiel! Es geht ja rasch vorüber. Das war der Grundton in des künftigen Husarenkadetten Empfindungen, als er jetzt in den ehrwürdigen Ahnensaal eintrat, in dessen Mitte der schwere, alterthümliche Kronleuchter tageshell niederstrahlte.

„Clemens, setz' dich hier neben den Herrn Pfarrer!" sagte die Baronin, mit einem Tone, daraus viel mehr Wehmuth als ernste Strenge klang.

Und Clemens ließ sich neben Theodor auf einem der Stühle mit hoher gothischer Eichenlehne nieder, die an der langen Wand, mit Waffentrophäen aller Jahrhunderte verziert, aufgestellt waren. Ihm gegenüber hingen von 1349 an all' die Ahnenbilder seines vielhundertjährigen Geschlechts, in Helm und Eisenharnisch, im Domherrntalar mit Kreuz und Kette, im goldverbrämten Staatsrock mit Allongeperrücke, im knappen Jagdkleid mit dem Zopf, bis herab

zum letzt verstorbenen Majoratsherrn Hans Günther, Freiherrn von Görz, der in österreichischer Kürassierrittmeistersuniform der Ahnen lange Reihe beschloß. Ein ganzer Mann in jedem Zug, dem das durch und durch adelige Herz aus den mildernsten Augen herausschaute. — Clemens sah jedoch keinen einzigen all' seiner Ahnherren, so ernst sie auch selber auf ihn niedersahen. Er schlug das Auge auf den kunstvoll gewirkten Teppich, und das bunte Gewirr von streitenden Sarazenen und Kreuzrittern verschwamm vor seinem Blicke. Der Pfarrer Faber saß gedankenvoll neben ihm. Adele hatte sich ein paar Stühle weiter niedergelassen, und senkte das zarte Gesicht. Die Mutter blieb mitten im Saale stehen. Sie hatte für diesen Abend ihr Wittwenkleid wieder angelegt, und ein schwarzer Schleier umsäumte ihr trauerbleiches Antlitz. Ein gerolltes Papier ruhte in ihrer Hand. Was wollte sie jetzt nur in dieser stummen, geisterhaften Gesellschaft? —

„Clemens, mein theuerster Sohn!" hub sie jetzt an, nachdem sie noch eben mit schmerzlicher Miene sich aufgerafft. „Ich stehe hier als die Testamentsvollstreckerin deines Vaters. Als ihn der Herr über Leben und Tod in die Ewigkeit abgerufen, da warst du ein noch unmündiger Knabe. Wie hättest du ihn damals verstehen sollen, wenn er vor seinem Hintritt noch mit dir geredet hätte? Aber mitten in seinen bittersten Schmerzen, die er nach jenem unglückseligen Sturz noch Monate lang zu erdulden gehabt, war doch seine schmerzlichste Sorge nur die, daß er dich, seinen einzigen Sohn und Erben, verlassen mußte, bevor er dich durch Wort und Beispiel großgezogen zu einem tüchtigen, tugendreichen und ehrenfesten Mann, wie er selber einer gewesen, und darin keiner seines ganzen Geschlechtes ihn jemals übertroffen. — Nun siehe, mein Sohn, ob auch deines Vaters Leib nun schon sechs Jahre in der Gruft seiner Ahnen in ewigem Schweigen liegt, sein Geist wird doch aus seinem Jenseits heute zu dir reden. Auf seinem Sterbebett hat er mir sein irdisches Abschiedswort an dich übergeben und mir aufgetragen, es zu dir reden zu lassen, wann die rechte Stunde dazu gekommen sei. Vor seinem irdischen Bilde, so gebot mir sein Wille, solltest du seinen abgeschiedenen Geist dann hören, und dein ganzes Geschlecht sollte dabei als

Zeuge zugegen sein. — Nun wohl, mein Sohn, die rechte Stunde dünkt mir jetzt gekommen, da du dich morgen frühe losreißest aus deines Vaters Haus und deiner Mutter Arm. Darum habe ich dich jetzt hierher geführt; inmitten deines ganzen Geschlechtes, vor deines todten Vaters Bild. — So schau' ihn an, mein Sohn! Mit all' deiner kindlichen Ehrfurcht häng' jetzt an diesen treuen, väterlichen Zügen! Oeffne weit dein Herz, daß der Samen aus deines Vaters Geisterwort befruchtend hinunterfalle bis auf seinen tiefsten Grund; daß du von hinnen ziehest, als deines Vaters werth, und in sein Haus einst wiederkehrest als deiner Mutter Trost. — Und nun höre!"

Ward das jetzt eine Stille! Wer könnte sie beschreiben? Als ob die drei lebenden Menschen auf ihren Stühlen selber nur leblose Bilder wären, so saßen sie da. Und der Sohn schaute hin auf des Vaters Bild, und sein Blick vertiefte sich in dem seinen. Wie der ihn jetzt ansah, so voll Ernst wie Wehmuth, wie ein Aug' aus dem Reiche der Geister! — Da war mit einemmal auch der letzte Hauch von leichtem Sinn in seinem jungen Herzen verweht. Seine ganze Seele lauschte. Die Mutter wischte sich noch eine große Thräne vom Auge, da sie nach ihm hinübergesehen. Da entrollte sie das Blatt und las mit bebender Stimme:

„Mein einziger Sohn!

Mit Schmerzen habe ich mich aufgerichtet, um noch mit dir zu reden. Zwar ist meine Leibeskraft gebrochen, aber mein Geist fühlt sich stark und klar wie in den gesundesten Tagen. Und so spricht er zu dir sein letztes irdisches Abschiedswort. Wann du es einst vernehmen wirst, ist mein Mund schon längst verstummt, und meine Hand verdorrt. Aber mein Geist wird ewig leben. Der wird dann um dich sein, als ob ich leibhaftig vor dir stände, und meine Hand wird aus ihrem Jenseits segnend auf dich herunterreichen. So höre, mein Sohn, was ich dir jetzt sage:

Ich hinterlasse dir das wohlgeordnete Gut deiner Väter. Fleißig bebaute Felder und Wiesen, wohlbestellte Wälder, klare Verhältnisse *zwischen* Gutsherrn und Grundholden, geregelte Bücher und un*bestrittene Gerechtsame* — das Alles vererbe ich dir.

Mir, deinem Vater, war es lange nicht so leicht geworden. Nach zwanzigjährigem Streit mit christlichen und jüdischen Zinswucherern, in den Verschwendung und Schwachherzigkeit meines kinderlosen Ohms dein Ahnengut verwickelt; nachdem mein eigener Vater vor Herzleid darüber mir allzufrüh gestorben, war es mir endlich von den Gerichten als schuldenfreies Lehen wieder zugesprochen worden. Doch in welchem Zustand? In langem Sequester die Felder ausgesogen, die Wälder verwüstet, die Bauten zerfallen, ein Schatten nur, kann ich sagen, von dem heutigen Bilde. — Aber, mein Sohn, die Trübsal und Noth meiner verkümmerten Jugend, sie wurden mir die harte, heilsame Schule, in der ich wieder lernte, was das verstorbene Geschlecht vergessen hatte: Fleiß und Sparsamkeit, Umsicht und Aufsicht; vorwärts zu schreiten im Verbessern und Erringen, rückwärts im Genießen und Verschwenden; falschen, geborgten Glanz, der nur nach außen prunkt, zu verachten, und den gediegenen hoch zu halten, der das innere Haus durchschimmert. — Und so, mein Sohn, war dein Erbtheil wieder geworden, was es in alter Zeit gewesen, und unseres Hauses Name hatte wieder seinen alten, ehrlichen Klang. — Doch nie und nimmer, ich beschwöre dich jetzt vor meinem Sterben, niemals vergiß es: so oft du durch deine Felder und Wiesen wandelst, und deinen Wald durchstreifst, o gedenke des Schweißes, der von deines Vaters Stirne darauf niedergeronnen! So oft du eintrittst in Scheunen und Ställe, und an deiner Väter Burg dich erfreuest, gedenke der schweren Sorgen, unter denen dein Vater aus dem Zerfall sie wieder für dich aufgerichtet! Und wenn du den Eisenschrein erschließest, um seinen Inhalt dir vorzuzählen, so mahne dich jedes Geldstückes Klang, mit welch' gewissenhafter Sparsamkeit ich als deiner Mutter Verwalter jeden Pfennig ihres Erbtheils geehrt, um sie und mich des Guldens werth zu machen."

Da hielt die Mutter einen Augenblick inne, um von der eigenen Erregtheit auszuruhen, und einen forschenden Blick auf den Sohn zu werfen. Der sah schon lange nimmer auf des Vaters Bild und starrte wieder auf des Teppichs Sarazenenschlacht. Jedes Wort des Seligen fiel brennend auf sein schuldbewußtes Herz. Auch Pfarrer Faber hatte das Gesicht mit der Hand bedeckt. Aber in welch' ganz

anderer Stimmung! In sich verloren gedachte dieser des eigenen Vaterhauses, und nicht ein einziger Vorwurf störte seine wohlthuende Erinnerung. Von Adelens zarten Wangen rann eine stille Thräne nach der andern; Thränen kindlicher Liebe für den Vater, schwesterlicher Hoffnung und Sorge für den Bruder. Und die Mutter athmete jetzt tiefer auf, da sie des Sohnes Zerknirschung gesehen, und fuhr mit doppelter Zuversicht weiter:

„Aber, mein Sohn, nun will ich aufhören, nur als dein Vater zu dir zu reden. Als Edelmann spreche ich jetzt zu dir, der eine zum andern, der alte zum jungen, der absterbende Zweig zum blühenden. — Und so sage ich dir weiter: als Edelmann geboren zu werden, das ist ein ebenso mühe- wie verdienstloses Vorrecht des Geschickes. Aber als Edelmann zu leben und zu sterben, das ist ernste Mannesarbeit. Und der da wähnt, daß schon die Geburt ihm genüge, als Edelmann durchs Leben zu gehen, der ist nicht werth, daß er als solcher geboren worden, und der verdient nicht, daß er diesen Ehrennamen trage — eines edlen Mannes. Mein Sohn, bedenk' es wohl: der Adeligen durch Geburt gibt es unzählig viele. Doch die auch adelig durch Gesinnung, Wandel und Werk, die wahrhaft edlen Edelmänner, diese lassen sich zusammenzählen.

Noblesse oblige — zu deutsch: der Adel legt Verpflichtung auf! so heißt ein alter Ritterspruch. Zwar eine französische Devise, aber vollgültig auch für den Edelmann aller Völker und Zeiten. Und was will dieses Wort dir sagen? Ich will dir's vor meinem Tode noch erklären. Höre mich, mein Sohn! — Gerade, weil du als Adeliger geboren wardst, kam mit dir die Verpflichtung zur Welt, auch adelig zu denken und zu handeln. Gerade, weil du einen ritterlichen Wappenschild trägst, verlangt die Welt mit Fug und Recht von dir, daß du ihn auch alle Zeit makellos hochhaltest im Ritterdienst der Sittenreinheit und der Mannesehre. — Fröhne Keiner dem Wahn, und sei er noch so erlaucht geboren, und sei sein Geschlecht noch so mächtig an irdischen Gütern, er brauche vor die Mängel seiner eigenen Person nur seiner hohen Ahnen strahlenden Schild zu halten, und das Auge der Welt lasse sich dadurch blenden. O dieser unseligen Selbsttäuschung! Denn solchen Edelmannes eigene

Flecken, sie werden erst recht häßlich auf diesem schimmernden Schilde zu Tage treten. Nicht der alte Name entschuldigt die Sünden seines Trägers. Nein, gerade dieser wird dessen erbittertster Ankläger, und die Welt hält bei ihrem Urtheil solchem Schuldigen des Adels seine eigene Devise vors Gesicht: Noblesse oblige."

Und wieder setzte die Baronin ein wenig aus und that einen Blick auf den Sohn. Dessen Stirne lag in düsteren Falten. Er scheute sich jetzt, selbst nur die Bilder der Ahnen noch anzublicken. Denn wie er's vorhin flüchtig gethan, starrten sie Alle so voll stummen Vorwurfes ihn an, die im Vollbart, im Henryquatre und glatten Kinn, als riefen sie ihm miteinander das eine Wort in die Seele: „Noblesse oblige!"

Ward da der Mutter über dieser zusammenengezogenen Stirne des Sohnes das Herz wieder befangen! Aber sie raffte sich muthig auf und las weiter:

„Mein Sohn! Nimm dir's gar wohl zu Herzen: die Tage währen nicht mehr allzulange, ich täusche mich nicht, in denen der Adel eine mächtige Körperschaft gewesen. Der neue Zeitgeist rüttelt bereits mit geheimer Faust an ihrem einst festgefügten Bau. Seine Pfeiler werden immer loser auseinanderweichen, sein schützendes Dach wird nicht mehr allzu lange den einzelnen halten und decken. — Selbst ist der Mann! — Dies Wort der Neuzeit wird auch im deutschen Adel mehr und mehr zur Geltung kommen. Immer kleiner wird das Maß werden für des ganzen Standes Privilegien und Rechte, immer größer für die Pflichten des Einzelnen. In immer ernsterer Bedeutung wird das alte Wort den einzelnen Edelmann mahnen und warnen: Noblesse oblige!

Ja, mein Sohn, glaub' es deinem der Ewigkeit nahenden Vater, dem schon jetzt die Sehkraft des Geistes weiter reicht: die Tage sind nahezu vorüber, in denen so mancher Edelmann glaubte, adelig zu leben und mit dem Urtheil seiner Mitmenschen sich glücklich abzufinden, wenn er schulgerecht sein Roß zu tummeln und das Viergespann zu lenken wußte; wenn kein Wild seinem Meisterschuß entrann, und seine Meute dressirt war nach allen Regeln feinster Waidmannskunst. Die Tage neigen sich zu Ende, da Bauer und Bürger

zum Edelmann voll patriarchalischer Ehrfurcht hinaufsah, bloß, weil dieser schon seit Jahrhunderten einen adeligen Namen trug. Ein neuer Zug geheimer Feindschaft ist jetzt an die Stelle solch' alter Tradition getreten, und der Edelmann muß durch Wandel und Werk diese neue, neidische Feindschaft erst zu versöhnen trachten. Die alte Macht des Adels, die ihm die Neuzeit an ererbten Rechten und überlieferter Ehrfurcht allmälig schwächen wird, der Einzelne muß sie wieder sich zurückerobern durch das reichere Maß an selbsterfüllten Pflichten und die größere Tüchtigkeit der einzelnen Person. Hervorzuragen muß er lernen, wo immer ihn das Leben hingestellt, sei's um Fürstensold in des Heeres Reihen, oder im Dienste des Staates, sei es als freier Grundherr. Des Geistes und des Herzens Adelsprobe muß er überall erst bestehen, wenn ihm der geborne Edelmann soll angerechnet werden, und ihn sein Wappenschild noch tragen soll, das er selber trägt. Und ich sage dir, mein Sohn: wer diese Mahnung der Zeit mißachten wird, für den sind die Tage nahe, wo ihm wahrlich besser wäre, eines Taglöhners unbekannten Namen zu führen, als den seines alten Geschlechtes. Denn sein vielhundertjähriger Name wird mit all' der Wucht des Alters dessen verkommenen jüngsten Träger noch zehnmal tiefer niederdrücken, und mitleidlos wird die Welt auf solch' erniedrigten Enkel hoher Ahnen mit Fingern deuten. Und auch dich ermahne ich jetzt: wähne nicht, daß du dieser Gefahr überhoben seiest, wähne nicht, daß du deinem Herzen in Sinnengenuß und Verschwendungssucht könntest die Zügel schießen lassen, daß du verachtend dürftest vorübergehen an den Quellen des Wissens, die immer reicher in der Neuzeit strömen; wähne nicht, daß Fleiß und Arbeit, Denken und Schaffen deiner unwürdig seien und ein unnöthig Mühen, weil ich dich nun hinterlasse als eines so wohlgeordneten Gutes einzigen Erben. O mein Sohn, glaub' es mir: noch zehnfach größere Güter als das deine, sie sahen ihre altadeligen Erben bankerott an Geld und Ehre in Schmach und Elend wandern.

Und so höre mein anderes Testament! — Meine Seele umschwebt dich. Meine Geisterhand ruht auf deinem Haupte. Clemens, *blick' mir ins Auge!"*

Da vermochte dieser nimmer länger den Blick vor sich hin zu schlagen. Des Vaters letzte Worte rüttelten ihn zu mächtig auf aus seinem dumpfen Hinbrüten. Und er faßte den Muth, dem Bilde des Seligen nun fest ins Auge zu schauen. Auch Pfarrer Faber und Adele richteten sich in ihren Stühlen höher auf, und vertieften sich in die edlen Züge des verklärten Majoratsherrn.

Und da die Mutter nach einer Pause nun dieses andere Testament zu lesen begann, schlug der Nachtwind dabei beständig an die vielscheibigen gothischen Bogenfenster. Alle die alten Bilder schienen jetzt noch aufmerksamer den Worten ihres würdigen Nachkommen zu lauschen, und sie schauten dabei noch viel ernster auf ihren allerjüngsten Enkel.

„Clemens, du einziger Erbe meines Namens und deines Geschlechtes! Du hast das Stammgut deiner Ahnen aus meiner Hand überkommen. Ich übergab es dir, wie's einem getreuen Vater und irdischen Verwalter zukommt. Jetzt aber ist es an dir, mein Sohn, auch deines Vaters geistige Erbschaft anzutreten. Dazu genügt kein papierenes Testament allein. Dein ganzes Leben mußt du daran setzen, Jahr für Jahr, Tag für Tag, um diesen meinen andern letzten Willen an dir zu vollstrecken. —

Zwar fühlt' ich mich nie so sehr als armen, an Leib und Seele gleich gebrechlichen Menschen als jetzt auf solchem Schmerzenslager und so nahe dem Richterstuhle meines ewigen Gottes. Aber auch jetzt hält der eine Trost mich aufrecht, und gibt mir Kraft im Leiden und heilige Zuversicht im Sterben, daß ich wenigstens mit Wissen nie was Unwürdiges weder gewollt noch gethan. Und so, mein Sohn, setz' ich dich feierlich ein zum Erben all' meines guten Willens und all' meiner ehrlichen Meinung, als Edelmann gelebt zu haben und als solcher zu sterben, getreu dem Wahlspruch: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand! Ich setze dich ein zum Erben all' meiner ungeheuchelten Gottesfurcht und wahrhaftigen Menschenliebe. Das volle Maß von Eintracht und Frieden, das ich meinen Grundholden, den protestantischen, wie katholischen hinterlasse, vererbe ich nun auch auf dich. Sei im Eifer für deines Hauses evangelischen Glauben *ein Vorbild deiner* Gemeinde, aber halt' in deinen Pflichten

und deinem Wohlwollen gleiches Maß und Gewicht auch für die Andersgläubigen! Sei ein gleich gerechter, opferfreudiger Guts- und Patronatsherr für beide Kirchen und Schulen! Jedweden confessionellen Streit suche versöhnend zu vermitteln! Denn ich sage dir: fanatische Unduldsamkeit ist das Zerrbild der christlichen Religion, und das Grab der Nächstenliebe. — Gern gestehe ich dir's ein, an meinem eigenen Herzen hab' ich's im Laufe der Zeiten erkannt: je tiefer ich das Gebot aller Gebote verstanden, und je treuer ich's befolgt: Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst! — je mehr ich von mir abgestreift gehässigen Vorurtheils anerzogenen Panzer, um so weiter und wärmer schlug mir mein Herz für die ganze Menschheit, schwächer nicht im Glauben, aber zehnfach stärker an Liebe. — Und auch dieses halte ich dir vor: unser armes, deutsches Vaterland, wahrhaftig genug verwundet und geschwächt hat es des Glaubens unseliger Haß und Streit. Jetzt laß es uns wieder heilen und stärken durch des Glaubens Liebe und seinen Frieden, jeder Einzelne, wo und wie, und so viel er kann. Denn also will es unser himmlischer Gott und unser irdisches Vaterland."

Da gedachte die edle Wittwe des großartigen Leichenzuges, mit dem der Verklärte in die Ahnengruft nach Teissenburg hinübergeführt worden war. All' das Weinen und Klagen seiner zwei Gemeinden, der protestantischen so gut wie der katholischen, glaubte sie im stürmenden Nachtwind draußen wieder zu hören. Eine Fluth bitterer Wittwenthränen entrang sich ihrem leidvollen Herzen. Adele sah es kaum, da verbarg auch sie ihr Gesicht in ihrem Tuche. Pfarrer Faber saß noch immer regungslos, ohne jeden innerlichen Trost. Doch auch aus seines Zöglings Augen rannen jetzt zwei Thränen über die Wangen. Ob sie wohl gar tief heraufgequollen waren? — Wenigstens blieben es die einzigen. Aber schon diese zwei genügten, um die zahllosen der Mutter wieder zu stillen. Wie genügsam an Trost ist ja solch ein bekümmertes Mutterherz! Und sie las nun zu Ende, dreifach so leichten, hoffenden Herzens, als sie begonnen hatte:

„Und höre mich weiter, mein Sohn! — Ich setze dich ein zum Erben all' meines Fleißes, all' meiner haushälterischen Einfachheit *und immerwachen* Sorge, mit denen ich dein Gut verwaltet, ver-

bessert und vermehrt. Gott verzeihe mir, daß ich dessen selber mich rühme, aber ich thue es nur um deinetwillen, mein Sohn! — Bedenk' es wohl: Grund und Boden, das ist noch des Adels stärkster Damm, der am längsten widerstehen wird der Neuzeit anstürmender oder langsam untergrabender Fluth. Aber wer gedanken- und werkträg auf seiner Scholle sitzt, oder fern von ihr in den großen Städten ihr Erträgniß verschwendet, für den wird die Stunde kommen, wo ein Stück nach dem andern zerbröckelt niederbricht in den großen Abgrund der Auflösung, darin alle Stände mehr und mehr versinken. —

Und endlich, mein Sohn, setze ich dich ein in das kostbarste Gut, das ich dir vererben kann, in die Achtung und Liebe, die ich, so hoff' ich zu Gott, auf Erden hinterlasse. — Sowie die Burg deiner Väter hoch emporragt unter den andern Häusern deiner althistorischen Heimath, so sollen auch deine Grundholden zu ihr voll Ehrfurcht hinaufschauen, als zur festgegründeten Stätte edelster Sitte und reinster Ehre. Deine Wirthschaft soll den Begüterten ein aneiferndes Vorbild sein, ihr Rath und Führer im Vorwärtsschreiten. Denn ich sage dir: die Zeit verbauerter Landjunker ist dem Versinken nahe, aber die Tage wissenschaftlicher Durchbildung treten immer gebieterischer heran, auch für den freien adeligen Grundherrn. Keiner kann mehr mit Ehren bestehen, der dieser Forderung sich widersetzt, sei es aus eingebildetem Stolz oder aus wirklicher Trägheit. Mit gern gebrachten Opfern sollst du den Schwächern unter die Arme greifen und an den ganz Gebrechlichen deinen Glauben ans Evangelium werkthätig bewähren. Nicht ihr Bekenntniß, nur ihr Menschenwerth sei die Richtschnur für dein Handeln. — Und zuletzt, mein Sohn, ermahne ich dich voll tiefsten Ernstes: blicke mir auf Keinen deßhalb voll unberechtigten Stolzes herab, weil er als Bürgerlicher geboren worden. Jeden Vorzug der Bildung und des Charakters lern' an ihm zu ehren, wie an deinesgleichen. Wo stände die Menschheit ohne ihre großen, unsterblichen Männer, die sich selber den Adelsbrief des Geistes ausgefertigt, und den keine Zeit jemals zerreißen wird? — Darum rathe ich dir: such' die Tüchtigkeit auf, wo du sie findest, mit oder ohne Wappenschild, und lern' von ihr!

Sperre dich nicht ab von dem großen Pulsschlage geistigen und politischen Lebens! Verfalle nicht in die widerlichste aller modernen Krankheiten — in vornehme Blasirtheit! Sei nicht aus falschem Vorurtheil einseitig in deinem Umgang! Er braucht nicht immer adelig zu sein, aber edel soll er bleiben alle Zeit!

Und lebst du so, mein Sohn, dann verbürg' ich dir, so wahr ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit, so wahr wirst du dann werden gleich reich an Achtung und Liebe, an Dank und Segen, Haupt und Zierde deines Geschlechtes, Hort und Vorbild deiner Gemeinde, ein fruchttragender Zweig am deutschen Adelsbaum, ein nützlicher Bürger deines großen Vaterlandes!" —

Jetzt ward die Stimme der Mutter auf einmal ganz gebrochen. Und jeder folgende Satz that ihr Gewalt an.

„Und nun lebe wohl, mein theuerster, einziger Sohn! Als den Letzten deines Geschlechtes verlasse ich dich. Sei stolz auf deines Hauses Vergangenheit, aber noch eifersüchtiger bewache den Glanz deiner eigenen Zukunft! Was frommte dir deiner Ahnen lange Reihe, wenn du sie als ihr letzter Enkel unwürdig beschlössest? Ich sterbe — lebe du mir nach! Ich habe bald vollendet — beginne du, fahre fort! Mein Geist sei auch der deine! Mein Sterben wird deiner Mutter bitterste Trauer sein, werde du ihr süßer Trost! Bleib' ein treuer Bruder deiner Schwester! In deinem Hause wird es mit meinen geschlossenen Augen bald dunkel werden. Erhelle du es wieder mit deines Lebens Licht! Und so umarme und segne ich dich, und gehe heim auf ewiges glückliches Wiedersehen.

Dein sterbender Vater."

Kaum noch verständlich hatte die Mutter die letzten Worte hervorbringen können, da sank sie schluchzend vor dem Sohn auf die Kniee und barg mit ausgestreckten Händen ihr weinendes Haupt in seinen Schooß. Auch Adele weinte bitterlich. Der Pfarrer Faber schaute auf dieses ergreifende Bild mit unsäglicher Wehmuth. Denn der gedachte fort und fort an das evangelische Gleichniß vom Sämann, da seine Körner auf den Weg fielen zur Speise der Vögel, auf Felsengrund mit wenig Erdreich, und unter die Dornen.

Und der Schneesturm draußen hub an, jetzt noch viel gewaltiger an die Scheiben zu pochen, daß sie in der Frauen Weinen unheimlich klirrten und im Flackern der Kerzen die alten Bilder noch viel geisterhafter niederschauten.

Du nächtlich brausender Wintersturm! Einst erzähltest du einem armen Studenten gar wunderliebe Geschichten in seiner dunklen, holländischen Dachstube. Und sie sind alle wahr geworden. — Sag' an, was prophezeihst du wohl jetzt diesem jungen Burgherrn in seinem schimmernden Ahnensaale?

V.

Einkehr und Heimkehr.

„Liegt der Mensch nur einmal in der Wiege, so wird er in steter, unbefriedigter Hast erst durch der Eltern und dann durch seinen eigenen Wunsch aus dem Leben wieder heraus und in das Grab hineingedrängt, und er wird so wider Willen der eifrigste Vollstrecker der über ihn verhängten göttlichen Satzung: Aus Staub bist du geboren und Staub sollst du wieder werden!"

Wie lang ist es nun schon her, lieber Begleiter, daß ich diesen Satz zum erstenmale vor dir ausgesprochen hatte! Das war dazumal im Zwingergärtchen an der von Epheu umrankten Stadtmauer. Unser junger Held lag im Wickelkissen auf der Mutter Schooß, und Vater Stark sehnte sich in naivster väterlicher Ungeduld nach seines Sohnes ersten Hosen. — Wie viel andere Stadien des Vorwärtsdrängens hast du seitdem miterlebt, und jeder Erfüllung immer wieder eine neue Sehnsucht folgen sehen, in die sich das ruhelose Herz des Vaters und Sohnes auf das redlichste getheilt hatte!

Auch der Drang unseres genialen Freundes, seine letzte Staatsprüfung mit höchsten Ehren zu bestehen, lag jetzt schon seit zwei Jahren in glorreicher Erfüllung hinter ihm. Und die volle Poesie glücklicher Brautzeit umduftete frischen Hauches die oft gar trockene Praxis *seines juristischen Lebens.*

Rann jetzt auch diese Zeit ihm immer noch zu langsam hin? — O wohl ist's ein gar wonnigliches Behagen, den Becher feurigen Weins an die Lippen zu halten. Doch davon zu trinken, erst das vermag doch das dürstende Herz zu stillen. Und selig die Brautzeit mit all' ihrem Sehnen und Harren, doch seliger noch der Geliebten voller Besitz mit der Erfüllung aller bräutlichen Träume.

Das war jetzt von allem früheren Vorwärtstreiben der Zeit noch der allermächtigste Drang geworden, im Herzen des Vaters fast noch mehr, als in dem des Sohnes. Und unser guter Vater Stark hatte nun bei Tag und Nacht keinen andern Gedanken mehr, als nur den einen: o wenn ich's doch nur noch erlebe, daß ich Hermann mit Helene in mein Haus einziehen sehe als glückliches Paar. Dann will ich selber es ja gern verlassen. Aber vierundsiebzig Jahre, das ist ein hohes, seltenes Alter. Werd' ich diesen Tag wohl auch noch erleben? — Und Hermann sollte doch erst als wirklicher Advokat in den Ehestand treten. Aber vor vier Jahren war das nach dem gewöhnlichen Gang auch im günstigsten Falle nicht zu hoffen. Und sein ganzes Vaterherz hing doch daran, diese allerletzte Sehnsucht an seinem Sohne noch erfüllt zu sehen!

Nach wochenlangem Hin- und Hersinnen kam endlich Vater Stark zu dem hochherzigen Gedanken: wenn ich selber meiner Advokatur freiwillig entsage, unter der Bedingung, daß Hermann mein Nachfolger werde, vielleicht kann ich ihm so über diese Jahre hinüberhelfen. Zwar wird es mir schwer, unendlich schwer, mir selber gleichsam das Zeugniß auszustellen, daß mir die Kraft abgestorben sei, als nützliches Glied der Menschheit noch ferner zu wirken. Gar schmerzlich wird es mich ankommen, zum Zeiger meines alt gewohnten Berufes eines Tages zu sagen: „Von nun an stehe still!“ — Aber ich will es dennoch thun. Absterben will ich aus freiem Willen, damit mein Sohn desto früher zum Leben seines vollen Glückes komme. Dann leb' ich ja in seinem Leben, und mein wirkliches Sterben wird mir um so süßer werden. —

Dieser opferfreudige Entschluß beseelte ihn nun bei Tag und Nacht. Zwar lehnte sich seine Eigenliebe noch manchmal dagegen auf, aber die Liebe des Vaters hatte zuletzt völlig triumphirt, ohne

daß er sich das Mindeste davon merken ließ. So schloß er sich eines Abends in sein Studirzimmer ein, und schrieb mit zitternder Hand seine Eingabe nieder. Als er sie versiegelte, that er einen großen Blick zum Himmel, und zwei helle Perlen fielen auf die Adresse. Dann nahm er tief bewegt stummen Abschied von seinem Berathungszimmer und Schreibtisch, von seinen Büchern und Akten. Und als er Abends in die Erkerstube hinauskam, verrieth er vor Mutter Rosalie und Hermann kein einziges Wort, und sagte nur ganz kurz, daß er morgen früh in juristischen Angelegenheiten in die Hauptstadt reisen müsse. In dieser Fassung war es nicht einmal eine Unwahrheit, die ihm sein ganzes Leben lang nicht über die Lippen gekommen. Die Reise war durch die neue Eisenbahn nun sehr bequem geworden. Dazu war es noch ganz mildes Herbstwetter, und ohnedem hatte er am obersten Gerichtshofe schon früher gar oft dergleichen juristische Angelegenheiten zu besorgen gehabt. So sah man ihn auch ohne weitere Vermuthung eines verschwiegenen Reisezweckes am anderen Morgen sein Haus verlassen. Hermann hatte sich zwar im geheimen Einverständnisse mit Mutter Rosalie zum Reisebegleiter des alten Vaters herzlich angeboten, aber dessen ganz entschiedene Ablehnung zwang sie sofort, ihre Begleitung nur bis zum Bahnhofe zu beschränken. Wußten sie doch zu gut, wie vorsichtig sie sein mußten, ihre Sorge um sein Alter irgendwie zu nachdrücklich auszusprechen. Am dritten Abend, versprach er, zurückzukommen. Mit den freudigsten Wünschen zu einer recht glücklichen Fahrt umarmten sie ihn und winkten ihm noch zu, als er schon am Fensterplatz im Coupé Platz genommen hatte. Er aber seufzte jetzt still vor sich hin: „Ja, du lieber Gott, wenn sie erst wüßten, warum ich diese Reise mache!“ —

Noch am Abend seiner Ankunft besuchte nun Vater Stark seinen einstigen Mitstifter der Franconia, jenen pensionirten Oberappellationsgerichtspräsidenten von Schlehdorf, dessen auch du dich wohl noch freudig erinnerst, wenn ich dir seine Rede über das grün-weiß-rothe Band beim Jubiläumscommers ins Gedächtniß zurückrufe. Auf die Verwendung dieses eben so edlen, wie noch heute sehr einflußreichen Jugendfreundes war vor Allem seine sichere Hoffnung gegründet, mit seiner Eingabe beim Ministerium durchzudringen.

Außerdem standen ihm selber volle fünfundvierzig Dienstjahre, und Hermanns erste Note im Staatsexamen, als beredteste Fürsprecher zur Seite. — Schlehdorf empfing das alte „Männchen" mit unveränderter Herzlichkeit, und war im Augenblick mit dessen väterlichem Plane vollständig einverstanden. Er war nicht nur von Hermanns ausgezeichneter Befähigung bereits unterrichtet, sondern zeigte auch sofort dem überglücklichen Vater eine höchst rühmende Abhandlung über jenen merkwürdigen Schwurgerichtsfall, der in dem letzten „Jahrbuch für criminalistische Praxis" besprochen worden. Kurz, der eben so hochgestellte, wie liebreiche Freund bestärkte ihn nur noch mehr in seinem edlen Entschlusse, dem Sohne freiwillig Platz zu machen. Dabei rieth er ihm, seine Eingabe auf der Kanzlei abzugeben, und sogleich morgen früh um neun Uhr sich im Vorzimmer des Ministers zur Audienz einzufinden. Er selber werde dann nicht ermangeln, sein Fürwort noch besonders einzulegen.

Am andern Morgen Punkt neun Uhr trat denn auch Vater Stark in seinem zwanzigjährigen, aber noch sehr wohlerhaltenen Staatsvisitenfrack gar schüchtern in das Vorzimmer. Eine Menge von Supplicanten aller Rangklassen füllten jetzt immer dichter den Vorsaal. Und gar Mancher schaute geringschätzend oder schmunzelnd auf das altmodische Männchen, das sich auf einem der Eckplätze verlegen in den Winkel drückte, und den Kopf in seinen neuen Visitenhut heruntersenkte, den er mit beiden Händen linkisch über den Knieen hielt. — Mein Gott, es war ja überhaupt das erstemal seines ganzen Lebens, daß der gute Doctor Stark als freier Advocat, der nie um eine Gunst gebeten, antichambrirte. Er schämte sich jetzt ordentlich in dieser submissen Stellung. Aber er that es ja um des Sohnes willen; das beruhigte ihn wieder. Trotz dieses süßen Bewußtseins getraute er sich doch nur dann und wann einen scheuen Blick auf all' die stehenden und sitzenden Petenten zu werfen, in beständiger Angst, er könne doch zuletzt auf ein bekanntes Gesicht treffen, dessen Inhaber dann allerhand fatale Glossen über ihn anstellen möchte.

Da hörte man im Kabinet des Ministers klingeln. Das war *der Augenblick*, da Schlehdorf ihn so eben verlassen, und durch eine

geheime Wendeltreppe sich entfernte, die nur ganz vertrauten Freunden offen stand. Zu diesen zählte Schlehdorf obenan. Vergaß es doch dieser Minister niemals, daß er in Schlehdorfs feiner juristischer Schule als einstiger Assessor den Grund zu seiner nunmehrigen hohen Stellung gelegt hatte.

Der Bureaudiener im Vorzimmer huschte auf dieses Zeichen seines Herrn im Nu durch die Flügelthüre. Jeder hoffte nun auf den Anfang der Audienz, und die zuerst Gekommenen zupften bereits Kravatte und Vatermörder zurecht. Besonders aber machte sich ein etwas aufgeblasener Präsident, der beständig auf- und abstolzirte, dadurch bemerklich, daß er bewußten Schrittes sofort an der Thüre Posto faßte, um dadurch symbolisch anzudeuten, wie seinem Rang unbedingt auch der erste Eintritt gebühre, wenn er auch ganz zuletzt gekommen war.

Und der Bureaudiener trat wieder heraus mit dem lauten Ruf: „Herr Rechtsanwalt, Doctor Stark!" — Herrje, wie da das „Männchen" aber zusammenschrak, daß ihm der Hut vom Knie herunterrollte, und wie alle die Andern nun verblüfft auf ihn hinsahen, als er sich, bis zum Tod erschrocken durch ihre Reihen hindurchwand! Wie namentlich aber jener Präsident ihn schwer beleidigt von oben bis unten musterte, als er diesen „simplen alten Advokaten", wie er ihn innerlich titulirte, sich so unvermuthet den Vortritt wegschnappen sah! Aber der Minister hatte es so befohlen, und der Herr Präsident mußte es sich wohl oder übel gefallen lassen.

Nachdem nun unser guter Vater Stark drinnen sein angebornes Höflichkeitsgefühl mit überzähligen Verbeugungen genugsam befriedigt glaubte, und gerade seine fein stylisirte Eingangsrede beginnen wollte, fiel ihm der Minister sogleich ins Wort, da er ihn vertraulich bei der Hand nahm:

„Ich bin durch meinen verehrten Freund von Schlehdorf bereits von Allem unterrichtet, mein lieber Herr Anwalt, und freue mich, einem so braven, fleißigen Manne die erste und wohl auch letzte Bitte an dieser Stelle sofort gewähren zu können. Ich glaube damit nicht im mindesten mich einer Ungerechtigkeit schuldig zu machen. Denn ist Ihr Sohn auch noch lange nicht an der Reihe, eine

Advokatur zu erhalten, so ist es doch einzig und allein Ihr freiwilliger Verzicht zu seinen Gunsten, der ihm diese Stelle eröffnet. So wird also kein älterer Bewerber dadurch beeinträchtigt. Ueberdies nimmt Ihr Sohn einen so ganz ausgezeichneten Platz der Befähigung ein, in Theorie wie Praxis, ja, ich kann sagen, wir sind auf diesen Rechtspraktikanten und seine merkwürdigen Vertheidigererfolge hier so stolz geworden, daß auch dieses Moment mich vollständig berechtigt, in diesem Ausnahmsfalle nicht allzu pedantisch an der hergebrachten Ordnung festzuhalten. Das Dekret der Ernennung Ihres Sohnes zu Ihrem Nachfolger wird sofort an das Kabinet befördert werden, und ich werde mir's noch persönlich angelegen sein lassen, daß dessen gnädigste Unterzeichnung keinen Anstand finde. Auch wird Ihnen der Titel eines Anwalts ausdrücklich verbleiben, wogegen Sie wohl keine Einwendung machen werden, nicht wahr? Und so gehen Sie mit Gott, mein lieber Herr Anwalt! Grüßen Sie mir Ihren Sohn und sagen Sie ihm von mir, er möge als Ihr nunmehriger Nachfolger zu den hohen Vorzügen seines Geistes auch jene des Herzens und Charakters gesellen, welche Ihre langjährige juristische Laufbahn so rühmlich ausgezeichnet haben. — Glückliche Heimreise!"

Mit nochmaligem Händedruck verabschiedete sich der Minister und Vater Stark vermochte unter wiederholtem Uebermaße von Bücklingen kein anderes Wort herauszustottern, als: „O Excellenz, Gott vergelt's Ihnen! — Wie, was?"

Der Minister konnte nicht umhin, über dieses wunderliche Anhängsel ein wenig zu schmunzeln. Und der tiefergriffene Mann wußte wirklich gar nicht, wie er nur durch das gedrängt volle Vorzimmer wieder herausgekommen, so waren ihm alle Sinne verwirrt worden. Erst auf dem breiten Gange kam er wieder zu sich, griff an seinen Kopf, und dann auch an sein Herz. „So, nun ist's geschehen, nun lieg' ich schon halb im Grab. Aber mein Hermann wird um so glücklicher leben."

Den ganzen Tag ruhte er sich nun noch bei Schlehdorf aus, dem er voll freudiger Wehmuth bei der Rückkehr dankend in die Arme sank, und der ihn dann wieder überm Mittagsmahl erheiterte,

so gut er's nur vermochte mit seinem immer gleich jung gebliebenen, feinen Geiste. Am Abend mußte das „Männchen" noch obendrein mit dem Präsidenten in seiner Loge die Oper besuchen, in der Mehül's „Joseph und seine Brüder" aufgeführt ward. Wie dann der alte, blinde Jakob die ergreifende Arie sang: „O Joseph, mein Sohn!" da hatte das weite Opernhaus gewiß keinen Zuhörer, in dessen Herzen dieser Hymnus von Vaterliebe einen tieferen Nachhall fand, als in dem einen des alten Vater Stark, der noch lange nachher die Augen geschlossen hielt, und bei all' seinem unmusikalischen Gehör diese Weise doch noch lang in sich ausklingen ließ, wenn auch mit etwas verändertem Text: „O Hermann, mein Sohn, mein heißgeliebter Sohn!"

Am dritten Abend rollte der Zug mit Vater Stark wieder in den Bahnhof der waldumgrünten Heimath. Mutter Rosalie und Hermann empfingen ihn dort mit offenen Armen. Er hatte sich unterwegs alle Mühe gegeben bei seiner Heimkehr sich ja nichts davon anmerken zu lassen, welch' wichtigen Lebensakt er hinter sich liegen habe. So war auch der erste Willkomm ein ungetrübt heiterer. Auch zu Hause gab er sich alle Mühe, daß sein Aeußeres nichts von dem Vorgange seines Innern verrathe. Er rühmte Schlehdorfs herzliche Gastfreundschaft, sprach von dem herrlichen Genuß in der Oper und berührte seine „juristische Angelegenheit" mit keinem Worte. Das war auch sonst seine Gewohnheit, über Amtssachen im Hause reinsten Mund zu halten. Wie hätten sie daher aus seinem diesmaligen Schweigen Verdacht schöpfen sollen?

Doch am andern Morgen nach dem Kaffee, bei dem er auffallend nachdenklich geblieben, sprach er auf einmal von einem Boten auf den Haidehof, den er sogleich abschicken müsse.

„Was willst du aber nur, guter Mann?" fragte verwundert Rosalie.

Hermann sagte: „Aber lieber Vater, ich komme ja selbst heute noch hinaus. Hat es denn keine Zeit bis zum Abend?"

„Nein, diesmal nicht," erwiederte er, „und ich bitte dich auch, heute daheim zu bleiben. Hingegen mögen Frau Forster und Helene zu uns hereinkommen."

„So? Aber warum denn nur, guter Alter?“ fragte noch verwunderter die Mutter.

„Zu uns hereinkommen, Vater?“ fiel Hermann staunend ein.

„Ihr werdet Alles erfahren, und ich hoffe zu Gott, daß ich auch Alles recht gemacht habe. Denn meine Meinung, das weiß der Allwissende, war nur die allerbeste. Jetzt fragt mich nicht weiter und besorgt mir den Boten! Bis heute Nachmittag werdet ihr mit eurer Wißbegier euch wohl noch gedulden können. Ich bitt' euch sogar darum.“

Diese ruhige, aber sehr bestimmte Antwort verwehrte natürlich weitere Fragen. Frau Rosalie besorgte aus der Nachbarschaft einen Boten. Vater Stark übergab ihm seinen Brief, den er schon vorgestern noch bei Schlehdorf geschrieben hatte. Und es war recht gut, daß schon um neun Uhr sowohl Vater wie Sohn auf dem Gerichte beschäftigt sein mußten. So wurde die Zeit des Harrens zerstreuend verkürzt. Auch Mutter Rosalie bemühte sich unterdessen, in der Aufsicht über die große Wäsche ihre Ungeduld zu dämpfen. Ueber dem Mittagessen kam Hermanns Erzählung seiner heutigen psychologisch interessanten Vertheidigung eines Dorfschullehrers, der wegen mißhandelter Kinder angeklagt worden, sehr erwünscht, wenn das Gericht auch diesmal die Verurtheilung ausgesprochen hatte. Und kaum war der Tisch abgedeckt, so fuhr auch schon der Wagen des Haidehofes am Erkerhause vor. Alle Drei eilten zum Willkomm hinunter. Frau Forster und Helene glaubten schon beim Aussteigen Vater Starks ziemlich geheimnißvolle Einladung erklärt zu hören. Aber noch auf der Stiege flüsterte Mutter Rosalie der Frau Forster, und Hermann seiner Braut eilig zu, daß des Vaters Brief ihnen selber noch ein Räthsel sei, und baten sie dabei, sich gleich ihnen ohne weitere Frage zu gedulden, bis er ihnen selber Alles auflöse. So tranken sie noch Alle in etwas gezwungener Unbefangenheit mit Vater Stark in der Erkerstube den Nachmittagskaffee. Dann erhob sich der Hausherr und bat sie Alle miteinander, mit ihm in sein Arbeitszimmer herunterzukommen. Wie gedachte da Mutter Rosalie jenes anderen Tages vor nun sieben Jahren, da sie zum gleichen *Geheimnisse mit* der seligen Dorothee seiner Aufforderung gefolgt

war und er ihnen jenen Abschiedsbrief vorgelesen hatte! Schon damals war ihr der Gedanke an sein Testament durch den Sinn gegangen. Jetzt hielt sie ihn für zweifellose Gewißheit.

Sie setzten sich voll ängstlicher Spannung nieder, wie Vater Stark sie gebeten. Er selber nahm den Platz an seinem Schreibtische, dem er auf seinem Drehstuhle den Rücken kehrte, und hub wieder einmal an, ganz aus sich herauszutreten. In solchen Augenblicken ward der alte, ängstliche, linkische Vater Stark wie umgewandelt. Sein pedantisches Alltagswesen schien dann abgestreift, und feiertäglich entschleierte sich die schlichte Schönheit seiner Seele.

Und er begann mit auf dem Knie zusammengelegten Händen:

„Verehrteste Frau Forster, liebste Rosalie, meine heißgeliebten Kinder! Wenn ein Vater alt geworden ist, so soll er es auch mit der Weisheit des Alters begreifen, und soll bedenken, daß, je früher er dem herangewachsenen Sohn den eigenen Haushalt bestellt, und ihm schon bei Lebzeiten übergibt, so viel er entbehren kann, daß er dann auch um so reicher an Kindesdank und Vaterlust seine paar Jährchen verleben werde. — Wer aber in thörichtem Neid auf die Jugend seiner Nachkommen schaut, wer als Vater dem großgewordenen Sohn in unnatürlichem Geiz auch nicht den kleinsten Erbtheil übergeben will, und nur voll Angst und Mißmuth an die letzte Stunde denkt, an der er doch all' sein irdisches Gut zurücklassen muß, ein solcher Vater hat es dann nur selber verschuldet, wenn an seinem Sterbebett nicht jene heiligen Kindesthränen fließen, die ihm sonst bei weiser, neidloser Liebe wohl wären nachgeweint worden."

Alle sahen einander fragend an, und wieder ihn selber mit stummen Blicken der Ehrfurcht. Aber ihn zu unterbrechen, wagte Niemand. Und er fuhr weiter:

„Ich, meine geliebten Kinder, will nun dem ersten Vater gleichen und nicht dem letzten. Für euch will ich entsagen und mich bereichern an eurem Glück. Eure Sehnsucht will ich verkürzen und mein Alter dadurch verlängern. Solche Selbstsucht ist ja wohl erlaubt. Aber, mein guter Sohn, verstehe mich recht! Ich meine nicht den Theil meines bescheidenen Vermögens, den ich dir schon *jetzt übergeben werde*. Mein Gott, das ist ja kein Opfer. Denn

ich entbehre nichts dadurch und sinnloser Geiz liegt in keinem meiner Blutstropfen. So hab' ich auch kein Verdienst dabei. Aber, mein Sohn, ich will dir noch bei meinen Lebzeiten ein anderes Gut abtreten, o ein mir gar tief ans Herz gewachsenes Gut, das mich nun seit fast einem halben Jahrhundert zu einem frohen, glücklichen Mann gemacht, durch das ich meinen Mitmenschen genützt mit ehrlichem Fleiß und gerechtem Sinn, in dem gar viel des Wohlthuns und Segens für mich und dich eingeschlossen ist. O laß mich's kurz machen, lieber Hermann! Das volle Maß meiner Vaterliebe laß mich jetzt auf einmal auf dich ausgießen! Ich übergebe dir schon heute meines Lebens theuerstes Gut, von dem ich mich am schmerzlichsten trenne — meine Arbeit, meinen Beruf."

So klar auch der Wortlaut dieser Rede gewesen, der wahre Sinn war doch noch immer Allen unverständlich. Vater Stark bemerkte das wohl auf ihren Mienen, und kam selber jeder Frage zuvor.

„Ihr seht mich Alle noch fragend an, und wie begreiflich find' ich das! So will ich also mit völliger Klarheit euch es nun sagen und staunet darüber nicht allzusehr! Ich sitze jetzt hier als ausgedienter Veteran im Ruhestand. Aber nicht Alter, nicht Körper- und nicht Geistesschwäche haben mir den Abschied gegeben, sondern einzig und allein die Stärke meiner Vaterliebe zu euch, ihr meine theuersten Kinder! Freiwillig hab' ich auf mein Amt verzichtet, damit es dir übertragen werde, mein Sohn! Das war meine juristische Angelegenheit, die mich vor vier Tagen von euch fortgetrieben. Und schon ist Alles glücklich im Reinen. Ich habe aufgehört zu sein, was ich fünfundvierzig Jahre gewesen, und du, mein Sohn, bist es in dieser Stunde schon geworden, als der Nachfolger deines Vaters. Sieh' um dich, lieber Hermann, die alte Werkstatt meines Fleißes, ich verlasse sie um deinetwillen. Meine Bücher und Akten, sie sind dein. Dein Eigenthum sei mein ganzes Haus, und du sollst der Herr darin sein! Nur drei Zimmer behalte ich mir und deiner Mutter darin vor bis an unser Sterben. O wir werden euch gewiß nicht belästigen. Dein sei meine Arbeit in deinem Vaterhause, dein sei mein freudiger Beruf! Auf euch Beide vererbe sich dieses Hauses Frieden und Elternglück! Euch Beiden blühe darin ein gleich gesegnetes Alter!" —

Danach senkte er sein Gesicht und hielt die Hand davor. Und Hermann sprang auf, sank vor ihm hin und umfaßte sein Knie: „Mein Vater, o mein bester, edelster Vater!"

Helene schlang die liebe Tochterhand um des Vaters Hals und küßte lang und innig seinen Mund. Die beiden Mütter fielen einander weinend in die Arme.

Welch' einfaches, tiefinniges Fest von Eltern- und Kindesliebe!

* * *

Vier Wochen darauf fuhren an einem Spätherbstmorgen fünf offene Wagen aus dem Haidehof, drin lauter glückliche Menschen saßen, heiter dreinschauend, wie der wolkenlose Himmel über ihnen. Duftige Blumengewinde aus Vater Starks Treibhaus umschlangen den einen in der Mitte. Aber was war doch all' ihr Glanz gegen die myrthengeschmückte Rose drinnen? — Und die neben ihr sitzt als Brautjungfer mit dem lustigen Schelmengesicht, ist auch diese dir noch bekannt? — Linchen Moser! Nicht wahr, wie du staunst? Gehört dazu doch eine wahrhaft heroische Entsagung, dieselbe Braut nun zum Altare zu begleiten, um deren Willen sie einst in jener Mondnacht so bittere Thränen geweint, da sie Hermanns Posthorngruß an Helene gelauscht und ihr von all' den Milliarden Sternen nicht ein einziger himmlischer Liebesgruß gegolten! — Aber jede Wunde findet mit der Zeit auch ihren lindernden Balsam. Und siehe, der Linchens trauerndes Herz wieder lustig gemacht, der sitzt im selben Wagen ihr gegenüber als Helenens Brautführer, und nebenbei auch als — Linchens eigener Bräutigam; der ehrliche Fritz Kreutzer, Hermanns vormaliger Leibbursch, und jetzt wohlbestallter Assessor am freiherrlich von Görz'schen Herrschaftsgericht in Görzhausen. Ihr kurzer Besuch im letzten Sommer bei Schwester Elisabeth war vollständig lang genug, um für Lebenszeit den guten Kreutzer zu überzeugen, daß Linchens immer gleich heiterer Sinn vortrefflich ausgleichend zu seinem gemüthlichen Phlegma tauge. Und schon im nächsten Frühjahr werden sie dem gleich heißersehnten Ziel entgegenfahren. Nicht wahr, jetzt begreifst du schon etwas besser, wie *die eine Braut die andere* so neidlos fröhlich begleiten konnte?

Soll ich dir auch noch von dem andern blumenbekränzten Wagen viel erzählen? Wozu denn? Ich sage dir einfach, daß darin der bildschöne, verklärte Bräutigam saß mit Vater Stark, Mutter Rosalie und Frau Forster, und du weißt übergenug, um so recht mitzuempfinden, welche schwere Fülle von Menschenglück die zwei stattlichen Rosse über die herbstliche Haide zogen. Auch von Hermanns und Helenens Verwandtschaft kann ich füglich schweigen. Aber die vorletzte Kutsche wird dir gewiß einen freundlichen Blick entlocken. Nicht wahr, welch' liebe, alte Bekannte? Wie hätten aber auch diese bei der heutigen Festfeier fehlen dürfen? Theodor und Elisabeth, und die herzensgute Frau Professorin, des Bräutigams einstige, treue Pflegemutter! Sag': taucht jetzt nicht bei diesem Anblick der beiden Busenfreunde ganze schwärmerische Jugendzeit im Hinterhaus der Schustergasse in dir auf? Wie sind doch an diesem Hochzeitsmorgen der Beiden seligste Träume nun vollauf in Erfüllung gegangen! Und wie selten geschieht das in diesem trügerischen Leben! — Doch wiß, lieber Begleiter, das Pfarrhaus in Görzhausen ist nun auch der Frau Moser und Lindchens liebe Heimath geworden. Hat es doch Platz genug auch für diese zwei, bis die Schwester im Frühjahr in ihr eigenes Nest hinausfliegen wird. Und die Mutter thut ja den Pfarrersleuten so wohl. Wie einen guten Hausgeist haben die treuen Kinder sie für immer darin aufgenommen. Wie herzlich gern hätte Theodor auch der eigenen Mutter ein eben so sorgenfreies Alter geschaffen! Aber diese hat schon seit einem Jahr den irdischen Hauszins nicht mehr nöthig, den der dankbare Sohn ihr bis zum Todestage so redlich bezahlt. Nur die Augen konnte er ihr noch zudrücken und einen würdigen Grabstein setzen lassen. Damit war seine Sorge für sie zu Ende gegangen. — Auch den beiden Schwestern, die der reiche Bruder Adolf dringend zu sich nach Newyork gerufen, konnte er nurmehr schmerzliches Lebewohl sagen. Damit war das elterliche Haus für Theodor zerfallen. Um so fester klammerte sich sein Herz nun an diese andere Mutter. Deren Alter zu versüßen, die ihm Elisabeth geboren, ward nun seine einzige, ungetheilte Sohnespflicht. Vorüber sind nun all' ihre schweren *Prüfungsjahre*, in denen sie voll Entsagung erst als Kostmutter

und dann als Arbeitslehrerin fremden Menschen gedient. Jetzt dient ihre Liebe nurmehr dem Hause der eigenen Kinder, und das dreivierteljährige Enkel- und Pathenkind, die kleine Emilie, warten und pflegen zu helfen, das ist der Großmutter liebstes Geschäft geworden. Wie schwer war es ihr und Elisabeth angekommen, die herzige Kleine auf drei Tage daheim zu lassen. Aber die wohnt indessen ganz vornehm im Schloß, und das edle Burgfräulein selber ist seine sorgliche Wärterin. Weht dir aus diesen wenigen Worten nicht der ganze Frieden entgegen, der zwischen Schloß und Pfarrhaus auch noch heute, nach fast zwei Jahren, hin und wieder geht?

Jetzt waren die Wagen dem Saume der hochgelegenen Haide nahe gekommen, zu deren Füßen das Pfarrdorf liegt. Drunten donnerten die Böller und die Glocken schlugen festlich zusammen, wie an jenem sommerlichen Sonntagsmorgen, da Helene ihrem Hermann jene vielsagende, stumme Blumenantwort gepflückt und die Mutter unter Lerchenjubel ihre Kinder gesegnet hatte.

Aber wie ich nun auch alle Lieben unseres Brautpaares als dessen frohes Geleit dich habe schauen lassen, eine Familie vermissest du wohl dennoch! — Und hätte diese niemals gelebt, wer weiß, ob jetzt diese Brautwagen mit so glücklichen Menschen über die Haide führen. — Doch diese wartet schon drunten auf dem Platz vor der Kirche inmitten der ganzen dort versammelten Dorfbevölkerung. Mit frohen Augen schaut der Schäfer Mathias Märtens und sein Weib im besten Sonntagsstaat zum Hügel der Haide herauf, und lugt nach dem Brautzug aus, darin seines Lebens und seiner Ehre genialer, hochherziger Retter sitzt. — Und ein vierzehnjähriger Bube steht unterdessen im nebenan liegenden Gottesacker an einem Grab, dessen Kreuz er erst gestern Abend wieder mit einem neuen Kranze behangen. Und er gedenkt noch zuvor im stummen Gebet eines unvergeßlichen Todten drinnen, bevor er sich so recht dankbar mitfreuen will an der Hochzeit der Lebendigen, die ihn auf seinen neuen Lebensweg gebracht, darauf der Geist dieses Gestorbenen ihn allezeit leiten wird wie ein himmlischer Wegweiser. — Soll' ich dir wohl erst sagen, wer dieser Bube sei? — Und wie er jetzt an diesem Erdhügel steht und sinnt, denkt er an jene Geisternacht zurück, da

Gott durch Wolken und Wind ihm des todten Großvaters Willen kundgethan und dieser selber sein himmlisches „Amen" auf ihn heruntergesprochen. Und du siehst es seinen großen Augen und der feierlichen Stimmung seines Gesichtes an, daß jener Alte von der Haide sein Enkelkind nicht vergeblich gesegnet hatte. — In verborgenem Fleiß und willigem Gehorsam hat der junge Schlosserlehrling seit zwei Jahren gearbeitet und gegrübelt. In gar mancher stillen Stunde ist es über ihn gekommen, wie über nahezu flügge Adlerbrut, wenn sie noch im Horste sitzt, aber doch schon ahnend die Kraft verspürt, einst die höchsten Bergesspitzen umkreisen zu können. — Der Meister hat vor Staunen gar oft schon den Kopf über ihn geschüttelt, und die Gesellen haben gewitzelt und gespöttelt, wenn sein mechanisches Genie in den Feierstunden sich in der Erfindung neuer Schlösser versuchte. Aber als er ihnen endlich das fertige Hochzeitsgeschenk für Hermann und Helene vorgezeigt, und sie das gesperrte eiserne Kästchen auch mit all' ihren Dietrichen nicht öffnen konnten, da war es ihnen, als ob dieser Lehrling ihr überlegener Meister sei und sie selber als Lehrlinge vor ihm ständen. — Ob wohl auch sein todter Großvater mit ihm zufrieden gewesen? — Gewiß, er war's. Der Fritzel wußte das ganz genau. Jetzt that ihm nimmer Noth, den Herrn Himmels und der Erde durch Wolken und Wind darum zu fragen. Jetzt redete dieser zu ihm in seinem eigenen Herzen, das ihm jeden Tag gerade so deutlich sagte, wie einst in jener Nacht der Vollmond und Novembersturm, daß sein Leben von jenem Todten noch immer gesegnet sei. —

Des Hochamts Klänge, unter denen das Brautpaar eingesegnet worden, sind längst verweht. Die Trauringe, die aus jenen in der Schäfertruhe einst so verhängnißvoll aufgefundenen zwei Goldreifen nach Hermanns poetischem Gedanken umgeschmiedet worden, stecken bereits beglückend an den für immer ineinander gelegten Händen. Getrocknet sind all' die Thränen heiliger Freude, die unter der Anrede desselben Dechants alle Augen naß gemacht, der einst den jetzigen Bräutigam getauft und zuletzt für ihn der seligen Dorothee so wohlgemeinte Augustinusmesse gelesen. Verklungen sind die Trinksprüche bei dem frohen Hochzeitsmahle, von denen der

treue Freund, Pfarrer Faber, in begeisterter Rede dem jungen Paar den ersten ausgebracht, mit echtestem Golde jetzt heimzahlend, was einst Hermann zur Verherrlichung von Theodors eigener Hochzeit beigetragen. Auch die Schäferleute mit dem Fritzel saßen als Gäste an der Hochzeitstafel. Nach Frau Forsters und aller Anderen edlen Meinung hatte das wunderbare Geschick, das sie mit diesem Feste verbunden, sie auch heute wieder völlig ebenbürtig gemacht. — Nur wie aus weiter Ferne klingen mir noch die lustigen Weisen ans Ohr, die, von den Dorfmusikanten Abends im großen Saal aufgespielt, sogar den alten Vater Stark verlockt hatten, mit Frau Forster und der reizenden Schwiegertochter ein unbeholfenes Tänzchen aus alten Zeiten wieder zu versuchen. Wie schalkhaft und witzig war er doch an diesem Abende geworden, welch' frohes, glückliches Kind in der Hülle schneeweißen Alters! Ich sehe im Geiste sie Alle durch den nächtlichen Reichswald wieder heimfahren, die neuvermählten Kinder, wie die in alter Treue bewährten Eltern. Und als sie dann durch den Hohlweg gekommen, flüsterte jener Eichbaum mit seinen spärlichen Blättern durch die stumme Herbstnacht auf Alle nieder: „Glückliche Menschen!“ ......

Ward das jetzt und für die nächste Zukunft ein wahres Wort! Denn wo gab es damals weit und breit noch ein Haus, worin das Glück, dieser sonst so unstete Begleiter des Menschen, sich noch wohnlicher niedergelassen hätte, wie in diesem echt deutschen Erkerhaus am alten kaiserlichen Rittersberge? Aber freilich, wo aufrichtige, herzliche Liebe waltet, wo heiterer Friede mit allen Menschen und dem eigenen Herzen des Hauses Luft durchweht, da ist auch das Glück, jenes echte, innere, das tief in der Seele wohnt, gar gerne daheim.

Neben alledem mußte man es aber doch auch mit so zarter Klugheit darin zu erhalten wissen, wie die lebens- und herzenserfahrene Mutter Rosalie.

Wie manchen Eltern wäre es im ähnlichen Falle vielleicht so einfach und naturgemäß erschienen, das junge Ehepaar bei sich gleichsam beständig zu Gaste zu haben, oder wenigstens gegen Entgelt am Tische *der Kinder mitzuessen.* Und wie dankbar dürfte dann nicht

die junge unerfahrne Frau darum sein, wenn die weise, gewandte Schwiegermutter beständig und überall um sie wäre, der Wirthschaft Beaufsichtigung mit ihr zu theilen, ihr in allen Zweigen des Haushaltes rathend und helfend beizustehen, und sie in seine geheimen Vortheile belehrend einzuweisen! Aber ein getrennter Haushalt, oder gar noch abgesonderte Tische unter einem und demselben Dache, zwischen Eltern und Kindern, wie naturwidrig und ungemüthlich! Und obendrein die nutzlosen Mehrkosten einer doppelten Wirthschaft! Welch' sinnlose Verschwendung! —

Aber seltsam! Alle diese so natürlich klingenden Sätze wurden von der Frau Doctorin Rosalie Stark von Grund aus verworfen, und voll der festesten Ueberzeugung von der Wahrheit des geraden Gegentheils. Und sie war doch gewiß eine in allen Lebenslagen immer gleich verständige Frau, das Muster einer guten Wirthschafterin, und ein Herz schlug in ihrer Brust so voll sorglicher Liebe, wie wenig Müttern.

Zweifle Niemand daran, daß es auch ihrem liebebedürftigen Herzen hundertmal traulicher gewesen wäre, jede Stunde jetzt mit den jungen Eheleuten zu theilen und in gemeinsamer Zwiesprache des Mahles Behagen zu genießen. Und noch viel mehr wie sich selber hätte sie das dem guten, alten Vater gegönnt, in dessen fünfzigjährige Tagesordnung sein ungewohnter Ruhestand ohnedem eine so empfindliche Lücke gerissen. Aber die Lehre vom Opfer, in der sie einst so beredten Mundes den Sohn unterwiesen und die sie an sich selber hundertfach im Werke bewährt, diese zeichnete ihr jetzt auch in dieser zarten Lebenslage den richtigen Weg vor, und gab ihr Kraft, ihn Tag für Tag heiteren Antlitzes zu wandeln. Und auch der gute Vater Stark wollte jetzt, nachdem er dem Sohne das höchste Opfer gebracht, seine Arbeit und seinen Beruf, auch im mindern des Alleinwohnens mit Mutter Rosalie nicht zum selbstsüchtigen Schwächling werden. Wie leicht wäre es ihnen beiden zwar geworden, von ihren Elternherzen dieses Opfer fern zu halten! Hermann und Helene dachten ja selber nicht im mindesten daran, es von ihnen zu fordern. Nein, das gerade Gegentheil hatten sie von ihnen förmlich *erbeten. Und doch*, die treuen Eltern gewährten ihrer Kinder Bitte

nicht, so wehe sie damit auch dem eigenen Herzen thaten. Aber die Liebe zu ihnen war eben stärker, als zum eigenen Ich.

So hatte noch vierzehn Tage vor der Hochzeit Helene bei einem flüchtigen Besuch überm Mittagessen gar herzlich gesagt:

„Aber nicht wahr, liebe Eltern, so wie wir heute traulich beisammen sitzen, so bleibt es auch später? Es wird nicht das Mindeste geändert."

Sogleich war auch Hermann eingefallen: „O natürlich; wir werden doch nicht an getrennten Tischen essen wollen; das wäre mir ein schönes ungemüthliches Zusammenwohnen!"

Aber Mutter Rosalie erwiederte mit einem kaum bemerkbaren schmerzlichen Zug in ihrem liebreichen Gesichte:

„Wie freut es mich, daß ich euch so zu uns reden höre, und wie ehrt es euer kindliches Herz! Sagt uns dieses liebe, einfache Wort doch mehr als alles Betheuern, wie ihr auch als Mann und Weib noch immer unsre guten Kinder bleiben wollt. Aber nehmt mir's nicht übel und scheltet uns darum nicht lieblos! Wir müssen es doch künftighin anders zwischen uns halten."

„Anders? Aber wie und warum denn?" fragte Hermann betroffen.

„Das thäte mir aber leid," sagte mit weichem Tone Helene.

Vater Stark stellte das Glas, daraus er eben trinken wollte, wieder vor sich hin und ließ in stummem Sinnen das Auge darauf ruhen.

Die Mutter fuhr weiter:

„Meine lieben Kinder, versteht mich recht! Nicht unsertwegen müssen wir das später anders halten, aber um euertwillen. Sieh', liebe Helene, wenn du als Hermanns Frau nun bald hier einziehst, dann wohnst du nicht bei uns, sondern wir wohnen bei euch. So ist es unser Wille. Und dann mußt du in deinem jungen Ehestand die unbeschränkte Herrin deines Haushaltes sein, wie ich es in dem meinigen gewesen und auch bleiben will. Glaube mir, liebe Tochter, es wäre ebenso wenig gut wie rathsam, wenn wir unsere beiden Wirthschaften in eine einzige verschmelzen, als wenn wir die unsere völlig aufgeben und in der eurigen leben würden. Denn der höchste

Reiz einer jungen Ehe besteht darin, daß Mann und Frau, sowie sie ein Leib und eine Seele geworden, nun auch völlig auf sich angewiesen in ihrem eigenen, ungestörten Haushalte miteinander leben. Wir Eltern haben seit langen Jahren unsere liebgewordenen Gewohnheiten und Bedürfnisse, ihr müßt als junge Eheleute die eurigen erst allmälig gegenseitig kennen lernen, und unsere und euere müssen streng auseinander gehalten bleiben. Denn, liebe Tochter, du hast vollauf genug zu thun, deinem Hermann ein recht liebes Daheim zu schaffen und es ihm mit all' den großen und kleinen Zeichen zärtlicher Liebe sinnig auszuschmücken. Das ist ja des jungen Ehestandes schönste Poesie. Wie sollten wir dir nun diese verkümmern wollen, dadurch, daß du auch noch für uns und alle unsere alten Gewohnheiten zu sorgen hättest? Nein, liebes Kind, wir alten Eltern haben diesen Reiz der Ehe ungetrübt genossen, da wir selber jung gewesen, und Gottlob, wir genießen ihn noch heute. Aber auch du sollst deines Hermanns Frau werden in deinem eigenen, durch uns ungestörten Haushalt, mit allem Recht und vollem Reiz einer jungen Ehe, wie das dir von Gott und Rechtswegen gebührt. Und dann machst du uns erst recht glücklich als unsere glückliche Schwiegertochter."

Da ergriff Helene Mutter Rosaliens Hand und küßte sie. Eine stumme Antwort! Aber wie viel sagte sie? Auch Hermann antwortete nichts, als ein inniges: „Gute Mutter!" Und mit dem alten Vater stieß er an unter der ehrerbietigen Rede: „Auf dein Wohl, mein liebster Vater!" Wie der dem Sohne schweigend Bescheid that, perlte eine Thräne in sein Krystallglas.

Mutter Rosalie hatte noch mehr zu sagen:

„Und dann, meine lieben Kinder, noch Eines: ihr meint nun wohl, daß ihr euch in diesen zwei Brautjahren von Grund aus habt kennen, verstehen und vertragen lernen. Wie schön ist solch' ein Glaube! Aber auch in eurem Ehestande wird doch wohl noch manch' neue Lage des Lebens und manche Stimmung kommen, in der ihr immer wieder aufs neue lernen müßt, einander zu verstehen, und Eines dem Andern zur Bewahrung des ehelichen Friedens zu verhelfen. So gar kinderleicht ist diese Kunst nicht immer, meine

Kinder! Aber am leichtesten wird sie doch dadurch, wenn Mann und Frau sogleich sich immer aussprechen können, ohne jeden Zuhörer oder Zwischenträger. Das ist eine uralte Erfahrung. Der Eheleute eigenes Herz ist immer der allerglücklichste Friedensstifter. Und seht, gerade der Morgenkaffee, das Mittag- und Abendessen, das sind so vor Allem die Tageszeiten, da sollen junge Eheleute allein gelassen werden. Das Gegentheil thut nicht gut. Und wenn sie auch gar nichts Wichtiges dabei zu reden hätten, und wenn alle Menschen zuhören dürften — aber schon die Stimmung ist eine andere, ob Eheleute allein am Tische sitzen, oder nicht. Ja, selbst wenn sie nur von ihrer Liebe zu einander zu reden hätten, selbst dann ist es besser, wenn sie es nur allein sich sagen dürfen. 's ist immer noch was Anderes, ein lieber Blick, ein Kuß, ein zärtliches Wort, nur Aug' in Auge, als im Zugegensein von Dritten, und seien es selbst die eigenen Eltern. In späteren Jahren macht sich das Alles leichter. Aber so lange die Ehe und ihr Verständniß noch im Werden ist, solange sollen die zwei jungen Herzen allein gelassen werden. Und die Eltern, die das nicht begreifen, die nenn' ich unvernünftig und voll Selbstsucht. Aber wir Zwei wollen in unsern alten Tagen für unsere Kinder erst recht nach wahrer Weisheit trachten, auch wenn sie uns ein Opfer kostet. Nicht wahr, Alter, du bist ja mit dem größten Opfer vorausgegangen und so hab' ich dir auch jetzt nur aus dem Herzen geredet? Komm! Gieb mir deine Hand!"

Genau nach diesem verständigen Programm der liebreichen Mutter Rosalie war nun auch das Leben des jungen Ehepaares geregelt worden. Hermann und Helene bewohnten jetzt, außer Vater Starks früherem Arbeitszimmer und der Kanzlei, ausschließlich die große Erkerstube und das sogenannte „schöne Zimmer" nebst vier anderen Gemächern. Die Eltern zogen sich auf drei früher fast unbewohnte und nun recht freundlich hergerichtete Gastzimmer zurück, die halb auf den Rittersberg, halb auf den Blumengarten hinausgingen. Eine frühere Kammer war für sie zur Küche eingerichtet worden. Selbst der Eintritt zu dieser neuen Austräglerwohnung war mit einer eigenen geschlossenen Gangthüre versehen. — Daß aber Helene auch in ihrer ganzen Einrichtung nur das Gefühl

habe, in ihrem eigenen Hause zu schalten und walten, so waren, weil Hermann es sich so ausgebeten, nur die alten Ahnenbilder in der Erkerstube, der väterliche Schreibtisch und die Registraturschränke in der Kanzlei in den neuen Haushalt übergegangen. Auch das große Seegemälde durfte nicht fehlen. Es lag zu viel Erinnerung an die Kindheit darin. Aber die ganze andere Einrichtung, von den sammtüberzogenen Mahagonimeubeln des Staatszimmers bis zum letzten fichtenen Küchenschrank, war als Helenens reiche Aussteuer in das Erkerhaus eingewandert. So hatten es die beiden Mütter wohlweislich für ihre Kinder verabredet. Nicht mit fremdem, veraltetem Hausrath, der ihrer Gewohnheit und Erinnerung ferne stand, sondern mit der eigenen Mitgift sollte die junge Hausfrau heran- und mit dieser zusammenwachsen, daß sie ihr lieb bleibe bis ins späteste Alter. Spürte doch Frau Rosalie nun selber gar gut, wie fest das Herz mit solch' todtem Hausmobiliar zusammenhänge, als sie sich von so manch' entbehrlich gewordenem Stück, für das der Raum zu eng geworden, trennen sollte. Aber sie machte sich dieses Losreißen dadurch leichter, daß sie das Bessere an ihre Verwandten verschenkte, und mit dem andern minder Werthvollen manch' eine Kammer ihrer Armen ausstattete, die es schon deßhalb hoch in Ehren hielten, weil es aus so wohlthätigen Händen gekommen war. Um Geld wurde kein einziges Stück weggegeben. Sie fürchtete sich ordentlich, durch solche Lieblosigkeit eines davon zu kränken, als ob es bewußte, zartfühlende Wesen wären, die sie so lange Jahre in Freud' und Leid ihres Hauses beherbergte.

So lebten beide Ehepaare, das alte und junge, von einander getrennt, und doch so nahe beisammen im Raume des Hauses und der Herzen — treuer Gattenliebe Morgen und Abend an einem und demselben Himmel heitersten Friedens. Und ein Winter zog jetzt hier ein, so reich an aller Poesie deutschen Familienlebens, wie wohl noch von keinem zuvor dieses ehrwürdige Bürgerhaus umstürmt und beschneit worden war.

Wohl hatten seine festen Mauern schon seit Jahrhunderten gar viele brave, fleißige, tüchtige Menschen beherbergt. Strenge Gottesfurcht und kernige Bürgertugend hatten darin ihren altgewohnten

Sitz. Gerade, ehrliche deutsche Denkart, wie herzliches deutsches Gemüth, waren in diesem altväterlichen Daheim von jeher kräftig aufgeblüht. Denn es wehte drinnen allezeit so gesunde frische Luft, wie draußen im würzigen Reichswald. Derbe patriarchalische Einfalt des Lebens ging Hand in Hand mit einer beschränkten, aber auch befriedigenden Weltanschauung, und die frühere Kastenklasse der „Altdahiesigen" hatte im Erkerhaus am Storchthurm stets ihren reinsten Nachwuchs fortgepflanzt.

Mit Helenens Eintritt war aber jetzt ein neuer, höherer Geist des deutschen Hauses in diese zuvor so schlichte Bürgerwohnung eingekehrt.

„Eine gebildete deutsche Frau!" — Welch' vielbedeutendes Wort! Wie vielfacher Auslegung fähig und wie vielfach mißverstanden! Doch auch wie schwer, seinen ganzen Inhalt zu erklären!

Aber dieses weiß ich: daß die Frau alle Kräfte des Verstandes und Gemüthes an die beseligende Aufgabe verwende, den geliebten Mann auch zu einem glücklichen zu machen, und ihr Herz ihm zum trautesten Daheim zu schaffen; daß ihr Haus der liebste Wohnsitz all' der Freuden und Wünsche, ihres Glückes und Stolzes sei; daß sie darin des Glaubens Himmelsflamme als reine Priesterin unterhalte, mit ihrer stillen Tugenden Glanz es wie eine heilige Lampe durchleuchte, und, an ihrer Pflichten Webstuhl unverdrossen sitzend, nur Frieden und Segen wirke mit frommen Fleißes lautloser Hand — das nenne ich den geweihten Grundbau aller Frauenbildung.

Und auch dessen bin ich mir nicht minder klar bewußt: spräche drum eine deutsche Frau fremder Länder Sprachen mit so meisterhaftem Accent, daß man sie auf den Boulevards von Paris, in den Salons der Londoner Aristokratie und auf dem Monte pincio der Siebenhügelstadt für eine Eingeborne des Landes hielte; wüßte sie Beethoven und Bach mit so tiefem Verständniß zu spielen, wie der gefeiertste Virtuos, und wäre sie in den Werken aller großen Denker und Dichter daheim — aber fremd im eigenen Hause, eine unwissende Stümperin in der segensreichen Frauenkunst, dem Mann ein beglückendes Weib, den Kindern eine erziehende Mutter, und ihres Hauses Pflichten eine opferfreudige Vollstreckerin zu sein —

ich würde solchem Weibe hundertmal den Titel zugestehen: einer hoch- und feingebildeten Weltdame, aber den einer gebildeten deutschen Frau — niemals!

Das deutsche Haus, das ist seit uralten Zeiten der heilige Boden, darin unseres Volkes bestes Leben wurzelt, Blüthen treibt und Früchte trägt. Und nur solche Frauen thun dem Volke vor Allem noth und wohl, und sind seiner Gegenwart und Zukunft Segen; nur solche zählen mit zu lebendigen Gliedern der nach Einheit und Freiheit ringenden Nation, die als treue Wächterinnen der Zucht und Sitte, als Herzenslust und Stütze des schaffenden, streitenden Mannes, und als der Kinder erziehendes Vorbild, ihres deutschen Hauses freudig warten. Die hochgebildete Weltdame, die in undeutscher Art ihres Hauses Pflege mißachtet, sie hat keinen Theil an ihrem Volk und seiner Entwicklung, denn sie gibt den besten Theil ihrer weiblichen Mission verloren.

Gesegnet sei darum auch jede deutsche Frau, und der Dank des Vaterlandes gebühre jeder, deren Bildung auf diesem geweihten Untergrunde der Familie ruht! Mag sich nun darauf ein nur schlichter Bau erheben mit schmucklos reinlichen Wänden und niedrigem First, oder prächtig schimmerndes Säulenwerk bis zum stolzen Giebel ragen, gleichviel! Das bescheidene Haus, wie der reiche Palast, sie seien beide gleich geehrt und gesegnet, sind sie nur harmonisch aufgebaut auf solchem gleichen Fundamente! —

So hatte die eine der beiden Frauen des Erkerhauses nur in ihrer Muttersprache zu lesen und schreiben gelernt; das ganze Gebiet ihrer musikalischen Kunst beschränkte sich auf die Harmonielehre des Herzens, und ihr Literaturstudium gipfelte in dem goldenen Buch von Thomas a Kempis. Die andere sprach und schrieb mit Leichtigkeit französisch und englisch. Die Tonwelt unserer größten Meister war ihrer Hand und Empfindung eine vertraute Heimath, und auch auf den geistigen Höhen unserer Dichterheroen war sie keine Fremde geblieben. — Die eine hatte niemals einen Schritt außerhalb der Marksteine der stillen Provinz gethan, die andere den betäubenden Weltlärm an der Seine und Themse gehört, den Nebel des ernsten Schottland und Neapels sonnenheiteres Paradies geschaut.

Und doch, wer Mutter Rosaliens Leben als Hausfrau, Gattin und Mutter nun durch schier dreißig Jahre mitdurchlebt, wer wollte, die Hand aufs Herz gelegt, jetzt sagen, sie sei keine gebildete deutsche Frau? — Ich wenigstens behaupte sogar: sie war deren ein Musterbild. Das Ideal hat eben seine engen und weiten Kreise. Es wohnt auf des Geistes niederen Hügeln, wie auf seinen höchsten Bergspitzen. Und nur gediegene Echtheit und der Durchbildung schönes Ebenmaß ist sein überall gleich strenges Gebot.

Aber je weiter des Ideales Begrenzung, um desto schwerer ist sein Inhalt auszufüllen. Und je reicher begabt und höher durchgebildet der Geist der Frau, um desto gefährlicher, den verlockenden Reiz des Wissens und eines bescheidenen Herzens opferfreudiges Lieben, die begeisternde Pflege der Kunst und des Hauses einförmig ernste Pflicht zum schönen Gleichmaß eines deutschen Frauenlebens zu verschmelzen. Die Frau, die auch in dieser allerschwersten Kunst fertige Meisterin geworden, sie hat das höchste und weiteste Ideal deutscher Bildung errungen, und neidenswerth das gesegnete Haus, darin sie als Weib, Mutter und Herrin ihr hohes Frauenamt verwaltet!

Dieses weiteste Frauenideal, das war das bewußte Ziel, zu dem Geist und Herz der jungen Doctorin Helene Stark hinanschaute, und dem sie schon entgegenstrebte, kaum sie nur die jungfräuliche Myrthe aus den entschleierten Locken gestreift, und als des Erkerhauses nunmehrige Herrin dessen traute Schwelle betreten hatte.

Die allerschwerste Frauenkunst habe ich vorhin die Erreichung dieses höchsten Ideales genannt. Und wer, der das Leben kennt, möchte mir widersprechen? Und doch — ich will immer nur die schlichte Wahrheit sagen — wie kinderleicht fand Helene gleich anfangs sich darin zurecht! Und wie erklärlich war das bei ihrem ganzen, so glücklich angelegten Wesen!

Wenn ein großer Gedanke dem ächten Genius sich mühelos offenbart, als sei plötzlich ein Schleier vor seinem inneren Auge hinweggestreift worden, wie muß das Talent mit forschendem Fleiße sich abmühen, dieselbe Geisteswelt zu schauen, und dann oft nur mit getrübtem Blick! Und wie bleibt sie dem Unbegabten stets ein

verschleiertes Geheimniß! — Aber auch die Begabung des Herzens ist gar verschieden vertheilt. Das eine nimmt sich Alles leicht und vollbringt es spielend, während das andere schwerfällig sich daran abmüht und doch nur halbe Arbeit schafft. Dem einen zeigt das Leben, so lang als nur möglich, sein heiteres Gesicht; das andere sieht schon gleich anfangs immer nur dessen ernsteste Miene. Das eine weiß auch die entferntesten, sich durchkreuzenden Fäden in der Zufriedenheit Gewebe sicheren Griffes einzuwirken, während das andere verwirrt bald nach diesem, bald nach jenem tastet und dann verstimmt von beiden abläßt. Das eine geht gleich standhaft durch Wasser und Feuer, weil die Zauberflöte glücklichen Temperamentes es umklingt; und das andere wird schwermüthig bei jeder außergewöhnlichen Probe.

Das Herz der jungen Frau des Erkerhauses zählte zu den glücklichst begabten, die je in einer Menschenbrust geschlagen. Aber was ihr noch viel mehr dazu verhalf, in ihrem neuen Frauenberufe sich so schnell daheim zu fühlen, das war die geistige Aussteuer, die sie neben der anderen, leiblichen, in ihren Ehestand eingebracht hatte. War es doch nur eine ihr längst vertraut gewordene Thätigkeit im eigenen Daheim, die sie jetzt mit solcher Sicherheit in das ihr vorher fremde verpflanzte, und die Geistes- und Herzensschätze, die sie jetzt so reichlich an den Sohn fremder Eltern verschenkte, von den eigenen Eltern hatte sie alle mitgebracht. Mit einem einzigen einfachen Worte: Helene war in das Haus ihres Mannes als wohlerzogene Tochter ihres eigenen eingetreten.

Das ist ja die unermeßliche nationale Bedeutung des einzelnen Hauses, daß eines dem anderen in seinen Kindern von dem Schatze der Bildung gerade das Werthvollste neidlos überläßt; daß eine Familie der anderen zur geistigen Pflanzschule wird, und deren Gesammtheit so von Geschlecht zu Geschlecht dem Staat und der Kirche die große Aufgabe der Volkserziehung lösen hilft. Und der stärkste Ring, der das einzelne Haus an das große Vaterland kettet, das ist ja der erhabene Gedanke, daß, wie des gesammten Ackerbaues Kulturstand mit dem Volksreichthum Hand in Hand geht, so auch die reichste Ernte an tüchtigen Männern und Frauen, dieser noch

viel werthvollere, geistige Nationalschatz, alleinzig bedingt wird durch den Höhestand in der Bildung des ganzen Volkes, zu deren Mithilfe das einzelne Haus so dringend berufen und verpflichtet ist. —

War jetzt der junge Rechtsanwalt Hermann Stark in seinem neuen Hausstande, von solchem Weibe geführt, ein glücklicher Mann geworden! Die Sehnsucht nach Veränderung, auf deren Fittig er sich so oft ins Reich idealer Wünsche geschwungen, um vor seinem inneren Mißmuthe sich zu flüchten, sie war nun selber himmelweit davon geflogen. Und der einzige sehnsüchtige Wunsch beseelte noch sein Haus, daß jetzt ein Tag dem andern gleichen, und keiner allzu flüchtig enteilen möge. Sie waren ja so schön!

Wohl hatte Hermann, wie du selber am besten weißt, von Kind auf das unsägliche Glück genossen, in einem friedlichen, wohlgeordneten Hauswesen groß zu werden. Und wie viel Segen liegt darin, in solch' wohlthuender, heimischer Luft blühen und wachsen zu dürfen! Er war dessen in späteren Jahren auch vollauf dankbar inne geworden, und das Elternhaus blieb ihm allezeit der geweihte Boden seiner darin festgewurzelten kindlichen Ehrfurcht. Aber so ist es nun einmal im Menschenherzen geordnet — dieselben altgewohnten Räume seiner Kinderspiele, seiner Bubenjahre und Jünglingszeit, sie erschlossen dem nunmehrigen Manne doch jetzt noch hundertmal tieferen Reiz und behaglichere Wohnlichkeit, als früher dem Sohne seiner Eltern. Denn — wer sollte dieses traute Geheimniß nicht verstehen? — es war ja jetzt sein eigener, häuslicher Herd geworden, und die Liebe seines eigenen Weibes waltete darin.

Und mit welch' lieber, stiller Poesie verstand sie das! Denn kein Geschäft ist prosaisch im Berufe der Frau, wenn sie's nur im rechten Geiste der Weiblichkeit verrichtet. Und hielte sie selbst mit eigener Hand das Zimmer vom Staube rein, oder stände sie am Herd, um der Speisen schmackhafte Bereitung zu überwachen — wenn sie's nur thut, schweigsam und geräuschlos, wie eine wohlthätige Fee ihr Haus bestellend und ordnend, nur um es dem geliebten Manne zu einem immer gleich freundlichen Daheim zu erhalten, und ihn bei jeder Mahlzeit nach der Arbeit Mühen, als aufmerksame Hausfrau zu bewirthen.

Aber das war lange nicht Alles, was Helene ihrem Hermann aus dem reichen Schatz ihres Herzens bot. Setzte sie doch darin nur eine liebe Gewohnheit aus der Heimath fort, deren Unterlassung ihr viel schwerer geworden wäre. Und freute sie's auch herzlich, wenn sie sah und hörte, wie Hermann in seinem treuen, deutschen Gemüth es verstand, ihr sorglich heiteres Walten im Hause dankbar zu erkennen, und behaglich an sich selber zu empfinden, so war es ihr doch ein noch viel tieferer Trost, daß sie von Tag zu Tag mehr inne ward, wie sie auch sein Herz völlig ausfüllen und seinem Geiste völlig genügen könne. All' ihre alten, quälenden Zweifel waren jetzt dahingeschwunden. Ob sie sich jetzt mit ihm in heiteren und ernsten Gesprächen erging, ob sie ihm an stillen Winterabenden mit ihrer sympathischen Stimme vorlas in Poesie und Prosa deutscher und fremder Dichter und Denker, und sie dann in gemeinsamer Begeisterung das Alles noch einmal mit einander besprachen; oder ob er in heiteres Lauschen verloren vor ihrem Flügel saß, wenn unter ihrer Hand der gewaltigen Musikheroen ewiger Geist durch die alte Erkerstube brauste und wieder säuselte — o überall und allezeit, am Morgen wie am Abend, empfand Helene das Eine: ich kann ihn beglücken, ich bin seines Herzens, bin seines Hauses Stütze, bin seiner Arbeit Trost und Labsal; ich bin seines Geistes Begleiterin, bin mit ihm wahrhaftig ein Leib und eine Seele. Und dann hörte sie stets die Worte ihr Haus und Herz durchklingen:

„Was uns die Meereswogen sagen? —
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnsucht treibt sie all' uns zu,
Seit ihres Rinnens ersten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geist
Jedwedes Denken aufgesogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. —
Das sagen uns die Meereswogen."

Und Vater Stark und Mutter Rosalie? — Mein Gott, sie waren *ja von jeher harmlose*, in sich beglückte, zufriedene Menschen gewesen!

Aber seit dieser Engel einer Schwiegertochter, wie sie Helene immer nannten, in das Erkerhaus eingezogen war, wurde den guten alten Leuten oft ordentlich bange, es müsse plötzlich ein recht schweres Unglück über sie alle hereinbrechen, weil ihr Leben nun gar zu schön geworden sei, viel zu glücklich für diese trügerische, vergängliche Welt.

Was treue Eltern nur ersehnen und erhoffen können, das lebte jetzt als schönste, reichste Erfüllung mit ihnen im selben Haus. Ihr einziger Sohn, voll gesunder Schönheit an Leib und Seele, mit allen Geistesgaben überschüttet, hochgeehrt in seiner Vaterstadt, zufrieden und tüchtig in seinem Berufe, ein guter, braver, dankbarer Sohn und eines engelgleichen Weibes tief verstandener, zärtlich geliebter Mann! — O, was noch mehr?

Und zu all' dem Elternglück an solchem Sohne noch die Liebe solcher Tochter!

Wie lohnte sich jetzt Mutter Rosaliens selbstsuchtlose Klugheit, in der sie dem jungen Ehepaar den eigenen Hausstand gegründet hatte! Wie war jetzt Helene von Tag zu Tag immer mehr an sich selber und ihrem Hermann inne geworden, welchen unerschöpflichen Schatz feinster Lebensweisheit die damalige mütterliche Rede in sich geborgen! Und gerade darum drängte sie jetzt ihr feingebildetes Herz, als Hermanns Frau dessen Eltern wo möglich noch höher in Ehren zu halten und noch zärtlicher zu lieben, besonders aber Frau Rosalien eine so liebe, dankbare, gute Tochter zu sein, wie einer wirklichen Mutter, gerade weil diese die Schwiegermutter mit solch' edler Zartheit so gar nicht an sich zur Geltung brachte. Und so umschlang die Herzen dieser beiden Frauen ein Band so innigen Vertrauens, und so harmonischer Liebe, wie zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter die bloße Hand der Verwandtschaft es wohl niemals weben kann. Denn wie so oft ist gerade diese schwiegermütterliche Hand viel geschickter, in des Sohnes Haus dessen Weibes Webstuhl mit allzugeschäftigem Eifer zu verwirren, statt mit klugem Liebesrath ihr im Wirken ihrer Pflichten belehrend beizustehen!

So geschah es jetzt im Erkerhause gar manchen Tag, daß Helene, so sehr sie auch ihrem eigenen Haushalte sich gewachsen fühlte, doch für *Dieses und Jenes sich Mutter* Rosaliens Rath oder Gutheißung

erbat, bloß um sich und ihr die Freude zu machen, als junge Frau und ehrerbietige Tochter ihr mütterliches Wort befolgen und dafür danken zu dürfen. Aber niemals ließ sie ihr auch nur einen Hauch von Ueberlegenheit an geistiger Bildung verspüren. Und wenn Mutter Rosalie selber dann und wann davon sprach, so wich Helene immer aus und nannte sie einmal ein so inhaltsreiches, weisheitsvolles Buch von Gattenliebe und Muttertreue, daß sie selber wohl ihr ganzes Leben lang darin zu lernen habe. — O Bildung! Was ist alle Frauenbildung ohne solch' gebildetes echt weibliches Herz, wie das dieser beiden Frauen! —

Wie war Mutter Rosalie damals ängstlich darum besorgt, daß die jungen Eheleute in ihrem trauten Alleinsein durch sie nicht gestört würden. Aber wie selten waren diese dennoch allein! Außer Sonn- und Feiertagen, an denen sie immer an gemeinsamer Mahlzeit saßen, bald hüben, bald drüben, wie ward noch an gar manch anderem Tage, wenn die eine oder andere Familie etwas Besonderes zu bieten gehabt, eine überraschende Einladung zum Mittag- oder Abendessen improvisirt! — Dann fuhren Eltern und Kinder wieder mindestens alle vierzehn Tage hinaus auf den Haidehof zur einsamen Heimath ihrer Liebe, um dort bei der andern Mutter von ihrer verlebten Brautzeit zu träumen. Und so verstrich fast kein Tag, an dem Mutter Rosaliens kluge, wohlgemeinte Verordnung nicht ihre Ausnahme gefunden hätte. Und gerade dann, wenn die jungen Eheleute in ihrer unbehorchten Einsamkeit am allerglücklichsten waren, dann zog's sie's noch am mächtigsten nach den geliebten alten Eltern, daß sie davon Zeuge sein sollten. So sprangen sie bald zu ihnen hinüber, bald holten sie in die Erkerstube sie herüber, und saßen plaudernd bis zur Schlafenszeit beisammen. Helene spielte dann zum Schlusse gar oft eine Sonate, ein Mendelssohn'sches Lied, oder ließ in freier Phantasie den gedankentiefen Geist durch das Reich der Töne schwärmen. Dann saß Vater Stark gewöhnlich mit geschlossenen Augen ganz nahe bei der geliebten Tochter. Und so wenig ausgebildet sein Musikorgan auch sonst gewesen, in dieser beglückenden Nähe, von dieser lieben Hand ward der Töne Verständniß auch noch *seinem späten* Lebensabend erschlossen. Vor Allem, wenn Vater

Haydns kindliche Weisen sein Herz umklangen, da geschah es ihm oft, als sängen sie ihm vor vom gnadenreichen Segen seines glücklichen Alters, vom Vorgefühl himmlischer Freuden. Und als sie das allerletztemal ihm so die Seele in heilige Träume gewiegt, da stand er auf, küßte sie gar innig auf die Stirne und sagte voll tiefer Wehmuth zu ihr: „O Helene, Gott erhalte dich meinem Sohne! Du bist ein Engel!"

Darauf erwiederte sie lächelnd, da sie ihm die faltigen Wangen streichelte: „Ein Engel, Väterchen? O jetzt noch lange nicht! Da muß ich noch gar viel für Hermann thun und so lang und treulich ihn lieben, wie du die gute Mutter. Aber dann, dann hoffe ich durch Gottes Barmherzigkeit einer zu werden." — Kein Auge blieb bei dieser Rede trocken. Vater Stark drückte tief ergriffen seinen Mund auf den ihren. Und Hermann und Mutter Rosalie wiederholten auf Helenens Lippen den Kuß zum Dank für diese lieben Worte ....

Aber wie sagte ich doch vorhin? — „Zum allerletztenmale!" — Warum denn nur? Was war denn geschehen, daß Helene vor dem Vater zum allerletztenmale spielte? ....

Fünfundsiebzig Jahre, das ist wohl ein hohes Menschenalter. Und wenn der Engel des Todes solchem Sterblichen naht, um aus dem Reiche der Lebendigen ihn wegzuführen, so wird der Natur göttliches Gesetz an ihm vollzogen, wie wenn der altersmorsche Baum zu grünen aufhört und der Axt verfällt.

Und doch, ein treuer Vater, eine fromme Mutter, und hätten sie hundert Jahre gelebt, und läge ihre ganze Lebensaufgabe vollauf erfüllt hinter ihnen, sie sterben guten Kindern doch noch immer viel zu früh. Und je länger sie ihnen gelebt, je tiefer der Kinder Herz ihr Lieben erkannt und je mehr die Zeit gekommen, um ihnen an der großen Liebesschuld gewissenhaft heimzahlen zu können, um so weher thut es dem Kindesherzen, diesem ehrfurchtsvollen Bedürfniß auf einmal entsagen zu müssen, und der Eltern Liebe mit nichts mehr fortan vergelten zu dürfen, als noch mit Thränen heiligen Schmerzes und dankbarer Erinnerung.

Kannst du dir's darum denken, lieber Begleiter, welch' tiefe

Wehmuth auf einmal das Erkerhaus überkam, als Vater Stark nach diesem letzten glücklichen Abend, an dem er Helene einen Engel genannt, sich plötzlich Morgens so schwach fühlte, daß er nur mit Mühe zum Lehnstuhl wanken konnte? — Er hatte schon die ganze Nacht in fieberhafter Unruhe gelegen und mit beklommener Brust oft leise gestöhnt, aber Mutter Rosaliens festen Schlaf nicht stören wollen. Um so bestürzter saß sie jetzt vor ihm beim Morgenkaffee, so sehr sie sich auch äußerlich zusammennahm. Denn seine Züge waren in dieser einzigen Nacht so zerfallen, als sei er darin um zehn Jahre gealtert. Mit unsicherer Hand brachte er die Tasse an die Lippen, nippte daran und setzte sie wieder nieder.

„Aber, guter Alter, was ist dir? Der Kaffee will dir ja heute gar nicht recht schmecken," sagte Rosalie nur mit einem leisen Hauch von Besorgniß, obgleich ihr die Angst fast die Kehle zusammenschnürte. Doch sie wollte sie nicht um Alles ihm merken lassen; denn sie wußte nur zu gut, wie wenig sie durch ihre eigene Aengstlichkeit die seine vermehren durfte.

„O mir fehlt nichts, liebe Mutter, gar nichts," erwiederte er mit gebrochener Stimme. „Nur ein wenig schlecht geschlafen hab' ich. Ich werde wahrscheinlich einen kleinen Katarrh bekommen. Das hat mich ein Bischen matt gemacht und mir den Appetit verdorben."

„Nun ja, so wird es wohl sein, guter Christoph! Dann mach' noch ein kleines Morgenschläfchen! Ich will schon recht für Ruhe sorgen. Das wird dir wohlthun."

„Gewiß, Rosalie, gewiß! Und dann gehe ich in mein Treibhaus und sehe nach meinen neuen Azaleen; die sind so wunderschön geworden. O dann bin ich sogleich wieder gesund."

Damit lehnte er sich tiefer in den Armstuhl zurück. Zu gleicher Zeit hörte Rosalie Hermann und Helene vor der Thüre, die, wie alltäglich zum Morgengruß herüberkamen. Schnell ging Rosalie ihnen entgegen, und hatte noch gerade Zeit, ihnen zuzuflüstern: „Kinder, der Vater ist sehr krank. Aber um Gotteswillen nichts davon reden!"

„Wie, der Vater krank?" fragte Hermann noch erschrocken. Da rief dieser auch schon drinnen: „Meine Kinder!" — richtete sich höher

auf mit seiner letzten Kraft und streckte ihnen die Arme entgegen: „Guten Morgen, meine lieben, guten Kinder!“

Hermann und Helene beugten sich küssend über ihn, und mußten alle Gewalt sich anthun, um ihre verrathenden Thränen zurückzuhalten. So waren sie über sein verändertes Aussehen erschrocken. Aber ihre Besorgniß stand doch in jedem Zuge ihres Gesichtes geschrieben, und so matt auch sein Auge geworden, er las sie selbst in ihrem erzwungenen Lächeln und sagte sogleich mit schwacher, tiefinniger Stimme:

„Nicht wahr, ihr guten Kinder, ich seh' ein wenig übernächtig aus? Aber habt nur keine Angst! Ich bin nicht krank, o gar nicht; nur ein kleiner Schnupfen! Wenn der nur erst herausgekommen ist, dann geht Alles wieder gut. O ich hab' eine gar zähe Natur, und Herz und Lunge ist kerngesund. Deßhalb geh' du nur jetzt ruhig auf dein Tribunal, mein guter Hermann! Du hast ja heute wieder einen recht interessanten Fall! Glück auf, mein Sohn, mach' mich wieder recht stolz auf dich! — Und du, Helene, du spielst mir heut Abend wieder von meinem lieben Vater Haydn vor, das nämliche wie gestern Abend. O solche Musik versteh' ich auch; denn diese kommt von Gott und geht zum Herzen, besonders wenn sie solch' ein Engel spielt, wie du. O es klingt mir noch immer im Ohr. Und jetzt will ich ein wenig schlafen. Vater Haydn singt mich ein. Guten Morgen, liebe Kinder! Bis zum Mittag bin ich schon wieder gesund, o ganz gesund!“

Er reichte ihnen noch die Hand. Beide küßten sie. Dann ließ er sie auf die Kniee sinken, lehnte das Haupt zurück und schlief ein. Aber der Dreien verhaltener Schmerz erwachte jetzt. Unter leisem Weinen sank Hermann an Helenens Hals und mischte seine Thränen mit den ihrigen.

„Kinder, laßt ihn allein!“ mahnte noch die Mutter voll unaussprechlicher Wehmuth. Von seines Weibes Arm gehalten, wankte Hermann hinüber. Dann schickte Frau Rosalie schnell die Magd nach ihrem Bruder und setzte sich vor dem Schlafenden nieder, als weinende, betende Wächterin. —

Sterben müssen — ernstester aller Gedanken! — Wer gewöhnt

sich an ihn gerne, dem das Leben „des Daseins süße Gewohnheit" war? — Und könnte Einer auch mit noch so ruhigem Gewissen das Auge schließen, und wäre sein Glaube noch so stark und gottergeben, die dunklen Pforten des Todes und der Ewigkeit unerschlossenes Reich, sie bleiben auch dem Gläubigsten schaurig; und selten scheidet Einer wohl gerne von dem ihm vertraut gewordenen Lichte des Lebens und seines Herzens gewohnten Geliebten, wenn er darin froh und glücklich gewesen. Und erst der treuliebende Vater, der Weib und Kinder verlassen soll und habe er auch noch so lange seines Hauses Segen genossen, und hoffte er auch noch so freudig auf ein himmlisches Wiedersehen, er wird dennoch gar traurig, wenn er an den nahen irdischen Abschied denkt. —

Das waren die wehmüthigen Gedanken, die heute Nacht durch Vater Starks Seele zogen, und denen er heute Morgens in so menschlich natürlichem Zagen wieder entfloh, als er sich einredete, gar nicht krank zu sein, so laut ihn auch seine jählings gebrochene Lebenskraft an die letzten Stunden erinnerte. Jetzt lag er in dumpfem Fieberschlafe. Aber keine wirren Phantasien quälten seinen Geist. Vor einer goldenen Orgel saß er lauschend. Die schwebte auf einer lichten Wolke des aufgeschlossenen Himmels und ein Engel spielte darauf in schneeweißem Gewande. Der hatte das Antlitz von Helene. Und Vater Haydns Melodien entquollen ihrem duftigen Geisterfinger, nur noch viel verklärteren Tones, als er sie gestern Abend gehört. — So schlief er fort bis zum Abend, ohne jeden Schmerz, nur dann und wann bewußtlos vor sich hinstöhnend. Daß er auf seines Schwagers ärztliches Gebot sogleich ins Bett gebracht worden war, hatte er kaum gespürt. —

Wie furchtbar schwer war es Hermann heute Morgens angekommen, in solcher Angst um den kranken Vater auch noch vor den Gerichtsschranken vertheidigen zu müssen. Aber ihm war von Onkel Philipp hoch und heilig versichert worden, daß er diesen Morgen noch ganz ruhig ausgehen könne, so bedenklich es auch sonst um den Vater stehe. So hatte er noch rasch entschlossen auch dieses Opfer gebracht. Denn hätte er auf Vertagung dieser Verhandlung angetragen, so wäre der nach seiner innersten Ueberzeugung schuldlos

wegen Holzdiebstahls Angeklagte, ein armer Waldhüter mit sechs Kindern, noch eine weitere Woche seiner Familie entzogen worden. Die Verhandlung, seine Vertheidigungsrede, der Dank des freigesprochenen Mannes, das Alles hatte Hermann jetzt auf ein paar Stunden aus seiner schwer gedrückten Stimmung herausgerissen. Aber bei seiner Heimkehr war sie wieder mit zehnfacher Gewalt über ihn hereingebrochen.

Wie er dann mit gebeugtem Haupte bei dem todkranken Vater saß, da meinte er wohl eine zentnerschwere Last auf seinem Herzen zu tragen. Bald sah er in betendem Sinnen ergeben vor sich hin, bald brach wieder der ganze Sturm seines Schmerzes in ihm los, und es gab ihm so heftige Stöße, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dann vergaß Mutter Rosalie über dem jammernden Sohne völlig auf den kranken Mann, so viel hatte sie an ihm mit frommer Mahnung zu trösten. Helene hielt dann sein Haupt im Arme und suchte mit ihrer lieben Hand ihm vergeblich die Wangen wieder trocken zu wischen. — Erhabener Schmerz, der solch' starken, muthigen Mann zum weinenden Kinde macht!

Nachdem sie schon über eine Stunde in schweigendem Harren im Zwielichte gesessen, war mit dem Onkel Philipp zugleich auch der Dechant bedächtig eingetreten, der immer gleich treue Hausfreund und Gewissensrath, der Hermann schon getauft und getraut und die selige Dorothee begraben hatte. Die Bitte der Familie und sein eigenes Herz hatten ihn heut Abend hergeführt, um als Diener der Kirche mit ihren letzten, heiligen Tröstungen bereit zu stehen, und zugleich als Mensch seinem ehrwürdigen Freunde zum letzten Abschied die Hand zu drücken. Denn Onkel Philipp zweifelte immer stärker daran, ob sein Schwager die Nacht noch überleben werde. Da indessen der Dechant nach kurzem Betrachten Vater Starks diesen noch immer schlafend fand, zog er sich mit wenigen Worten auch sogleich wieder vom Krankenbette zurück und sagte, daß er in der Erkerstube lieber ruhig warten wolle, bis der Kranke erwacht sei. Sein Brevier sorge schon unterdessen, daß ihm die Zeit nicht zu lang werde. Darum sollten sie nur ganz ruhig sitzen bleiben, bis es Zeit sei, ihn zu rufen. — Daß *am Sterbelager eines* Vaters nur die eigene Familie

die natürlichste letzte menschliche Umgebung sei, und der Priester die seinige auf sein heiliges Amt beschränken solle, hatte der demüthige Dechant jetzt zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber in seinem Herzen stille bedacht, da er mit Onkel Philipp in die Erkerstube gedankenvoll hinüberging.

Kaum hatte jetzt Mutter Rosalie die Lampe angezündet, schlug Vater Stark auf einmal die Augen wieder auf, ohne noch seine Lieben anzuschauen und sagte tief aufathmend: „Ach, war das jetzt ein guter Schlaf! Wie viel Uhr ist es denn? Ihr brennt ja schon Licht!“ — Mit diesen Worten richtete er sich ein wenig auf, und es war gut, daß der gedämpfte Lampenschimmer der Dreien Antlitz nur ganz matt beleuchtete. So sah er auch nicht die Spuren des bitteren Weinens, davon ihre Augen ganz roth geworden. Eines nach dem Andern trat jetzt zu ihm hin, so heiteren Blickes, als nur ihr Herz vermochte. Mutter Rosalie hob ihm das matte Haupt, und glättete darunter die Kissen. Hermann legte seine ehrfurchtsvolle Sohneshand auf des Vaters Stirne. Wie kalt diese war gegen seines Schmerzes innern Brand! Helene streichelte seine verfallenen Wangen.

„Ach seid ihr gut und lieb mit mir, treue Mutter, brave Kinder! — Gott vergelt's euch!“

Diese Worte sprach er noch mit zärtlichster Stimme. Dann bekam sie auf einmal einen ganz ernsten Klang und er sagte mit lichter gewordenen Augen: „Und jetzt, Rosalie, laß mir den Herrn Dechant holen! Mich verlangt nach unserm Herrgott.“

„Der ist schon da, liebster Mann,“ sagte Mutter Rosalie, nach Fassung ringend. „Er wollte dich ohnedem ein wenig besuchen, da er hörte, daß du nicht ganz wohl seiest, und nun hat er drüben gewartet, bis du ausgeschlafen habest.“

„Nun desto besser! Denn ich werde bald noch länger schlafen, und doch dabei erst recht erwachen. So soll er zu mir kommen, aber mit Allem, was einem Christen zum Sterben nothwendig ist! Und unterdessen laßt mich nur allein mit meinem Herrn und Heiland, denn ich habe mit ihm noch zu reden!“

Und die Drei schlichen leise weinend hinaus. Zehn Minuten

danach trat der Dechant in das Sterbezimmer und brachte ihm die letzte heilige Wegzehrung. — Was zwischen den Beiden da noch geredet worden, wie wollte ich es sagen und wer möchte es erfahren?"

Aber als der Dechant wieder hinüber in die Erkerstube trat, da sagte dieser wahrhaftige Priester christlicher Liebe: „Ich bin nun vierzig Jahre an gar manchem Sterbebette gestanden, aber in diesem da drinnen liegt der demüthigste Mann, den ich noch je zur himmlischen Reise vorbereitet habe, ein Kind von sechsundsiebzig Jahren. Darum weinen Sie, meine Lieben, daß solch' ein Gatte und Vater Ihnen nun bald nimmer leben wird; denn das ist ein gerechter, menschlicher Schmerz. Daß er Ihnen aber nun also stirbt, das sei Ihr tiefster göttlicher Trost! Und so empfehle ich sein Sterben und Ihr Leben in die gleiche Hand unseres allbarmherzigen Vaters. Gelobt sei Jesus Christus!"

„Amen!" sprachen die Drei fast lautlos. In stummem Mitgefühle drückte der Dechant noch Jedem die Hand, und verließ mit nassen Augen das Erkerhaus.

Jetzt gingen sie wieder hinüber zum Krankenzimmer. Wie zitterten ihnen Herz und Fuß bei diesem vielleicht allerletzten Gange zu dem treuesten aller Väter! Aber sie wollten nicht um Alles durch ihren maßlosen Schmerz den heiligen Frieden wieder stören, den nun ohne Zweifel der Dechant drinnen zurückgelassen hatte. Wie sie zum Bette traten, saß Vater Stark ein wenig aufgerichtet im Kissen und seine Hände lagen noch immer gefaltet auf der Decke. Auf seinem Antlitze schwebte eine Ruhe der Verklärung, die schon nicht mehr recht der Erde angehörte. Alle fühlten: der Engel des Todes hatte bereits seine Schwingen über ihn ausgebreitet. Ohne daß Eines das Andere dazu ermahnte, sanken sie nun alle Drei vor seinem Bett auf die Kniee, und der Sterbende legte noch mit seiner letzten Kraft seine segnende Hand auf das Haupt der Mutter, des Sohnes und der Tochter. Wie viel hätte er ihnen noch zum letzten Abschiede sagen mögen! Aber er konnte nicht mehr.

„Ach — Mutter — Kinder — Dank — Segen! — Schönes, schönes Leben! — Mein Gott und Heiland!"

Das waren seine letzten, gebrochenen Worte. Dann neigte er

sein Haupt aufs Kissen. Von der Stadtkirche klang der englische Gruß in das Schweigen des Sterbezimmers. Der letzte Glockenschlag verhallte jetzt und Vater Starks schöne Kinderseele war heimgekehrt.

Komm mit mir, lieber Begleiter! Wir wollen die Drei jetzt allein lassen. Was willst du auch noch dabei sein, als sie sich jetzt wieder zu dem Todten erhoben und die ganze Macht ihres Schmerzes losgebrochen?

Ja weinet, weinet um den treuesten, besten Vater! Aber noch viel schmerzlicher weinet um eures Hauses und euerer Herzen mit ihm auf lange Zeit dahingegangenen Frieden!

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des fünften Bandes.

Achter Abschnitt.

In der großen Welt.

Neunter Abschnitt.

Der Sohn seiner Zeit.

Achter Abschnitt.

In der großen Welt.

I.

Hohe Wogen.

Das war an einem Märznachmittage des denkwürdigen Jahres Achtundvierzig, als Vater Stark zur letzten Ruhe heimbegleitet wurde. Der großartigste Trauerzug, der sich vielleicht in diesem Jahrhunderte die Schloßgasse noch hinunterbewegt, folgte diesem Sarge. Und wohl selten war die ganze Bevölkerung in solch' herzlicher Trauer am Grab eines ihrer Mitbürger gestanden, dessen schönes, gesegnetes Menschenleben in der Rede des Dechants noch einmal wie ein klares, perlenreiches Wasser vorm Geist aller Leidtragenden vorüberfloß. Schlicht und ungewählt klangen die Worte des selber tief ergriffenen priesterlichen Hausfreundes, aber sie wirkten mit der ganzen Macht der Wahrheit. Jedem, der zum Rande des Grabes trat, um zum letzten stummen Scheidegruße die drei Schaufeln Erde hinunterzuwerfen, ward das Auge noch einmal feucht, das Herz wehmüthig, und auf dem Heimwege fühlten Alle, daß sie heut einen guten Mann begraben, dessen ehrenreiches Andenken noch gar lange Zeit in der Stadt werde lebendig bleiben.

Und doch, schon ein paar Tage darnach war selbst der Name des Verstorbenen wie vom Winde weggeweht. Hatten doch die dicht gehäuften Kränze auf diesem Grabhügel kaum zu welken begonnen, und über die deutschen Lande brachen jene blutigen Märzstürme los, die auch die politische Windstille dieser Provinzstadt in ihren aufregenden Wirbel rissen, daß auch das trägste Pfahlbürgerherz etwas hastiger zu schlagen begann und die fieberhafte Gluth großer Weltereignisse die Harmlosigkeit dieser kleinen Lebenskreise in betäubende Verwirrung brachte.

Aber in Hermanns Herzen tobte der Sturm des Schmerzes um den verlornen Vater doch noch viel gewaltiger, als alles Brausen der neuesten Zeit, die als prunkende Prophetin neuen Völkerglückes, vom rothen Aufruhrmantel umflogen, ihren throngefährdenden Umzug hielt. — Was war doch all' dieses flüchtige Leid der ganzen Stadt, und wäre es in einer einzigen Menschenbrust zusammengedrängt gewesen, gegen den einen riesigen Schmerz, unter dessen Wucht dieser Sohn an des Vaters Grabe zuletzt ins Knie gebrochen, der eichenstarke, geisteskühne Mann, und dann am Arme seines Onkels aus dem Kirchhofe hinausgewankt, unsicheren Fußes, als ob er nach langem Krankenlager zum erstenmale wieder einen Gang ins Freie versuchte! —

Ach, so lang er den theuersten Todten noch daheim im „schönen Zimmer" liegen hatte, im Kerzenglanz von dessen selbstgezogenen Blumen umduftet, wie von lauter lichten, schönen Gedanken seines edlen Lebens, — als eine Freundeshand nach der andern, Abschied nehmend, noch reiche Kränze um den Schrein gehangen, daß er sie gar nicht mehr alle bergen konnte, und zuletzt auch noch die schwarzausgeschlagenen Wände zu blühenden Geländen wurden — das ganze duftende Todtenzimmer ein Sinnbild seines Lebens; — da der Sohn den todten Vater noch also bei sich hatte, da konnte er doch noch immer stundenlang vor diesem verklärten, treuen Vaterantlitz knieen, und konnte mit ihm reden, als ob er ihn leibhaftig höre. Sein von wehmüthigstem Dank überfließendes Herz konnte er noch fort und fort vor ihm ausschütten, seiner ganzen Zukunft Leben noch mit ihm berathen, alle seine Entschlüsse und Vorsätze noch ihm sagen, und, die kalte Todtenhand mit heißen Thränen benetzend, ihm noch abbitten jede trübe Stunde, damit er doch ja recht sorglos und versöhnt von ihm heimgehen könne in des Grabes ungestörten Frieden.

Ja gewiß, so lange wir den geliebten Todten noch leibhaftig bei uns haben, wenn auch stumm, taub und mit erloschenem Blick, wir haben ihn doch noch nicht so ganz und gar verloren, als wenn *der Grabhügel* ihn unwiederbringlich uns verschließt. Und wie auch *des Glaubens göttliche* Macht unser Auge nach oben drängt, nur

nach dem befreiten, ewigen Geiste zu schauen: die Schwäche der menschlichen Natur klammert sich eben immer noch an die verwesliche Hülle fest, und erst, wenn auch diese uns noch verläßt, verkosten wir die Macht des Todes in ihrer ganzen Bitterkeit. —

Der schon in der Wiege der junge Cherusker geheißen, von dem jener mystische Prophet schon bei der Taufe gesagt, daß Arminius selber aus seiner Walhalla stolz auf ihn niedergeschaut, und daß der Rothbart geheimen Einfluß geübt auf dessen Gedeihen „voll urgermanischer Vollkraft“ — wie hätte das zum Manne gewordene „cheruskische Kind“ jetzt wohl mit brennendem Durst den Becher dieser neuen Zeit an die Lippen gesetzt, daraus auch die bedächtigsten Männer sich berauschten und als trunkene Schwärmer den Sonnenaufgang alter deutscher Herrlichkeit dem fieberhaft ergriffenen Volke verkündeten! — Der einst als schwärmerischer Knabe zur Dämmerzeit in die alte rabenumkrächzte Kaiserburg hineingelugt, voll heiliger Scheu und Erwartung, ob der Rothbart nicht leibhaftig auf dem Trümmerschutte sitze, um mit Krone und Reichsschwert herauszutreten, und dem deutschen Volk ein neues Reich zu gründen — wie hätte der wohl jetzt mit begeisterter Manneskraft die Fahne hoch emporhalten helfen, daran der deutschen Reichseinheit gleißendes Diadem gehangen, daß selbst die klarsten Augen, davon geblendet, ein neues, goldenes Zeitalter dämmern sahen von nie genossener Freiheit und nie besessener Macht! —

Aber der junge Adler, der sonst wohl mit so kühnem Fittig wie nur Einer in diesen erfrischenden Lenzsturm nationaler Auferstehung sich mit emporgeschwungen hätte, der lag jetzt am Boden mit wunder Brust und lahmer Schwinge, und nur wie aus weiter Ferne vernahm sein Ohr des vermeintlichen Völkerfrühlings Brausen. Der Mann in unserm jungen Helden war völlig aufgegangen in dem Sohn und der Sohn hatte keinen anderen Gedanken als den einzigen: „Mein Vater ist todt!“

Mög' ihn Keiner darum mattherzig und weibisch schelten, was er sein Lebtag nicht gewesen. Die bittere Macht des Todes schlägt eben auch den muthigsten Mann zu Boden, wenn ihm das rechte *Herz für den Verstorbenen* im Busen geschlagen; und jene Söhne,

die in des Vaters offenes Grab sogleich ihren Kindesschmerz mit hinunterschaufeln lassen, das sind wahrhaftig die stärksten und edelsten Männer nicht.

Was war ihm aber auch Alles in dieses Grab mit hinabgesunken! — Komm, lieber Begleiter, wie schon früher einigemal, hör' auch jetzt ihn selber, wie er sein übervolles Herz seinem Freunde Theodor ausschüttet!

Das Blumenbeet auf Vater Starks Grabhügel, das im Frühling und Sommer die schönste Zierde des Friedhofes gewesen, hat schon der erste Reif getroffen und die Trauerweide, die über den Leichenstein ihre schlanken Zweige breitet, schwankt vergilbt im Herbstnebel. Nur Hermanns Wehmuth steht noch immer in vollster Blüthe. — Doch ich wollte ja seinen eigenen Brief dir erzählen lassen. So greife ich mitten hinein.

„. . . . . Ja, liebster Freund, wenn ich allein um den verlornen Vater trauerte, so wäre es wohl jetzt an der Zeit, daß sich aus dem nachweinenden Sohne wieder der starke Mann herausarbeite und getrockneten Auges ins Leben schaue, dem er angehört und dem er dienen soll mit all' seinem sittlichen Muth und all' seiner geistigen Kraft. Du hast ganz Recht, mir das mit solch' ernster Mahnung vorzuhalten. Aber auch ich muß immer wieder das Eine dir wiederholen: das ist es ja eben, daß sie in diesem Sarge nicht nur meinen fünfundsiebzigjährigen alten Vater, sondern auch die ganze, junge Stärke meiner inneren Befriedigung mit hinausgetragen haben. — Ich verlange von keinem Menschen der Welt, daß er dieses Seelenräthsel verstehe. Nur von dir allein; und auch dir allein sag' ich es. Denn vor den zwei andern Herzen meiner Mutter und meiner Frau, die es außer dir noch zu lösen vermöchten, verschließt mir meine Liebe den Mund. Mein Geständniß müßte sie nur kränken und bekümmern. Das kann und darf ich nicht. So bist denn du die einzige Seele auf Erden, mit der ich darüber reden kann. Hör' mich jetzt!

Theodor, du weißt, wenn ich mich einer Mannestugend mit gutem Gewissen rühmen kann, so ist es die Wahrhaftigkeit, das kostbarste Erbtheil meines seligen Vaters, dieses rührenden Muster-

bildes innerlicher Treue. Von Kind auf habe ich dir jede Falte meines Innern offengelegt, die dunklen so rückhaltslos, wie die lichten. Jeden innerlichen Streit, jedes freudlose Ungenügen, jedes stürmische Ringen, deinem treuen Herzen hab' ich Alles anvertraut und an ihm Verständniß, Mitgefühl und Erhebung gesucht, auch wenn ich vor allen andern Menschen geschwiegen. Und hatte das Leben meine heiße Sehnsucht nach Glück und Frieden vollauf gesättigt, du warst wieder der Erste, dem ich solch' heitere Botschaft entgegengejubelt. Und so durchströme auch heute kein einziger Blutstropfen mein ruheloses Herz, den du nicht sollst kennen lernen. Ach Theodor, laß es mich mit einem einzigen, furchtbar einfachen Worte dir sagen: mein Friede ist dahin! — Ja, nicht wahr, wer dieses dunkle, häßliche, gottlose Räthsel doch verstehen sollte? — Ich habe mir ein Weib errungen, gleich schön an Leib und Seele, gleich groß im Herzen wie im Geist — ein echt deutsches, tief weibliches Weib vom Scheitel bis zur Sohle; ein Weib, das mich liebt mit allen Kräften ihres Gemüthes, das in ihres Hauses Niederung mit freudigem Fleiß auch die kleinste Pflicht besorgt, und auf meines Geistes höchsten Pfaden mit ihrem Verständnisse mir muthig zur Seite geht. Ich habe noch eine Mutter am Leben, du kennst sie ja selber, ach, eine so gute, fromme, weise, starkmüthige Mutter, die immer nur ganz heimlich ihre Wittwenthränen weint, nur daß sie mit trockenem Auge mein eigenes Leid verklären kann. Ein wohlgeordnetes, gediegenes Hauswesen stillt alle meine leiblichen Wünsche. An den Augen sehen sie mir's ängstlich ab, mit was sie mich erfreuen können. Ich bin vor der Zeit mein eigener Herr geworden. Niemanden bin ich unterthan in meinem freien Beruf, als meinem eigenen Gewissen. Reichliches Auskommen lohnt meine Arbeit. Zu alledem bin ich ein geachteter Bürger meiner Vaterstadt; mein Name wird im ganzen Kreise mit Ehren genannt. Alles drängt sich um meinen juristischen Rath und beredten Beistand. Was will der Mensch noch mehr vom Leben verlangen? Wer darf noch mit seinem Schicksale rechten, dem es alle diese Güter beschieden hat? Wer wäre so gottlos undankbar, daß er für das Alles nicht auf den Knieen danken möchte im Himmel und auf Erden? Und trotz alledem — innere Wahrheit über Alles!

— Ich bin doch kein glücklicher Mensch! — Ach, Theodor, ist das nicht ein zum Verzweifeln trauriges Räthsel?

Die halbe Nacht liege ich oft schlaflos und grüble nach, wie war es doch nur früher? So lange mein Vater noch lebte, war ich doch ein so durch und durch befriedigter Mann. Was war das doch ein so reicher Vollklang von Menschenglück in meinem Haus und Herzen, daß ich auch nicht den leisesten Ton darin vermißte! — Und jetzt, welch' zerrissene Stimmung in all' meinen Gefühlen! Welch' quälende Unbefriedigtheit, die jeden Nerv in mir aufreizt! Und dieser ganze vorige Bau von Glück und Frieden, den ich so fest aufgerichtet wähnte, er sollte so losen Gefüges mit einemmale wieder naturnothwendig auseinandergefallen sein, blos weil diese eine altersmorsche Säule davon sich losgelöst?

Nein, liebster Theodor, so unaussprechlich lieb ich auch meinen Vater gehabt, mit so bitterem Schmerz ich ihm auch nachgeweint und mit so dankbarer Ehrfurcht ich sein Andenken auch segnen werde alle Tage meines Lebens, eine solche Lösung dieses Räthsels wäre dennoch krankhafte Unnatur. Denn stände das fest als ewiges Gesetz Gottes, daß in des todten Vaters Grab jedesmal auch des Sohnes junges Leben hinsinken müsse mit all' seinem Muth und all' seiner Kraft, wahrhaftig, schon nach des ersten Vaters Absterben wäre das Fortblühen der Menschheit erstarrt in winterlicher Trauer.

Nein, dieses Räthsel meiner unglücklichen Stimmung kann nur in gesunder Natur sein volles Verständniß finden. Und ich hab's gefunden. In schlaflosen Nachtstunden ist mir's aufgegangen wie ein grelles Licht. Aber was hab' ich davon? Ich fürchte mich, es meiner Frau und Mutter vor die Augen zu halten, und mich selber ängstigt sein blendender Glanz. Denn, daß ich endlich das lastende Geheimniß von meinem Herzen vor dir abschüttle: ich muß fort von hier! — Nicht wahr, wie auch du innerlich zusammenfährst bei diesem Worte! Erschreck' ich doch jetzt selber davor, da ich es zum erstenmale aus dem Verstecke meiner Gedanken so nackt vor deine Augen herausstelle! Aber einmal mußte es ja doch geschehen. Und daß ich *dennoch dableiben* muß, wer weiß noch in wie langer Gefangenschaft, *wie ein Prometheus* geistig angekettet an diesen einsamen Felsen der

ödesten Alltäglichkeit, während der Geier stummen Unmuthes meine innere Kraft zerfrißt, — siehe, liebster Freund, das ist dieses traurigen Räthsels einzig wahre Lösung. — Gottlob, es ist herausgesagt. Und nun weiß sie doch noch eine andere Seele außer der meinigen. O wie das wohlthut!

Ja, Theodor, da hast du wieder einmal deinen ganzen alten Hermann, wie er leibt und lebt. — So lang ich meinen Vater noch hatte, lag meine wahre Natur wie in seiner Liebe begraben. Jetzt, da dieser im Grabe liegt, ist jene wieder lebendig geworden. So lang ich die fromme Sorge pflegte, des Vaters Alter mit meines jungen Hauses Glück zu verschönen, und auch den flüchtigsten Schatten von seinem zarten Herzen fernzuhalten; so lang ich noch Tag für Tag meinen Kindesdank an ihn abzuzahlen hatte in der Freude meines Berufes, den er selber mir so großmüthig geopfert, so lange lag noch ein poetischer Schimmer versöhnend über Allem, was mich umgab; über der ganzen Stadt und ihren Menschen, über meiner Arbeit und meiner Befriedigung. Und der Mann in mir, er war ruhig, weil der Vater im Sohne glücklich gewesen.

Jetzt, mein liebster Theodor, ist mein Vater todt. Ueber seinem Grab ist jener poetische Duft zerronnen. Der trügende Schleier ist entzwei gerissen und in seiner ganzen häßlichen Nacktheit, in seiner ganzen geistigen Armuth sehe ich das niedrigste Alltagsleben sich um mich breitmachen.

Der dicke Qualm dieser Fabrikschlöte benimmt mir den freien Odem. Die dumpfige Luft dieser kleinen Gassen mit ihren noch kleineren Menschen, aber großen Düngerstätten, schnürt mir das Herz zusammen. Wohin mein Geist, nach Verständniß suchend, hinausschweifen will, stößt er an grobnervigen Philisterthums chinesische Mauer. Wirbelnde Maschinen verhöhnen meine Weltanschauung als haltlose Phantasterei und dociren mir die einzige Berechtigung des materialistischen Dogmas. Oder endlich fährt mir ein eitel gedrehter Bureaukratenzopf verletzend ins Auge, da es eben ausschauen wollte nach eines gebildeten Mannes geistesverwandtem Umgang. — O nirgends, nirgends nur eine leise gehobene Schwinge zu idealem *Aufflug! Nirgend ein Verständniß* von einem höheren Leben, das

nur einen Fuß hoch hinausreicht über die plumpe Sorge, die liebe Leiblichkeit zu mästen und zu pflegen. Wer hier mit ausgespreizten Beinen in eigener Equipage spazieren fährt, eines Taglöhners Verdienst in einer echten Havannacigarre in der Luft verqualmt, und jeden Mittag zu seinem Braten Champagner trinkt, der glaubt auf dem höchsten Gipfel menschlicher Entwicklung zu stehen und das idealste Lebensziel errungen zu haben. O wer borgt mir eine Diogeneslaterne, daß ich in diesem dicken materialistischen Dunst nach wirklichen Menschen suche. — Mit einem Worte, mein liebster Theodor, nur eine Selbsttäuschung aus kindlicher Pietät war es gewesen, in der ich mir vorgespiegelt, daß mein Lebensbaum auf dieser Sandwüste gedeihen und wachsen könne. Der kleine Haufen guten Erdreichs, das meinen Wurzeln noch karge Nahrung gegeben, mit dem haben sie meines Vaters Sarg verschüttet und nun liegen sie bloßgelegt auf unfruchtbarem Felsgerölle, daraus langsames Absterben naturnothwendig in meinen Wipfel steigt. — O ich bitte dich um Alles: halte mir nicht die wohlgemeinte Freundesmahnung vor, daß nicht der Boden der Außenwelt, daß nur des eigenen Hauses geweihter Grund meinem Lebensbaume die rechte Nahrung geben müsse und auch werde! Ich ahne voraus, daß du das mir sagen willst. Aber wie kein Anderer kennst du auch mein durch und durch eigenartiges Wesen, und weißt, daß es nicht nach allgemeiner Chablone gemessen werden darf, will man sich nicht im Urtheil über mich versündigen. Und darum — mag es auch für tausend Andere als weise Wahrheit gelten, daß der Mann im einzigen Boden seines Hauses und Berufes die stärksten Wurzeln schlagen solle und daß dieser Boden auch für die zu tiefst reichenden noch tiefgründig genug sei, um bis zum höchsten Wipfel den Strom kräftigen Lebens hinaufzuleiten — wohl! auch ich unterschreibe diesen Satz für jene tausend Andere. Aber für mich Einzigen ist diese Lebensweisheit dennoch unwahr und nicht auszunützen. Und darum beschwöre ich dich: glaube mir doch ja, was ich an allen Nerven zitternd dir jetzt niederschreibe: für mich reicht der Boden meines Hauses und Berufes einmal nicht *hin*. Der Baum meines Lebens muß auch noch in der mich *umgebenden Außenwelt* mit seinen stärksten Wurzeln sich versenken können.

Weit hinaus über die Einfriedigung meines Hauses muß ich meine Aeste breiten, im weitesten Umkreise müssen meine Blätter nur ganz gesunde Luft einsaugen, wenn ich in voller Kraft weiter treiben und nicht zum kränkelnden Krüppel werden soll.

So bin ich nun einmal. Welche Macht will mich aus mir herausdrängen oder ummodeln wie ein nachgiebiges Thongebild? Ich selber kann mich nicht anders machen, und will es auch nicht, weil ich dann aufhörte, gegen mich und Andere ein wahrhaftiger Mann zu sein.

O liebster Theodor! Ueberkömmt dich jetzt eine Ahnung von dem innern Widerstreit in mir, daß ich trotzalledem diesen quälenden Stachel vor meinen Allerliebsten daheim verbergen muß? Aber kann und darf ich anders? Darf ich den heiligen Wittwenschmerz meiner Mutter, den sie mit solch' stummer, großer Ergebung vor mir verbirgt, nur daß nicht ein leiser Schatten davon in das Licht meines Lebens falle, darf ich ihn durch die Klage meiner eigenen Unbefriedigtheit noch herber machen? Wäre das eine unkindliche Vergeltung! — Und meine liebste Frau, die ohnedem die geheime Angst nie völlig los werden kann, ob sie mir auch genügen und mich völlig beglücken möge — darf ich sie erst recht zum Verzagen bringen, wenn ich sie nun hineinschauen lasse in diesen Widerstreit meines Herzens?

Gott! Ich weiß ja: auf der ganzen Welt kann kein Sohn und Gatte noch zärtlicher geliebt werden, als ich. Und doch reicht das Alles nicht hin, um den Abgrund meiner Sehnsucht nach Menschenglück vollauf auszufüllen. O, jedes Opfer, heiße es wie es wolle, ich will es bringen; keines soll mich niederdrücken oder zaghaft machen. Nur fort von hier! Fort aus diesem engen Färbergaulgeleise, darin ein Tag dem anderen gleicht! Fort aus diesem faulenden Sumpfwasser, über dem schon lange wieder erschlaffende Windstille den bleiernen Fittig breitet, nur weil die erste Philisterangst überwunden, und die Fabrikspindeln wieder ihr altes Lied von sicheren Prozenten schnurren. — Mich aber verlangt nach hochgehenden Wogen, nach jeweiligen Sturmes kühnen Reizen, darin es des Mannes ganzer Kraft bedarf, sein Lebensschiff mit starker Faust überm Wasser zu halten.

Herrgott im Himmel! Die Menschen draußen machen Weltgeschichte! Die Sonne der alten deutschen Herrlichkeit steigt höher und immer höher. Und ich, ich sitze hier, ein schwächlicher Hamlet, und halt' im Mondschein thatenloser Schwärmerei Gespräche mit dem Geiste meines todten Vaters!

Und wenn ich mich auch einmal aufgerafft aus diesem Bann, wenn das erlösende Wort mir schon auf der Lippe schwebt: „Meine Mutter, mein Weib, ich muß fort von hier! Zu Menschen muß ich! Versteht mich recht! Folgt mir!" — so sinken diese Worte mir wieder verstummt in das tiefste Herz hinunter, um aufs Neue drinnen all' mein Glück zu erdrücken. Und auch an mir kleinem Menschen werden dann des großen Dichters Worte zur beschämenden Wahrheit:

> „So macht Gewissen Feige aus uns Allen.
> Der angebornen Farbe der Entschließung
> Wird des Gedankens Blässe angekränkelt.
> Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
> Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
> Verlieren so der Handlung Namen."

Ha, ha! Wie schauen diese gewaltigen Verse des riesigen Britten mich doch jetzt höhnend an! Sie haben aber auch Recht, o tausendmal Recht! Ich unbeachteter, namenloser Erdenwurm, ich, ein achtundzwanzigjähriger Advokat einer elenden Provinzstadt? Wohin will ich denn nur? In welcher Richtung will ich denn handeln? — Nichts als Phantasterei ohne Halt und Boden! Und — Unternehmungen voll Mark und Nachdruck! — 's ist ja wirklich zum Todtlachen! — Ja, wie ich noch ein Gassenbube, ein Gymnasiast, ein Student gewesen, da hab' ich Thaten verübt voll Mark und Nachdruck! Und jetzt, was unternehm' ich jetzt? O daß Gott erbarm'! — Der Arminius und Rothbart sind in dem Mann alberne Kindermärchen geworden! —

Doch komm, laß mich schlafen gehen, Theodor! Ich sehne mich danach, aus dieser freudlosen Wirklichkeit ins bunte Reich der Träume mich zu versenken. Wer weiß? Vielleicht überschleicht mich einer heute Nacht, der klüger als mein wachender Verstand mir einen Ausweg

zeigt „aus dieses Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt.“ — O wie wollt' ich dann morgen frühe diese mattherzige Hamletrolle mit markiger Faust in den hintersten Winkel meines Herzens werfen, um mir und der Welt zu beweisen, daß ich doch noch zu etwas mehr nütze bin, als Bauern, Krämern und Juden ihre Prozesse zu führen und mich alltäglich satt zu essen.

Gute Nacht für heute, mein theuerster Freund! Morgen früh vielleicht noch ein froheres Wort zum Geleit an dich für diese düsteren! Aber für heute noch

dein Hermann Hamlet.“

II.

Das Haus Goldhelm.

Es war aber doch nicht eines Traumes Zauber, der unsern Freund aus dem Banne dieser Hamletstimmung erlöste, sondern ganz natürliche Wirklichkeit. Ein eben so verwickelter wie wichtiger Grenzstreit, den die hiesige Aktiengesellschaft der Kammgarnspinnerei mit dem Besitzer der anliegenden Maschinenfabrik bereits durch zwei Instanzen unter Hermanns Anwaltschaft siegreich durchgefochten, und der nun auch vor dem höchsten Gerichtshofe zur Entscheidung kommen sollte, führte den jungen Anwalt einige Wochen nach dem vorigen Briefe, Anfangs November, in die herzogliche Landeshauptstadt. — Er hatte sie wohl schon einmal in seiner Universitätszeit auf flüchtigem Besuche durchwandert gehabt, aber an seinem beflügelten Studentengeiste waren, zumal in der damaligen lustigen Gesellschaft mehrerer Corpsbrüder, keine besonders tiefen Eindrücke haften geblieben. Und auch heute noch lebten einige glänzende Kaffeehäuser und behagliche Weinstuben in viel bestimmteren Umrissen in seiner Erinnerung fort, als die Menge hastig durchwanderter Säle der Gemäldegallerie und Antikensammlung, deren reiche Schätze bei solch' oberflächlicher Besichtigung ihn damals zu einem nur sehr wenig beschaulichen Kunstgenuß kommen ließen. Das geht nun eben so bei

den Studenten. Um so stärker sehnte sich Hermann gerade jetzt danach, dieses leichtfertige Versäumniß aufs gründlichste nachzuholen; und überhaupt gab er sich der so natürlichen Hoffnung hin, daß ein paar Tage, planmäßig und mit klarem Bewußtsein dem Studium der Kunst und des öffentlichen Lebens gewidmet, noch das allerkräftigste Mittel sein möchten, seinen gedrückten Geist wieder etwas aufzurichten, und ihn von dem Reichthum dort gewonnener höherer Eindrücke auch daheim noch längere Zeit zehren zu lassen. Diese Hoffnung bewog ihn denn auch, sein Verbleiben in der Herzogsstadt über die Zeit der Gerichtsverhandlung auszudehnen. Und Mutter Rosalie konnte im Vereine mit Helene ihn nicht herzlich genug bitten, lieber gleich eine ganze Woche zu bleiben, und sich diese heitere Erholung von der Last seiner Geschäfte doch ja nicht ohne Noth abzukürzen. Mein Gott, so ängstlich er auch seine gedrückte Stimmung vor ihnen Beiden verbarg, das Auge der Mutter und des Weibes bemerkte sie doch. Aber sie fürchteten sich, mit ihm davon zu reden. Selbst unter sich schwiegen sie, weil keine der beiden Frauen zu helfen wußte und ihrer Beider Herz sprach sich nicht anders darüber aus, als jedes für sich in einsam geweinten, stummen Thränen. Solche Selbstgespräche thun doppelt weh. —

Die Abreise war nun bereits auf den nächsten Montag festgesetzt, da einen Tag darauf der Prozeß verhandelt werden sollte. Und am Sonnabend saßen die Drei zur Nachtzeit in der Erkerstube beisammen bei einem gar seltenen, vornehmen Gaste, zu dessen Ehren Helene in ihrem kostbaren Silbergeschirr und mit selbstgebackenem feinem Zuckerwerk als ganz besonders sorgsame Wirthin den Thee kredenzte.

Das war der Hofbankier Baron Isidor von Goldhelm. — Als Präsident des Verwaltungsrathes jener großartigen Spinnerei, deren Aktienkapital nahezu zwei Millionen betrug, hatte dieser schon seit einem halben Jahre mit Hermann mehrere juristische Besprechungen gepflogen. Und so sehr er auch sonst die seinem Stande anhaftende Lebensanschauung theilte, den Werth jedes Menschen zunächst nur nach dem Maßstabe seines Vermögens abzuschätzen, so hatte ihm doch das andere Kapital von Wissen und Scharfsinn in Hermanns Geiste sehr bald einen gewaltigen Respect abgerungen. Die schöne

Mischung von liebenswürdiger Dienstwilligkeit und selbstbewußtem Stolze, mit der dieser bürgerliche Provinzsohn dem großstädtischen Geldaristokraten stets begegnete, ließen den Hofbankier immer mehr den Advokaten aufrichtig lieb gewinnen. Und endlich der tiefe Schmerz um den verstorbenen Vater, in den der Baron schon zuvor und auch heute noch diesen Sohn versunken fand, und der so innig mit der vieltausendjährigen Familienpietät jenes Volkes harmonirte, dessen Blut den erst zwölf Jahre getauften und zugleich baronisirten Hofbankier durchströmte, dieser schöne, kindliche Zug in Hermanns Leben hatte ihm erst recht bewußt das Herz dieses reichen Mannes sympathisch gemacht. Denn, wie schon in dessen äußerer Erscheinung die orientalische Abstammung vielmehr den interessanten Typus einer südlichen Ausländerphysiognomie aufprägte, als daß sie unser gewohntes Schönheitsgefühl irgendwie abgestoßen hätte, so fühlte man auch aus seinem ganzen Benehmen das Gepräge einer höheren Gesinnung heraus, als sonst wohl bei Menschen dieses Schlages vermuthet wird. Und im Anschauen von Hermanns Trauer war in dem jetzigen Baron Goldhelm mehr denn einmal der Schmerz um den eigenen Vater erwacht, den einst armen Juden Moses Mendel, der dann aus einem palastartigen Gebäude der Hauptstadt als Millionär, aber als noch strenggläubiger Hebräer gestorben, auf den Judenkirchhof hinausgetragen worden.

So lag auch nichts Befremdendes in der Einladung, die der Hofbankier an diesem Abend an den Doctor Stark mit unverkennbarer Herzlichkeit ergehen ließ, bei der demnächstigen Verhandlung, und so lange es ihm beliebe, als verehrter Gast in seinem eigenen Hause zu wohnen. Hermann versuchte zwar, mit höflichen Einwänden sich dieser für ihn lästigen Einladung dankend zu entziehen. Zuletzt ward er aber durch die Bitten seines reichen Clienten an jene feine Linie hinangedrängt, die höfliches Ablehnen von kränkender Beleidigung scheidet. Und so mußte er wohl oder übel die Gastfreundschaft dieses modernen Crösus sich gefallen lassen.

Bevor wir ihn in jenem ganz anderen Hause wiederfinden, laß mich, lieber Begleiter, dich zuvor selber dort einführen! ...

* * *

Das Haus Goldhelm stellte den reinsten Typus moderner Geldaristokratie dar. Und der Volksforscher, der feinere psychologische Studien darüber anstellen wollte, durfte sich nur einige Tage dort zu Gaste laden, und er war sicher, mit voller Mappe echtesten Materials von dieser frischen Emporkömmlingshöhe wieder in die uralten Schichten des Volkes herabzusteigen. Aber mindestens eben so interessant wäre ihm auf diesem Boden die kulturgeschichtliche Erscheinung entgegengetreten, wie uralter Adel sich mit neugeschaffenem naturgemäß verschmolz, und so das ewige Gesetz des Absterbens und Verjüngens auch in diesem Walde der Stammbäume vollzogen ward.

Es ist nun zwar nicht zu läugnen, daß der Vollblutadel dieser deutschen Fürstenstadt, wie so mancher anderen, mit ängstlicher Kritik darüber wachte, daß kein unebenbürtiges Element sich in „die Gesellschaft" einschleiche, wie man sich in diesen ausschließlich adeligen Kreisen gegenseitig benannte. Mit dieser anspruchsvollen Bezeichnung „Gesellschaft" war aber auch nicht das mindeste Bewußtsein irgendwelcher Beleidigung verbunden, als wollte man allen nichtadeligen Menschenkindern die Fähigkeit oder Berechtigung abstreiten, auch in ihren Kreisen eine gleich anständige „Gesellschaft" zu bilden. Solche sinnlose Consequenzen lagen gewiß auch dem stolzesten Stockaristokraten himmelweit fern. Und der Begriff „Gesellschaft" hatte am Ende keine andere Bedeutung, als eine traditionelle, harm- und geistlose Redensart, mit der die Gesammtheit des Adels wie der Einzelne groß geworden und die auch der freisinnigste Edelmann lange Jahre im Munde führt, ohne auch nur ein einzigesmal über deren berechtigten oder verletzenden Inhalt sich klare Rechenschaft zu geben.

Trotz alledem war jedem Nichtadeligen wenigstens in dieser „Gesellschaft" der Eintritt gewöhnlich verwehrt, oder mindestens wären genug Auserwählte dagewesen, um solchen schildlosen, berufenen Gast in ihrem Innern erstaunt zu fragen, gleich jenem Könige beim Gastmahle den Menschen ohne hochzeitliches Kleid: „Freund, wie bist du da hereingekommen?"

Andererseits aber war der althistorische Adel dieser Stadt in *seiner Weltanschauung* doch auch wieder hochherzig genug, um die

Geschlechtsregister seiner Standesgenossen nicht mit allzugroßer heraldischer Pedanterie zu prüfen, bevor er deren Inhaber in die „Gesellschaft“ als ebenbürtige Mitglieder aufnahm. Und so kurz auch erst der Stammbaum des Goldhelmschen Adels mehr wie eine zweiglose grüne Ruthe im deutschen Ahnenhaine stand, so ward er doch selbst von manch’ mächtig verästetem, aber oft schon überständigen Eichenriesen als so standesmäßig respectirt, um in seiner Gesellschaft mit vollem Ahnenbewußtsein vom Ruhme der Vergangenheit rauschen zu können. Wenigstens — diese kleine, unschuldige Beschränkung muß ich freilich wahrheitsliebend einschalten — wenigstens, wenn es sich darum handelte, im Goldhelmschen Hause eine glänzende Soiree zu besuchen oder bei einem lukullischen Festmahl ihm die Ehre seiner Feinschmeckerei angedeihen zu lassen. — Daß es dann hier wie überall geschäftige Lästerzungen gab, die den boshaften Witz machten: das Alter der feinen Kabinetsweine und die Echtheit des Champagners wie der Straßburger Gänseleberpasteten, der Werth der Seefische und Algierer Gemüse und sonstiger ausländischer Leckereien wiege in solch’ feierlichen Stunden vollständig die Jugend und den fraglichen Werth des Goldhelmschen Adels auf, während man nach gestilltem Appetit doch hinterher die Nase darüber rümpfe und sich lustig mache — daß Neid und Bosheit solche Verdächtigungen ausstreuten, hat für den gewiegten Welt- und Menschenkenner nichts Befremdendes.

Dabei ist aber noch der weitere Umstand wohl zu erwägen: auch der Vater der Baronin Melanie hatte sich von einem unternehmungskühnen Güterhändler zu einem heraldisch ganz korrekt bestallten Freiherrn aufgeschwungen und Namen und Wappen sogar von einem bis in die Kreuzzüge hinanreichenden, ausgestorbenen Geschlecht um freilich ziemlich hohen antiquarischen Kaufpreis erobert. Dazu kommt noch die interessante Thatsache, daß der jetzige Baron Reiffenberg die zerfallene Stammburg seiner dahingegangenen Quasiahnen wieder im reinsten, mittelalterlichen Styl um ebenfalls sehr schweres Geld restaurirt, und daß seinen unermüdlichen Nachforschungen endlich das Kunststück gelungen, in einer banalen Trödlerbude ein Dutzend *zweifellos echter* Porträts derer von Reiffenberg aufzustöbern, als

deren historische Fortsetzung er dann sein eigenes freiherrliches Bildniß im Rittersaal aufhängen ließ. — Und so frage ich jetzt: wirft man alle diese heraldischen Momente jüngsten Datums mit dem Umgange zusammen, dessen der althistorische Adel dieses Haus modernster Aristokratie gewürdigt, was that ersterer anders, als selbstsucht- und vorurtheilslos das ewige Gesetz vollstrecken helfen, das der Völker und Stände Antlitz fort und fort verwandelt und das Abgestorbene stets mit neuem Leben verjüngt? — Nicht wahr, wie ich schon vorhin sagte, welch' interessante Erscheinung für jeden Culturhistoriker, aber auch wie hocherfreulich für jeden Freund freier, menschenwürdiger Entwicklung!

Nun sagte freilich die böse Welt noch weiter: die etwas sehr stolze Baronin Melanie sei erst dann zu bewegen gewesen, dem getauften Baron Isidor Hand und Herz zu schenken, nachdem ihr freiherrlicher Vater nahe daran gewesen, aus der schwindelnden Höhe seiner Speculationen in einen niedrigen Schuldthurm herunterzufallen, um seine Ahnenträume darin ausschlafen zu müssen; und daß nur die Goldhelmschen Millionen seine altehrwürdige Stammburg vor abermaligem Auseinanderfallen schützen konnten. Aber, mag nun Einer so boshaft sein, das zu glauben, oder so gutmüthig, an Melanies uneigennütziger Liebe nicht zu zweifeln, so viel war einmal gewiß: als nunmehrige Baronin Goldhelm verstand sie die Honneurs ihres Hauses mit solch' adeligem Hochgefühle zu machen, und sie hatte überhaupt in der aristokratischen Pension, der sie ihre Erziehung verdankte, so durch und durch adeligen Dehors erlernt, daß sie von der ahnenreichsten Grafentochter auch mit dem schärfsten gesellschaftlichen Mikroskop nicht mehr zu unterscheiden gewesen wäre.

So war also das freiherrliche Haus Goldhelm zu dieser Zeit einer der besuchtesten Sammelplätze der Gesellschaft. Und das war auch gar nicht zum Verwundern. Denn ganz abgesehen von den niedrigen, leiblichen agréments, deren Anziehungskraft ohne Zweifel bei allen Gästen völlig im Hintergrunde stand, so wenig schon aus Höflichkeit sie derselben sich entziehen konnten, so wußte Baronin Melanie ihre Salons mit solcher Abwechselung der auserlesensten hautgoûts spirituels zu würzen, daß diese schon allein mehr als

genügten, um solche Gastfreundschaft in ihrem vollen Werth und Nutzen schätzen zu lernen.

Wenn ich nun schon unsere gute, bürgerlich einfache Mutter Rosalie Stark eine gebildete deutsche Frau nannte und von deren Schwiegertochter Helene sagte, daß sie mit Geist und Herzen zum höchsten Ideal gebildeter Weiblichkeit glücklich hinanstrebte, so bin ich jetzt wirklich in Verlegenheit, in welch' noch höheren Kreis ich die Bildung der Baronin von Goldhelm versetzen soll. Und das wird doch wohl nothwendig sein. Denn soviel war einmal zweifellos: der Gesammtinhalt geistiger Fähigkeiten und Kenntnisse war bei der Dame dieser glänzenden Salons ein noch beträchtlich größerer, als bei der jungen Frau des schlichten Erkerhauses.

Spielte sie doch — um mich mit Baronin Melanie von nun an ebenfalls nurmehr salonmäßig auszudrücken — mindestens eben so süperb Klavier wie Helene! Aber neben Französisch und Englisch sprach sie auch noch außerdem mit magnifiquem Accent Italienisch. Ihre Literaturkenntniß, die bei Helene kaum über Deutsche und Engländer hinausreichte, verlor sich bei ihr bis zu den antiken Griechen und Römern, wenn auch gerade nicht mit demselben grandiosen Verständniß, mit der sie die neuere französische Comödie cultivirte und sich in der Luft eines Eugen Sue, Alexander Dumas und der Georges Sand wie in einem chez soi fühlte. Daneben malte sie ganz deliciös, und außerdem war sie eine höchst passionirte Kennerin der bildenden Künste, besonders pikanter Genremalerei. Zu alledem hatte sie eine ganz graziöse Tournüre, und ihre Allüren waren voll der exquisitesten charmes. In der Eleganz ihrer Toilette war allezeit ein gewisses ästhetisches Raffinement zu verspüren; ja sogar ihr ganzes faible für die schönen Künste verrieth sich darin. Und eine Conversation wußte sie zu führen in der ganzen Tonleiter vom Amüsanten bis zum Süblimen, je nachdem sie diesen oder jenen penchant verspürte, wenn sie anders nicht ein ennuyantes Visavis fatiguirte, wenn sie nicht von ihren Domestiken ägrirt, oder von ihrer Migräne decontenancirt, nicht de bonne humeur war. Vergesse ich zuguterletzt nicht einmal den stets amüsanten, manchmal *sogar moquanten Witz nicht*, der aus diesem immensen Fonds von

esprit und savoir vivre oft wie eine brillante Rakete dies charmante ensemble illustrirte, so weiß ich, wenn ich unser ganzes deutsches Sprachgebiet nach dem rechten Ausdrucke für die Bildung der Baronin Melanie durchschweife, kein anderes Wort, das Alles sagt, was es sagen soll, als das eine, unergründlich tiefe, allumfassende „comme il faut.“

Das Allereinzige, was vielleicht ein germanischer Pedant an diesem Nonplusultra deutscher Bildung hätte aussetzen mögen, das war — mein Gott — eine wahre Bagatelle, gar nicht der Rede werth, — nun ja, das war der Baronin Behandlung ihrer eigenen Muttersprache. Besonders einer jener unausstehlichen Puristen, oder vielmehr Sprachreiniger, machte gar so viel Aufhebens davon, daß sie jedes zehnte ehrliche deutsche Wort eben so unbarmherzig wie unverzeihlich verwelschte, und außerdem unter deutsche Sätze ohne alle Noth einen französischen ganz oder halb hineinwarf. Ebenso erkühnte sich dieser überdeutsche Muttersprachnarr zu behaupten, daß die schönen Lippen der Baronin sich bei deutscher Unterhaltung in lange nicht so feinen, reizenden Linien bewegten, wie wenn sie z. B. französische Conversation machte. Nun ja freilich! Das war doch ganz natürlich. Welcher Mund der Welt kann sich denn auch bei diesem rohen, ungeschlachten, unmelodischen Deutsch so zierlich bewegen, wie wenn des Französischen reizendes Getändel oder italienische Sprachmusik ihm entquillt? Das fühlte auch Niemand schmerzlicher als die Baronin selber. Und eben auch nur deshalb suchte ihr feines ästhetisches Gefühl durch möglichst reiches Einstreuen französischer Grazie dieses harte, plumpe Deutsch spiritueller und elastischer zu machen, so daß unsere liebe Muttersprache in der Baronin Mund sich eigentlich nicht im mindesten zu beklagen, aber sehr höflich zu bedanken hatte. Doch freilich, was verstehen von solchen graziösen Verfeinerungen unsere knorrigen Eichklötze von deutschen Schulmeistern?

So freudig und laut ich aber auch schon bisher das Lob der Baronin Melanie verkündet, den besten Theil davon habe ich ihr *doch noch* vorenthalten. — Und so muß ich wahrheitsliebend ihr noch *ganz besonders* nachrühmen: ihre hohen Geistesgaben, ihr reicher

Schatz von Wissen, ihre feinen Umgangsformen, ihre hohe Geburt, ihr unermeßlicher Reichthum, das Alles wurde doch noch aufs hochherzigste durch die Begeisterung geadelt und verklärt, mit der sie, die engen Schranken aristokratischer Coterie kühn durchbrechend, die gesammte Kunst und Wissenschaft, und deren geniale Vertreter in ihrem großen Herzen umfaßte. — Nicht der Adelsbrief war es einzig und allein, der ihre Salons erschloß. Nein, so mittelalterlich engherzig war ihre Gastfreundschaft nicht. Jenes andere Diplom, das die ganze Menschheit dem gottgeweihten Genius ausfertigt, das machte ihr den bürgerlichen Gast gerade mindestens so willkommen; und ihren höchsten Adelsstolz suchte sie darin, mit möglichst hohem und zahlreichem Geistesadel ihre Salons zu illustriren. Ob ein solcher Gast auch sogar den urplebejischen Namen „Meyer" oder „Müller" trüge, er umklang ihr Ohr und Herz dennoch mit sympathischerer Poesie als die uralte Ritterromantik der Drachenfels und Löwenthal, der Greifenklau und Katzenellenbogen.

Nur eine einzige Bedingung war für die mäcenatische Gunst der Baronin Goldhelm unerläßlich und das war die: der betreffende Künstler oder Gelehrte mußte, wenn auch gerade keine welt-, aber doch mindestens eine zweifellos stadtkundige Berühmtheit sein. Das war auch ganz gewiß in der Ordnung. Denn so gut eine Kerze, die beleuchten soll, auch wirklich brennen muß, eben so nothwendig mußte doch der Mann, mit dem die Baronin ihre Salons illustriren wollte, auch in Wahrheit eine illüstre Celebrität sein. Darin lag doch wohl nur eine sehr einfache Logik. Aber lange nicht so einfach war die consequente Ausführung dieses Satzes. Ja, wie oft hatte schon die bloße Fixirung des Begriffs „Celebrität" ihre eigenthümlichen feinen Schwierigkeiten! Aengstliche Vorsicht vor Uebereilung war die nothwendigste Vorbedingung.

Denn wie erging ihr's z. B. einmal mit einem jungen Tragiker! Dessen Erstlingsstück hatte bei der ersten Darstellung unerhörtes Furore gemacht. Sogleich am andern Morgen ließ die Baronin pflichtgemäß nach dieser allerneuesten Celebrität fahnden. Schon am selben Abend führte sie ihn dann nicht nur hochbegeistert in ihre Salons ein, sondern setzte ihm sogar eigenhändig unter einer groß-

artigen Anrede einen Lorbeerkranz auf, daß diesem vor tödtlicher Verlegenheit der Angstschweiß über die bekränzte Stirne troff. Aber wie höchst fatal! die beißendsten Kritiken hinkten des andern Tags in allen Journalen hintendrein. Der ganze, blutjunge Nimbus des von ihr so hochgefeierten Tragikers zerrann in der Stadt, wie der Herbstnebel vor der siegenden Sonne. Sie selber ward in ihrem Kunsturtheil von ängstlicher Unsicherheit beschlichen, und begann sich im Stillen mehr und mehr der edlen Thränen zu schämen, die sie mit so auffallend vorgehaltenem Taschentuch in ihrer Loge doch erst dann zu weinen vorgegeben hatte, nachdem das Eis der Zurückhaltung bereits allgemein durchbrochen war, und alle Hände mit Beifallsklatschen nur nachließen, um dann und wann über die Augen zu fahren.

Als dann der arme Tragiker in der eigenen tragischen Stimmung über seinen so meuchlings wieder hingemordeten Dichterruhm am andern Abend zu seiner hochherzigen Beschützerin eilte, um sich von ihr nun auch den andern Kranz erfrischenden Trostes um die fieberhafte Stirne winden zu lassen, da war sie — ausgefahren. So sagte wenigstens der Portier am großen Säulenportal. Als er schüchtern des andern Morgens seine Aufwartung wieder versuchte, da hatte sie Migräne. So sagte wenigstens der Kammerdiener. Und als er am dritten Tage zur Mittagszeit mit bereits völlig verzagtem Herzen die Marmortreppe hinanstieg, und er noch gerade ihr schwarzseidenes Schleppkleid durch den Corridor schleifen sah, da hatte sie noch nicht Toilette gemacht. So sagte wenigstens die Jungfer. Und sie maß ihn dabei mit so schnippischem Gesichte von oben bis unten; der Kammerdiener, der eben heraustrat, drehte ihm augenblicklich so hohnlächelnd den Rücken; und der pelzvermummte Portier am Portale mit seinem Tambourmajorstock und dem betreßten Dreispitz über dem feisten Mopskopfe glotzte ihm mit solch' gravitätischer Geringschätzung ins verlegene Gesicht, daß es dem Tragiker auf einmal wie Schuppen von den Augen fiel und er nicht wußte, sollte er jetzt heimgehen, voll heiliger Entrüstung eine neue Tragödie zu *schreiben* mit dem Titel: „Die Kunst und ihr Mäcen, Wahrheit *und Lüge*" — oder lieber ein mit allem Salz und Pfeffer beißender

Satyre gewürztes Lustspiel: „Der Lorbeerkranz im Salon und die Kritik in der Zeitung."

* * *

Der Hofbankier Baron Isidor von Goldhelm fuhr eben in elegantem Glaswagen über den großen Schloßplatz, an dessen Ende sein Palais mit jonischer Säulenfront in fürstlicher Pracht sich breit machte. Er kehrte von seiner Geschäftsreise aus Hermanns Vaterstadt um einen Tag früher heim, als er anfangs vorhatte. Sein erster Procuraführer war zuerst telegraphisch davon unterrichtet. Das verlangte allezeit das Geschäft. Aber auch der Baronin hatte er dießmal auf dem elektrischen Drathe „tausend herzliche Küsse" mit der Nachricht seiner früheren Ankunft vorausgeschickt. Das war schon seit den Flitterwochen nimmer geschehen. Aber diesmal verlangte das sein Herz.

Ein Haus voll glänzenden Reichthums und üppigen Lebens, aber voll Armuth an Liebesglück zu betrachten, das erweckt auch im Herzen des Aermsten, der unter seinem niedrigen Dach ein zufriedenes Familienleben beherbergt, nicht den mindesten Neid. Er bedauert vielmehr solchen armen Reichen, und preist sich selber glücklich, daß er solch' ein reicher Armer ist. Aber der mit äußeren Glücksgütern überhäufte Mann wird auch dem Aermsten neidisch, wenn er in dessen Herzen jenes innere Glück gewahrt, an dem sein eigenes darbt; und es wird traurig, wenn es in fremdem Haus einmal flüchtig gestreift wird vom Sonnenscheine beglückender Liebe, der vom Himmel seines eigenen Daheim niemals auf ihn niederstrahlt.

Daß doch der Millionär Goldhelm auf seiner ganzen diesmaligen Heimfahrt mit solchen Gedanken sich abquälte! Denn mit welch' tiefer Wehmuth mußte er immer wieder an das einfache Erkerhaus zurückdenken, dessen Liebessonnenschein selbst mitten aus den Trauerwolken sein erfrorenes Herz auf ein paar Stunden aufthauen gemacht! Wie fürchtete er sich diesmal vor der Heimkehr in die kalte Oede seines prunkenden Palastes! Die vollen zwölf Jahre seiner Ehe ließ er an seiner Seele vorübergleiten. Und so kaufmännisch er auch zu rechnen verstand, er brachte für diese lange Zeit nicht die

Summe von Liebesglück heraus, die er in den paar Stunden an Hermann und Helene mit heimlichem Neide zusammengezählt, da er mit ihnen seinen letzten Abend in der traulichen Erkerstube verplaudert hatte. — Ob wohl in dem ganzen Eisenbahnzug ein mit Bewußtsein ärmerer Mann gesessen, als dieser allerreichste Passagier?

Aber es sollte von nun an anders werden. Nicht nur heimlich beneiden wollte er das Erkerhaus um seinen Liebessonnenschein, nein, auch einen Strahl davon wollte er jetzt heimbringen in seinem eigenen Herzen, und ihn hineinleuchten lassen in seines eigenen Weibes frostige Seele. Das ganze Heimweh von Familienglück war auf dieser einsamen Fahrt plötzlich über sein verarmtes Herz gekommen, mit der Macht all' der Jahrhunderte, in denen einträchtige Liebe der Familie das einst auserwählte Volk Gottes seit den Tagen seiner Zerstreuung begleitet, als treueste Gefährtin durch alle Länder und Meere.

In einem solchen überwältigenden Augenblicke hatte es ihn mitten auf seiner Fahrt herausgetrieben, mit Blitzeseile jene „tausend herzlichen Küsse" an Weib und Kinder vorauszuschicken.

Wie er jetzt über den weiten Schloßplatz fuhr und an dessen Ende seinen Palast sah, hätte er innerlich frieren mögen über die Kälte, mit der dieser ihn anstarrte. Aber dort am großen Balkonfenster, dort stand sie ja schon. O gewiß nur, weil auch sie ihn dießmal freudig erwartete! Seine tausend herzlichen Küsse waren nicht vergebens als Boten seines Herzens ihm vorangeflogen. Aber auch er will nun ganz anders sein Haus betreten. Nicht wie sonst bei der Heimkehr erst ins Comptoir, um nach den gemachten Geschäften sich zu erkundigen! Nein, nicht dem Buchhalter, nur Weib und Kindern gelte heute sein erster Gang, sein erster Gruß. Sie zu umarmen, sei heute sein erstes, allerwichtigstes Geschäft. Das verloren gewesene und wiedergefundene Kapital seiner Liebe im Herzen seiner Frau jetzt zu den höchsten Zinsen anzulegen, das sei heute seine glücklichste Spekulation.

Und der Portier hatte pflichtgemäß die kunstvoll geschnitzten Thorflügel aufgerissen und salutirte mit ausgestrecktem, silberbeschlagenem Stock. Der Jäger mit dem grünbefederten Hut sprang pflichtgemäß vom Bock an den Wagenschlag. Der Kammerdiener stand

pflichtgemäß an der Treppe und nahm den Reisemantel in Empfang. Der Procuraführer und die Buchhalter traten in pflichtgemäßer Begrüßung ihres Principals aus dem ebenerdigen Comptoir. — Aber wie kalt ließ ihn heut all' dieses herzlose Ceremoniel! Wäre er jetzt zu Fuße heimgekehrt, und Frau und Kinder hätten ihn an der Schwelle eines niedrigen Hauses herzlich begrüßt, wie hätte solcher Empfang ihm hundertmal wohler gethan, als solch' bezahlter Dienergruß in seinem hohen Palaste!

Aber droben, da wird ja auch seine Familie ihm freudig entgegeneilen, wie ihr seine Botschaft mit den tausend herzlichen Küssen! — und er stieg hinauf, der Kammerdiener folgte. Aber auch im Corridor blieb's still und leer. Keine einzige liebe Hand streckte sich nach ihm aus. Die Jungfer allein trat aus dem Zimmer seiner Frau und machte pflichtgemäß ihren Knix. Wie das ihm das Herz zusammenschnürte! Kaum daß er die Frage an sie herausbrachte: „Ist meine Frau zu Hause?“ — „Ja wohl, gnädiger Herr!“ — „Und hat sie nicht heute Mittag ein Telegramm von mir erhalten?“ — „Ganz recht, gnädiger Herr!“ — „So hat sie am Ende Migräne?“ — „Nein, gnädiger Herr, Frau Baronin befinden sich ganz wohl!“ — „Und wo sind meine Kinder?“ — „Die sind mit der Gouvernante in den Schloßgarten spazieren gefahren!“

„So, so! Hm, hm!“ Das war Alles, was er noch zu denken und zu seufzen vermochte. Dann fuhr er über die zusammengezogene Stirn und lachte bitter vor sich hin: „Aber was wollte ich doch nur hier oben? — Ja so, ich muß ja doch erst hinunter ins Comptoir!“

Und der Kammerdiener lachte heimlich der Jungfer zu, aber ihr Herr hätte bitterlich weinen mögen. Er stieg wieder die Treppe hinab. Es war nur gut, daß das mit rothem Sammt überzogene Geländer seinen wankenden Schritt unterstützte. — Sein erster Prokuraführer erstattete ihm pflichtgemäßen Bericht über die unterdessen gemachten Geschäfte. — Alles, Alles pflichtgemäß in Ordnung, wofür er bezahlte! Nur die unbezahlbare, heilige Pflicht von Weib und Kindern blieb pflichtvergessen an ihm unerfüllt. Armer reicher Mann! . . . .

Unterdessen lag Baronin Melanie auf der Chaiselongue in ihrem

Boudoir ausgestreckt, während ein junger Genremaler sein neuestes im Kunstverein allgemein bewundertes Meisterwerk — ein Affenpinscher, der auf eine Fliege lauert — ihr gegenüber aufhing und unter einer Fluth von Lobsprüchen nebst einer Geldrolle von hundert Dukaten sich als hoch beglückter Mann empfahl. Sie hatte voll Ungeduld auf sein Kommen geharrt, und darum am Balkonfenster nach ihm ausgespäht, als des Barons Wagen über den Schloßplatz rollte, bei dessen Anblick ihr Auge völlig gleichgiltig geblieben, ihr Frauenherz um keinen Schlag reicher geworden war. Daß ihr Herr Gemahl ihr diesmal seine Ankunft telegraphirte, und gar mit jenen tausend herzlichen Küssen, das hatte sie einfach für eine Grille gehalten. Und ihm deßhalb nun mit offenen Armen auf der Treppe entgegenzufliegen, welch' sentimentale Comödie wäre das gewesen, wie so ganz gegen allen guten Ton der Gesellschaft! Zudem hätte sie ihn ja doch erst im Comptoir aufsuchen müssen. Also wozu sich unnöthig echauffiren? Sie wird ihn noch immer früh genug zu sehen bekommen. Darum blieb sie auch in höchster Gemüthsruhe liegen und schwelgte mit solch' enthusiastischer Kennermiene in dem geistreichen Motiv ihres neuen Bildes, daß sie hätte stundenlang vor dem Affenpinscher so daliegen, und ihre Phantasie mit dem pikanten Gedanken kitzeln mögen, ob er die Fliege wirklich noch erschnappen oder sie ihm glücklich an der schnurbärtigen Schnauze vorüberschwirren werde.

Das ist ja gerade der tiefste Reiz wahrer Kunst, zu idealem Denken und Empfinden den Geist anzuregen und ihn wieder in süßes Träumen einzuwiegen. Was wußte sie von den andern elegischen Bettlerträumen im Herzen ihres glückarmen Mannes? Und wenn auch, wie hätte sie so schnell daran glauben und sie verstehen sollen? Will doch der Ehe Glück und Liebesverständniß gar lang und treulich gepflegt sein bei Tag und Nacht! Und kein Baum, der im frostigen Winterschatten gestanden, vermag schon bei des Frühlings ersten Sonnenblicken wieder in voller Blüthe zu prangen.

Es dämmerte bereits. Der Affenpinscher sammt der Fliege verschwamm allmälig vor seiner kunstsinnigen Beschauerin. Da trat die Gestalt des Gemahls in das Zwielicht ihres Boudoirs und träu-

menden Herzens. Welch' unsympathische Störung gerade in diesem schönen Momente! Sie blieb auch regungslos auf ihrer Chaiselongue ausgestreckt und that, als ob sie ihn gar nicht bemerkte. Aber ihm selber entging das nicht. Unmuthig biß er auf die Lippen und sein ganzer Willkommgruß war jetzt ein apathisches „bon soir, Melanie!" — „Bon soir, Isidor!" gab sie gelangweilt zurück. Keine Locke, keine Fingerspitze rührte sich dabei. Von den tausend herzlichen Küssen in dem Telegramm verlor sich nicht ein einziger auf Mund oder Stirne.

„Du bist ja früher zurückgekommen, als du, glaub' ich, vorhattest! Nicht?" — leitete die Baronin gähnend das Gespräch ein.

„Lassen wir das jetzt!" gab ihr der Bankier mit kalter Gemessenheit zurück. „Ich wollte dir jetzt nur sagen: du wirst morgen einen lieben Gast bekommen! Ich wünsche und hoffe, daß du ihn freundlich bewirthen wirst."

„Einen lieben Gast? So? Wer denn?" fragte sie erregt, und die Neugierde hatte sie im Nu aus ihrer nachlässigen Stellung etwas aufgerichtet.

„Nun, er ist dir zwar unbekannt," warf er gleichgiltig hin, „aber ich verehre ihn sehr hoch. Es ist der Anwalt unserer Spinnerei, und Doctor Hermann Stark ist sein Name."

„Was sagst du da? Anwalt? Doctor? Und Gast in meinem Hause? Quelle idée! Un avocat chez moi?" Mit dieser staunenden Frage hatte sie sich vollends aufgerichtet. „Ist mein Palais denn mit einemmal ein gemeines Hotel geworden? Den werde ich nicht freundlich bewirthen. Non, jamais!"

Jetzt war auch ihre weiße Alabasterhand wie aus einem Traum erwacht und sie strich heftig die Locken aus der Stirne.

Der Bankier blieb eiskalt, so heißer Brand ihn auch durchtobte, und seine Stimme ward von beißendem Spotte geschärft:

„So? Meinst du? Aber mein liebes Kind, du hast doch in die Celebritätensammlung deiner Salons schon ein paar Doctoren aufgenommen. Warum jetzt auf einmal so wählerisch werden? Darin liegt doch keine rechte Consequenz. Meinst du nicht auch, mein liebes Herz?"

„Mit dieser faden Witzelei!“ trumpfte sie ihn hocherhobenen Hauptes ab. „Ich sehe in meinen Salons, wer mir beliebt. Aber alle sind beaux esprits oder hommes de science. Doch einen Advokaten einer elenden Provinzstadt wird mein Haus niemals beherbergen. Jamais!“

„Nun, Melanie,“ erwiederte er mit frostiger Strenge, „ereifre dich nicht so! Sonst bekommst du deine Migräne. Einstweilen sage ich dir: der Anwalt Stark ist morgen unser Gast und bleibt es so lang als mir gefällt. Daran magst du glauben!“

Eine solche Sprache hatte sie noch nie gehört — jamais! Sie war dabei unwillkürlich von der Chaiselongue aufgesprungen und starrte jetzt wie eine Statue in die Dämmerung.

Zugleich ging die Thür auf. Eine aristokratische Institutsfreundin huschte vertraulich herein: „Bon soir, Melanie! Ich incommodire doch nicht?“ klang ihr feines Stimmchen. „Nicht im mindesten, Gräfin!“ sagte Isidor, „wir sind eben mit einander fertig geworden.“

„Bon soir, madame!“ klang sein Abschiedsgruß.

Aber welch' tiefe Verstimmung war darin zu hören! Diese mußte vor der gräflichen Freundin augenblicklich verwischt werden. Das gründliche Studium der französischen Comödie kam der Baronin jetzt trefflich zu Statten.

Rasch entschlossen that sie in der Dämmerung, als ob sie einen Kuß auf ihres Mannes Stirne drückte, den sie mit dem zärtlichsten Schmelz ihrer Stimme beglaubigte: „Bon soir, mon cher ange!“

„Schlange!“ murmelte er noch zwischen den Zähnen, und verließ innerlich zitternd das Boudoir, um sein verbittertes Herz zu der einzigen Menschenseele zu flüchten, die ihn wirklich lieb hatte in seinem ganzen, weiten Hause.

* * *

Wer als Fremder an dem Goldhelm'schen Palais vorüberging und nach dem Namen seines Besitzers fragte, wie hätte der wohl ahnen können, daß mitten in diesen glänzenden Räumen noch ein *Wahrzeichen vom* strengsten alten Judenthume fortlebte, wie es darin

bei dem seligen Moses Mendel zu Hause gewesen. Wenn der freiherrliche Wagen prunkend des Sonntags zur Stillmesse fuhr und alle Geschäfte im Comptoir des getauften Bankiers ruhten, wer hätte gedacht, daß dann bei einem einzigen Menschen dieses Hauses nur Werktag war und dieser in seiner Stube des Rückgebäudes über den Geschäftsbüchern grübelnd die Arbeit nachholte, die er Tags zuvor mit keiner Hand berührt, um die Sabbathruhe nicht zu schänden. Und wann zur Weihnachtszeit der kostbarste Christbaum der ganzen Stadt in diesem Hause funkelte und sich die Tische bogen von der Fülle von Geschenken für das freiherrliche Ehepaar bis herunter zum letzten Comptoirlehrling und Livreebedienten, da schloß dieser Eine von all' den Bescheerungsfreuden sich auf seiner einsamen Stube trotzig ab, weil er an die Geburt des Messias nicht glaubte, in dessen göttlichem Kindernamen so überreich beschenkt wurde. Aber hingegen wieder zu anderen Zeiten, wann im Goldhelm'schen Palaste werktäglich Treiben herrschte, da feierte dieser eine Bewohner seine verborgene Festzeit des Paschah und Purim und schmückte seine Laubhütte mit so glänzendem Zierrath, wie der reichste Jude in der Judengasse. Und während die ganze Gesellschaft der Fürstenstadt am Goldhelm'schen Tische sich's wohl sein ließ und auch die Brosamen noch lecker genug gewesen, um der Domestiken Gaumen zu kitzeln, aß dieser Eine nicht einen Bissen davon, und führte seine eigene Judenküche. Denn nur koschere Speisen durften über seine Lippen kommen, wie sie Moses Gesetze und des Talmuds Regeln für das auserwählte Volk Gottes heiligten, und seine eigene Magd, die alte Sara, sie ihm bereitete, mit der er in den Osternächten gemeinsam bittere Kräuter aß zum Gedenken der egyptischen Knechtschaft, und das ungesäuerte Brod — mit der er am Versöhnungstage fastete, und im Sterbekleid seine Gebete sprach — der graubärtige Jude Salomon Baruch, des seligen Moses Mendel einstiges Faktotum, und noch heute des Baron Isidor von Goldhelm vertrautester Rathgeber und aufrichtigster Freund. —

Als bettelarmer Laufbube hatte er einst in einer dunklen Hintergasse bei dem bescheidenen Geldwechsler Moses Mendel begonnen und *hatte mit ihm erst gehungert* und zusammengeschachert. Dann

war er vierzig Jahre später als erster Procuraführer und Seele des größten Bankhauses aus diesem Palaste dem Sarge seines Principals nachgegangen, trauernd wie kein Anderer, und dessen hinterlassene Millionen waren nicht zum kleinsten Theile durch den ehemaligen Bettelbuben aufgespeichert worden. Denn bei jedem Geschäfte hatte es immer erst geheißen: „was sagt dazu der Salomon?“ Und der hatte es gar bedächtig grübelnd hin- und hergedreht und nach allen Seiten betrachtet mit seinem scharfen Adlerblick. Und wenn der Salomon gesagt: „das Geschäft ist schlecht,“ dann ward es bei Seite geschoben; und wenn er gesagt: „es ist gut,“ dann ward es gemacht. Und er hatte allezeit Recht behalten, und sein Herr war durch ihn ein immer reicherer Mann geworden. — Aber er selber war ein armer Diener geblieben. Nur für seinen Herrn immer größere Summen zusammenzuraffen, damit war seine Geldgier befriedigt. Was hätte er auch für sich mit vielem Gelde gethan? Wer waren seine Eltern? Er wußte es selber nimmer recht. Wie hießen seine Geschwister? Er hatte ihre Namen vergessen. Wo lag seine Heimath? Wie aus einem dumpfen Traum erinnerte er sich ihrer. Nur soviel wußte er noch, daß er einmal in schwerer Kriegszeit aus einem brennenden Dorf wie im Irrsinn davongelaufen, von plündernden Soldaten gehetzt, dann mutterseelenallein, weiter und immer weiter; daß er auf der Landstraße gebettelt, gehungert und gefroren und endlich in diese große Stadt gekommen, wo er zum erstenmal wieder in einem warmen Bett geschlafen, bei jenem Juden Moses Mendel, an dessen Thür er gebettelt, der ihn aber barmherzig dann in sein Haus geführt und nimmer daraus fortgelassen hatte.

Und als vor dreizehn Jahren sein Herr gestorben war, da stand in dessen Testament zu lesen, daß dieser Salomon Baruch bis an sein Sterben in diesem Hause müsse beherbergt werden, in soviel Stuben, als er begehre; im eigenen Haushalt oder am Tische des Sohnes, wie es dem Salomon lieber sei; und daß ihm müssen alljährlich ausbezahlt werden zweitausend baare Gulden, wobei er im Geschäft arbeiten könne, oder der Ruhe pflegen, soviel ihm Beides *beliebe; aber* daß sein Sohn ihn dankbar solle ehren, wie ihn der

Vater geehrt, und daß er in Allem hören solle des Salomons weisen Rath, weil ihn der Vater erprobt als einen allezeit guten, durch den er ein reicher Mann geworden sei, und der Sohn einer bleiben werde.

Und der Salomon Baruch hatte ein Jahr lang mitgegessen an Isidor Mendels Tisch. Dann aber hatte dieser sich lassen taufen, und war der Baron Goldhelm geworden, und hatte geheirathet ein stolzes, adeliges Fräulein. Und der alte Salomon hatte gewarnt und geweint und gebeten, aber der junge Herr hatte ihn nicht gehört. Da war der alte Diener mit trotzigem Schweigen in das Hinterhaus gezogen und hatte sich zwei Zimmer genommen, eine Kammer und eine Küche, und eine alte Judenmagd, die Sara. — Aber in das eigentliche Haus des neuen Barons war er mit keinem Fuße mehr gekommen, als ob die Pest darin herrsche. Selbst das Comptoir hatte ihn seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Er haßte darin die neue, christliche Luft. Nur auf seiner verborgenen Hinterstube saß er bei den Handelsbüchern. Und diese mußte der Baron mit eigener Hand ihm hinauftragen. Anders that er's nicht. Und auch nur mit ihm allein besprach er sich von Allen im Hause, mit ihm und der Sara. Nur in die Synagoge und auf die Börse war sein einziger Gang, und jede Nacht in ein Haus in der Judengasse, dahin er in der Dämmerung schlich. Darin wohnte eine Judenfamilie, die zählte nicht weniger denn neun Söhne und drei Töchter. Die Einen, die noch daheim geblieben, zogen hausirend des Tages durch alle Gassen und Winkel bei Hoch und Nieder. Die Andern trieben in allen Stadtvierteln wohnend Handel. Und jeden Abend kamen die zwölf Kinder bei Vater und Mutter zusammen, denn jener war alt und diese gebrechlich. Und was den ganzen Tag in der Stadt geschehen, in solcher Abendstunde ward es hier ausgekramt von den neun Söhnen und drei Töchtern. Denn diese wußten Alles. Und so erfuhr auch der alte Salomon Alles miteinander von draußen und drinnen in seinem eigenen Hause, so verborgen er auch sonst den ganzen Tag auf seiner einsamen Stube saß.

Zu diesem alten Juden flüchtete jetzt in solcher Abendstunde der Baron von Goldhelm sein verbittertes Herz.

Salomon hatte in seiner Einsiedlerstube jetzt gerade die Lampe angezündet und beugte sich, in seinem grauen Bart behaglich krauend, das schwarze Sammtkäppchen auf dem Kopf, über einen großen Folianten. Das war der Talmud. Nebenan lag ein aufgeschlagenes Handelsbuch, darin er bis zur Dämmerung noch gelesen. Ein grüner Schirm bedeckte seine matt gewordenen Augen.

In diesem Augenblick trat Isidor ein. Salomon bemerkte ihn nicht sogleich. Er war zu tief ins Lesen versunken. Erst als dieser sagte: „Guten Abend, Salomon!" — richtete der Alte den Kopf ein wenig auf. „Du bist's Isidor? Dachte ich doch, du kämst erst morgen heim? Was hast du für Geschäfte gemacht? Wie steht's mit der Spinnerei?"

„O gut, ganz gut für diese schlechten Zeiten!" erwiederte der Baron in fieberhafter Hast; dann sank er auf den zunächst stehenden Stuhl, und schrie aus seinem wunden Herzen hinaus:

„Und dennoch, Salomon! Ich bin bankrott, bin ein geschlagener, ruinirter Mann!"

„Du, ein geschlagener Mann! Wie heißt?" — schrie da der Salomo noch viel schmerzlicher auf, fuhr mit der einen Hand in seinen Bart, und riß mit der andern den Schirm von den Augen, ihn groß anstarrend. „Gott der Gerechte, wie siehst du aus, Isidor? — Hat das Londoner Haus fallirt? — Sag', sag' mein Sohn, hat's fallirt? Oder ist das Amsterdamer in die Brüche gegangen? — So sag's doch! Thu' doch auf deinen Mund! Du schweigst mich ja zu Tode! O wer hat fallirt, daß du geworden bist ein bankrotter, ruinirter Mann? — Ach unser schönes, ehrliches Geld!"

Wie da bei diesen hastigen Fragen der alte Jude von Erwartung gefoltert, seine mageren Finger in Isidors Schultern immer tiefer eingegraben, und unsägliche Seelenqual sein Gesicht bis zur Entstellung verzerrte!

Und ebenso ungestüm, wie der Alte gefragt, war Isidor ihm wieder ins Wort gefallen:

„O Niemand hat fallirt, Salomon! Nicht das Londoner Haus und nicht das Amsterdamer. Alles steht fest. Aber siehst du: da *drinnen hab' ich* fallirt, da drinnen in meinem Herzen bin ich

geworden ein geschlagener Mann. O du gütiger Gott! Was thu' ich mit all' meinem schönen Geld? Was kann ich mir dafür kaufen? Und wenn feil wäre die ganze Welt, und ich könnte sie bezahlen mit blanken Dukaten, aber ich könnte nicht dafür haben ein braves Weib und gute Kinder und den Frieden im Haus, ach Salomon, mit der ganzen Welt wär' ich doch nur ein armer, geschlagener Mann!"

„Es hat Niemand fallirt und Alles steht fest!" Mit diesen paar Worten war des Alten heißester Schmerz gedämpft. Das schöne, ehrliche Geld, das er seit nun fünfzig Jahren zusammenraffen geholfen, stand nicht in Gefahr. Der Bankrott war nur in Isidors Herzen! — Und wie der Salomon vorher mit stieren Augen aufgesprungen und den Bart zerrauft, mit eben solch' orientalischem Phlegma setzte er sich wieder nieder, und mit ruhigstem Ton und Blick warf er die Frage hin: „Na sag', was ist passirt, daß du so jammerst?"

Als Isidor ihm nun flüchtig erzählte, mit welch' heißer Sehnsucht er heimgekommen, und mit welch' herzloser Kälte man ihn mißachtet, als er dann sein Haupt auf des Alten Schulter legte, da sagte dieser den Kopf in die Hand gestützt:

„Gott, wie mich dauert unser schönes Geld, daß es dich nicht machen kann froh und zufrieden! Aber schlag' ans Herz: Wer ist schuld daran? — Sag', wie hat unser Gott gesprochen unter Donner und Blitz auf dem Berg Sinai? Isidor, wie heißt das vierte Gebot? Lassen's doch auch die Christen noch gelten, so wirst du auch noch wissen, wie's heißt! — Aber jetzt greif' hinein in dein trauriges Herz! sag': hast du Vater und Mutter geehrt, lebendig und todt, auf der Erde und unter der Erde? — Wie hat dein Vater zu dir gesprochen in selbiger Nacht, da er in meinem Arm ist kommen zu gehen in der Väter Schooß? — Hat er zu dir gesagt: sobald er auf dem Judenkirchhof liegt, dann sollst du abschwören den alten Gott unseres heiligen Volkes und sollst dich lassen taufen auf dem Messias der Christen, auch wenn du nicht glaubst an ihn, bloß weil du dich schämst vor der Welt, ein Jude zu bleiben, wo du doch geworden bist *ein so reicher Mann* durch einen einst armen Hebräer? — Oder

hat er zu dir auf dem Sterbebett gesprochen: du sollst dich nicht nur schämen vor der Welt seines heiligen Glaubens, nein, du sollst dich auch schämen seines alten ehrlichen Namens, und sollst dir kaufen gehen einen andern, Gott der Gerechte, um schweres Geld einen neuen Baronsnamen? Isidor, hat dein Vater so zu dir gesprochen im Sterben? — Schlag' ans Herz: wer ist schuld, daß du geworden bist ein so trauriger Mann? Heißt das Vater und Mutter ehren? Und wie kann dir's wohlergehen? — Ach, mein Sohn, dein Vater ist gewesen ein gottesfürchtiger Mann, und deine Mutter hat gelebt nach Moses Gebot. Drum hat der Segen Gottes geruht auf ihrem Hause. Aber du, du bist geworden ein völlig gottloser Mann! Du gehst nicht in der Judenschule, und wenn du gehst in der Christenkirche, dann bleibt dein Herz und Glaube daheim. Und siehe: darum ist Gottes Zorn über dein Haus gekommen, und hat dich geschlagen an deinem Herzen. Denn wenn er dich auch geschlagen hätt' an deinem Geld, dann träf' er ja auch mich zugleich mit dir. Und das thut der gerechte Gott mir nicht an, weil ich geblieben bin sein getreuer Knecht. — Doch, wenn ich einmal gestorben bin, ach Isidor, wie wird mir dann auch Angst um dein schönes Geld! Aber was kommst du jetzt zu mir? Hat deine stolze Baronsfrau dich so tief geworfen, so soll sie dich auch wieder aufheben! Und all' die noblen Leute, die sich so gerne lassen von dir regaliren, sie sollen dich jetzt auch trösten, wo du geworden bist so traurig! Was willst du bei mir? Ich bin ja nichts als ein alter Jude, verachtet im ganzen Hause, wo ich doch hab' geholfen, daß es geworden ist ein so reiches Haus! — Aber freilich: du weißt schon, wie ich dich lieb haben muß, wenn ich dir auch möchte noch so böse sein, und wie ich muß mit dir traurig werden, wenn ich dich auch noch so hart möchte schelten. Denn du weißt nur zu gut, wenn du auch geworden bist ein getaufter Baron, bleibst du doch ewig der Sohn von dem alten Juden, der mich einst als armen Buben gespeist und getränkt, wo ich hatte gehungert und gedürstet, und mich in ein warmes Bett gelegt, wo ich hatte gefroren. Und den Sohn von dem Vater, den muß ich lieb haben, bis an mein Sterben. O Isidor! Gott der *Gerechte!* Was machst du mir jetzt das Herz so weh!"

Und der alte Salomon Baruch umfaßte mit zitternden Händen Isidors Haupt, drückte einen langen Kuß auf seine Stirn und die Augen quollen ihm über.

„O wie du mich dauerst! Sag', wie kann ich dir nur helfen? Du mein armer, trauriger Sohn!“ .....

Und da der alte Jude in dieser weichgewordenen Stimmung nun allen Balsam der Rede aus seinem Herzen heraufholte, um in dem andern des Hofbankiers wieder die Wunde zu heilen, die ihm sein hartherziges Schelten noch bitterer gemacht, da fuhr draußen über den taghell beleuchteten Schloßplatz ein Herrschaftswagen nach dem andern zum thé dansant im Goldhelm'schen Palais. In der ganzen Front der mächtigen Spiegelscheiben sah man die Kronleuchter strahlen und prunkende Toiletten hin- und wiedergehen. Jetzt klang eine gravitätische Polonaise hinaus in die stumme Nacht. Ein immer sich mehrender Haufen neugieriger Menschen sah neidisch hinauf zu dem reichen von Tanzluft durchklungenen Hause. Aber seinen armen, traurigen Herrn, der noch immer hinten im Hofe bei jenem alten Juden saß und sich jetzt die letzte Thräne vom Gesicht wischte, um sich dann unbemerkt ins Bett zu schleichen, den sah Niemand von all' den neidischen Menschen auf dem weiten Platze.

Auch droben im Tanzsaal fragte kein Gast nach ihm. Keiner ging ihn irre. Wozu denn auch? Die von Juwelen strahlende Baronin Melanie war ja eine so deliciöse Wirthin und machte so graziös die Honneurs. Die Musik war süperb, das Souper exquisit. Alles amüsirte sich ganz excellent. Und als es endlich doch einer mitleidigen Seele beigefallen, auch nach dem Baron zu fragen, warf sie verlegen blinzelnd die unschuldige Lüge hin: „Er hat sich auf der Reise erkältet und ist ein wenig enrhümirt.“ —

Ja wohl, Baronin Melanie, er hat sich erkältet! Aber daheim an deinem eigenen Herzen. Und auch dich wird's vielleicht noch nachträglich darüber frösteln! Denn der alte Jude Salomon Baruch hat über dich heut Abend sein weises Urtheil gesprochen.

III.

Der Urtheilsspruch des Salomon.

Der so geistreich erfundene Affenpinscher lauerte auch noch am andern Morgen auf sein leicht beschwingtes Opfer, und dieses sinnige Motiv wirkte noch so frisch, als habe sich die Fliege erst vorhin an die Wand gesetzt, und ihr schnauzbärtiger Häscher in derselben Sekunde seine gespreizte Stellung gegen sie eingenommen. Das ist ja die Feuerprobe wahrer künstlerischer Erfindung, daß ihr anregender Reiz niemals veraltet oder an Kraft verliert. Aber seltsam! — Baronin Melanie lag ebenfalls genau, wie zur gestrigen Dämmerstunde auch an diesem Morgen auf ihrer Chaiselongue ausgebreitet, da sie diese nachlässige Lage von jeher für malerischer und auch vornehmer hielt, als steifes Sitzen. Das Morgenlicht brachte die virtuose Farbenfrische des reizenden Bildes erst recht zur Geltung; und dennoch würdigte jetzt dessen so enthusiasmirt gewesene Besitzerin den armen, netten Affenpinscher keines einzigen lieben Blickes. Und gestern hatte sie über ihm doch sogar jene tausend Küsse ihres Mannes auch nur mit einem einzigen zu erwiedern vergessen. —

Was das doch heute war? Nur üble Laune? Nun, sie hatte zwar an dieser chronischen Frauenkrankheit ziemlich viel zu leiden, aber doch meist nur in Gegenwart ihres lieben Mannes. Auch die Domestiken hatten ziemlich oft Gelegenheit, das psychische Wesen solcher Gemüthsverstimmungen an ihrer Herrin gründlich zu studiren. Aber für sich allein war sie gewöhnlich von bestem Humor. — Oder that es ihr am Ende hinterher doch recht wehe, Isidor gestern mit solcher Kälte empfangen zu haben? Das wohl doch nicht! Der Ton ehelicher Sentimentalität vibrirte niemals in ihrem sonst so unendlich gracil organisirten Nervensystem. — Und doch, was hatte sie nur so Erschreckendes erlebt, daß ihr erst vorhin mitten im behaglichen Kaffeeschlürfen die Tasse fast, und die türkische Cigarette wirklich auf den Boden gefallen? — Du siehst sie noch jetzt verglommen auf dem kostbaren Teppiche liegen. Ein wahres Glück, daß die schöne Schmaucherin durch den üblen Geruch des brennenden Wollstoffes gemahnt noch

zur rechten Zeit mit genialem Fußtritt den beginnenden Teppich=brand gelöscht hatte. Hätte das sonst ein Unglück geben können!

Also rauchte sie auch? — Nun warum denn nicht? Als ob des Tabaks narkotischer Duftgenuß nur ein Privilegium für Mund und Nase der Männer wäre! Tröpfelt nicht auch der goldene Wein durch Frauenlippen begeisternd ins Menschenherz, und wer möchte das unanständig nennen? — Warum soll nicht gerade so schicklich die süße Rauchwolke, nur noch viel graciöser, aus dem zartgeformten Munde des Weibes schweben, und ihr viel feineres Geruchsorgan erquicken dürfen? Spießbürgerlich befangene Weltanschauung, die von einigen emancipirten Schönen der hiesigen haute volée schon längst überwunden war! Und wenn selbst eine weibliche Durchlaucht das Rauchen als aristokratische Frauengewohnheit feierlich sanktionirte, und sich durch diplomatische Vermittlung direkt aus Konstantinopel dasselbe aromatische Kraut verschaffte, wie es die dortigen Pascha's mit drei Roßschweifen aus perlenverzierten Tschibuks durch die Nase blasen; und wenn ich dir sage, daß auch Baronin Melanie aus ganz demselben Stoffe mit kunstgewandter Hand ihre Cigarette drehte, so hoffe ich wenigstens, daß damit der feine aristokratische Anstand ihres Rauchens jeder bürgerlich bornirten Bemäkelung überhoben sei. Und nach dem Gesagten dürfte sich wohl Niemand mehr zu dem plumpen Vergleich erkühnen, der Baronin Goldhelm, feine türkische Cigaretten etwa mit dem, gemeinsten Knaster ausqualmenden, Thonstummel der Zigeunermutter in der Pretiosa auf eine und dieselbe Linie zu stellen.

Zu alledem war aber auch der Baron selber vollkommen damit einverstanden, daß seine geliebte Melanie diesem süßen Genusse mit aller Passion sich hingebe. Wer hat demnach ein Recht, die fremde Nase darüber zu rümpfen, wenn die des eigenen Herrn und Gemahls dadurch nicht beleidigt ward? — Wie machte sie ihn sogar glücklich, wenn sie bei rosiger Laune mit eigenen zarten Fingern ihm eine Cigarette drehte; wenn er dann der hingegossenen Gattin zu Häupten an der Causeuse saß, und der Rauch aus seinem Munde mit jenem aus ihren zierlich zugespitzten Lippen sich zu einer einzigen Duftwolke zusammenkräuselte — als leider immer nur zu schnell wieder zer=rinnendes Sinnbild ihrer Herzensharmonie!

Ach ja, die Baronin hatte bisher ein ganz unsäglich gutes Leben. Denn sie durfte nur einen Wunsch an den Augen zeigen, und er war erfüllt. Der herzensliebe Mann konnte ja bezahlen, was der Landesmutter selber oft zu theuer gewesen; und die ungeheuerlichsten Summen, schweigend reichte er sie hin, um damit sich selber oft nur für einen einzigen Tag kargen Vorrath an häuslichem Frieden einzukaufen. Doch was sage ich? — Der Baron Goldhelm war in den letzten Jahren ja noch viel weiter in seiner Großmuth gegangen, und hatte seiner lieben Herrin seine volle Kasse mit grenzenlosem Budget zur freiesten Verfügung gestellt. Ihre einzige Mühe bestand noch darin, den Buchhalter des Morgens zu sich heraufzuklingeln, und ihm auf ein Blatt die nöthige Summe mit ihrem theuren Namen zu schreiben, nebst der gefälligen Anweisung, was und an wen bezahlt werden soll. Eine Stunde danach waren die reich uniformirten Bedienten unterwegs, in all' den glänzenden Verkaufsläden von Modewaaren- und Putzhandlungen, von Luxusgegenständen, Juwelieren und Tapezierern die betreffenden Rechnungen zu bezahlen, für deren Betrag der Baronin Kunst- und Schönheitssinn, durch die verlockenden Fensterauslagen gereizt, auf einem genialen Spaziergange durch die Stadt sich befriedigt, ohne dadurch im mindesten den fernern Reiz danach gesättigt zu haben. — Freilich ward dadurch ihre Toilette mehr als überreich versorgt. Aber wie manchen kostbaren Anzug konnte sie doch Anstands halber auch nur ein einziges-mal zur Schau tragen, und wie viel Abwechslung verlangte schon die so flüchtige Laune der jeweiligen neuesten Mode! Und überhaupt war es doch eine sehr verdienstliche Sorge, so viel Geld als möglich unter die Leute kommen zu lassen, ganz abgesehen von ihren beiden Jungfern, denen doch auch von ihrer Toilette dann und wann etwas abfallen mußte, um von deren Verkaufserlös sich einen kleinen Nothpfennig zurückzulegen.

Die gemeine Sorge für die Bedürfnisse des Hauses überließ sie natürlich einer eigenen Person, so einer Art von Haushofmeister, einem sehr geschickten Manne von seltenem Geschmack, mit dem sie höchstens die Menüs für größere Diners besprach, oder dem sie die *nothwendigen* Andeutungen für den Tapezierer gab, wenn sie all-

jährlich die Möbelgarnituren ihrer Appartements sammt Teppichen, Vorhängen und Portièren wechselte, um ihrem eigenen wie ihrer lieben Gäste ästhetischen Bedürfnisse stets neu anregende Nahrung zu geben. In der jeweiligen Ausführung dieser Intentionen seiner Herrin bewies dieser Quasihaushofmeister eine bewundernswerthe Fertigkeit. Und wenn sich dieser schon seit einigen Jahren von seinen Ersparnissen eine sehr anständige Villa erübrigt hatte, die mit solchen abgelegten Garnituren des Goldhelm'schen Hauses noch immer höchst elegant möblirt war und ihm über tausend Gulden jährlichen Miethzins trug, so wird sich gewiß jeder Neidlose nur darüber freuen, daß auch noch heutzutage wahrhaftige Dienertreue solch' irdischen Lohn findet. Und die demüthige Resignation dieses Mannes ist bewundernswerth, daß er trotz alledem es vorzog, als unterwürfiger Diener das Joch seiner launischen Herrin geduldig fortzutragen, statt sich süßer Freiheit hinzugeben, die ihm nach so sauer errungenem Ersparniß so sehr zu gönnen gewesen wäre.

Daß endlich Baronin Melanie als kühne Amazone, wie nicht minder gewandte Wagenlenkerin, manchmal das harmlose Bedürfniß fühlte, im freiherrlichen Stall einen kleinen Wechsel eintreten zu lassen, das wird wohl jeder nur höchst natürlich finden, der die edle Pferdeliebhaberei aus eigener Erfahrung kennt. Sie ist zwar, zumal bei solchem Drange nach Abwechslung, ein etwas theures Vergnügen. Zugestanden! — Aber die Pferdehändler wollen doch auch leben, und wenn man einmal das Geld dazu hat, warum soll man's nicht auch dafür ohne Scrupel ausgeben? Das Pferd ist ja unbestritten das edelste Thier der Schöpfung, und das schöne Leben ist so kurz. Warum es nicht auch hoch zu Roß mit vollen Zügen genießen? Wird man doch von dem widrigen Geschick oft noch früh genug vom hohen Rosse heruntergestürzt! Dann ist es noch immer Zeit genug, hübsch bescheiden zu Fuß zu gehen. —

Ei, ei, du stolze Amazone! Bist du vielleicht heute Morgen auch herabgeworfen worden, da du noch immer jetzt so regungslos daliegst und in schwarzgalliger Laune vor dich hinstarrest? — Der Mokkatrank ist schon völlig kalt geworden. Was trinkst du ihn nicht? Und dein Affenpinscher steht noch immer auf der Fliegenlauer. Was

siehst du ihn nicht an? Du hast ja das Bild selber so bestellt. Nur recht pikant! — Hat es so schnell schon seinen prickelnden Stachel verloren? Wäre das eine stümperhafte Kunst! — Ja, wenn der andere spitze Stachel nicht wäre, der ihr jetzt verwundend im Herzen sitzt! Wenn jener inhaltsschwere Brief ihres Vaters nicht auf der Mosaikplatte des Marmortischchens läge, und dort auf ihrem Schreibtisch unter all' den Nippsachen jener andere Zettel, von ihrer eigenen Hand geschrieben! —

So höre zuerst, was in dem Briefe steht mit kaum leserlichen Zügen.

Schloß Reiffenberg, am 10. November 1848.

Liebe Melanie!

So eben verfallener Wechsel präsentirt von 10,000 fl., aber ich kann nicht zahlen. Der elende Jude, der mir das Geld versprochen, hat mich schändlich im Stiche gelassen. Ich stehe an der Schwelle des Schuldthurms. Erlöse mich von dieser Schmach! Schicke mir umgehend diese Summe! Ich weiß, du bist Herrin über die Kasse. Rückzahlung sobald als möglich. Mein Diener wartet. Laß ihn nicht leer heimkommen! Es wäre mein Tod.

Mit angstgepeinigtem Herzen

Dein unglücklicher Vater.

Auf dem andern Zettel stand von ihr selber geschrieben:

1) 500 fl. für den neuen, halb gedeckten Kinderwagen — Zahlung bei Hofsattler Lebrecht.

2) 350 fl. Daraufgabe für mein neues Reitpferd gegen die Olga — bei Pferdehändler Abraham Herz.

3) 300 fl. für eine gemalte Sèvre-Vase. — Zahlung bei Quincailleriehandlung Fischer.

4) 275 fl. Modesachen. — Zahlung bei Hofmodewaarenhandlung Weisse.

5) 350 fl. Vorhänge und Portièren bei Hoftapezierer Metzger.

Summe 1775 fl. am 11. November 1848 richtig aus der Kasse erhalten.

Baronin Melanie Goldhelm.

Der Kaffee war eben von dem einen Kammerdiener in getriebenem Silber servirt, die Cigarette in der Baronin Mund hatte den ersten Duft im Boudoir verbreitet, ihre Alabasterhand die erste Tasse vollgeschenkt, da war ein anderer reichbetreßter Diener eingetreten und hatte ihr diesen väterlichen Bettelbrief gebracht, wie immer, auf einem silbernen Teller — welch' ungesuchter Hohn! — Wie hatte sie mit starrem Blick ihn da durchflogen und war einer Ohnmacht nahe in die Kissen zurückgesunken! Das war der Moment, wo ihre Cigarette auf den Teppich gefallen. Dann blieb sie regungslos liegen und starrte vor sich hin, bis sie der Brandgeruch zur Besinnung brachte. Begreifst du nun, warum der Affenpinscher seinen Reiz verlor?

Jetzt aber raffte sie sich auf einmal mit der ganzen Energie ihres Unmuthes wieder auf und riß an der seidenen Klingelschnur, daß Alles im Hause erschrocken aufhorchte. Eilig war der alte Buchhalter heraufgeflogen aus Angst vor seiner Herrin Unmuth, deren Launen er nur allzu oft schon verkostet. Aber mit so gepreßtem Herzen wie heute trat er doch noch niemals ein. Er wußte zu gut, warum. Die Baronin that sich alle Gewalt an, um kalt zu erscheinen, und warf die gleichgiltig klingenden, aber ungewöhnlich höflichen Worte hin, wobei sie sich sogar ganz anständig aufrecht setzte:

„Apropos mein lieber Herr Buchhalter! Eine mir sehr intim befreundete Familie ist etwas in Verlegenheit gekommen. Sie hat voriges Jahr ein großes Gut gekauft und es auch bereits abgezahlt bis auf die winzige Bagatelle von zehntausend Gulden. Diese letztere Rate ist nun fällig geworden, und da leider ein wunderlicher Geizhals unterdessen in die Hypothekenrechte eingetreten ist, so dringt er, unverschämt genug, auf diese Kleinigkeit mit Klage, da meine Freunde im Moment nicht bei Kasse sind. Es handelt sich eigentlich nur um zwei Wochen. Die Rücksicht auf meine Freundschaft legt mir nun die Verpflichtung auf, diesen Filz von Gläubiger sofort zu befriedigen. Darum seien Sie so freundlich, mir diese Summe heraufzubringen. Der Baron braucht gerade nichts davon zu wissen. Mich genirt das. Er hat sich einmal mit dieser Familie brouillirt. Ich lege Ihnen darum einen Bon mit meiner Unterschrift in die

Kasse, und löse ihn in vierzehn Tagen wieder ein. Und dann ist's abgemacht. — Aber Papiergeld, nicht Silber! denn der Bote wartet bereits und kann natürlich nicht so schwer tragen. Also bitte, schnell! Ich will sofort den Schein ausfertigen."

Damit stand sie auf und ging zum Secretär. Bevor sie sich aber zum Schreiben niedersetzte, nahm sie auch den Zettel mit dem bekannten Inhalt und reichte ihn mit nachlässiger Handbewegung dem Buchhalter hin.

„Und hier diese meine eigenen Posten sofort auszahlen lassen! Aber wo bleibt nur der Valentin? Er weiß doch, daß ich ihn nöthig habe. Bestellen Sie ihn augenblicklich herauf!

Mit diesem Namen hatte sie den Quasihaushofmeister gemeint und setzte sich zum Schreibtisch. Der Buchhalter hielt den Zettel in der zitternden Hand. Der Angstschweiß troff ihm von der Stirne. Aber einmal mußte er ihr ja doch Alles sagen. So ermannte er sich denn auch, und die Frage wegen des Valentin kam ihm eben recht, um mit deren Beantwortung seine peinlichen Eröffnungen einzuleiten.

„Verzeihen, gnädige Frau Baronin," sagte jetzt der weißhaarige Buchhalter mit gepreßtem Herzen und zusammengefalteten Händen, während diese gerade mit kühnem Zug ihre Unterschrift unter dem Scheine für jene zehntausend Gulden zu Ende gebracht hatte. „Aber der Herr Valentin ist seit heute Morgen aus dem Dienst entlassen und bereits aus dem Hause."

„Comment? Entlassen? Sind Sie ein Narr geworden?" fuhr die Baronin in die Höhe, wie von einer Natter gestochen.

„O nein, gnädige Frau Baronin!" seufzte der alte Diener. „Leider bin ich nur zu sehr bei Sinnen."

Jetzt trat sie mit zornsprühendem Blick an ihn heran.

„Aber wer hat ihn entlassen?"

„O ich ganz gewiß nicht, gnädige Frau Baronin!" betheuerte der Buchhalter furchtsam zurückweichend. „Aber der Herr Baron haben ihn entlassen. Und er ist auch sehr gerne gegangen, der Herr Valentin, und hat kein Wörtchen dagegen gesprochen. Denn der *Herr Baron haben* ihm Dinge ins Gesicht gesagt, von denen recht

gut ist, wenn der Herr Valentin davon schweigt, weil sie ihn sonst ins Zuchthaus bringen würden. Und er wird auch davon schweigen, der Herr Valentin."

„Mais, c'est abominable! Der Baron entläßt Domestiken und ich weiß gar nichts davon! Wo ist mein Mann? Ist er auf dem Comptoir? Wo, wo?" — rief sie im Ausbruch höchster Entrüstung.

„Auf die Jagd gefahren, gnädige Frau, und werden erst Abends zurückkehren."

„So, so! Auf die Jagd! Bei diesem Regen! Das muß ja sehr amüsant werden," lachte sie bitter. Dann schlug sie plötzlich einen scheinbar kalten Ton an und nahm ihren ausgefertigten Schein mit bebender Hand vom Schreibtische.

„Doch das gehört jetzt nicht hieher. Hier der Schein über diese zehntausend Gulden! Bringen Sie mir augenblicklich das Geld herauf! Nun? — Werden Sie bald gehen? — Was soll der Katzenbuckel und dieses Armesündergesicht? — Sie wollen sich doch nicht etwa noch besinnen? — Ich bin die Herrin der Kasse. Fort! Das Geld her oder auch Sie sind entlassen! Aber von mir! Comprenez-vous?"

„O sehr, sehr wohl, gnädige Frau Baronin!" erwiederte jetzt der Buchhalter, seine Entrüstung über diese hartherzige Drohung, die er indeß nicht zu fürchten hatte, in die Hände hineinreibend. Und mit bitterer Betonung entledigte er sich nun seines peinlichen Auftrages: „Aber ich bitte tausendmal um Verzeihung. Ich werde diese zehntausend Gulden unter keiner Bedingung auszahlen. Ich darf überhaupt für die gnädige Frau Baronin nicht die mindeste Rechnung mehr annehmen, auch diese heutigen Posten nicht, und stehe heute zum letztenmale vor Eurer freiherrlichen Gnaden in geschäftlicher Stellung. Denn der Herr Baron haben mir heute Morgen den allerstrengsten Befehl ertheilt, von nun an einzig und allein Anweisungen mit seinem eigenen Namen zu respektiren, auf die Gefahr eigener Rückvergütung. Somit muß ich schon unterthänig bitten, diese Posten, sowie diesen Schein für weitere Zehntausend nur dem Herrn *Gemahl höchst eigenhändig* übergeben zu wollen, und mir

bleibt nurmehr übrig, der gnädigen Frau Baronin einen recht höflichen guten Morgen zu wünschen."

Damit legte er die beiden Zettel auf den Schreibtisch, verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber stolzen Blickes, und ging steif aufrecht zur Thüre. Ihr aber versagte jedes weitere Wort und er sah nur noch, wie sie auf ihrer Chaiselongue zusammenbrechend die Hände vors Gesicht geschlagen hatte. Und furchtsam schlich er sich davon.

Alter, einsamer Jude, Salomon Baruch! Der Blitzstrahl kam aus deiner Hand!

Jahrelang hatte er's mitangesehen, wie in diesem Hause von dessen Herrin verschwendet und ihren Dienern gestohlen worden, und dabei stillgeschwiegen. Denn Alles war ihm in seiner Hinterstube bis ins Kleinste bekannt, wenn er auch in der Stadt wie gestorben gewesen und mit keinem Fuße das Vorderhaus mehr betreten hatte, seitdem seiner Väter abgeschworner Glaube darin wurde zu Grabe getragen. Jene neun Söhne und drei Töchter hatten Tag für Tag ihm Alles hinterbracht zur Nachtzeit in der schmutzigen Judengasse. Aber was war ihm daran gelegen gewesen? — So schweres Geld auch in den Wind geflogen, für jeden vergeudeten Gulden und gestohlenen Pfennig war ja doch immer wieder das Hundertfache hereingekommen. Das Kapital war immer größer geworden und die Zinsen nicht kleiner. So hatte es ihm auch niemals bis ins innerste Herz gegriffen, soviel auch vergeudet und veruntreut, und sein Herr ein immer ärmerer Bettler an Glück geworden. Aber ein Fluch war nach Salomons Glauben diese Wirthschaft doch allezeit gewesen, ein vergeltender Fluch, der aus des Judenthumes Grab in diesem Hause herausgewachsen, hineingesäet von der Hand Jehovas selber, der straft und rächt, so Jemand seinen allheiligen Namen eitel nennt. Darum war auch der alte Jude in all' den Jahren stumm geblieben, und hatte sich heimlich an diesem Fluche gefreut.

Aber gestern Abend, wo Isidor zum erstenmal so bis zum letzten Tropfen vor ihm ausgeschüttet sein trauriges Herz, da war solch' Mitleid mit ihm, und solcher Zorn über die Baronin ihm angekommen, daß er Isidor Alles gesagt, was er seit all' der Zeit in

sich verschlossen, haarklein; und daß er ihn beschwor, zu thun, wie er heute Morgens gethan am Valentin und an ihr selber; — daß er jetzt auftreten solle als Herr im Hause, und wenn sie ihn nicht könne lieb haben und ehren, so solle sie aber auch nicht mehr herrschen, genießen und verschwenden dürfen nach Belieben, und solle büßen, was sie jeden Tag an ihm sündiget.

So hatte Salomons weiser Urtheilsspruch gestern Abend gelautet, und also war er heute Morgen zum erstenmale an der Baronin vollstreckt worden.

* * *

Mitten in diesem öden Trümmerschutt ehelichen Lebens blühte die Kinderzeit zweier Mädchen und eines Knaben. Aber so voll schwellender Frühlingslust, wie wilde Rosen an gebrochenen Burgpfeilern hinanklettern und sich nur ihres duftigen Daseins freuen, ohne jegliches Ahnen von Freud und Leid, das einst in diesen Mauern ausgeklungen, in solch glücklicher Harmlosigkeit umrankte der Frühling dieser Kinder die Glückruine ihrer Eltern nicht.

Und doch, mit was Allem hatte der Reichthum ihres Hauses sie nicht überschüttet, um sie all' ihren Altersgenossen als die glücklichsten Kinder der Welt erscheinen zu lassen! — Wie waren doch vor Zeiten selbst ganz ernste Lustwandler im Schloßgarten lächelnd stehen geblieben, wenn die damals erst sechsjährige Melanie ihre jüngere Schwester Gabriele in wundernetter, mit stattlichen Ziegenböcken bespannter Miniatur-Equipage spazieren gefahren! Und erst die Kinder, die an der Hand der Eltern zu Fuß gehen mußten, mit welch' neidischen Augen hatten sie's mitangesehen, wenn die muthige, kleine Kutscherin mit schon ganz gelungenem Peitschenknall ihr weißhaariges Gespann in so scharfen Trab versetzte, daß der kleine Groom, der als Beschützer neben hergelaufen, ganz außer Odem gekommen! — Ja, wie hatte die geniale Hexe schon gelernt, bei ihr begegnenden bekannten Gesichtern fast mit derselben koketten Grazie den Peitschenstiel zu senken, wie heute noch die Frau Mama vom hohen Kutscherpolster herab eines jungen Reiterlieutenants Verbeugung gnädigst *erwiedert.*

Wie nun ein ewiges Weltgesetz die ganze Menschheit nach fortschreitender Entwicklung drängt, so war natürlich auch die Zeit gekommen, da die knebelbärtigen Ziegenböcke ihren Reiz verloren. Die beiden lieben Schwestern waren ja unterdessen auch viel zu groß geworden, um sich mit Anstand solch' kindlichen Gespannes noch länger bedienen zu können, und auch der jetzt vierjährige Edgar sollte diese Freude nicht länger missen. So wurden denn die Ziegen in Ruhestand versetzt, um im freiherrlichen Stall das Gnadenbrod zu fressen; und allerliebste, orangegelbe, javanesische Ponys traten jetzt an einem neuen viersitzigen Bernerwagen in Aktivität. Ihr Ankauf verschlang freilich ein kleines Kapital, das manch' armen Mann steinreich gemacht hätte. Denn sie wurden einem holländischen Affentheaterdirektor, der sich mit einem Dutzend dieser seltenen Thiere in seinem Cirque quadrumane produzirte, von der Baronin eigentlich rein abgepreßt. Diese Art des Kaufens kostet immer das Doppelte. Aber die Geisböcke, die aus Paris gekommen, waren auch gerade nicht billig, und diese Ponys waren so wunderschön, und fein dressirt, daß sie zuvor schon die gewiegtesten Pferdekenner in Erstaunen gesetzt und darum auch die ganze Stadt von diesem Kaufe der Baronin redete. Das war auch was werth. Dazu die Seligkeit der zärtlichen Schwestern, daß nun auch Bruder Edgar mitfahren konnte! So etwas bezahlt man nie zu theuer. Schwester Melanie, um deren stolzes Köpfchen nun der zehnte Sommer gestrahlt, bewahrte sich das Vorrecht des Kutschirens. Und jetzt ging's noch dreimal so schnell wie vorher mit den trippelnden Ziegenböcken. Glückliche Kinder, die solch' reiche und auch solch' freigebige Eltern haben!

Von den überaus kostbaren Christkindchen, Namens- und Geburtstagsgeschenken der Goldhelm'schen Geschwister will ich gar nicht reden; denn diese Freuden haben auch andere Kinder. Erfahrene Menschenkenner sagen sogar, daß, je ärmer die Kinder und ihre Geschenke, und je seltener diese gereicht werden, um desto reicher sei das Glück und der Dank der Beschenkten. Welch' gütige Ausgleichung ungleichen Geschicks! Aber wie viel andere kindliche Freuden kehrten doch in diesem Bankierhause ein, aus deren Kelche tausend und abertausend *Kleine* niemals einen Tropfen zu kosten bekommen! Und wie

ward auch hier wieder dem Menschendrange nach Fortschritt in diesen zarten Gemüthern Rechnung getragen! Es waren ja auch so verständige, liebreiche Eltern. Da mußten sie in der schweren Kunst, ihre Kinder zu glücklichen Menschen heranzubilden, natürlich um so sicherer zur höchsten Meisterschaft gelangen, da niemals erst die Geldkasse um ihre Einwilligung ängstlich befragt werden mußte.

So geschah es denn, daß diese lieben, niedlichen Goldhelm'schen Töchterchen im allerfrüheſten Lebensmorgen mit ihren Gespielinnen bei Kaffee und süßem Zuckerwerk sich ergötzten, und mit ihren in Sammt und Seide strotzenden Pariserpuppen um die Wette die Eleganz ihrer eigenen Toilette zur Schau trugen und die andern minder aufgeputzten Mädchen zu stillem Neide reizen durften. Nicht wahr, welch' naives Kindervergnügen! — Ein paar Jahre danach, genau zur selben Zeit, als die Ziegenböcke von den Ponys verdrängt wurden, traten in derselben naturgemäßen Steigerung an die Stelle dieser kindlichen Kaffeevisiten im gewöhnlichen Putz unschuldige Kinderbälle in der Balltoilette, ein paarmal auch im Maskenkostüm. — Das war nun jedesmal ein ganz wunderliebliches Schauspiel. Natürlich fehlten auch kleine Tänzer nicht; zwar noch nicht im Frack. Nein, das doch nicht; denn die weise Baronin-Mutter hatte die Altersgränze für die Herren auf vierzehn Jahre festgesetzt. Da wäre doch der Frack, dieser schwarze Hohn aller jugendlichen Poesie, ein zu greller Anachronismus gewesen. Aber dennoch waren diese kleinen Dandys so modisch geschniegelt und frisirt; sie zeigten bereits eine so selbstbewußte Tournüre und wußten ihren jungen Tänzerinnen mit solcher Galanterie naive Artigkeiten zu sagen, daß man nur mit freudigem Stolze sich fragen mußte: was werden aus diesen Treibhausschößlingen erst für Kerneichen von deutschen Männern herauswachsen, wenn sie später einmal des Lebens frischer Sturm umbraust! — Doch wäre es höchst ungerecht, nicht auch den kleinen Tänzerinnen mindestens den gleichen Grad frühreifer Entwicklung zuzugestehen. Wirklich, das Herz mußte Einem im Leibe mitlachen, wenn man zusah, mit welch' reizender Schelmerei namentlich die immer gleich geniale kleine Baronesse Melanie ihre begeisterten Verehrer *anzuziehen und wieder* fernzuhalten wußte. Ein so köstliches

Gemisch von prüdem Stolz und Liebenswürdigkeit in diesem erst zehnjährigen Wunderdämchen, daß man nur so staunen mußte, wie Töchterchen und Mama sich hierin zum Verwechseln ähnelten, sowie Melanie junior auch leiblich der Melanie senior wie aus dem Gesichte geschnitten war. Für Mutter und Kind ein gleich liebenswürdiges Compliment! — Und welch' graziöse Haltung, welche Virtuosität feinster Tanzkunst trug die kleine Elfin in Menschengestalt schon zur Schau! Sie war unbestritten an jedem solchen Abend die Ballkönigin. Wer sollte es darum auch der glücklichen Mutter verargen, wenn sie im schwelgerischen Beschauen dieses ihres verjüngten Ebenbildes ihrer eigenen Triumphe im Ballsaale freudvoll und leidvoll gedachte, da sie noch als jungfräuliche Rose von jedem bunten Schmetterling sich umgaukeln ließ, bis mit Hilfe tückischen Schicksals gerade jene Hand sie gebrochen, die sie selber hundertmal lieber mit ihren schärfsten Dornen gestochen hätte. Und konnte wohl Jemand ihrem Mutterherzen verübeln, daß sie das jüngere Töchterchen Gabriele, die, im Gegensatze zu ihr, des Vaters Physiognomie und linkische Haltung ererbt, nicht so tief in sich einschloß, wie ihr eigenes Ebenbild? Die Gouvernante wie die Domestiken gaben zwar in Fleiß und Gutmüthigkeit der minder schönen und gewandten Gabriele vor Melanie bedeutend den Vorzug. Aber ich denke: das Auge der Mutter mußte doch wohl schärfer sehen, in welcher der beiden Schwestern größere Schätze für die Zukunft geborgen lagen. Wenn aber die Gouvernante sich oft bitter darüber beschwerte, daß nach jedem Ballabend für Melanie ein paar Lerntage verloren seien und ihre Launen immer um so stärker hervortreten, so stak in solchem Gejammer eben eine sehr kurzsichtige, pädagogische Pedanterie, die nicht begriff, daß möglichst frühzeitiges Erlernen und Ueben leiblicher Grazie und fein nüancirter Umgangsformen so gut in ein verständiges Erziehungssystem gehören, und später sich vielleicht noch viel kostbarer verwerthen lassen, als alle noch so reich aufgehäuften Güter geistiger und gemüthlicher Ausbildung.

Ja wirklich, diese Goldhelm'schen Schwestern waren neidenswerth glückliche Kinder. Aber auch der vierjährige Bruder Edgar wußte vor lauter Reichthum an theuren Spielsachen oft gar nicht

recht, womit er sich nur zuerst seine Langeweile vertreiben sollte, so daß er wirklich manche Tage buchstäblich gar nicht zur Unterhaltung gelangen konnte. Und als er einmal auf einem solchen Kindermaskenball in der sehr kostspieligen Tracht eines jungen ungarischen Magnaten paradirte und der gleichaltrige Bube des Prokuraführers einen Türken vorstellte, dessen Turban nebst Pumphose nicht den zwanzigsten Theil gekostet, dem kleinen Magnaten aber doch viel pompöser vorkam, da fing dieser pseudo-ungarische Knirps gewaltig zu räsonniren an in untermischt deutschen und französischen Zornausdrücken. Und er stampfte so lange mit den knappen Sporenstiefeln, bis die gute Mutter mit Kaffee und Confekt bei dem jungen Muselmann es dahinbrachte, daß dieser mit dem Magnaten im Nebenzimmer ein changement de décoration vornahm. Dann gab es den ganzen Abend keine vergnügtere Maske als den kleinen, freiherrlichen Renegaten. — Sag' selbst, lieber Begleiter, wo nehme ich jetzt wieder das rechte Wort für solch' wahrhaft ergreifende Mutterliebe her? Am besten wird es sein, wenn ich völlig schweige. Denn zu erschöpfendem Ausdrucke für die Liebestiefe solchen Mutterherzens kann mir jetzt nicht einmal mehr das Alles sagende „comme il faut“ aus der Verlegenheit helfen.

Indessen, wie im Menschenleben eben doch Niemand alle Glücksgüter zusammenbesitzt, und sie vielmehr in gar weiser Vielfältigkeit vertheilt sind, wenn auch oft diese trostreiche Wahrheit unter einem zarten Schleier sich flüchtigem Beschauen verbirgt, so besaßen auch die Goldhelm'schen Geschwister doch nicht unbedingt Alles, was Kinder glücklich und neidenswerth macht. Denn mit so verschwenderischer Freigebigkeit auch der elterliche Reichthum seine Genüsse über sie ausgoß, Eines konnte er diesen Crösuskindern doch nicht geben, ein Gut der Kindheit, kostbarer als alle andern mit Geld erkauften, ein Kinderglück, das über Putz und Geschenke, Spazierenfahren und Maskenbälle himmelweit hinausragt, eine dankselige Erinnerung an die Kindheit, die nie erlischt und auch im spätesten Alter noch ihrer Schönheit vollen Reiz bewahrt, einen Segen, den oft die niedrigste Tagwerkerhütte beherbergt, und der in diesem weiten, prunkenden Palaste doch keinen Platz finden konnte — das Eltern-

haus mit seiner Liebe und seinem Frieden. Diesen einen Reichthum auch der ärmsten Kinder besaßen diese allerärmsten nicht.

Laß mich abbrechen, lieber Begleiter! Du weißt, wie ich es meine.

* * *

Und es war Abend geworden. Der Hofbankier fuhr, im offenen Jagdwagen von naßkaltem Winde wie innerem Frost durchschauert, über den Schloßplatz. Er hatte wohl auf manches Wild geschossen, aber jedes gefehlt. Zu sicherem Zielen bedarf es kalter Ruhe und scharfen Auges, und er hatte stets nur aufs Gerathewohl abgedrückt, manchmal bloß in die Luft oder auf Raben, so unzählig oft, daß sein Büchsenspanner kaum mehr mit dem Laden nachgekommen war. Was war ihm aber auch um erlegtes Wild zu thun gewesen? Er wollte diesen Tag nur außer Hause sein. Das war der eigentliche Zweck seiner einsamen Jagdpartie. Aber sein eigenes Herz war den ganzen Tag über um so sicherer von den Pfeilen seines Grames getroffen und verwundet worden, und der gehetzte Jäger sehnte sich nach der versöhnenden Nachtruhe. —

Edle, weichherzige Menschen sind in ihrem Grolle selten ausdauernd energisch. Es bedarf schon eines gewaltigen Anstoßes, bis sie sich entschlossen aufraffen, um sich ihres mißachteten Rechtes zu erwehren, und sie müssen sehr schwer beleidigt werden, bis sie es über sich bringen, ihrem zürnenden Unmuth in ernsten Strafmitteln Ausdruck zu geben. Aber auch dann thut es ihnen viel wohler, bei dem leisesten Anzeichen von Reue wieder vergeben und vergessen zu dürfen, als in fortgesetztem Grolle die nur halb ausgestreckte Hand von sich abzuweisen; selbst wenn sie aus Erfahrung wissen können, daß dieselbe Hand in kürzester Zeit sich abermals gegen sie erheben werde. Sogar ein trügerischer Friede ist solchen weichen Herzen erwünschter, als die unerquickliche Fortdauer offenen Streites. Der bewußte Edelmuth wird unversehens zur unbewußten Schwäche. Und so kommt es endlich, daß der unedle Beleidiger gegen den großmüthig Verzeihenden, so oft es ihm vortheilhaft erscheint, die Rolle heuchlerischer Reue spielt, um während dieser Comödie die

Wahrheit seiner niedrigen Gesinnung dem friedensbedürftigen Beleidigten wieder vergessen zu machen.

Es bedarf wohl keiner weiteren psychologischen Auseinandersetzung, um den Baron Goldhelm unter diese edlen, weichen Naturen miteinzurechnen. Und so war er jetzt kaum aus dem Wagen gesprungen und mit hastigem Fuß auf sein Zimmer geeilt, und wie er den Mantel nur abgeworfen, fragte er sogleich ängstlich den Kammerdiener: „Ist die Baronin auf ihrem Zimmer, und befindet sie sich wohl?"

„Nein, gnädiger Herr! Frau Baronin liegen schon den ganzen Tag zu Bette. Sie haben im höchsten Grad die Migräne, und der Herr geheime Rath war schon zweimal hier und verschrieb auch Arzenei."

„Krank?" seufzte Isidor vor sich hin, „o ich ahnte das schon den ganzen Tag!" Doch schnell ermannte er sich wieder: „Der Buchhalter Körner soll augenblicklich zu mir kommen!"

Der Kammerdiener eilte hinunter. Sein Herr ging in der gedrücktesten Stimmung auf und nieder.

„Krank! Und ich bin schuld daran! O Salomon! dein Urtheil war zu streng. Ich dachte es mir gleich. Den ganzen Tag hat mich draußen der Gedanke gehetzt und gequält: mein Groll ist zu jählings und zu hart über sie hereingebrochen. Der Schimpf war zu groß vor meinem eigenen Buchhalter. Gott! Könnt' ich's doch wieder zurücknehmen, wär' ich jetzt ein glücklicher Mann! Am Ende wird sie mir schwer krank und ich muß mich darum anklagen. Wird das ein Elend in mir werden! O Salomon! daß ich dir doch gefolgt habe, wo du nie gewesen bist ein verheiratheter Mann, wo dein Herz verhärtet worden ist in lauter Spekuliren und Geldmachen! Was hast du mir für ein Unheil angerathen? Ja du, du bleibst hinten auf deiner Stube sitzen. Was ist dir daran gelegen? Gott der Gerechte sei mir gnädig und mach' sie mir wieder gesund!"

Er war auf einen Stuhl gesunken, und hielt die Hand an seine brennende Stirne. Der Buchhalter stand vor ihm.

„Gnädiger Herr haben mich rufen lassen."

Und der Hofbankier fuhr auf:

„Ja so, der Herr Körner. Ganz recht. Nun, so sagen Sie mir, wie war's heute Morgen mit der Baronin? Sie merken ja wohl schon, was ich wissen will; denn es hat die Baronin krank gemacht. Wahrhaftig, zehntausend Gulden gäb' ich darum, und noch viel mehr, wenn's unterblieben wäre. Also, Herr Körner, wie war's?"

Der Baron blieb mit gesenktem Kopf auf dem Stuhle sitzen. Der alte Buchhalter berichtete wahrheitsgetreu Wort für Wort den ganzen Vorgang von der Baronin erstem Aufschrei über die Entlassung des Herrn Valentin bis zu dem Augenblick, als er sie verlassen, da sie wie vom Blitze niedergeschmettert auf das Sopha gestürzt und die Hände vors Gesicht geschlagen.

„Ich dank' Ihnen, lieber Herr Körner, Sie sind ein braver Mann!" erwiederte der Bankier mit dumpfer Stimme und ohne aufzublicken. „Und wenn von morgen an der jüngere Buchhalter der Baronin Alles auszahlen wird, so darf Ihnen das nicht weh thun. Ich will Sie bei Gott nicht zurücksetzen. Aber nach dem heutigen Auftritte läßt sich das nicht anders machen. Und daß Sie sehen, wie ich Sie gewiß nicht kränken will, so ist Ihr Jahresgehalt von morgen an um fünfhundert Gulden erhöht. Gute Nacht!"

Der alte Buchhalter traute seinen Ohren kaum, als er die Worte seines Principals vernahm. So räthselhaft umklangen sie ihn.

„Vergelt's Ihnen Gott, gnädiger Herr!" das war Alles, was er, zum Baron sich niederbeugend und seine Hand küssend, zu sagen vermochte. Dann empfahl er sich, und so sehr ihn auch seine Gehaltserhöhung freute, schüttelte er doch auf der ganzen Treppe mißbilligend sein ehrliches, weißes Haupt: „Wunderlicher Mann, großmüthiger, schwacher Mann!" —

Wie gerne wäre Isidor schon jetzt zur Baronin hinübergeeilt, um durch liebreiche Worte wieder Alles gut, und ihr und sich die lange Winternacht erträglicher zu machen. Aber wie's nur kam! Er redete sich ein, daß eine solch' aufregende Scene der Versöhnung ihr am Ende mehr schaden als nützen könne. In Wahrheit aber hatte er nicht den rechten Muth dazu, wenn er sich's auch nur halb eingestand. Daß er in seinem Zimmer abgesondert seinen Abendimbiß nahm, und sich ohne Nachtgruß zu Bette legte, darin lag ja

ohnedem nichts Auffallendes. Getrennte Wohn- und Schlafzimmer waren im Hause längst gewohnte Sitte. Ein breiter Corridor war deren vornehme Schranke. Und wieder in einem eigenen Flügel des großen Palais wohnten die Kinder mit Bonne und Gouvernante. Nur um fünf Uhr vereinigte der Speisesaal die beiden Gatten, und da nur ohne Kinder, aber fast immer mit geladenen Gästen. Der Abend gehörte bis nach Mitternacht dem Salon, darin die Baronin das Haus repräsentirte, der Herr selber aber nur selten erschien. Auch beim Frühstück saßen wieder alle getrennt, Vater, Mutter, Kinder. — Ein herzenswarmes, deutsches Familienleben mit seinen täglichen, stillen Festen, wie sie gesegnete Liebe bereitet, war ein fremder Brauch in diesem kalten, undeutschen Hause.

Umsomehr waren darum auch die zwei Goldhelm'schen Töchterchen erstaunt, als des andern Morgens Gouvernante und Bonne ihnen ihre Sonntagskleider anzogen und schon so früh die Lockenköpfe zurecht machten. So neugierig sie auch fragten, sie erhielten keine andere Antwort als die: „Mama hat es gestern Abend so befohlen." — Auch der kleine Edgar in seinem neuesten, himmelfarbenen Röckchen mußte sich mit dieser Erklärung vorderhand befriedigen lassen. So wurden denn die Kinder in das Boudoir der Mutter hinübergeführt, mindestens so gespannt, wie am Christabend vor der Bescheerung. — Als die drei Geschwister jetzt zur Thüre des Boudoirs gekommen, saß die Baronin bereits in ungewohnt frühzeitiger Morgentoilette an ihrem Schreibtisch und übergab einen Brief dem Kammerdiener, der ihr soeben versicherte, daß der gnädige Herr auf seinem Zimmer beim Frühstück sitze.

„Gut, also bringen Sie dieses dem Baron!" sagte sie noch, und die drei Kinder traten mit großen, fragenden Augen mit der Gouvernante herein, die sich sogleich wieder entfernte.

Die vorlaute, kleine Melanie wollte nun eben fragen, was denn das Alles eigentlich bedeute; da fiel ihr Mama schon ins Wort und deutete auf drei wundervolle Blumenbouquets, die in kostbaren Vasen auf dem Marmortischchen standen.

„Ihr sollt heute Morgen dem lieben Papa gratuliren, meine guten Kinder, und ihm diese schönen Sträuße bringen."

„Aber wozu denn, Mama?“ fragte wieder die naseweise älteste Tochter.

„Ah, das ist aber schön, da wird sich Papa wohl recht freuen. Das haben wir ja noch gar nicht gethan,“ sagte die gutherzige Gabriele in kindlichem Tone, während auch dem kleinen Edgar die schwarzen Augen freudig strahlten.

„Und küßt ihn nur recht, liebe gute Kinder! Hört ihr's?“ fuhr die Baronin weiter, ohne sich auf der Erstgebornen verfängliche Frage näher einzulassen. „Nun wartet nur noch ein wenig, ob auch Papa schon aufgestanden ist. Kommt, setzt euch einstweilen hieher!“

Unterdessen las der Vater dieser Kinder in seinem Zimmer folgenden Brief ihrer Mutter:

Liebster Isidor!

Ich bitte dich, lies das inliegende Wort meines armen Vaters, und denke dir meine wahrhaft verzweiflungsvolle Stimmung, als du vorgestern Abends heimgekehrt, und dieser Brief eine halbe Stunde dir zuvorgekommen war. Sage selbst: konnte ich da im Stande sein, deine mir vorausgeschickten herzlichen Küsse so zu erwiedern, wie ich es so gerne gemocht? Ich war ja von Schmerz und Scham noch ganz zerschlagen. Aber mit welch' kaltem Gruße warst du auch zu mir hereingekommen! Mußte nicht dagegen der Inhalt deines Telegramms mir fast wie Hohn erscheinen? Doch mich verlangt nach Frieden und Eintracht. Alles sei großmüthig von mir vergessen, so tief du mich auch am andern Morgen vor einem niedrigen Buchhalter völlig schuldlos gedemüthigt hast. Isidor! Meinen treuesten Diener ohne mein Wissen zu entlassen, blos um mich zu kränken, war das recht? Kann ein liebender Mann seine Frau und seine Kinder vor einem Buchhalter so compromittiren? Kann obendrein ein kluger Geschäftsmann seines ganzen Hauses Credit vor einem seiner Diener so gefährden? Doch, wie ich schon sagte, ich verzeihe dir Alles. Nur rette meinen Vater! Beschämend genug für mich, daß ich solch' demüthigende Bitte an dich stellen muß. Erleichtere sie mir durch deine Liebe! Gedenke edelmüthig deines eigenen Vaters, der dir Gottlob solchen Reichthum hinter-

lassen hat! Ein neues Leben beginne von heute an in unserm Hause! Und auch dein lieber Gast soll mir dann freudig willkommen sein. Gieb mir ein Zeichen, daß du meine Bitte erfüllest, oder noch lieber: komme selbst zu deiner dich liebenden

Melanie.

Und kaum hatte Isidor diese Zeilen mit umschleierten Augen überflogen, da eilte er auch voll stürmischer Sehnsucht nach Versöhnung hinüber zum Boudoir. Die Baronin hörte noch auf dem Teppich des Corridors seine hastigen Tritte. Diese sagten ihr Alles. Ihr Auge glänzte triumphirend. Ihre kluge, dramatische Berechnung täuschte sie nicht. „Kinder, der Vater kommt, vergeßt das Gratuliren nicht!“ — rief sie noch schnell. Und er stürzte herein. Die Kinder streckten ihm die Sträuße entgegen und riefen wie aus einem Munde: „Papa, wir gratuliren.“

„Auch ich, lieber Isidor!“ fiel gerührt thuend die Mutter ein, daß der diesen räthselhaften Glückwunsch gar nicht zu deuten wußte und ganz verloren dreinsah.

„Aber wozu gratulirt ihr mir denn, liebe Kinder? Ist denn heute Isidor? Das ist doch, glaub' ich, erst im April. Und erst im Juni ist mein Geburtstag. Und das Alles ward doch sonst immer vergessen. Was ist denn nur heute für ein Tag? Mein Gott? Wozu gratulirt ihr mir denn?“

„Wir wissen's nicht, Papa!“ sagte die kleine Melanie leichtfertig. „Aber es freut uns doch,“ fiel Gabriele ihr innig ins Wort.

Die Baronin trat nun ganz nahe zu ihm hin, legte den Arm um seine Schulter und flüsterte ihm ins Ohr:

„Wozu wir dir jetzt gratuliren, guter Mann? Zum Geburtstag unseres heute neugeborenen häuslichen Glückes — ich und die lieben Kinder.“

„Ach Melanie, machst du mich jetzt zu einem reichen, glücklichen Mann! Wie kann ich dir's danken und vergelten?“

Heiße Thränen brachen ihm hervor. Er küßte sein Weib und noch dreimal inniger seine Kinder, eines nach dem andern, und konnte gar nicht mehr von ihren süßen Lippen lassen. Die Kinder

wußten nicht, wie ihnen geschah. Solche Vaterküsse hatten sie ja noch niemals verkostet. Und die weichherzige Gabriele fing sogar vor Freude darüber zu weinen an, weil sie ihren Vater noch niemals so glücklich gesehen, wie heute.

Eine Stunde darauf ritt ein Eilbote im schärfsten Trab über den Schloßplatz hinaus auf die Landstraße und brachte zehntausend Gulden in Banknoten nach Schloß Reiffenberg.

Zu derselben Zeit fuhr Doctor Hermann Stark aus seiner Heimath nach der herzoglichen Hauptstadt.

So ward das Grab häuslichen Glückes im Goldhelm'schen Hause von trügenden Blumen überwuchert. — Nun mag der liebe Gast erscheinen!

IV.

Ade nun ihr Berge, du väterlich Haus.

Waren das doch an den letzten drei Abenden, da der Hofbankier über den Schloßplatz in sein Palais gefahren, himmelweit verschiedene Stimmungen! Als er vorgestern aus Hermanns Vaterstadt in sein Haus heimgekehrt, da schwelgte sein Herz zwischen Winter und Frühling, wann über noch schneebedeckten Feldern die ersten Lerchen singen. Gestern bei der Heimfahrt von freud- und beuteloser Jagd war das nämliche Herz wieder von trübseligstem Novembernebel eingesponnen; und nach weitern vierundzwanzig flüchtigen Stunden war der Baron am dritten Abend über den Schloßplatz gefahren, seinen lieben Gast, den er eben abgeholt, zur Seite, und wie ein Sommermorgen im Hochwalde, darin tausendfältige Lieder erklingen und stolze Wipfel zum blauen Himmel rauschen, so war heute die Stimmung dieses abermals nämlichen Herzens. Daß dieses zarte Instrument doch solchen Wechsel nur aushalten kann!

Der Hofbankier stieg jetzt mit dem jungen Anwalt Stark die mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf. Tageshelle Gasflammen sprühten aus den Fackeln, die zwei bronzene, halb-

nackte Genien hinaushielten. Griechische Statuen blickten mit hehrem Götterernst aus ihren dunklen, von immergrünen Gewächsen umwucherten Nischen, und von der verschnörkelten Stukaturdecke grüßten schmetterlingbeschwingte Amoretten und nymphenkosende Satyrn mit dem ganzen lebenslustigen Leichtsinn jenes Jahrhunderts nieder, darin dieses vormalige Grafenhaus dem Boden entstiegen war.

Der kleinstädtische Gast war unterm Hinauftreten von diesem ungewohnten ersten Eindruck kaum ein wenig zu sich gekommen, so trat auch schon die Baronin in reizendster Toilette aus dem Corridor in das zauberhafte Treppenhaus; und zwischen Orangenbäumen mit goldener Frucht winkte sie grüßend hinunter. Dazu hoch über ihr in purpurner Umrahmung die Mediceische Venus, den blendenden Marmorleib von unbestimmtem Lichte umzittert; und dieses schillernde, lebenswarme Frauenbild — O Doctor Hermann Stark, dachtest du jetzt nicht, das sei der Eingang zum Paradies alles Menschenglückes?

„Ma foi! Welch' bildschöner, interessanter Kopf, wie ich noch selten einen gesehen!" Dieser Gedanke machte jetzt der Baronin großes Auge noch heller strahlen, je näher dieser Provinzsohn heranstieg.

Jetzt waren die Beiden ihr nahe gekommen. Der Hofbankier stellte seinen Gast ihr vor, überglücklich, daß sie zur Begrüßung ihnen so liebreich entgegengekommen. Holdselig lächelnd sagte sie: „Mein lieber Mann hat mir schon so viel Schönes von Ihnen erzählt, Herr Doctor, daß ich Sie in unserem Hause herzlich willkommen heiße. Möge es Ihnen bei uns nur auch recht heimisch werden!"

Dieser erwiederte in verbindlichem Tone, darin aber doch etwas Stolzes klang:

„Das wünsche auch ich von ganzem Herzen, Frau Baronin! Aber schon dieser feenhafte Eintritt macht mich so befangen, daß ich mich fast ein wenig vor dem Innern fürchte, ob solch' ein bescheidener Kleinstädter, wie ich, darin zu vollem Behagen kommen könne."

„Wie gewählt er sich ausdrückt! Ist das ein ungewöhnlicher Mensch!" dachte die Baronin für sich; dann sagte sie laut: „O lieber

Herr Doctor, ich bitte, fürchten Sie das gar nicht! Denn mögen des Hauses Räume reich oder ärmlich sein, wenn nur die Menschen drinnen dem lieben Gaste das Haus behaglich machen! Und ich hoffe, wir werden diese schöne, gastfreundliche Aufgabe an Ihnen zu lösen verstehen. Aber kommen Sie, Herr Doctor, Sie werden von der langen Fahrt wohl ermüdet sein. Ruhen Sie sich auf Ihrem Zimmer erst ein wenig aus! Dann bitten wir freundlich, zum Thee zu kommen, ganz im traulichen Familienkreise, damit Sie sich sogleich wie zu Hause bei uns fühlen."

„Sie sind allzu gütig, Frau Baronin," warf Hermann unter freundlicher Verbeugung leicht hin. „Also auf baldiges Wiedersehen!"

Einer der beiden Kammerdiener in himmelblauer Livree mit Goldschnüren, einen silbernen Armleuchter in der Hand, trat an Hermann hochnasig respektsvoll heran, um ihn auf sein Zimmer zu führen.

Der Hofbankier war unterdessen sprachlos wie zwischen Wachen und Träumen gestanden. Endlich fuhr er sich über die Stirne wie sich besinnend, ob das auch wirklich seine leibhaftige Frau noch sei. Und wie sie schön dabei war! Welch' sanfte Anmuth ihr ganzes Wesen verklärte! Wie Uhlands frühlingsgläubiges Wort: „Nun, armes Herz, vergiß der Qual, nun muß sich Alles, Alles wenden," klang es durch seine weichgestimmte Seele.

Eine halbe Stunde darauf trat Hermann am Arme seines Gastfreundes, der ihn selber abgeholt, in den Theesalon. Vom süßesten Arom des Morgenlandes durchduftet empfing ihn dieser. Noch wob das gedämpfte Licht der kunstvollen Bronzelampe einen dämmerigen Schleier um dieses luxusreiche Prunkgemach. Nur die goldenen Sterne auf den blauen Vorhängen und Portièren von schwerster Seide funkelten aus dem traulichen Halbdunkel dem überraschten Gast entgegen. Alle andern Kostbarkeiten wirkten noch mit unsicherer Macht, aber doch schon blendend genug auf seine wie in einer Märchenwelt befangenen Sinne.

Aber siehe, das Allerkostbarste in diesem zauberhaften Daheim! Die zwei holdseligen Mädchen mit den Lockenköpfen, die jetzt von

ihren sammtenen Pfühlen sich lieblich vor ihm verneigen und ihm die Hand geben! Und gar der im zurückgelehnten Fauteuil so malerisch hingestreckte, schlafende Knabe! Also, in all' diesem todten Reichthum auch noch solchen lebendigen! Sind das neidenswerthe, glückliche Menschen! — Das war jetzt der überwältigende Gedanke in Hermanns Herzen, als Baronin Melanie ihn neben sich auf das Sopha zum Sitzen einlud mit dem so zärtlich klingenden Mutterwort:

„Sie sind uns wohl nicht böse, Herr Doctor, daß ich Ihnen schon heut Abend meine Kinder zugeführt! Aber einmal dachte ich mir, daß gerade die Gegenwart dieser Kleinen am schnellsten dazu beitragen würde, jedes Gefühl von Fremdsein in unserem Hause bei Ihnen abzuschwächen; und dann rechnen Sie's gewiß auch der Mutter zu gute, wenn sie nicht erst eine lange Nacht verstreichen lassen wollte, bevor sie Ihnen ihres Hauses kostbarste Schätze gezeigt, ohne deren Besitz wir ja doch, selbst in solcher Umgebung, mehr oder minder arme Menschen genannt werden müßten."

Der Baron blieb auch bei dieser Rede stumm. Aber die Augen rannen ihm über. Hermann bemerkte das wohl, als eine, wie er glaubte, tief empfundene Beglaubigung des eben Gehörten. Ueberdies schmiegte sich ja die kleine Melanie nach dieser Rede so traulich an ihr mütterliches Ebenbild, und Gabriele streichelte voll geheimen Mitleids die Hand des Vaters, weil sie seine nassen Augen gesehen. Wie hätte da ihrer Eltern Gast auch nur einen Hauch von Lüge argwöhnen sollen? Heißt es doch schon seit uralten Zeiten: „Kinder reden nur Wahrheit!"

Ob die Mutter dieser Kinder vor diesem Sprüchworte sich jetzt vielleicht heimlich fürchtete? War es doch seit undenklich langer Zeit das erstemal, daß sie Vater und Mutter so einträchtig zusammen sitzen sahen, und selber um sie bleiben durften. Wenn jetzt eines davon in argloser Kinderunschuld seine freudige Verwunderung darüber ausplauderte? Welch' penible Naivetät vor diesem interessanten Gaste! Welch' fatales Schleierlüften!

Darum war auch die Baronin dieser Befürchtung zuvorgekommen, und bestärkte damit nur noch obendrein des Gastes schönen Glauben von dem gesegneten Frieden ihres Familienglückes. „Liebe

Kinder," sagte sie, „nun habt ihr unsern verehrten Gast gesehen und begrüßt, und nun geht auch schön brav zu Bette, daß ihr morgen früh wieder rechtzeitig aufstehen und lernen könnt! Ihr wißt ja: Morgenstund' hat Gold im Mund; und wer in der Jugend nichts lernt, muß im Alter darben. So sagt dem Herrn Doctor und dem lieben Papa freundlich: gute Nacht!"

Die beiden Mädchen thaten nach der Mutter Geheiß, beide gleich traurig, daß sie nicht länger bleiben durften. Der Doctor Stark gefiel ihnen so gut, und auch dieser konnte sich jetzt nicht enthalten, auf ihre Stirn einen warmen Kuß zu drücken. Auch der Vater schloß sein Töchterchen Gabriele gar innig in den Arm, denn die kleine Melanie hatte sich schnell wieder zur Mutter gewendet.

Diese deutete jetzt lächelnd auf den schlafenden Edgar:

„Und hier, Herr Doctor, unser träumender Stammhalter, dem der Sandmann heute besonders früh in die Augen gekommen, wird eben morgen seinen versäumten Willkommgruß nachholen und läßt sich heute bei Ihnen durch mich höflichst entschuldigen."

Damit endlich dieses schöne Bild von Eltern- und Kinderliebe vor dem lieben Gaste seine volle Poesie erschließe, hob Baronin Melanie den schlafenden Knaben mit all' ihrer Kraft aus dem Fauteuil auf den Arm. Der lehnte fortschlummernd den schwarzen Lockenkopf an ihr zartes Gesicht. Welch' neues Motiv für einen Maler! Fast noch ein wenig reizender als jener fliegengierige Affenpinscher.

Mit dieser poetischen Last auf dem Arm und den zwei Töchtern zum Geleite empfahl sie sich:

„Sie entschuldigen, Herr Doctor, mich rufen Mutterpflichten. Auf Wiedersehen in einer Viertelstunde!"

Die im Hintergrunde des Salons bisher wie zwei Bildsäulen harrenden Lakaien sprangen jetzt rasch heran. Der eine öffnete die Flügelthüren, der andere trat mit zwei Leuchtern voraus; Mutter und Kinder folgten. Wie dieses rührende Bild von Mutterliebe Hermanns Augen entschwunden war, neigte er sich zu seinem Gastfreunde hinüber und drückte ihm bewegt die Hand:

„Herr Baron, was sind Sie ein glücklicher Mann! In solchem

Hause, mit solcher Frau und solchen Kindern! — Ich habe so oft im Leben schon gehört, und mein treuester Freund hat es mir immer aus Holland geschrieben, wie Reichthum an Herzensglück so selten mit dem an äußeren Gütern sich vertrage. Und nun ich zum erstenmal ins Haus eines reichen Mannes eingetreten, werde ich das gerade Gegentheil gewahr von diesem so oft gehörten Ausspruche. Wahrhaftig, Ihnen bleibt ja kein einziger irdischer Wunsch mehr übrig."

Da geschah's über dieser Rede dem Baron, als ob eine Zentnerlast sein Herz beschwere und durch den Salon ein leises Hohngelächter ginge; und er erwiederte, mit aller Gewalt seine Wehmuth bekämpfend:

„Ja wohl, lieber Herr Doctor, Sie haben ganz Recht. Mir bleibt kein einziger irdischer Wunsch mehr übrig als nur der eine, daß durch mein ganzes Leben lang Alles wahrhaftig so bleiben möge, wie Sie's heut Abend in meinem Hause gesehen. — Aber, mein Gott, das menschliche Glück ist ja so vergänglich!"

Was war das? Diese Saite gab keinen reinen Klang. Bevor aber Hermann darüber zum Nachsinnen kam, lenkte der befangene Hofbankier das Gespräch auf die morgen frühe stattfindende Gerichtsverhandlung, und der, wenn auch noch so geniale, doch welt- und lebensunkundige, junge Advokat vergaß über dem Ernst dieser Prozeßsache wieder auf den andern in des Barons so seltsamer, wehmüthiger Antwort ....

So laß, lieber Begleiter, die beiden Männer juristisch zusammenplaudern, indessen ich dir selber ein paar Worte zu sagen habe. Ahnte ich doch schon vorhin die in deinem Innern so erklärliche Frage: aber was wollte die Baronin nur mit dieser neuen, unwürdigen Komödie, zu deren Mitspielenden sie abermals ihre Kinder mißbrauchte? — Und dennoch thut ihr diese Frage, so nackt hingestellt, diesmal Unrecht. — Es war nicht Alles Komödie.

Nirgends in der weiten Welt liegen solch' große, sich widerstreitende Räthsel so nahe nebeneinander, als oft im winzigen Raume des Menschenherzens. — Ist die volle Harmonie aller Kräfte des *Geistes und Gemüthes* zu einer ganzen, wahrhaftigen, inneren

Menschenschönheit eine gar seltene Erscheinung, so ist doch auch jene tiefste Entartung nicht minder selten, in der einzig und allein Bosheit und Lüge sich in die Herrschaft über den inneren Menschen theilt, und jeder besseren Regung sogleich despotisch nach dem Leben trachtet. Aber jener Menschenherzen gibt es unzählig viele, in denen Licht und Dunkel, Gutes und Böses in falschem Frieden räthselhaft nebeneinander liegt, in denen heut alle Kräfte des Willens versöhnt zu einem schönen Einklang zusammentönen, und schon des anderen Tages wieder als Mißklänge feindlich auseinander gehen; in denen am Morgen ein göttlicher Lichtstrahl über erdentstiegenes Gewölk die Uebermacht gewinnt, und schon des Abends wieder erlischt im siegreichen Dunkel. — Und welcher menschliche Geist wollte sich vermessen, in solch' unharmonischen Herzen auszuscheiden auf die eine Wagschale all' die mitschuldige Macht von Geburt und Erziehung, von dem Einflusse der tausendgestaltigen Lebensverhältnisse, von Vorbild und Verführung, von angebornem trägen und heißen Blut, sowie von jedem Wort aus fremdem Munde, gute oder schlimme Neigung befruchtend — und auf die andere Schale nichts als den, von jedem mitschuldigen Ungefähr losgeschälten, selbstbewußten freien Willen? Wer wäre kundig solch' göttlicher Scheidekunst, um, alles Menschenirrthums ledig, in untrügbar richtigen Maßen Gutes und Böses in solchen Herzen abzuschätzen? —

Auch die Baronin von Goldhelm verdient, daß diese allgemein menschlichen Sätze vor jedem allzu harten Urtheile sie beschützen. Hätte der stets in der Luft schwebende Bankerott ihres abenteuerlichen Vaters sie nicht förmlich gezwungen, trotz Bitten und Weigern, ohne jede Herzensneigung, sich dem reichen Hofbankier zu vermählen, wer kann ermessen, was in dem Hause eines von ihr geliebten und sie mit verständiger Liebe leitenden Mannes aus ihr geworden wäre? — Denn trotz aller Verbildung war ihr Geist dennoch reichbegabt, trotz Verstellungskunst und Launenherrschaft lag ihr Gemüthsleben nur halb erstorben wie ein Baum, der in ausgedorrtem Erdreich wurzelt. So hatte das innere Darben an Liebesbefriedigung sie *maßlosem äußeren Luxus in die kalten Arme getrieben, darin nie das Herz erwarmt.* Des Weibes verborgenes Liebeswalten im Hause

ging unter im prahlenden Zurschautragen falscher Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Die gelehrt thuende Salondame vergaß die einfache Mutterweisheit der Kinderzucht, und des Hauses blendende Pracht bedeckte die Verkommenheit ihres Inneren.

Aber auch über ihr armes Herz war dann und wann die ganze Bitterkeit des Bewußtseins hereingebrochen, daß ihr Leben doch nur eine ruhelose Hetzjagd sei, von einem Tage zum andern neu beginnend, und nur Schattenbilder von Menschenglück ihr als Beute liefernd. In solch innerer Verlassenheit suchte sie dann wohl tröstende Zuflucht bei ihren Kindern und überhäufte sie verschwenderisch mit Freuden aller Art, nur um für sich selber einen Abfall davon zu erübrigen. Und wie schnell war dieser immer wieder in ihr aufgezehrt! — Aber zum Herzen ihres Mannes flüchtete sie niemals, nicht einmal in einem Anflug von Liebe, — nicht vom ersten Tage, da man sie als willenloses Weib gezwungen, dem ungeliebten Manne zu bieten, was nur dem geliebten gebührt, bis heute — durch all' die langen Jahre.

Als sie aber heute Morgens den Vater ihrer Kinder diese so unendlich zärtlich küssen und an ihrem Halse vor Freude weinen sah, da hatte ihr Herz zum erstenmale zwar nicht Liebe zu ihm überschlichen, aber doch ein besseres Gefühl, mit Liebe wenn auch noch so entfernt verwandt, und oft deren spätere, leibhaftige Mutter — ein mit Achtung gepaartes Mitleid.

Die vor dieser Scene mit solch' raffinirter Verstellungskunst durchgeführte Komödie war gegen den Willen ihrer mitspielenden Verfasserin in eine ernstere Stimmung umgeschlagen. Und ihr in Wahrheit darüber feucht gewordenes Auge war so wenig in ihrer unwürdigen Rolle gestanden, als ihr Herz zuvor daran gedacht hatte, auch nur im unbedeutendsten Part dabei dramatisch mitzuwirken.

Die Zartheit, mit der sodann der gerührte Gemahl unter wenigen Worten ihre Bitte für die augenblickliche Rettung des Vaters erfüllte; und als er, bei ihr eine glückliche Stunde niedersitzend, ihr nachträglich die ganze innere Entstehungsgeschichte jenes Telegrammes mit *den tausend herzlichen Küssen* erzählte, und gegen diese lichtvolle

Dämmerung seines Herzens den kalten Schatten ihres Empfanges voll nochmaliger Wehmuth verglich, das Alles half ihr Mitleid mit ihm verstärken. Mit all' ihrer Willenskraft gelobte sie sich, zwar nicht von nun an durch aufrichtige Liebe ihn zu einem glücklichen Gatten zu machen, — nein, nicht zu viel auf einmal! — aber doch vor diesem seinem erwarteten, lieben Gaste nun auch ihr eigenes Haus so glücklich erscheinen zu lassen, daß ihr reicher, hochgestellter Mann vor diesem kleinstädtischen Advokaten sich wenigstens nicht zu schämen habe. Ja, wie das Menschenherz doch unberechenbar ist — nachdem die Baronin nun Hermann selber gesehen, von dessen Liebesglück sie so viel gehört, da hätte sie um Alles gern voll Eifersucht ihm mit voller Wahrheit in diesem Momente beweisen wollen, daß sie wenigstens an ihren Kindern einen Schatz von Glück besitze, daran sein Herz zur Stunde noch darbe. Und wenn sie mit viel harmloserer Einfachheit diesen Zweck hätte erreichen können, so muß man eben bedenken, daß, wer Jahre lang in der Verstellung eingespielt ist, auch wenn er einmal wahr sein wollte, diese Wahrheit gar nimmer in ungekünstelter Schlichtheit auszudrücken versteht.

Nach einer Viertelstunde war die Baronin wieder in den Saal gekommen und auf ihren alten Platz neben Hermann zurückgekehrt. Ihre Frage, ob er zum erstenmale hier in der Hauptstadt weile, lenkte die Unterhaltung ganz von selber weiter auf den Vergleich zwischen dem Leben in der großen Welt und der Abgeschiedenheit kleiner Provinzstädte. Und wie jetzt die Baronin, in Hermanns Anschauen vertieft, mit schwunghafter Rede ihr Lob der großen Stadt vor ihm erklingen ließ, wie sie all' die unerschöpflichen Genüsse in Kunst und Wissenschaft ihm verlockend vor die Seele hielt, und endlich das ihm so glaubwürdige Evangelium predigte, daß je höher begabt des Mannes Geist, er um so weniger in seines Hauses Enge verkümmern dürfe, so wohl auch dessen behagliche Luft seinem Herzen thue; — sondern daß er immer hoch oben stehen müsse auf der Warte seiner Zeit, im geistigen Verkehr die Schätze des Wissens unablässig mehrend und schärfend des Auges Sehkraft — wahrhaftig, *da geschah unserm*, in stummes Lauschen versunkenen Freund, als *sei ein unsichtbarer*, gewaltiger Geist zu ihm herangetreten, der ihm

erst jetzt den ganzen verlockenden Luxus dieses Saales aus dem Halbdunkel entschleiere, und dabei verführend ins Herz ihm flüstere: „Nun erkenne, was Leben heiße! Denn was du bis jetzt gelebt, war nur der Schatten des Lebens! Und kommst du hieher nur wenige Jahre, und auch du wirst genießen dürfen, wie diese. Ein Geist wie du, wie mag er so schmachten und darben in unserer Zeit!" — Und wieder zog eine andere Geistermacht sein Herz zur Heimath ins einfache Erkerhaus. Der ganze Frühlingsduft seines jungen Glückes wehte besänftigend ihn an. Mit aller Liebe im frommen Auge winkte Helene heim, und die ehrwürdige Mutter hob warnend den Finger. — Aber das Erkerhaus zerrann wieder im Nebel und er stand im Geist auf der herbstlichen Haide am Hünenhügel. Der Bahnzug brauste durch den Reichswald wie dazumal ihm in die Seele: „Vorwärts und immer vorwärts, die Welt und ihr Glück zu erjagen! Und auch du wirst im Sturme mir noch folgen, mir, deiner Mutter, der Zeit." — Und kaum war dieses Brausen verweht, sah er den weißbärtigen Schäfergreis vor sich stehen und hörte seiner Stimme dumpfes Mahnen: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter und bekommt nie genug. 's ist alles Rauch! . . . ."

Welch' ein mächtiges Ringen von verlockenden und warnenden Stimmen in ihm! Aber die Monate lang in verschlossener Brust genährte Qual gab jetzt den Ausschlag. Und mit all' seinem Ungestüm fiel Hermann in der Baronin Rede:

„Ja, Sie haben Recht, gnädige Frau, tausendmal Recht, und reden mir nur aus dem eigenen Herzen! Fort muß ich, aus dieser drückenden Provinzluft, fort aus diesem geisttödtenden Vegetiren! Aber wie, wie soll ich dieses Ziel erreichen? Geschah mir doch schon dadurch eine ganz außerordentliche Gunst, daß ich lange vor der Zeit daheim Advokat geworden. Und was mußte nicht Alles dabei zusammenwirken? Der Verzicht meines seligen Vaters, die Fürsprache des Präsidenten von Schlehdorf und dessen innige Freundschaft mit dem Minister. Aber was und wer sollte jetzt für mich sprechen? Schlehdorf liegt im Grabe gleich meinem Vater. Jener Minister ist abgetreten. Ich weiß nicht einmal, ob eine Stelle hier erledigt ist,

und wenn auch, ich der allerjüngste, nur verspottet kann ich werden von der Legion der älteren Bewerber. Und dann, o Gott, meine Mutter, unser Haus! Ueberall nur Hindernisse! Nein, gnädige Frau, ich bin, wer weiß für wie lange Zeit noch verurtheilt, in meinem geistigen Exil zu harren und zu schmachten."

„Nun, wer weiß, Herr Doctor, oft wird das Schwerste kinderleicht," warf die Baronin in Hermanns tiefste Erregtheit leichten Tones. Und überhaupt stellen Sie sich die ganze Sache zehnmal zu schwer vor. Was will das viel heißen, hieher versetzt zu werden? Es kommt nur darauf an, daß Sie selber ernstlich wollen. Nicht wahr, lieber Isidor? Das Andere soll unsere Sorge sein."

Der Hofbankier hatte während dessen schweigend vor sich hingesehen. Seine Art war es überhaupt, nur das Wenigste davon auszusprechen, was er dachte. Aber wohl noch selten war sein Schweigen ein solch' gedankenreiches gewesen, wie diesmal, da er innerlich zu sich sagte:

„Mein Gott, Menschenleben, wunderliches Menschenleben! Da hat dieser Mann jetzt Alles, Alles, was das Herz nur glücklich machen kann, und er gibt sich doch nicht zufrieden. Er besitzt die Wahrheit alles Menschenglückes und beneidet mich um den Schein. Gott! Wie traurig! Und wenn ich's ihm nur sagen dürfte! Hab' ich ihn doch so lieb! Denn wenn es in meinem Hause nun wirklich besser geht, ist ja nur das seinige Schuld daran. Aber ein klein wenig warnen muß ich ihn doch, wie so gefährlich er spielt mit seinem Glück, der junge, unvorsichtige Mann!"

Und ohnedem durch Melanie's „nicht wahr, lieber Isidor?" aus seiner Schweigsamkeit herausgedrängt, ließ der Baron nun der Wehmuth seines Herzens freien Lauf.

„Nun ja freilich, hieher zu kommen, was wäre das viel Schweres? Aber, mein lieber Freund, nehmen Sie mir's nicht übel! Sie wissen ja, wie lieb ich Sie habe! Wenn Sie nun wirklich würden, was sie so gar gerne sein möchten — Advokat hier bei uns — glauben Sie wohl, daß Sie dann hätten in der großen Stadt noch Alles, was Sie jetzt haben dort in der kleinen? Daß Sie in dem hiesigen Treiben und Drängen noch könnten bewahren ein solch' ruhiges, Gott!

ein solch' schönes Familienleben im Hause, wie ich's hab' bei Ihnen gesehen mit so großem Glück in der kleinen Stadt? — Ich weiß nicht, und wenn ich hätt' in der einen Hand die Macht, Sie hieher zu bringen, und in der andern die Macht, Sie daheim zu behalten; und wenn ich Sie hätte noch tausendmal lieber, als ich Sie jetzt schon habe, so weiß ich doch wahrhaftig selber nicht, welche Hand ich sollt' aufmachen für Ihr Glück und welche geschlossen lassen. Denn wenn ich mir dächte, Ihr Haus müßte hier Schaden leiden und Ihre prächtige, junge Frau hätte an Ihnen in der großen Stadt nicht mehr so viel, wie jetzt daheim in dem lieben, gemüthlichen Hause — wenn ich das fürchten müßte, es könnte mir weh thun um Sie und um Ihre Frau und auch einst um Ihre Kinder, weiß der gerechte Gott, weh' thun in meinem innersten Herzen."

Die Baronin sann trüb vor sich hin. Sie fühlte den verborgenen Stachel in ihres Mannes Rede gar wohl. Und die Purpurröthe, die ihr plötzlich in die Wange geschossen, sowie ihr finsteres Auge, zeigten nur zu deutlich, wie sie sich gerade jetzt vor Hermann in innerster Seele schämte, dieses Mannes Frau zu sein. Denn mitten durch ihr besseres Gefühl überschlich sie wieder der ganze heimliche Widerwille gegen Isidors jüdische Abstammung, die in Satzbau und Accent immer wieder, wie gerade jetzt unverkennbar hervorbrach, sobald er über erregter oder weicher Stimmung vergaß, die anerzogene Gewohnheit zu beherrschen.

Hermanns Auge entging dieser ganze Vorgang, und in raschem Feuer war er mit seiner Entgegnung bei der Hand:

„Aber warum, Herr Baron, warum fürchten Sie das? Weßhalb soll mein häusliches Glück hier in der großen Stadt nicht so fest begründet bleiben, wie jetzt in der kleinen? Ist das denn eine Nothwendigkeit, daß wenn das Leben meines Geistes hier bereichert wird, das meines Herzens um so ärmer werden muß? Verzeihen Sie mir, ich weiß ja nur zu sehr, wie unendlich gut Sie's mit mir meinen, aber es sind das psychologische Sätze, die ich nicht begreife, und mir steht das gerade Gegentheil im Herzen geschrieben. Denn ganz offen gestanden, so grenzenlos auch die Liebe zu meiner herrlichen Frau, die bis zum tiefsten Grunde die Sehnsucht meines Herzens

ausfüllt, ein Pfeiler steht doch nicht ganz fest im Bau unseres beiderseitigen Glückes, und das ist mein jetziges geistiges Leben. O nicht, wahrhaftig nicht, daß meine Frau mich nicht verstände, mich nicht geistig befriedigte, nein! Denn sie ist überreich an echten Schätzen weiblicher Bildung. Aber außer meines Hauses innerem Paradiese liegt nichts als unabsehbare, öde Wüste. Und zum Einsiedler ist mein Geist nun einmal nicht geartet. Zusammenleben und wirken muß er mit Gleichgesinnten oder im offenen Kampfe sein mit ehrlichen Gegnern. An der Völkerarbeit von Kunst und Wissenschaft will er bewußten Antheil haben und mitwirken an Freud und Leid der Nation im Centrum ihres Schaffens und Ringens, aber nicht von weitem nur des Volkes Pulsschlag hören, wie jetzt. Und nicht allein für mich ersehne ich diese Zukunft. Nein, nicht minder auch für meine Frau, für mein ganzes Haus. Nicht in Kaffeekränzchen geschwätziger Basen soll sie ihr Licht unter den Scheffel stellen müssen, sondern es leuchten lassen dürfen, wo man seinen Glanz zu würdigen weiß, und es immer wieder aufs Neue nähren können vom Oele geistigen Umgangs. O, Herr Baron, wäre das in uns Beiden doch ein armseliges Liebesglück, wenn es das nicht vertragen könnte, was die Gesundheit der ganzen Nation begründet und erhält, wenn es sich ängstlich hüten müßte vor jedem frischen Geisteshauche, der das Gedeihen ganzer Völker befruchtet; und wenn es nur in abgesperrter Zimmerluft seine schönsten Blüthen entfaltete! Nein, Gottlob, zu solch' kleinen Herzen zählen wir beide nicht. Doch was brauche ich lange mit bloßen Worten zu demonstriren? Ihr eigenes Haus, Herr Baron, Sie Beide selber widerlegen Ihre Theorie ja mit unwidersprechlicher Logik. Ihrer Beider Geist besitzt ja von jeher schon Alles, wonach ich erst verlange. Und sind Ihre Herzen vielleicht deßhalb weniger glücklich? Hat die große Welt und all' ihr geistiger Reichthum Sie an dem zartesten häuslichen Glücke auch nur um ein Sonnenstäubchen ärmer gemacht? O ich habe es ja heut Abend mit eigenen Augen gesehen. Und bin ich auch hundertfach bescheidener an Wünschen, als sie Ihnen Beiden das Schicksal schon erfüllt, ich würde schon als des Himmels größte Wohlthat dankend hinnehmen, wenn er meinen Geist nur einmal aus seiner Gefangen-

schaft in solche Freiheit führte. O das Leben ist mir schon lange nimmer ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Glauben Sie mir: ich kenne die große Welt und ihre Gefahren, aber mein Herzensglück hat keine Angst davor."

Es war gut oder schlimm, wie soll ich nur sagen, daß Hermann im Feuer dieser Rede die beiden Ehegatten, deren „zartestes, häusliches Glück" er als Beweismittel für seine Ansicht begeistert aufgerufen, nicht näher ins Auge gefaßt hatte. Denn wie waren diese vor ihm dagesessen, bleich und mit niedergeschlagenen Augen, als hätte plötzlich eine höhnische Hand von ihrem innersten Leben den verhüllenden Schleier hinweggezogen! Keines hatte das Andere nur anzuschauen gewagt. Solch' eine Wucht voll innerer Beschämung hatte die Baronin in Gegenwart eines Dritten noch niemals verspürt.

Der Hofbankier faßte rasch einen geheimen Entschluß, bat einen Augenblick um Entschuldigung und entfernte sich. Die Baronin konnte es nicht wehren, aber gerade jetzt war ihr das Alleinsein mit diesem seltsamen Gaste mehr, als unwillkommen. Denn so interessant er ihr auch vom ersten Anblick erschien, daß sie gar nicht mit Unlust die Tage seines Besuches vor sich liegen sah, jetzt war er ihr unheimlich geworden. So reizend ihr's auch in der ersten Stunde gedünkt, ihrer meisterhaften Koketterie zart gewobenes Netz um diesen schönen Gast allmälig auszubreiten, jetzt wäre ihr die Stunde seines Scheidens die erwünschteste. Spürte sie doch mit feinstem Instinkt aus jedem seiner Worte, aus jedem Blicke seines großen Auges heraus, es sei dieser aus einem Menschenstoffe gebildet, so ganz anders eigenartig, als all' die andern schablonenhaften Figuren ihres Salons; so ganz und gar nicht angeweht von dem feinen Lügenhauche der großen Welt! Eine so morgenfrische, spiegelklare Menschenseele, daß ihr beständig Angst davor war, die Krankheit ihrer eigenen durch jene andere, urgesunde, verrathen zu sehen.

Und seltsam! Die im Salon so meisterlich gewandte Weltdame, die sich selbst am Fürstenhofe mit elegantester Leichtigkeit der Form bewegte und auch im gelehrtesten Männerkreise voll Selbstbewußtsein das große Wort führte, sie saß diesem Kleinstädter jetzt in peinlichster Befangenheit zur Seite. Ihre Rede, die sich erst so sprudelnd

vor ihm ergossen, rann nurmehr in spärlichem Tropfen. Hätte Hermann nur ein klein wenig aufgehorcht, er hätte ihren Herzschlag hören müssen. Endlich sagte sie ganz leise: O bitte, Herr Doctor, erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer lieben Frau! Wie haben Sie sich doch kennen gelernt?" — Daß sie gerade diese Frage an ihn that! — Konnte sie denn nicht ahnen, daß deren Beantwortung ihr nur wehe thun mußte, wenn sie die Prosa ihrer eigenen Vermählung mit solcher Poesie verglich? — O ja, sie ahnte das wohl, und fragte ihn dennoch. Aber warum, weil sie vor ihrem eigenen Herzen sich jetzt beweisen wollte, welch' schuldloses Opfer sie sei lieblosen Schicksals, und um welch' edles Liebesleben sie von ihm betrogen worden. Und als Hermann endlich das ganze duftige Märchen seiner Brautzeit ihr erzählt, da ergriff sie tief bewegt seine Hand und sagte zu ihm mit feuchtem Auge: „Ich dank' Ihnen. Sie haben mir wohl und weh' gethan. Aber jetzt rathe auch ich Ihnen zum Guten: bleiben Sie dort, wo jene Eiche steht, darunter Sie Ihre Rose gefunden und kommen Sie nicht hieher!"

Welch' räthselhafte Rede! dachte da Hermann. Im selben Augenblick trat der Baron wieder ein. Und er kam Beiden sehr gelegen.

Indeß nun zu Dreien die Unterhaltung wieder leichter dahingleitet, höre lieber Begleiter, was Isidor auf seinem Zimmer gethan. —

Was die Baronin vorhin im Stillen gedacht, da sie die Worte hingeworfen: „Nun, wer weiß, oft ist das Schwerste kinderleicht," das war ohne weitere Verabredung in Isidor jetzt zu raschem Entschlusse herangereift. Als er sich drüben an den Schreibtisch gesetzt, hatte er dabei für sich gedacht:

„Die größte Wohlthat des Himmels hat er's geheißen, wenn er hieher käme! — Nun gut. Muß doch er zuletzt selber am besten wissen, was ihm wohl thut oder weh. Also recht so! Möcht' ich ihm doch Alles auf der Welt thun, um ihn ganz und gar glücklich zu machen, wo ich durch ihn geworden bin ein, wenn auch nur halbwegs glücklicher Mann. So soll er hieher kommen! Ist es doch nur *eine Kleinigkeit* für mich, wo er Wunder meint, was das so *ungeheuer Großes* wäre!"

Und rasch hatte er folgendes Billet geschrieben:

Mein lieber Freund!

Eben fällt mir ein, daß ich Ihnen für meine verlorne Wette von der letzten Jagd noch ein feines Gabelfrühstück schuldig bin. Sie wissen, ein so prompter Geschäftsmann wie ich, ist gewohnt, Alles so schnell als möglich ins Reine zu bringen. So bitte ich freundlichst, morgen früh um elf Uhr mir die Ehre zu geben. Wir zwei werden ganz allein sein. Nur ein recht guter Humor sei der Dritte im Bunde. Hoffentlich werden Sie Ihre hochwichtigen Geschäfte nicht abhalten. Pardon, daß ich noch so spät zu Ihnen schicke. Aber ich hätte gerade morgen so recht gemüthlich Zeit dazu. Und was kann ich dafür, daß ich den Tag über so vergeßlich gewesen und mir die Geschichte erst spät Abends wieder einfällt? — Also bitte, kommen Sie mit eben so freundlicher Laune und unverdorbenem Magen, wie Sie herzlich erwartet Ihr treuer Jagdgenosse

Goldhelm.

Hierauf hatte der Hofbankier seinem Kammerdiener geklingelt und ihm den Brief übergeben.

„Noch heut Abend zu besorgen! Am einfachsten, du gehst sogleich in den Herrenklubb!“

„Sehr wohl, gnädiger Herr!“ hatte der gewandte Diener nach einem flüchtigen Blick auf die Adresse erwiedert. — „Seine Excellenz bleiben ja gewöhnlich bis elf Uhr dort!“

„Und nur in seine eigene Hand! Verstehst du? Laß den Herrn Minister ungenirt herausrufen!“ —

Dann war Baron Goldhelm wieder zu Gemahlin und Gast hinübergegangen. Erstere erhob sich nun gerade, mit graciösem Kopfnicken gegen Hermann. „Bitte, Herr Doctor, zum Souper!“ Es kam allen Dreien gleich erwünscht. Sie klingelte. Zwei Lakaien traten schnell herein und gingen durch eine lange Zimmerreihe mit vielarmigen Leuchtern voraus. Hermann folgte an der Baronin Arm, den sie ihm freundlich dargeboten. Er glaubte durch einen *Palast aus einem orientalischen* Märchen zu wandern, so ward er

durch den ihn flüchtig streifenden Zauber all' dieser Prunkgemächer berauscht.

In einem ungemein traulichen Eßzimmer im feinsten gothischen Styl, und kunstreich mit geschnitztem Holztäfelwerk ausgeschmückt, nahmen sie Platz. Was der raffinirteste Feinschmecker als menu eines auserlesenen Souper nur ersinnen mochte, ward in Trank und Speise vorgesetzt. Die Unterhaltung floß wieder in aller Unbefangenheit über Theater und Kunstschätze weiter. Aber in seinem innersten Herzen dachte Hermann doch nur an Eines. Und was war das? An das Zauberschloß in dem Märchen der seligen Dorothee. — Und als er endlich nach stundenlangem Wachen in seinem prachtvollen, mit seidenen Gehängen umwölbten Himmelbett gegen Morgen eingeschlummert war, da wob sich dieses Märchen auch noch in seine Träume. Und er wohnte als Königssohn mit seiner Prinzessin in einer Burg von ganz gleicher Pracht wie die, von der er berauscht worden war an diesem märchenhaften Abend.

Am andern Morgen, während Hermann vor den Schranken des Kassationshofes jenen Grenzstreit auch hier siegreich zu Ende führte, saß der Hofbankier mit seinem andern, viel vornehmern Gast in demselben gothischen Speisezimmer bei jenem feinen Gabelfrühstück. Lassen wir die Beiden einstweilen ihre Austern hinunterschlürfen und mit feurigem Cyperwein den Seegeschmack vermengen, indessen ich dich mit dem wohlgenährten und äußerst jovial aussehenden, hohen Herrn ein wenig näher bekannt mache.

Jener Justizminister, den wir bei Vater Starks Audienz kennen gelernt, hatte sich nach den Märzstürmen, politisch tief verstimmt, auf sein Landgut zurückgezogen und sein Portefeuille einem Lebemann übertragen, der über seine Ernennung zum Minister wohl noch um hundert Klafter höher aus dem Himmel der Verwunderung heruntergefallen war, als die Richterwelt des ganzen Landes und letzteres selber. War er doch im weitesten Umkreise dafür berühmt gewesen, als Appellationsgerichtspräsident sich dem Priesterdienste der ernsten Göttin Justitia nur mit höchst bedenklicher Lauigkeit hinzugeben, aber

mit wahrem Fanatismus dem lebenslustigen Cult Dianens obzuliegen. Er hatte sich auch mit lobenswerthester Selbsterkenntniß am allerentschiedensten gegen diese völlig verfehlte Wahl seiner Person ausgesprochen und mit beiden Händen das Ministerportefeuille sich vom Leibe halten wollen. Aber in dem damaligen politischen Wirrwarr hatte es vielmehr gegolten, eine zweifellos liberale Persönlichkeit zum Minister zu ernennen, als dessen sonstige amtliche Befähigung hiefür in bureaukratischer Strupulosität abzuwägen. Und da der damalige Präsident von Kornthal auch den leisesten Zweifel über seine liberale Lebensanschauung ausschloß, so mußte er, wohl oder übel, sich der Forderung des Zeitgeistes als Opfer hingeben, ohne aber auch seine mit ihm verwachsene Jagdleidenschaft nur in kleinster Opfergabe auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Denn, daß er als renommirter Schütze viel länger wirkliche Böcke, wie als schnell verbrauchter Minister figürliche schießen werde, darüber hatte wenigstens er nicht den geringsten Zweifel. Also wozu das Bleibende durch nur Vorübergehendes irgendwie beeinträchtigen zu lassen? So lautete sein staats- wie waidmännisch gleich lebensweises Programm. Daß er ferner als solch' passionirter Nimrod die würzige Blume feiner Weine mit ausgebildetstem Geruchs- und Geschmacksorgane zu würdigen wußte, und ihm Fasanenbraten, Rehziemer und Lachsforellen schmackhafter dünkten, als Rindsfleisch und Weißfisch, davon hatte sich das Goldhelm'sche Haus schon seit einem Dutzend von Jahren gründlichst überzeugen können. Namentlich bei den großartigen Jagdessen des Hofbankiers gab es keinen Schützen, der es sich dabei aus vollem Herzen wohler sein ließ, als der damalige Präsident von Kornthal, der gewöhnlich so viel Wild erlegt hatte, als zehn andere seiner waidmännischen Collegen, sich dafür aber auch mindestens für drei von ihnen von der französischen Küche und dem deutschen Rheinweinkeller für seine Meisterschüsse belohnen ließ. Es war darum nur sehr begreiflich, daß Baron Goldhelm auch mit dem nunmehrigen Justizminister auf allervertrautestem Fuße stand, der sich die feierliche Ansprache Excellenz schon beim erstenmale mit lachendem Munde verbeten, dafür aber auch in dieser hohen Staatsstellung die ganz gleiche Huld den Goldhelm'schen leiblichen Hochgenüssen bewahrt

hatte, die ihm schon früher als bloßem Präsidenten an so manchem Mittag und Abend das schöne Dasein noch bedeutend verschönerten.

„Nein, ich sag' Ihnen, lieber Goldhelm," fuhr jetzt der Justizminister in heiterster Laune weiter, da er eben den Mund nach dem letzten Bissen einer Gansleberpastete behaglich abwischte, „was der Geck von Oberjägermeister darauf für ein verdutztes Gesicht geschnitten, als ich von meinem verborgenen Stand ihm wie ein unsichtbarer Geist den prächtigen Vierzehnender vor der Nase wegschoß — 's war rein zum Todtlachen. Und dann dieses Gehänsel während der ganzen Hofjagd und noch beim Souper im Waldschlößchen! Ha, ha, ha! Jammerschade, daß Sie nicht dabei waren!"

„Nun freilich, mein guter Kornthal!" erwiederte der Hofbankier, da er als gewandter Geschäftsmann sogleich wieder sein eigentliches Thema, das der Minister mit seinen Jagdgeschichten stets durchkreuzte, in die Hand nahm. „Aber das war ja eben derselbe Tag, an dem ich diesen Advokaten Stark erst so recht genau kennen lernte. Ich sag' Ihnen: ein ganz seltenes juristisches Genie und ein Redner erster Qualität. Natürlich fühlt er sich aber in dieser kleinen Provinzstadt isolirt. Es ist auch Sünd' und Schade. Solche Männer müssen wir hier haben. Und sagen Sie mir einmal, lieber Kornthal, wäre es Ihnen nicht wohl möglich, ihn hieher zu versetzen? Sie thäten mir persönlich einen ganz außerordentlichen Gefallen."

„Na, warum denn nicht? Wenn's weiter nichts ist als das! Wozu bin ich denn Minister? Ha, ha, ha!" Danach nippte er an seinem Kelchglase voll edelsten Johannisbergers und wiegte dessen aromatisches Naß mit begeisterter Kennermiene auf den schlürfenden Lippen. „Donnerwetter! Verehrtester! Ist das wieder ein feines Tröpfchen! Eine Blume — magnifique! Ja das muß man sagen; einen Keller hat dieser Mann — ganz famos!" — Dabei schlug er in seinem Enthusiasmus mit seiner breiten Hand den hageren Baron so stark auf die Schulter, daß dieser ganz zusammenschrak. Aber sogleich knüpfte er den zerrissenen Faden wieder an.

„Also, lieber Kornthal, wollten Sie mir diesen Freundschaftsdienst wohl leisten? Denn es ist mir sehr viel daran gelegen. Aber ist denn auch gerade eine Advokatur hier erledigt?"

„Ah was, erledigt! Dummes Zeug! Was braucht denn da lang erledigt zu sein? Wer fragt denn heutzutag in dem heillosen Durcheinander noch danach, ob ein Advokat mehr oder weniger hier ist? Der Staat zahlt ja keinen Kreuzer dazu. Also fertig damit! Ich bin Minister und Sie sind mein guter Freund Goldhelm. Punktum!" Mit einem einzigen Zug leerte er wieder das Glas, das Goldhelm ihm schnell wieder vollgoß, und dieser eben so geschäftig an die Lippen setzte. „Aber jetzt lassen Sie mir einmal meine Ruhe und reden wir von was Gescheidterem! Apropos! Hab' ich Ihnen denn die ganz famose Geschichte schon erzählt, wie ich vorige Woche beim Grafen Hohenheim mit einem Lauf eine Kapitalsau und mit dem andern einen Rehbock geschossen habe? Na, das hat weiter keinen Respekt gemacht. Aber trotz alledem schlecht soupirt, lieber Goldhelm! Und miserable Weine! Soll überhaupt nicht mehr recht gut dort stehen. Hat sich in dumme Papierspeculationen eingelassen. Was weiß ich!"

Inzwischen wurden die Teller gewechselt und ein neues Gericht erschien auf der silbernen Platte, daß des Ministers Antlitz darüber nur so funkelte vor gastronomischem Behagen.

„Aha! gesulzter wilder Schweinskopf! Mein Leibessen! Das nenn' ich eben einen aufmerksamen Wirth. Ja, das muß wahr sein: es gibt nur e i n Haus Goldhelm, die hohe Schule für Küche und Keller. Muß selber der Hof sich schämen. Unsere Freundschaft soll leben, alter Goldhelm!"

„Recht so, lieber Kornthal," fiel der Hofbankier ihm erfreut ins Wort. „Aber nur in Champagner! Und natürlich im besten!" Und bald darauf knallte der Pfropfen. In den schlanken Kelchgläsern warf es funkelnde Perlen. Goldhelm stieß mit dem Minister an und sie tranken Beide bis auf die Neige.

„Also freundlichsten Dank, mein lieber Kornthal, für mich und meinen Advokaten," sagte Goldhelm.

Der Minister lallte noch mit schon etwas schwerer Zunge: „Ist auch der Mühe werth! Aber wie heißt er jetzt geschwind? Stark oder Kraft?"

„Doctor Hermann Stark. Aber er wird schon morgen frühe selber seine Aufwartung bei Ihnen machen."

„Ah, warum nicht gar? Hab' gar keine Zeit dazu. Muß morgen auf die Jagd. Ueberhaupt ist ein Mahnzettel von Ihnen selber viel gescheidter, daß ich auf die Geschichte nicht vergesse."

„Nun gut, lieber Kornthal, dann werde ich ein Billet der Eingabe beilegen. Nicht wahr?

„Meinetwegen auch. Und damit basta!"

Und wieder stießen sie zusammen, und leerten die überschäumenden Gläser. Dann ward der gesulzte Schweinskopf vom Minister mit wässerigem Munde kunstgerecht zerlegt — und Hermanns Schicksal war entschieden.

* * *

Am selben Tage, da es schon dämmerte, saßen in der behaglichen Ruhe der heimathlichen Erkerstube die beiden Frauen Rosalie und Helene zusammen und hielten gar ernstes Zwiegespräch. Sie vergaßen darüber völlig, das Licht anzuzünden. Aber dieses Halbdunkel schickte sich auch ganz gut zu ihren Reden. So sah wenigstens Helene nicht den stillen Kummer, der auf Rosaliens Antlitz ruhte, während sie mit so heiter klingendem, weisem Mutterwort der besorgten Tochter zusprach:

„Nein, gewiß nicht, mein gutes Kind! Nicht eine einzige Stunde hegt dein Hermann diesen Gedanken, über dem du dir so unnöthig dein junges Herz zerquälst. Nicht nur, daß er dich unaussprechlich lieb hat, du bist ihm auch so ebenbürtig an Geist und Bildung, daß du ihn zu einem ganz und gar glücklichen Manne machst."

„Aber ich weiß nicht, liebe Mutter, es ist doch nicht mehr so, wie's im Anfang gewesen," entgegnete Helene mit rührender Wehmuth. „Ihm fehlt doch etwas zu seiner vollen Befriedigung, was ihm all' meine Liebe nicht bieten kann. Wenn er doch nur mehr anregenden Umgang hier hätte, auch mit gleichgebildeten Männern! Denn das fühle ich zu tief, wenn er's auch nie mir eingestehen will, mein Haus und Herz allein befriedigt ihn auf die Dauer nicht. Sein Wesen ist nun einmal so groß geartet. Wie kann ich ihm darum *böse sein?* Hab' ich ihn doch schon von Anfang an so ganz und gar *begriffen!* Er ist eben ein ungewöhnlicher Mann, gar sehr verschieden

von den andern. Aber gute Mutter, wie soll es hier besser werden? Wir werden am Ende doch daran denken müssen, in eine größere Stadt zu kommen. Aber wohin, wie und wann? Und ach, so sehr mir auch mein Herz sagt, daß das einst wird geschehen müssen, so unsäglich traurig macht mich der Gedanke, von diesem lieben, trauten Hause mich einst loszureißen und zuletzt auch noch von dir, du gute, treue Mutter!"

Sie lehnte den Kopf an Frau Rosaliens Schulter und wischte mit der zarten Hand über die Augen. Die Mutter küßte sie auf die Stirne und ward nicht müde mit neuem Troste:

„Aber, gutes Kind, bedenke doch nur das Eine: Wie war Hermann doch zuvor in deinem Hause so unendlich befriedigt, ehe der selige Vater uns starb! Seine ganze Verstimmung kommt nur noch von seiner gewaltigen Trauer. Dazu diese so hoch aufgeregte Zeit, in der er immer meint, mithandeln zu müssen. Es ist eben zu viel auf einmal zusammengekommen. Aber hab' nur noch Geduld! Hermanns Schmerz wird sich zuletzt doch verklären. Die Zeiten werden wieder ruhiger werden. Und kommt nur erst der Frühling und mit ihm das Storchenpaar, und fliegt es dann in den Reichswald an den Kindleinsbronnen und holt dir daraus dein junges Mutterglück und deinem Hermann seinen ersten Vaterstolz, o gieb Acht, gute Tochter, was wird das für ein neues, seliges Leben werden in deinem Hause! Wie wird das liebe, kleine Geschöpf deines Hermanns weitestes Herz dann ausfüllen, und seines Geistes mächtigstes Stürmen besänftigen! Ich habe ja das Alles an dem so unendlich guten, seligen Vater erlebt. Von dem alten Storchenthurme da droben ist ein ganz neues Leben zu uns heruntergeflogen. Und auch bei dir wird es also kommen. An der kleinen friedlichen Wiege wird dein Hermann die ganze stürmische Welt vergessen und wird selber zum glücklichen Kinde werden. O solch' ein unschuldiges kleines Wesen thut oft Wunder im Hause!"

„Geb' es Gott, daß Alles so komme," sagte Helene, trotz all' diesem Liebestroste noch nicht beruhigt. Da klopfte es an der Thüre. „Herein!" riefen die beiden Frauen zugleich und fast ein wenig erschrocken, da sie in dieser Stimmung so gar nicht an Besuch dachten.

Und der lakonische Ausruf des Eintretenden: „Eine telegraphische Depesche an Frau Doctorin Stark," war gerade nicht geeignet, den ersten Schrecken zu mindern. — Wer an Telegramme nicht gewohnt ist, für den hat deren seltener Empfang immer etwas Beängstigendes. Und diese elektrische Botschaft war gar noch die allererste, die in des Erkerhauses oberen Stock geflogen kam.

„An mich?" rief darum auch Helene, klopfenden Herzens.

„Wenn Sie Helene heißen, ja, Frau Doctorin, und bitte um Bescheinigung," sagte der Bote.

„O liebe Mutter, mache schnell Licht, denn ich zittere ganz. Gott, was mag es nur sein?"

Während Rosalie nach der Lampe ging, tröstete diese wieder: „Aber sei doch nicht ängstlich, Kind! Er wird uns eben seine glückliche Ankunft melden, weiter nichts."

„Aber das wollte er doch nur schreiben," wendete Helene mit steigender Besorgniß ein. Dann bescheinigte sie bei brennender Lampe mit unsicherer Hand den richtigen Empfang. Der Bote entfernte sich. Und eine Minute darauf starrten beide Frauen mit gleich betroffener Miene in den räthselhaften Inhalt dieser Depesche.

„Komme schon morgen Nachmittag. Prozeß gewonnen. Habe keine Ruhe mehr. Bringe sehr wichtige Nachrichten. Aber nur keine Besorgniß! Tausend Küsse dir und Mutter. Dein sehr glücklicher Hermann."

Aber so oft und andächtig auch ihrer Beider Augen diese Worte beschauten, und selbst, als Helene noch obendrein Wort für Wort wie ein buchstabirendes Schulmädchen ganz langsam hersagte, ein zweifellos klarer Sinn war eben trotz alledem diesen lakonischen Sätzen nicht zu entlocken. Es war nur gut, daß der Schluß: „Dein sehr glücklicher Hermann," doch wie ein tröstendes Licht das übrige räthselhafte Dunkel durchstrahlte.

Warum aber jetzt Hermann nicht ganz einfach telegraphirte: „Werde hieher versetzt?" Solche Bestimmtheit hätte doch seiner angebornen Energie viel ähnlicher gesehen, als dieses diplomatische Rathenlassen. Ja, wären diese drei Worte nur blitzschnelle Boten völlig ungetrübten Glückes gewesen! Aber wie viel stumme Weh-

muth wäre mit dieser lauten Freudenbotschaft ohne allen Auftrag ihres Absenders mitgezogen und mit ihr eingekehrt vor Allem in das Herz der Mutter! Und er hätte sie dann nicht sogleich über Alles aufklären, sie nicht mit seinem Entschlusse versöhnen können! Denn was wußte sie doch von seinem monatelangen, inneren Kampf, von der Tiefe seiner heimlich genährten Sehnsucht, die mit diesen drei einzigen Worten nun ausgefüllt worden? — Und auch Helene! War es nicht besser, daß auch sie nur aus seinem eigenen Munde diese inhaltsschweren Worte vernahm? Oder hätte er plötzlich unangemeldet mit dieser Botschaft hereinstürmen sollen, wo er doch für eine ganze Woche Abschied genommen hatte? Und war eine gewisse Vorbereitung, wenn auch zu noch etwas Unbestimmtem, nicht doch gerathener für ihr Erwarten wie seine Heimkunft? — So war es eben auch mit dieser Depesche gegangen, wie's im Leben oft so geht. Und des großen Dichters Lied: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein; hangen und bangen in schwebender Pein" — das, seit er sein Klärchen es singen gelassen, schon viel tausend Jahre zuvor Millionen Herzen durchzittert und auch in ferneren Jahrtausenden nicht verstummen wird, dieses so tief menschliche Lied, es durchklang nun auch an diesem Abend der zwei Frauen Herz in der einfachen Erkerstube, wie nicht minder das seinige im prachtschimmernden Goldhelm'schen Salon.

„Aber was das doch nur für eine so wichtige Nachricht sein mag, gute Mutter?" sagte Helene, die sich von ihrem ersten Schrecken noch immer nicht erholen konnte. „Ich kann mir's doch gar nicht denken. Hermann ist ja kaum von uns fort. Und warum er uns nicht einfach telegraphirte, was es denn sei, statt so geheimnißvoll zu thun? Wüßte ich doch lieber gar nichts davon und er hätte seine Nachricht uns plötzlich selber gebracht! O wenn die lange Nacht nur schon vorüber wäre!"

„Gieb dich zufrieden, Helene," tröstete wieder die Mutter. „Was sollen wir uns mit fruchtlosem Hin- und Herrathen abquälen? Ende gut, Alles gut, sagt ein altes Wort, und der Schluß seiner Depesche heißt: Dein sehr glücklicher Hermann. Was wollen wir mehr? Du, als sein Weib und ich, als seine Mutter? — Darum wird

auch das Andere, was wir noch nicht verstehen, nur gute Botschaft sein."

„Ich danke dir, beste Mutter! Ja, du hast Recht. Wir wollen ruhig warten und Gott danken, daß er sich selber glücklich nennt. So dürfen auch wir zwei es sein. Und daß auch die leiseste Angst in mir verschwinde, will ich jetzt an dem lieben, kleinen Hemdchen weiter nähen, mit dem ich unserer nächsten Zukunft Segen bekleiden werde. Was kann Einem doch für Leid geschehen, wo solch' fromme Lust mir unterm Herzen liegt? Und was soll ich mich vor der langen Winternacht doch fürchten, wo ich von solch' nahem Mutterfrühling träumen kann?" ....

* * *

Zur selben Stunde standen wieder einmal zahlreiche Zuhörergruppen auf dem Schloßplatze der Hauptstadt. Vom Palais Goldhelm klangen so verlockende Weisen herunter, daß selbst die Novemberkälte nicht unwirthlich genug war, um die Horchenden in ihre warmen Stuben heimzutreiben. Zudem war es eine taghelle Mondnacht, und die berauschenden Walzer von Strauß und Lanner erweckten auch drunten eine so verführerische Tanzlust, daß wenig fehlte und es hätte sich auf dem gefrorenen Macadam ein plebejischer Ball im Freien in Scene gesetzt, während droben die hohe Aristokratie in der langen Reihe der Salons, die Herren in schwarz befrackten Gruppen stehend, die von Seide rauschenden Damen in den zahllosen Sophas und Fauteuils hingelagert, viel weniger der Musik als gegenseitiger Conversation zu lauschen schienen. Zum Ueberflusse glitten auch noch geschäftige Lakaien fort und fort über das glatte Parketgetäfel, Limonade und Punsch nebst feinem Backwerk auf silbernen Tellern kredenzend. Ein Dutzend anderer Cavaliere spielte noch unmusikalischer in kleinen Seitenkabineten Whist und L'Hombre. Der Hofbankier hatte vollauf zu thun, als Hausherr die Pflichten der Begrüßung an jedem Gaste auszuüben. Auch die Baronin wanderte unstet von einem Salon zum andern, um vor Allem jeder ihrer Mitschwestern ein verbindliches Wort zu sagen und sie als freundliche Wirthin glücklich anzulächeln, was ihr heute mehr,

denn jemals, innere Ueberwindung kostete. Es war ein im Grunde recht unerquicklicher Abend. Und die durchreisende böhmische Musikbande, die zu dessen Verherrlichung ihre ganze Meisterschaft aufbot, spielte vor einem mehr als zerstreuten Publikum, das in diesen prunkschimmernden, durchdufteten Salons lange nicht so dankbar zuhörte, wie drunten die unadeligen und ungeladenen Gäste unter Gottes freiem Himmel in der frostigen Mondnacht.

Aber der Baronin Melanie war das ungemüthliche Arrangement dieses Abends gerade recht. Sie selber hatte es so gewollt. Sie hätte ja ebenso gut ihre geistreiche Celebritätensammlung vor Hermann strahlen lassen können. Aber nein! Das ertrug sie jetzt nicht mehr. Rauschende Musik und schwatzende Zuhörerschaft, Betäubung ihres inneren Lebens um jeden Preis, solange dieser Gast noch des Hauses Luft mit ihr athmet! Nur nicht noch einmal solche stumme Qual wie am gestrigen Abend! Ist das doch ein Mann, wie aus einer andern Welt! Jeder Blick, jedes Wort von ihm thut wehe. Aber Gottlob, morgen in aller Frühe reist er wieder ab. Und, wer möchte seine Sehnsucht aufhalten? Wäre er lieber jetzt schon fort, daß sie trotz all' dem zerstreuenden Lärm nicht immer wieder aus dem Abgrund ihres inneren Elendes zu ihm aufschauen müßte, wie nach dem leibhaftigen Sinnbild ihrer einstigen Jugendträume von Liebesglück, die in diesem Palaste zu solch' schillernder Lüge zerronnen!

Aber wo weilt er nur jetzt? Ihr Auge sucht und sucht, und kann ihn nicht finden .... Der sitzt ganz allein im allerletzten, menschenleeren Kabinet, hält die Hand vors Gesicht und horcht auf die Musik. „Deutscher Liederkranz" — war in dem Programm zu lesen, und schon die erste Weise hatte ihn angetrieben, aus dem ihm äußerlich und innerlich fremden, französisch redenden Menschenschwarm mit seinem urdeutschen Herzen sich wegzuschleichen. Lautete doch die erste Strophe zu diesem Liede:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin?
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn."

Und war das jetzt für sein Herz nur das Lorelei-Märchen, und nicht noch ein anderes, das er dereinst an der Stadtmauer gehört, da die guten Geister seiner Kindheit dazu gelispelt hatten?

Und die ganze Poesie seiner Burschenjahre zieht jetzt in diesen deutschen Liedern vor seinem Geiste vorüber.

Hörst du Theodor Körners Lied, unter dessen Klängen Schlehdorf einst das grünweißrothe Band verherrlicht?

„Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder,
Wir sind uns alle herzlich Freund,
Sind eines großen Bundes Glieder,
Im Leben wie im Tod vereint."

Jetzt erklingt der Freiheitshymnus des edlen Max von Schenkendorf:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!"

Ist das nicht Uhlands Geist, der in dem andern klingt?

„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein."

Und horch! der alte Vater Arndt tritt herein und singt mit markiger Stimme:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte."

Und gewaltig braust der Heros Schiller nach:

„Wohlauf, Kameraden! Aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!"

Mittendurch reitet Goethe's „Erlkönig" durch Nacht und Wind. Dann geht es über in liebliches Klingen:

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden" —

Und der Knabe hatte es eben gebrochen, da hebt der ehrliche Gustav Schwab zu singen an:

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein."

Aber horch! Was klingt ihm jetzt erst Alles durch die träumende Seele? — Vergangenheit und Zukunft! — Denn soll ich dir Justinus Kerners Text dazu sagen?

„Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein,
Ade nun, ihr Lieben,
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus."

Und da stehen die heimischen Berge, und da liegt sein väterlich Haus. Sein Herz pocht mächtiger, da er an den nahen Abschied denkt. Eine Thräne perlt ihm über die Wange. Aber heißt's nicht auch im Liede:

„Und Liebe, sie folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath
Das ferneste Land" —?

Ja gewiß, gewiß! des Weibes Liebe wird ihm folgen. Und höre nur, wie Helenens Geist ihn nun selber begrüßt:

„So viel Stern' am Himmel stehen,
So vielmal sei du gegrüßt!"

Aber wird auch die Liebe der Mutter ihm folgen? O gewiß! Auch diese viel hundert- und hundertmal.

Heißt es doch in der letzten Strophe:

„Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein."

Doch wird auch die Mutter ihm leiblich folgen, und mit ihm die alte Heimath verlassen? — „O Mutter! Meine Mutter!“ ....

* * *

Die böhmischen Musikanten haben lange schon ausgespielt, verklungen sind die Abschiedsworte voll abermaligen herzlichen Dankes, unter denen Hermann am andern Morgen seinem edlen Gastfreund und Protektor Lebewohl gesagt. Die Baronin sucht schon wieder den Stachel, den dieser Gast ihrem Herzen hinterlassen, in neuen ästhetischen Soiréen abzustumpfen. Weit hinter unserm Freunde liegt das Goldhelm'sche Haus, wie ein verworrenes Traumgespinnst aus lichten und dunklen Fäden. Das enge Waldthal der Heimath schließt ihn wieder ein. Er sitzt im alten traulichen Vaterhause. Alles, Alles, sein ganzes Herz bis auf den tiefsten Grund hat er bereits vor Weib und Mutter aufgeschlossen. Schon eine ganze Stunde sind sie in der Erkerstube horchend vor ihm dagesessen mit stummem Mund und schwerem Herzen, so viel hat er ihnen zu erzählen gehabt von seinem früheren Ringen und Drängen, und dem einzigen Tag im Goldhelmschen Hause, der all' sein Sehnen so wunderbar schnell in Erfüllung gewandelt. Aber jetzt schlägt ihm das Herz mit einemmale gar bange, Denn wovor er sich gar lange schon gefürchtet, als dem einzigen Schatten im Lichte seines neuen Lebens, das spricht er jetzt männlich entschlossen aus:

„Aber Mutter, habe nur keine Angst davor, daß ich als liebloser Sohn mich von dir trenne und dich einsam hier zurücklassen wollte. Gott behüte mich vor solcher Undankbarkeit! Nein, beste Mutter, es ist Alles schon ausgemacht. Wir verkaufen das Haus. Der Hofbankier hat mir den doppelten Werth dafür geboten. Er wird auch die Kaiserburg erwerben. Da kömmt ihm unser Haus höchst gelegen. Nein, nicht um Alles darfst du hier zurückbleiben. Du mußt mit uns ziehen, Mutter!“

Doch sie schüttelte voll wehmüthigen Ernstes das Haupt und sprach:

„Nein, lieber Sohn, ich bleibe hier. Aber du ziehe nur hin! Unnützes Gerede dünkt mir jedes Wort, mit dem ich dich aufhalten

möchte, so wenig als ich daran denken kann, den Lauf des Flusses zu hemmen, den es zum Meere treibt. Ziehe du nur hin! Zwar ums Leben gerne hätt' ich gewünscht, du wärest in deinem Vaterhause daheim geblieben. Nicht um meinet-, sondern um deinetwillen. Denn du hast noch um gar vieles länger zu leben als ich. Aber den Sohn, den solch' mächtiger Drang erfaßt, seine alte Heimath zu verlassen, den soll auch der Mutter Arm nicht halten, sofern ihr Herz die Lehre vom Opfer kennt. Und ich habe diese dich einst gelehrt, da du sie gar nöthig hattest. Jetzt thut sie mir selber Noth. Nun wohl, ich will mir und dir beweisen, daß ich sie nicht nur Andere lehren, sondern auch an mir selber bethätigen kann. Ziehe fort, mein Sohn! Und möge dein stürmisches Herz in der Fremde zu einer längeren und tieferen Ruhe kommen, als hier in deiner Heimath! Aber ich verlasse sie nicht. Einen so alten Baum noch in fremdes Erdreich zu verpflanzen, thut nicht gut. Die neue Luft der großen Welt, nach der es dich verlangt, ist nicht die meine. Und würd' ich dir folgen, du nähmest keine glückliche Mutter mit dir fort. Nur im Wege müßt' ich dir stehen und eine Last dir werden, trotz all' deiner Kindesliebe. — Hier in dieser kleinen Stadt bin ich geboren und erzogen, hier bin ich Weib und Mutter geworden. Hier steht mein altgewohntes Haus. Hier ist die Heimath meiner Gewohnheiten, meiner Thätigkeit und meines liebgewordenen Umgangs, und hier, mein Sohn, liegt die geweihte Erde, darin dein Vater im Grabe liegt. Nein, ich verlasse sie nicht. Aber noch einmal, mein Sohn, ziehe du deßhalb nur ruhig fort! Du bist von anderer Art als ich. Mit beiden Füßen stehe ich noch in der alten Zeit. Du hast von den deinen ihren Staub abgeschüttelt. Wie wollt' ich deinen Geist mit dem meinen vergleichen? Wie wollt' ich, als verständige Mutter, verlangen, daß er sich mit derselben einfachen Kost begnüge, wie der meinige? Nein, zieh' du nur hin! Ich begreife dich und grolle dir nicht, und segnen will ich deinen Auszug. Aber ich bleibe hier. Und zwar, mein lieber Hermann, daß ich es dir gleich offen und bestimmt sage, hier in diesem Hause. Denn hat es auch dein seliger Vater als Eigenthum dir zugesprochen — mein Recht, auf Lebenszeit darin zu wohnen, ist nicht minder heilig, und ich halte daran

fest. Gewissenhaft werde ich die anderen Räume für dich verwalten und verwerthen, wie dir's zukömmt. Die meinen aber bleiben mein, bis ich sie nicht mehr nöthig habe. Und verkaufen kannst und darfst du nicht, so lang ich in diesem Hause am Leben bin. Ja, mein Sohn, verlasse du dein altes Vaterhaus! Aber deine Mutter bleibt darin wohnen als dessen treue Wächterin. Und sehnst du dich je nach ihm zurück, aus meinen Händen sollst du es wieder haben, wenn sie anders nach dir sich zum Empfang noch können ausstrecken, wie jetzt, da sie dich zu deinem Ausgang segnen. Nun rede mit deiner lieben Frau! Deine Mutter ist zu Ende."

Und beide Hände legte sie auf sein Haupt und drückte einen langen, schmerzlichen Kuß darauf. Dann ging sie hinaus und hinüber, um ungesehen sich völlig auszuweinen. —

Wie Hermann und Helene jetzt dasaßen, stumm und trüb vor sich hinstarrend! Aber die Mutter hatte kaum das Erkerzimmer verlassen, und Helene, die bisher mit sinnendem Antlitze zugehört, reichte ihm jetzt mit leuchtendem Blick entschlossen die Hand:

„Hermann! die Mutter ist zu Ende. Nun redet zu dir dein Weib. Und so sage ich dir:

Weißt du's noch, als wir einst an der Haide unter jenem Tannenbaum gesessen, und du die Meereswogen zu mir reden ließest? O ich, ich weiß es noch wie heute, Wort für Wort, und all' mein Leben werd' ich es nicht vergessen. Und diese Strophe meine ich jetzt:

Was uns die Meereswogen sagen? —
Gar manch' ein Schiff treibt steuerlos
Vorm Untergang in unserm Schooß,
Zerbrochen seine Maste ragen;
Doch unsres Glückes sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt unsre Treue als Pilot —
Das sagen uns die Meereswogen.

Heißt es nicht so, liebster Mann?"

„Ja, Helene, so war's, antwortete Hermann dumpfen Tones und mit immer noch gesenktem Haupte.

„Doch ich weiß auch noch ebenso gut, was ich dann dir sagte:

Nein, du bist kein alltäglicher Mann, aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden. Weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer! Und ich sagte dir damals weiter: wenn es dich einst dränge, hinauszutreiben auf des Lebens Meer, so würde ich nie klagend am Strande stehen und dir die Ausfahrt verleiden. Nein, mit dir zugleich würde ich in den Nachen steigen, und dieweil du deines Genius Segel schwellen ließest und gegen die Wogen kämpftest, würde ich, zum Leuchthurm schauend, das Steuer führen, und aus jedem Sturm bringe mein Herz dein Glück wieder heim in unseres Hauses bergenden Hafen! War es nicht so, Hermann, daß ich zu dir sagte?"

„Ja, Helene, Wort für Wort! Aber wie du heute noch Alles weißt, und es sind ja doch schon über drei Jahre."

„Ja, nicht wahr, da staunst du? Doch es ist die Erklärung so einfach. Hatte ich mir doch noch am selben Abend Wort für Wort in mein Tagebuch aufgeschrieben! Denn zu tief empfand ich's schon damals, daß ich noch gar oft in meinem Leben mit dir jener hoch gehobenen Stimmung bedürfen würde, und jedes meiner Worte wollte ich daher auch für mein ganzes Leben lang festbannen, um mich immer wieder daran erinnern zu können, was die Braut dir einst in ihrer Begeisterung gelobt, damit das Weib dir es allezeit erfüllen werde, Tag für Tag, in ausdauernder Liebe. O wie oft habe ich diese Blätter wieder und wieder gelesen und ihren Inhalt mir immer tiefer eingeprägt! Siehe, darum bin ich auch längst auf Alles vorbereitet. Deinen ganzen inneren Kampf, den du mir verschwiegen, ich hab' ihn dennoch klar geahnt. Und was ich dir damals als Braut gelobt, das wiederhol' ich dir jetzt feierlich als dein Weib."

„Aber Hermann, an jenem Abend hatte ich auch noch dieses gesagt: O nur mich lieben, mir vertrauen, dir's an mir genügen lassen! O daß ich nie am Strande machtlos klagend stehen müsse, und du meines Herzens entbehrend ohne Steuer im Sturme treibest! Und wie dich damals die Braut gebeten, so bittet dich jetzt dein Weib. Nun wohl, Hermann, gewähre mir diese Bitte, ich erfülle dir mein anderes Versprechen. Und jetzt ziehe aus dieses stillen Hauses friedlichem Hafen hinaus! Ich steige mit dir zugleich in den

Nachen, als dein liebesmuthiges, gottvertrauendes Weib. An das Steuer meiner Treue setz' ich mich nieder. Und kein Sturm soll mich erschrecken.

Denn unsrer Liebe sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt meine Treue als Pilot —
Das sagen dir die Meereswogen."

„O du mein herrliches Weib!" rief Hermann tief ergriffen aus. Dann sank sie ihm mit der ganzen frommen Gluth ihrer Frauenliebe ans Herz und bedeckte seinen Mund mit ihren reinen Küssen. —

Nur noch wenige Wochen und die Stunde des Scheidens war gekommen. Soll ich dich unseren Freund nun noch begleiten lassen, als er vorher mit Helene von der waldumgrünten Heimath ihrer seligen Brautzeit und der guten Mutter Forster traurigen Abschied genommen? Als der ernste Hünenhügel ihn noch einmal warnend angesehen, und er im Reichswald an jener entlaubten Eiche sinnend still gehalten, daran er unter den Maienglocken seine Rose gefunden? Oder willst du noch in der Dämmerung mit ihm an das Grab des Vaters gehen und an das andere der Dorothee, wenn er zum Scheidegruße mit thränendem Auge an beiden das letzte Vaterunser betet? Glaubst du, er habe dort auch erst den Himmel befragt durch Wolken und Wind, wie einst der Fritzel den Großvater, ob des Vaters seliger Geist ihn segnen wolle, wenn er von hinnen ziehe? Trug er doch Wolken und Sturm genug im eigenen Herzen! Was verlangte ihn auch noch nach wunderbaren Himmelszeichen? — Willst du noch mit ihm auf dem Rittersberg stehen, wie er der Kaisersburg und dem Storchenthurm, den alten, ehrwürdigen Zeugen seiner Knabenspiele, am letzten Abend Lebewohl gesagt? Oder verlangt dich danach, im Frühroth des letzten Morgens mit ihm noch durch jede Stube des Erkerhauses zu gehen, wenn er von jeder einzeln in stummer Wehmuth sich losgerissen und der ganze alte Friede dieser trauten Mauern sein scheidendes Herz noch einmal überkömmt? Und wie er endlich der zurückgebliebenen, nun erst recht verwittweten, armen Mutter ans Herz gesunken, unter Küssen und Thränen an ihrem Halse zu-

sammenbrechend? — Wolltest du das Alles auch noch leibhaftig miterleben und mitempfinden? —

Nein, lieber Begleiter, verlange das nicht! Schon ist Alles vorüber. Dort zur Waldeshöhe blick' hinan! Sieh', wie das stürmt und schneit mit dem dahinbrausenden Bahnzug! Dort fahren die Beiden hin zur neuen Heimath, zum neuen Glück.

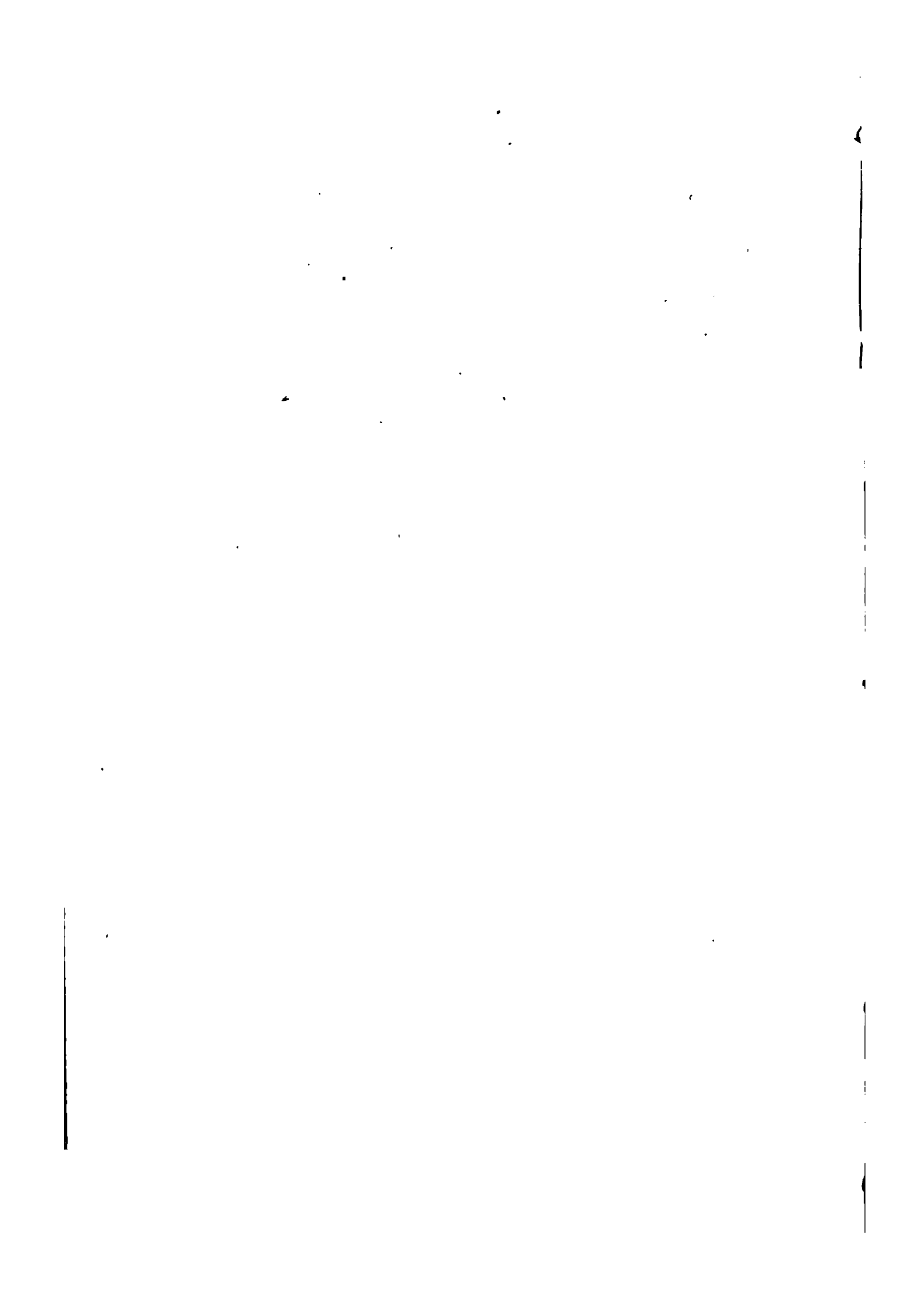
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne ihn mächtig hinaus.

Sollte diese stürmische Fahrt in die Fremde eine schlimme Vorbedeutung sein?

Doch nein, mit unserem Hermann zieht ja seine Helene.

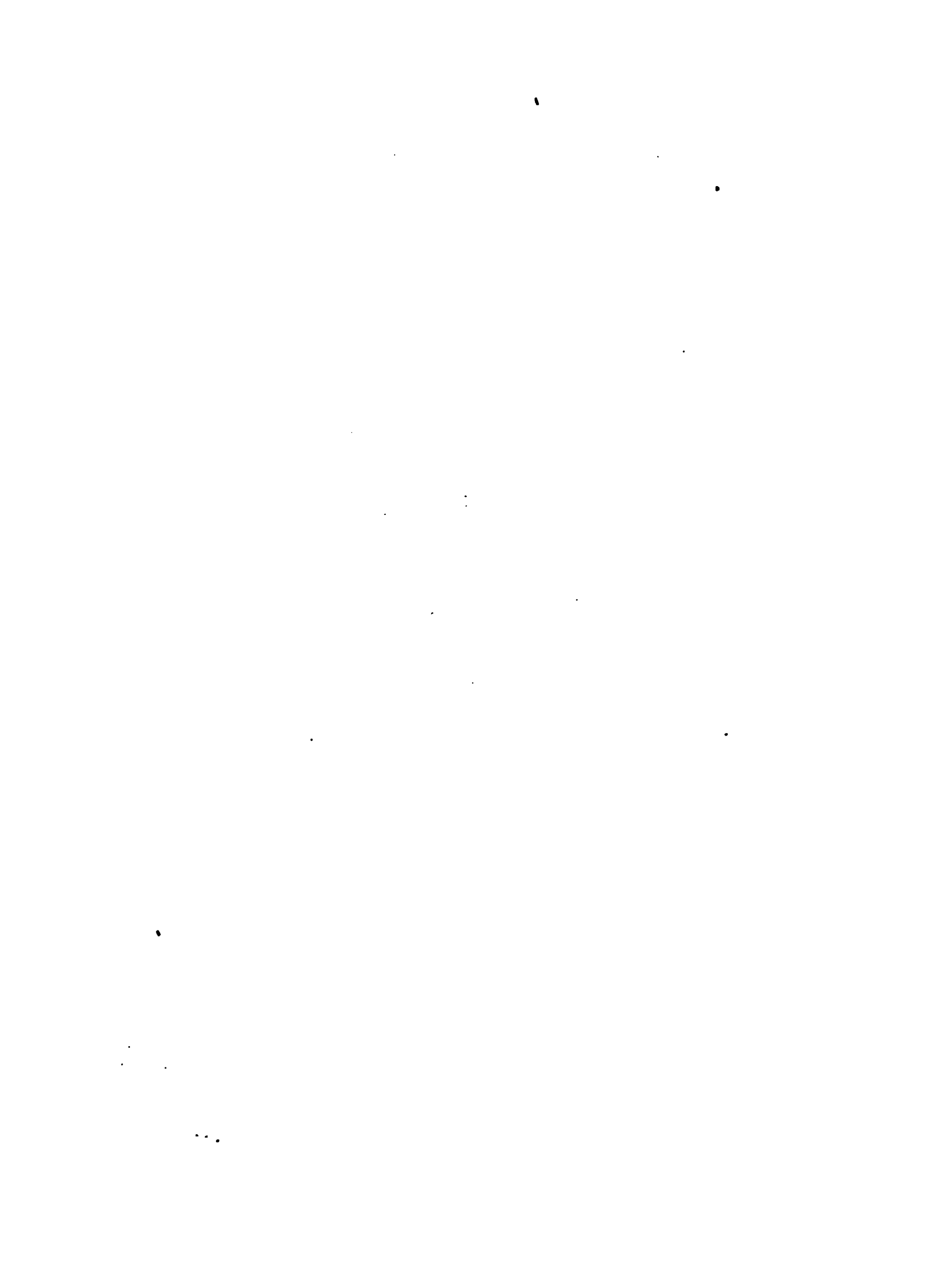
Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das fernešte Land.

Glück auf, Glück auf! — Wie werden wir euch wiederfinden?...



Neunter Abschnitt.

Der Sohn seiner Zeit.



I.

Ein Nachtstück.

In einer engen, dumpfigen Sackgasse des ältesten Theils in der Hauptstadt liegt noch vier Stufen tief unterm Pflaster ein kellerartiges Lokal. Sonnen- und Mondenschein sind darin ungesehene Gäste. Die Nordseite und lichträuberische Giebel verwehren ihnen auch den flüchtigsten Besuch. Selbst das gewöhnliche Tageslicht lugt nur mit halbem Auge und wenige Stunden herein. Statt dessen borgt dann eine qualmende Oellampe ihren dunstigen Schimmer. Und die Ratten, die des Nachts aus den vermoderten Bodendielen heraufhuschen in diesen salpeterversilberten Reunionssalon, finden sich auch ohne jegliche Mondbeleuchtung bei ihren Gesellschaftsspielen ganz gemüthlich zurecht. Ein wurmstichiges Schreibpult an der Fensternische des schmalen Gewölbes, mitten drin ein tannener Tisch, auf beiden Meubeln ein plumpes, hölzernes Tintenzeug, beschriebene Blätter und Zeitungsstöße, ungeordnet umherstehende Strohstühle und ein grauer Registraturschrank an der Rückwand, bilden die traulich harmonische Einrichtung. Wer mag in diesen licht- und trostlosen Räumen seine Schreibstube wohl aufgeschlagen haben?

Und siehe, jetzt tritt ihr Herr und Inhaber durch eine niedere Hinterthüre von innen herein. Vier Stockwerke ist er gerade von seiner dürftigen Mansardenwohnung in sein „Büreau“ heruntergestiegen. Er hat sich beim Eintritte tief bücken müssen; denn es ist eine gar hohe, breitschulterige Gestalt. Mehr läßt sich noch nicht von ihm erkennen. Denn selbst in den breitesten Hauptstraßen sinkt der Herbstabend allmälig nieder. Da ist es hier schon lange dicke

Nacht geworden. Jetzt richtet er eben auf seinem Pulte die Lampe zurecht. Welch' unsympathisches Gesicht beleuchtet ihr trüber Strahl! Dazu der ganze Mann in dem schäbigen Rock und unsauberen Hemd, aber doch mit seidener Cravatte und Vatermördern herausgeputzt, das Urbild eines proletarischen Literaten. Und welcher ungebrochene Trotz in der robusten Gestalt! Und noch diese mächtige Narbe über das ganze Gesicht! Was mag der wohl früher gewesen sein? Weißt du's wohl, lieber Begleiter?

Im selben Augenblicke klopfte von der Gasse eine schmächtige, verwachsene Gestalt, mit schwarzer Binde über dem einen Auge, an der geschlossenen äußern Thüre. Rasch wurde sie drinnen geöffnet. Der Buckligе huschte in geschäftiger Hast herein.

„Servus, Servus, Herr Redacteur!"

Und ungestüm wirft der Andere ihm die Frage entgegen:

„Na, was hat der Minister gesagt, Schnober? Ist ihm der Artikel so recht? Hab' ich Aussicht?"

„O im höchsten Grade hat er ihm gefallen, im höchsten Grade! Hi, hi, hi! Mit dem ganzen Gesicht hat er geschmunzelt. Ueberhaupt ein prächtiger Mann, der Herr Minister. War ganz außerordentlich gnädig mit mir, ganz außerordentlich. Na natürlich, wir sind ja von der Polizei her noch gar alte, gute Bekannte, wo der Herr Baron noch Präsident gewesen. Und nur in dieser Dicke so fortmachen, hat er gesagt, und immer so fort, es wird schon recht werden. Nur immer recht populär! Für den feineren Styl thäte schon der Staatsanzeiger sorgen. Aber mit groben Buchstaben fürs gemeine Volk sollten wir's thun. Ganz famos wird's werden, hat der Minister gesagt, nur immer recht dreingeschlagen und viel Skandal!"

„Ei, schwätz' dir die Seele aus dem Leibe, buckliger Kater!" fuhr ihm der Redacteur wie mit einem Prügel drein. „Wie's mit der Subvention steht, sollst du mir sagen."

„Mit der Subvention? ja so, mit der Subvention! Ganz richtig! Hi, hi, hi! Na freilich!" Dabei rieb diese Miniaturausgabe von *Quasimodo* die Hände, und sein einziges Auge zwinkerte seinen plumpen Herrn und Meister mit überlegener Pfiffigkeit an. „Aber

sehen Sie, Herr Redacteur oder auch Herr Doctor, wenn Sie's lieber hören, sehen Sie, da hat eben dieser bucklige Kater, wie Sie vorhin mich zu tituliren beliebten — hi, hi, hi, — hat indessen gar nichts zu sagen — der hat eben wieder eine verflucht feine Spürnase gehabt. O ich sag' Ihnen, Herr Doctor, wer, wie ich, seine zehn Jahre außerordentliches Mitglied der geheimen Polizei gewesen, der riecht Alles von weitem, wie der Hund den Hasen, und so hat denn auch der Herr Minister gemeint, wo der Herr Doctor anno 48 und 49 in solch' starkem demokratischen Geruch gestanden — hi, hi, hi, — na freilich, lieber Himmel, wer ist denn auch dazumal reactionär gewesen? Schafsköpfe, Geldsäcke, Pfaffen und Hofschranzengesindel nebst der hohen Polizei und meiner eigenen werthen Person, aber, weiß Gott, nur um täglich einen lumpigen Gulden. — Hab' mich auch genug drum plagen müssen mit Schnuppern und Ausluxen, und viel demokratische Hiebe auf meinen Buckel gekriegt, und durch diese rothen Hallunken mein schönes Auge verloren. Hab' ich Ihnen denn diese Geschichte schon einmal erzählt, Herr Doctor, wie sie mich bei dieser vermaledeiten Volksversammlung . . .?"

„Ja, ja, zum Teufel ja," donnerte der Redacteur wieder drein. „Aber noch einmal, wie's mit der Subvention steht, das sollst du mir sagen."

„Ja so, die Subvention, Herr Redacteur, hi, hi, hi, ganz richtig. Nun freilich, wir werden sie kriegen. Tausend blanke Gulden, hat der Herr Minister gesagt. Ein schönes Wort! Und alle amtlichen Anzeigen sollen wir haben. Und das ist sogar noch ein Bischen mehr werth. Aber erst im nächsten Quartal, nach den neuen Wahlen, hat er gesagt. Müssen uns erst noch besser qualifiziren. Je nun, wer kauft auch die Katz' im Sack? Ha ha ha! Nicht einmal ein reactionärer Minister. Also nur so fort, wie dieser ganz famose populäre Leitartikel. Im nächsten Quartal sind Sie ein gemachter Mann. Wir sagen diesem Rattenneste Valet, ein Jahr später haben Sie einen Orden im Knopfloch, und im zweiten soupiren Sie im Ministerpalais. Kann Ihnen ja gar nicht fehlen, Herr Doctor, so-lange der Unterthänigste Ihr Corrector und Factotum ist. Ein Mann wie ich! Zehn Jahre bei der geheimen Polizei gewesen! Hi,

hi, hi. Da kennt man die Welt wie seinen Hosensack. Aber jetzt will ich schnurstracks die Correcturbogen holen. 's ist höchste Zeit, daß wir das Blatt fertig kriegen. Servus, Herr Doctor!"

Mit einem ironischen Kratzfuß flog der frühere Polizeispion und nunmehrige Corrector, Schreiber, Ausläufer und Spürhund sammt seinem Höcker hinaus. Der Redacteur des vor einem Vierteljahr von ihm neu gegründeten Localblattes „der gute Bürger" dabei Inhaber des geschäftslosen „Commissionsbureau von Joseph Volkmann," wie draußen auf dem Gassenschilde zu lesen, trat jetzt an sein Schreibpult und überlas noch einmal, wie zum inneren Labsal, seinen Leitartikel für das morgige Blatt. Ein höhnisches Lächeln umspielte dabei beständig seinen Mund, soweit das durch den wilden Vollbart zu bemerken gewesen. Der Inhalt möge dies erklären.

Am 20. September 1853.

Bürger von Stadt und Land! Ihr Alle wißt: die neuen Abgeordnetenwahlen stehen vor der Thüre! Jetzt heißt's einmal wieder vom feinsten Stäubchen die Augen auswischen, damit ihr klar seht, wie der politische Himmel unseres Landes ausschaut. Nun, „der gute Bürger" hat niemals hinterm Berge gehalten und jetzt will er erst recht von der Leber weg reden. Also heraus mit der Sprache und Farbe bekannt! Schreiben wir vielleicht anno 48 und 49, wo ganz Deutschland im wüsten Rausche gelegen? Oder anno 50, wo der elendeste Katzenjammer hintennachgekommen ist, wie der Aschermittwoch auf die Fastnacht? Nein Bürger, wir schreiben Gottlob anno 53, wo aller rothen Wühlerei längst schon der freche Schreierhals umgedreht ist, wo Gesetz und Ordnung wieder die erste Geige spielen, wo Fürst und Land verkaufende, ministerielle Volksspeichellecker den schimpflichen Laufpaß expedirt erhalten haben und Männer im Rathe des Fürsten sitzen, die die nöthige Courage verspüren, jedem demokratischen Gelüsten sogleich auf die Finger zu klopfen, und wenn's Noth thut, sogar an ein Bajonett zu spießen. Wir leben endlich wieder in einer Zeit, wo unseres erhabenen Landesherrn geheiligte Person mit wirklichem Regentenscepter auf dem Throne sitzt und nicht als eine mit ein paar comödiantenhaften Purpurfetzen

maskirte Strohpuppe, die durch des Pöbels Duldung zwischen Erd' und Himmel hängt im sogenannten constitutionellen Nebeldunst, zu welcher sauberen Rolle die sogenannten Volksmänner den Fürsten von Gottesgnaden so gerne degradirt hätten. Also, ihr Bürger, so steht's heute anno 53, seit das demokratische Strolchengesindel zu Paaren getrieben worden ist. Und Gott sei darum gedankt, Ruhe und Sicherheit, Handel und Wandel haben sich im Lande wieder häuslich niedergelassen. Der ehrenwerthe Patriot darf wieder sein verständiges Wort erheben und ehr= wie schamlose Schreier müssen ihr vorlautes Maul halten. Der König gilt mehr als der Bube — so ist's die rechte Ordnung im Kartenspiel. Und diesen gesegneten Zustand des Landes nennen unsere und des Volkes Feinde Reaction! Gut denn, laßt ihnen ihr Pläsir! Sie sollen euch reactionär heißen; aber nicht als ein Schimpfwort, nein, als euren höchsten Ehrentitel nehmt diese Namen hin!

Doch nun will euch „der gute Bürger" ein anderes Wort nennen. Vor dem fürchtet euch wie vor Pest, Hunger und Krieg! Denn darin steckt die wahre Landplage. Und dieses Wort, das heißt: Advokat. Schüttle mir keiner zu voreilig den Kopf darüber. Ei, so schaut euch einmal in allen Ländern um! Wer war denn immer vorn dran, wenn's was zu revolutioniren gegeben? Advokaten und immer Advokaten! Und wer sind auch hier zu Lande die Haupthähne gewesen, die den Morgen der neuen Volksfreiheit, daß Gott erbarm', am frechsten in die Welt hinausgekräht haben? Ihr wißt's selber am besten. Advokaten waren's. Ganz das nämliche Gelichter wie ihre blutrothen Spießgesellen, der Hecker und der Struve, diese politischen Schinderhannes, mit denen sie zugleich nach Amerika schmählichen Reißaus genommen haben, wo ihnen aber miteinander der Hahnenkamm gar kurios abgeschwollen ist und die gleißenden Schwanzfedern ausgefallen sind. Aber — Gedenkzettel hin, Gedenkzettel her — und wenn auch ihre sauberen Collegen über dem Meere Steine klopfen müßten und Hunger leiden, daß ihnen die Rippen krachen, die Katze läßt das Mausen nicht und der Advokat läßt nicht vom Wühlen und Spektakelmachen. Das gehört einmal zu seinem Stande, *wie der Schwanz zum Fuchs.*

Und nun paßt auf, ihr Alle in Stadt und Land, was euch „der gute Bürger" jetzt sagen will. Sollte man nach alledem noch die Keckheit für möglich halten, daß auch jetzt wieder und sogar in unserer Haupt- und Residenzstadt ein solch' rabulistischer Rechtsverdreher mit der Absicht umgeht, sich als Wahlkandidat demnächst öffentlich an den Pranger zu stellen? Wir fragen euch: Ist das nicht stark? Und zwar ist das Einer von jener allergefährlichsten Sorte, die im Gesicht und auf der Lippe die Ehrlichkeit im Werthe von hunderttausend Gulden feil halten und innerlich um keinen rothen Batzen davon zu verkaufen haben; die in offenem, geradem deutschen Wesen so stark zu heucheln wissen, als seien sie schnurstracks von unserem deutschen Urahn Hermann abgestammt. Ist das nicht wieder stark? Aber kommt man solchen scheinheiligen Freiheitshelden nur hinter ihre Schliche, so stellt sich heraus, daß sie nichts sind als verkappte, abgefeimte Schleicher. Ist das nicht abermals stark? Und wenn euch „der gute Bürger" nun obendrein sagt, daß dieser mit einer Handvoll hartgesottener demagogischer Sünder im geheimen Bunde steht, und mit ihnen auf nichts Geringeres spekulirt, als unser hohes Ministerium zu stürzen und das ganze Land wieder auf den Kopf zu stellen, ist das nicht die purste Narrheit? — Aber trotz alledem rufen wir euch zu: Seid auf der Hut! Denn auch Narren sind gefährlich, vor Allem die politischen, wenn man sie nicht zur rechten Zeit einsperrt oder so gründlich öffentlich blamirt, daß sie wieder zu ihrem Bischen simplen Verstande kommen. Also wird euch wohl „der gute Bürger" keinen Extrarath zu geben haben, was ihr jedem wühlhuberischen Helfershelfer ungefähr für eine Antwort geben sollt, der allenfalls eure Stimmen für besagten sauberen Wahlkandidaten ködern möchte. Ihm einfach weisen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, das dürfte wohl noch die höflichste Erwiederung sein. Somit wollen wir's vor der Hand für heute gut sein lassen. Ihr wißt nun einstweilen für die nächsten paar Tage genug, um euch auszukennen. Auf der rechten Seite liegt also unseres allgeliebten Landesherrn Huld und Gnade, sein hohes, weises, couragirtes *Ministerium*, Ruhe und Ordnung, Sicherheit und Verdienst; auf *der linken* Seite liegt heilloses Durcheinander, fremde Strafsoldaten,

Steuererhöhung und Stockung aller Geschäfte. Jetzt geht mit eurem Wahlzettel nach links oder nach rechts. „Der gute Bürger" hat wenigstens sein Gewissen auf Numero Sicher gebracht. Und wenn er eben nicht Alles ausplaudern darf, was er für euch noch in Petto hätte, so bedenkt, Bürger: die Anständigkeit und Ehre unserer ganzen Richtung verbietet uns dies. In den Schmutz der weiland demokratischen Skandalblätter nachzutreten, dazu ist unser politischer Standpunkt zu hoch und heilig. Wir legen bloß unsere ritterliche Lanze ein gegen verderbliche Grundsätze, aber nicht gegen Personen. Und hiemit schließen wir mit dem patriotischen Rufe: „Gott schütze gnädig das Vaterland vor falschem, Thron und Volk verderbendem Freiheitsevangelium und ihren heuchlerischen Aposteln, den Advokaten!" —

„Ha ha ha!" schrie Volkmann jetzt höhnisch hinaus, da er das Blatt auf das Pult warf. „Ist das nicht gerade zum Todtlachen? Ich, und dieser Leitartikel! Und wie ich mich schon ganz famos in diesen gutgesinnten Knüppelstyl hineingeschrieben habe! Ich fange wirklich an, vor mir selber wieder Respect zu kriegen. Ei, so haben wir doch nicht vergebens Humaniora studirt. Das Kapital des verdorbenen Studenten fängt endlich an, seine Zinsen zu tragen. Tausend schafsköpfige Abonnenten, jeden Tag mehr Annoncen und im nächsten Quartal dann noch tausend Gulden hohen Staatszuschuß! Victoria! Ich bin ein gemachter Mann. Der elende Fetzen Druckpapier stopft alle meine Löcher zu. — Na, wartet nur, ihr meine vier hungrigen Rangen da droben, nun sollt ihr bald einen ganz andern Vater haben und jede Mahlzeit Fleisch in den Topf. Ha, wie ihr dann rothe Backen kriegen sollt und kugelrund werden, ihr bleichen, kartoffelgemästeten Würmer! Und auch du, Käthe, sollst nun nimmer lange mehr die halben Nächte beim Spitzenklöppeln hocken und dir die matten Augen vollends blind gucken! Sollst nimmer so viel über mich weinen müssen, armes Ding! Nein, jetzt werd' ich ein solider, reputirlicher Mann, der Geld ins Haus bringt, mehr als wir brauchen. Dann sollst du jeden Sonntag Nachmittag an meinem Arme zum Kaffeetrinken gehen und Harmoniemusik hören. Wird das lustig werden! Ei, so vergiß des Schicksals Schläge und meine dazu! Keine Faust will ich mehr gegen dich aufheben. Und

wart' nur, mit welch' prächtigem warmen Shawl ich diesen Winter deinen Rücken wieder Alles verschmerzen mache. Und hab' ich nur erst die tausend Gulden Subvention, dann kommt zum Fleisch jeden Mittag eine Flasche Wein auf den Tisch für dich und mich. Hei, wie dein fahles, feines Gesichtchen sich dann wieder rosig färben soll wie dazumal im Görzhausener Schloß, da du solch' verlockendes Kammerkätzchen gewesen! Ja Käthe, an die schönen Zeiten von damals wollen wir dann wieder denken und sie werden wieder kommen, wenn wir nur erst jeden Mittag unsere Flasche Wein zusammen trinken. Und in alle Ewigkeit von mir verschworen sei jeder Tropfen Schnaps, dieses Hausgift, dieses Teufelsgesöff, durch das ich ins Elend gekommen bin und das mich immer tiefer ins Elend hineingezogen hat. Aber weg jetzt mit all' diesen dummen Gewissensbissen! Wie dürres Reisig werf' ich sie auf einen Haufen zusammen und stecke sie in Brand und lass' ihre Asche vom Winde zerblasen. Es soll ja jetzt anders und besser werden. Das ist eine gesündere Praxis als reumüthiges Heulen. Weg mit meinem vorigen Hundeleben! Einen verächtlichen Fußtritt geb' ich jeder Erinnerung daran und stoße sie zurück in der Vergessenheit hintersten, stockfinsteren Winkel."

An das Pult gelehnt stützte er jetzt den Kopf auf die zusammengekrampfte Faust und sein Auge starrte mit finsterem Brüten in den Lampendunst. Wenn ich dir jetzt Alles erzählen wollte, was durch die Irrgänge dieses verwüsteten Herzens zog! Aber plötzlich fuhr er wieder auf, trug hoch das Haupt, wilden Glanzes funkelte sein Blick und blutroth färbte der aufkochende Zorn seine breite, tiefe Narbe.

„Aber nein, nicht Alles soll in mir vergessen sein, nicht Alles. Nein, eine Erinnerung, die soll Tag und Nacht in meinem Herzen umgehen als grinsendes Gespenst meines so elend verpfuschten Lebens, und soll mich an grimme Rache mahnen, bis der letzte Blutstropfen befriedigt in mir sagt: nun halte still, es ist genug! — Ja, du von Allen Menschen mir Verhaßtester, du Ursprung meines Elends, du Wurm an meines Lebens Baum, du böses Auge meines Glückes, du sollst wahrhaftig nicht von mir vergessen werden!

Ha, sieh' her auf mich! Schau herein in mein modriges Rattennest! Mustere meinen schäbigen Bettelstaat! Steig' hinauf in meine

Dachkammer! Laß Weib und Kinder in ihren geflickten Fetzen vor dir in Parade aufstellen! Setze dich mit uns zum mageren Tisch! Und triumphire — lache so höhnisch, als du nur kannst! O thu' es, thu' es! Ich will mein höllisches Pläsir daran haben. Denn wiß: in dieser Rattenspelunke hab' ich den Hexenkessel aufgehangen, darin ich im Feuer meiner Rache gegen dich den Gifttrank braue, den ich von nun an tropfenweise werd' in dein Leben träufeln lassen.

Ei, so fahr' nur noch in eigener Equipage vornehm spazieren, stell' deine Frau in Sammt und Seide zur Schau und laß deine Kinder wie aufgeputzte Affen paradiren, dieweil ich froh bin, wenn ich nur ganze Sohlen unter mir verspüre! Aber wiß: mein Neid steht gespenstig hinter dir auf dem Kutschentritt und grübelt indessen darüber nach, wie er deine Gäule zu Falle bringe. Ei, so sitz' nur noch wie der Vogel im Hanfsamen in deiner großen, nobeln Praxis, reis' im Lande umher als rechtsverdrehender commis voyageur und Patron aller Mörder und Diebe! Aber mein Neid sitzt mit dir ungesehen am Arbeitstisch und fährt dir überall nach und studirt aus erdichteten Akten, wie er das Vertrauen deiner Clienten allmälig vergifte. Spiel' den Prahlhans in deinem neuen, gleißenden Hause, laß darin musiziren und deklamiren, und füttere vornehmes Schmarotzergesindel ab, dieweil ich mit Noth den Miethzins für meine Dachstube zusammenscharre und den bellenden Hungerwolf zum Schweigen bringe! Aber wiß: in deinen Soiréen sitzt mein Neid als ungeladener Gast und summt vor sich hin das Lied von der Verleumdung, wie es der Basilio singt in Rossini's „Barbier.“ Ha, kennst du's wohl? Erst vor acht Tagen hab' ich's auf der Galerie um lumpige drei Batzen gehört. Aber dich soll es ungezählte Gulden kosten! — Und endlich, du nimmersatter Glücksjäger, o versuch's nur jetzt, dich auch noch einzuschleichen auf den Abgeordnetenstuhl, nach dem du so gierig verlangst! Aber wiß: mein Neid, er schleicht auch hier dir nach und tröpfelt ungesehen auf deinen ehrlichen Namen einen Gifttropfen nach dem andern, bis schleichendes Zehrfieber ihn erfaßt und deine besten Freunde über sein bedenkliches Aussehen den Kopf schütteln. Mit schlechten Witzen über dich in Reim und Prosa will ich das Zwerchfell des Publikums kitzeln,

bis endlich auch der griesgrämigste Staatshämorrhoidar das Schmunzeln über dich nicht mehr verhalten kann. Aus verleumderischen Räthseln sollen meine gedungenen Henkersknechte den Armesünderstrick um deinen Namen legen, daß man in der elendesten Schnapskneipe, wie im vornehmsten Salon wie von einem moralisch Gehenkten von dir zischeln soll. Ja, du einst so frecher Fuchs! Jetzt stehen wir zwei wieder mit einander auf der Mensur. Dein Glück mit meinem Neide. Ei laß doch sehen, wer jetzt den andern abführen wird!" . . . .

„Recht guten Abend, verehrtester Herr Doctor, ich störe doch nicht?" klang's jetzt mit heißerer Stimme mitten in Volkmanns zornschnaubender Rede. Und ein hagerer, vor den Jahren gealterter Dreißiger mit in der Mitte gescheitelten, besenreisähnlichen Haaren und dürftigster Garderobe verbeugte sich tief, den abgegriffenen Calabreser verlegen in den Händen drehend. „Aber Sie entschuldigen, ich habe dreimal höflich angeklopft. Man scheint mich indessen nicht gehört zu haben. Der Herr Doctor haben so lauten Monolog gehalten, fast möchte ich glauben, einen hochtragischen. Da ich jedoch mein Gedicht für heute Abend so bestimmt versprochen habe, und ich auch meines Honorars höchst bedürftig bin — denn ich hungere wirklich schon den ganzen Tag — —"

„Schon recht, schon recht, nicht so viel Vorrede!" polterte Volkmann, die verkümmerte Gestalt kalten Blickes musternd. „Also her damit, will gleich einmal sehen, ob ich Sie auch ferner brauchen kann."

„O, Herr Doctor werden ganz gewiß zufrieden sein. Denn nicht nur, daß ich mir schmeichle, den mir gegebenen Stoff echt poetisch behandelt zu haben, glaube ich sogar, Ihnen obendrein eine kleine Ueberraschung zu bereiten."

Damit zog er aus der Seitentasche seines ihm viel zu engen, geschenkten Rockes, daraus unter der Achselhöhle das graue Hemd herausschaute, ein beschriebenes Blatt und reichte es Volkmann hin. Dieser brachte es sogleich der Lampe näher und durchlas es mit kritisch zusammengezogenen Augenbraunen, während der arme poetische Schlucker ängstlich forschend den Urtheilsspruch aus den Mienen des Lesenden zu errathen suchte.

Auf dem Blatte stand folgendes satyrische Gedicht — aber welch' noch viel tragischere Satyre bitteren Geschickes auf dessen eigenen Dichter, dem über diesen gastronomischen Versen höchstens das Wasser im Munde zusammenfloß, um sein trockenes Stück Brod damit saftiger zu machen:

Der wilde Schweinskopf als liberaler Protektor.

Hasenbraten, Austern und Fasanen,
Echter Rheinwein und Champagnerschaum,
Rehe, Lachsforellen, Indianen
Munden gleich vortrefflich meinem Gaum.
Aber wilden Schweinskopf in der Sulze
Nenn' ich doch den wahren Gnadenschmaus,
Nimmt ihn ein Minister zum Impulse,
Sich zu setzen übers Recht hinaus.
Tracht' drum Jeder, der will aufwärts ringen,
An Minister sich zu kleben an!
Recht ist Larifari. Vorwärtsbringen
Kann nur Schweinskopf, wie er mir's gethan.

„Na," warf jetzt Volkmann geringschätzig hin, „das Ding ist im Ganzen nicht übel gemacht. Aber vor Allem: was soll denn der Bettel kosten?"

Der arme Poet lächelte jetzt eigenthümlich stolz, da er erwiederte: „Zwei Gulden, Herr Doctor."

„Ja, warum nicht gar?" trumpfte Volkmann ihn ab. Sechs und dreißig Kreuzer ist vollauf genug. Der Vers einen Groschen Was wollen Sie denn mehr verdienen? Solch' Zeug schreibt man doch in längstens einer Stunde hin. Und überhaupt kann ich's nicht einmal in dieser Fassung noch brauchen. Erst müssen Sie mir noch den Namen Stark als Adjektiv ein paarmal geschickt hineinbringen. Sonst weiß ja kein Mensch, wer eigentlich damit gemeint ist."

„O verzeihen der Herr Doctor! diese Art, den Namen zu nennen, wäre doch die plumpere. Und überhaupt muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß noch genialere Poeten, als ich mir einer zu sein schmeichle, ein solch künstliches Gedicht nicht in einer Stunde

nur so hinwerfen, und daß zwei Gulden dafür nur ein höchst bescheidenes Honorar genannt werden müssen. Denn wollen der Herr Doctor sich nur selber überzeugen: nicht allein Zu-, sondern auch Vorname des betreffenden Herrn stehen bereits in meinen Versen, und zwar mit ganz großen Buchstaben."

„Na, zum Teufel, wo denn? Ich werde ja doch noch lesen können!"

„Sie erlauben gütigst, Herr Doctor! Ich bitte einen Augenblick um das Blatt."

Damit lächelte dieses verkannte arme Genie wo möglich noch stolzer als das erstemal. „Sehen Sie, Herr Doctor, ein entschleiertes Kunststück!" Und mit magerem Zeigefinger auf den Anfangsbuchstaben jedes Verses deutend, buchstabirte er mit immer steigendem Selbstbewußtsein: HERMANN STARK — Hermann Stark!"

„Famos!" schrie Volkmann jetzt verwundert hinaus. „Ich gratulire. Der Einfall ist praktisch."

Der geniale Verfasser dieses Akrostichons stand nun aber in seiner ganzen gekränkten Dichtergröße vor ihm da, und trotz der Gefahr für seine ausgesprengten Rockärmel richtete er sich jetzt erhaben auf und fragte in geisterhaft vibrirendem Tragödenton:

„Nun, Herr Doctor, halten Sie zwei elende Gulden noch immer für ein zu hohes Honorar?

„Na, Sie sollen sie haben! Denn, meiner Seel', das Ding gefällt mir immer besser und wird seine Wirkung machen," sagte Volkmann hoch befriedigt, da er nun selber noch einmal den Namen Herman Stark herunter buchstabirte. „Wir werden noch mehr Geschäfte mit einander machen und ich will Ihrem verkannten Genie noch curiose Themata liefern. Aber sagen Sie einmal, ganz abgesehen von diesen zwei lumpigen Gulden — ist Ihnen nicht der einzige Gedanke schon mehr als hundert werth, daß Sie armer Schlucker von einem Poeten nun diesem eitlen Glückspilz von einem Advokaten einen solch' beißenden Possen spielen und die Zungen der ganzen Stadt in Bewegung setzen? He, ist das nicht auch für Sie ein Hochgenuß, an diesem *einzigen* Exemplar, gleichsam an allen mit einander, für Ihr so *schmählich* verkanntes Genie sich jetzt rächen zu dürfen?"

„O nein, verehrter Herr Doctor, das doch nicht," erwiederte voll elegischer Wehmuth der Dichter. „Mein Gott, diese satyrische Art liegt eigentlich so gar nicht in meinem von Geburt aus gutmüthigen Wesen. Nur die Lyrik und Tragödie ist der geweihte Boden meines Genie's. Aber für die erstere fand ich niemals einen Verleger, und meine zahlreichen Trauerspiele wollte man nirgends aufführen. Du lieber Himmel, da dichte ich jetzt eben nurmehr auf Bestellung. Denn dürftig sich satt zu essen, verlangt einmal die Prosa des Lebens auch von dem allergrößten Poeten. Doch muß ich offen bekennen, daß ich Hochzeitscarmina, Brautlieder, Gratulationen und Nachrufe auf Verstorbene, überhaupt jeden mehr harmlosen Stoff, der den Bestellern nur Freude macht, weitaus lieber poetisch bearbeite, als irgend einen Vers zu dichten, der irgend Jemand wehe thut. Aber da eben doch mir selber der Hunger am Ende noch am allerwehesten thut, so muß ich auch solche Verse dichten, wie sie der Herr Doctor bei mir bestellt haben. Doch freuen, nein, das wissen die ewigen Götter, freuen können sie mich nicht."

„Da ist das Honorar! Aber Sie sind ein Narr!" warf ihm Volkmann höhnisch ins Gesicht und die zwei Gulden auf das Pult.

„Mag sein, Herr Doctor! Aber jedenfalls ein armer Narr!" Dabei fuhr er sich über die Augen, dann nahm er mit schmerzlichem Blicke das Geld.

„Und wenn Sie wieder was brauchen sollten, bitte, lassen Sie mir's durch Herrn Schnober gütig zukommen! Es soll bestens besorgt werden. Franz Fröhlich, finstere Lauben Nr. 109 über fünf Stiegen rückwärts. Hier ist meine Karte. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst."

Nach einer tiefen Verbeugung schlich sich der neidlose, aber hungrige Dichter Franz Fröhlich hinaus, und die Nacht des Neides sah aus Volkmanns Auge ihm finster nach. Fast war er jetzt auch diesem „armen Narren" neidisch, weil dieser nicht, wie er selber — neidisch war.

Dann schlug er mit geballter Faust auf das Pult und sein gedunsenes Gesicht verzerrte sich zum Erschrecken.

„Ah, und wenn ich den Stark an den Galgen brächte, es ist

doch ein elendes Hundeleben. Schnaps her!" Dann schlug er auf die Brust. „Da drinnen muß wieder ein Bischen chloroformirt werden."

Den Pultdeckel riß er auf, holte eine Flasche hervor und that einen Zug daraus, der nimmer enden wollte. Wie er eben absetzte, huschte Schnober athemlos herein.

„Servus, Herr Redakteur! Servus Herr Doctor! Hihihi! Famose Nachricht, sag' ich Ihnen ganz famose!"

„Na, heraus damit!" warf Volkmann hin, gleichgiltig ihn anglotzend.

„Also gut! Auf der Druckerei waren sie noch nicht ganz fertig. Noch ein halbes Stündchen warten, hat's geheißen. Thut gar nichts, dachte ich mir. Kann einstweilen ein Bischen spioniren gehen. Und gesagt, gethan. Da ging ich also schnurstracks in den faulen Pelz. Sie wissen ja schon die Weinkneipe, wo ich schon verteufelt viel ausgeluxt habe. Ich lasse mir also meinen gewöhnlichen halben Schoppen einschenken, und richtig, wie gewünscht, treffe ich dort den ausgewichstesten Haupthallunken, der damals von Goldhelm wegen dem Stark zum Teufel gejagt worden und zum Possen dafür mir die saftige Geschichte vom Minister und Schweinskopf erzählt hat. Ganz natürlich! Er hatte ja die ganze Schweinerei beim Serviren mit angehört. Hihihi! Die dummen Herrschaften! Als wenn ihre Bedienten lauter taubstumme Simpel wären!"

„O wärm' die alte Brühe wieder auf! Weiter, weiter! Was Neues will ich hören."

„Kommt schon, kommt schon, Herr Doctor! Ja wohl! Weiter, was Neues! Also gut! Derselbe verfluchte Kerl ist nun seit acht Tagen bei dem reichen Großhändler Schulz, der's fast noch prahliger treibt als der Goldhelm. Ich mache mich also wieder an ihn hin, weil ich schon gestern aus meinem alten Freunde, dem Polizeioffizianten Schlemmer, herausspionirt hatte, daß der Stark ein paar Abende hintereinander mit noch einem halben Dutzend verkappter Demokraten bei diesem Schulz aus und eingegangen war, und hihihi, wie ich's eben so verstehe, den Leuten die Würmer geschickt aus der Nase zu ziehen, daß sie's gar nicht merken, beichtet mir der schon ein Bischen angetrunkene Kerl haarklein, daß also der Stark gestern

Abend bei seinem Herrn eine Mordsrede darüber gehalten habe, das ganze jetzige Ministerium müsse zum Teufel fahren, und er wolle den Ministern in der Kammer schon weisen, wo der Barthel den Most holt, hat der Stark gesagt; und sie sollten nur recht Spektakel machen, daß er auch wirklich gewählt würde. Und dann hab' ich auch noch aus ihm herausgeschnuppert, daß ein anderer Advokat, dessen Namen er aber nicht wußte, Alles miteinander aufgeschrieben und sein Herr die ganze Pastete in seinem Schreibtisch eingeschlossen habe. Hihihi, ist das nicht unbezahlbar? Und das Alles haben diese Krautköpfe wieder vor ihrem Bedienten verhandelt, der ab und zu Champagner aufgetragen. Aber es kommt noch viel besser, Herr Doctor, noch viel besser! Denken Sie sich den Hauptspitzbuben! Um einen Louisd'or will er seinem Herrn das ganze Geschreibsel herauseskamotiren. Aber haben müßte er ihn zuvor, mit leibhaftigen, nüchternen Augen in seiner Hand sehen, darauf hat sein dicker Schädel unbarmherzig bestanden, so angetrunken er auch schon gewesen. Und, Herr Doctor, ich hab' Ihnen noch niemals zum Schlimmen gerathen, geben Sie ihn mir her, den Louisd'or, und Sie, so wahr ein Gott über uns lebt, Sie sollen das Protokoll über diese demokratische Sitzung kriegen. Denken Sie an die tausend Gulden, die uns der Minister versprochen, wenn wir uns gut bei den neuen Wahlen qualifiziren! Ich sag' Ihnen: produziren Sie ihm dieses Protokoll, so sind Sie ihnen so gewiß, als ich Matthias Schnober heiße und Ihr ergebenster Corrector bin. Also resolut, Herr Doctor! Verscherzen Sie nicht Ihr Glück um so eine lumpige Bagatelle! Ich garantir' Ihnen dafür: sie soll sich hundertfach verkapitalisiren. Heraus mit dem Louisd'or und tausend Gulden dafür eingestrichen! Hihihi! das nenn' ich Geschäfte machen."

„Schnober!" lallte Volkmann mit von seinem vorigen Trunke schon etwas schwerer Zunge und packte den Buckligen mit derber Faust an beiden Schultern. „Aber wenn jener Spitzbube mich zum Narren hielte oder ihm sein Diebstahl fallirte?"

„Dann jagen Sie mich zu allen Teufeln, sag' ich Ihnen," kreischte der Einäugige. „Aber ich weiß, ich liefere Ihnen das Protokoll."

„Nun gut!" schrie Volkmann mit rollendem Blicke, „du sollst den

Louisd'or für ihn bekommen, und wenn ich meine Kasse bis zum letzten Pfennig auskratzen müßte." Und mit fieberisch erregten Fingern schloß er eine Schublade des Pultes auf und zahlte elf blanke Gulden in Schnobers hingehaltene flache Hand.

Zu gleicher Zeit schlich ein fahlwangiger, ärmlich gekleideter Knabe von hinten herein und sagte ängstlich: „Vater, die Mutter läßt fragen, ob du nicht wolltest zum Nachtessen heraufkommen."

„Eßt eure Kartoffeln allein!" fertigte Volkmann ihn ab. „Ich muß auswärts essen, hab' noch wichtige Geschäfte."

Der Knabe schlich betrübt davon. Sein Vater setzte den breitkrämpigen Filzhut auf sein gluthrothes Gesicht: „Solche Aussichten muß man bei Braten und Rheinwein leben lassen. Schnober, mach' das Blatt heut allein fertig und bring' mir das Protokoll, oder du bist davongejagt!"

Damit ging Volkmann hinaus und suchte nach einer Weinstube, um darin die Gulden zu verschlemmen, die er heute Mittag seinem danach jammernden Weibe unbarmherzig verweigert hatte.

Der Redacteur war jetzt noch nicht um die Ecke der Sackgasse gegangen, da schrie sein Corrector hinaus: „Du willst mein Herr und Meister sein? Hihihi! Zehn Jahre hab' ich bei der geheimen Polizei gedient, und du verdorbener Student und abgehauster Lump, du willst mich einen buckligen Kater heißen? Nun wohl, hier halt' ich deinen Louisd'or in der Hand und du sollst jenes Protokoll dafür kriegen, aber — wohl verstanden — nur von mir diktirt, um dich mit einem Falsum zu petschiren." Und er schlug ein markerschütterndes Gelächter auf, daß sein Höcker wie lebendig sich schüttelte und die Ratten unter ihm furchtsam zusammenliefen.

II.

Im neuen Haus und neuen Glück.

War das jetzt ein wahrer Giftqualm von bösem Neide, der aus *diesem wüsten* Herzen uns entgegendampfte! Und was haben wir

nicht schon Alles über unsern Freund von diesem seinem ärgsten Feind erfahren! Aber komm, lieber Begleiter, lange genug habe ich dieses düstere Nachtstück dich beschauen lassen. Nun tritt mit mir aus dem lichtlosen Winkel, darin am Tage nur niedrige Leidenschaften und des Nachts häßliche Ratten hausen, wieder heraus in frischere Luft. Leibhaftig wollen wir Hermann und Helene jetzt wieder sehen. Hast du nicht auch Verlangen danach? Sind es doch schon nahezu fünf Jahre, seitdem wir sie verlassen. So komm, wir wollen sie jetzt aufsuchen in ihrem neuen Haus und neuen Glück!

Und siehe, da stehen wir schon miteinander in einer neu angelegten, fashionablen Straße der Hauptstadt. Auch im Gasflammenschimmer wirkt ihr architektonisch heiterer Reiz auf dein Beschauerauge. Wie eine Ausstellung von Miniaturpalästen verschwommener Baustyle schauen all' die frischfarbig glänzenden Häuser dich an mit ihren marzipanartig verzierten Façaden, durch Altanen in Stein und Erz malerisch unterbrochen. Sorglich gepflegte, mit bronzenen Arabesken umgitterte Blumenbeete erhöhen noch gar sehr die vornehmthuende Haltung dieser eleganten Häusergestalten. Aber mitten unter all' den villenartigen Phantasiegebilden, siehst du dort, an Stolz all' seine Nachbarn noch überbietend, das einzige Erkerhaus mit spitzbogigen Fensterrahmen, mit Staffelgiebel und Wetterfahne? Zwar hat auch daran die Hand der Neuzeit den ehrwürdigen, trauten Ausdruck einer echt altdeutschen Häuserphysiognomie durch manch' gezierten Zug verwischt, daß das kokette Abbild kaum mehr recht an das urwüchsige, anspruchslose Original erinnert. Und doch, taucht jetzt beim Beschauen dieses neuen Erkerhauses nicht sogleich ein anderes gar altes liebes Bild in deiner Erinnerung auf? Und staunest du zu sehr darüber, wenn ich dir jetzt sage, daß wirklich jenes althistorische neben der Kaiserburg dem Erbauer dieses modernen als Urbild vorgeschwebt? — Ja, lieber Begleiter, du stehst vor Hermanns und Helenens neuem Hause!

Sag', heimelt dich diese Pietät für das theure Elternhaus nicht schon von außen an? So wird auch dessen heimathlicher Liebesfriede *hier mit eingezogen sein.* Denn sind nur die Herzen dieselben

geblieben, was kümmern sie andere Räume? Ja, gewiß, auch hier in dieser erst neu gebauten Straße der Hauptstadt kann die Luft des verlassenen Daheim auf dem kaiserlichen Rittersberg wehen. Auch in der stillsten Einsamkeit wie im geräuschvollen Treiben der großen Welt kann das gemüthreiche Dichterwort zur Wahrheit werden:

„Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land.“

Meinst du nicht auch?

So tritt denn mit mir herein! Aber nicht wahr, wie schon das reiche, geschmackvolle Treppenhaus dich überrascht? Zwei erzene Landsknechte mit gasflammenden Hellebarden bewachen den Eingang. Auf bunt schwellendem Teppich geht dein Fuß. Deutschlands Sagen- und Kaiserzeit grüßt dich in den stolzesten Helden, deren Standbilder rechts und links aus dunklen Nischen glänzen. Dazwischen leuchtet dir solch' frisch duftiger Blumenflor aus zierlichen Weidenkörben entgegen, daß du gern auf die Herbstzeit draußen vergissest und nur von einem immerblühenden Frühling in diesen Mauern träumest, als dessen lichte Sinnbilder diese zarten Treibhauskinder dir ins Auge schauen.

Gedenkst du jetzt nicht unwillkürlich jenes märchenhaften Eintrittes ins Goldhelm'sche Haus, das vor fünf Jahren Hermanns Aug' und Herz so befangen gemacht? Nun ja, freilich! Und wie kommt dir diese Erinnerung so natürlich! Jener unvergeßliche Zauber war es ja auch gewesen, der unsern Freund zu dieser Nachahmung verlockte. Aber sei deßhalb nur unbesorgt! Was soll Schönheitssinn dem Glücke des Hauses schaden? Kommt es doch auf den Geist alleinzig an, der darin weht und waltet! Und du wirst doch nicht etwa fürchten, daß von dem Geiste des Goldhelm'schen Hauses sich auch nur der leiseste Hauch hieher verloren habe? Weißt du doch zu gut, wie nur zärtlichste Liebe hier auf und nieder steigt, sei der Eingang nun sinnig ausgeschmückt wie jetzt in diesem neuen Erkerhause oder zierlos einfach wie einst daheim in jenem alten.

Und jetzt komm mit mir durch den Corridor, tritt herein in die Zimmer! Sieh' her, welch' lange Reihe ineinandergehender Gemächer

mit offenen Flügelthüren, alle durchduftet und beleuchtet! Noch fehlen darin Wirth und Gäste. Aber die kerzenschimmernden Kronleuchter im großen Empfangssaale, gedeckte Tische im gothischen Speisezimmer, und hin- und wieder gehendes Gesinde, das hie und da noch ordnet, verrathen den nahen festlichen Abend. So schauen wir uns einstweilen ein wenig um! — Welch' auserlesener Geschmack glänzt aus jedem Gemache dir entgegen! Sammt und Seide wallt in schweren Gehängen von spiegelscheibigen Fenstern und palisanderhölzernen Thüren. Bunte Teppiche heben sich malerisch ab vom schimmernden Parketgetäfel. Und welch' wechselnder Reiz in kostbaren Gemälden und Vasen, im verlockenden Comfort der luxusreichen Einrichtung! — Aber was hast du doch? Du fragst mich mit staunendem Kopfschütteln, ob wir auch wirklich bei Hermann und Helene sind? Nun, wo denn auch anders? So sieh' doch nur hier im mittleren Salon diese alten, lieben Bekannten! Erkennst du sie nimmer, die altehrwürdigen Vorfahren des Stark'schen Bürgergeschlechtes? O natürlich, auch sie sind mit ihrem jüngsten Enkel aus ihrem alten Vaterhause daheim mit hieher in die Hauptstadt ausgewandert. Ob diese kernigen „Altdahiesigen" sich freilich in diesem modernen Glanze so behaglich fühlen, wie einst daheim in der schlichten, holzgetäfelten Erkerstube? Nicht wahr, sie scheinen auch dir so fremd und freudlos hier dreinzublicken. Aber besinne dich: der Bürgermeister Petrus Johannes mit dem kaiserlichen Gnadenkettlein hatte ja auch daheim die dickbuschigen Augenbraunen immer so finster zusammengezogen und nur ein einzigesmal heimlich geschmunzelt. Weißt du noch, wann und warum? — Und wenn auch der selige Vater Stark, der sich sammt Mutter Rosalie kurz nach seiner Abdankung zum Hochzeitsgeschenke hatte malen lassen, von der golddurchwirkten rothen Sammttapete jetzt nur mit verstohlenem Herzeleid herunterschaut, so hatte sich dieser wehmüthige Zug eben schon daheim unter der Hand des dortigen Malers eingeschlichen gehabt. Und wie leicht konnte das geschehen bei einem Kopf von vierundsiebzig Jahren, nachdem kurz zuvor das Herz solch' schmerzliches Opfer gebracht hatte! Aber wenn der Selige, plötzlich wieder zum Leben erstanden, in das neue Haus seines Sohnes jetzt, so wie du, leibhaftig hereinträte, glaubst du wohl, daß

dieser wehmüthige Zug in seinem todten Bilde dann auch sein lebendiges Antlitz überschleichen würde?

Doch warum auch nur? Hermanns kühnste Träume haben sich in der Erfüllung ja noch überboten. Ja, lieber Begleiter, die giftige Neidschlange, die du in jener Rattenspelunke aus Volkmanns Munde so grimmig hast zischeln hören, sie war wirklich an unseres Freundes überschäumendem Glücksbecher getränkt und großgezogen worden. Fünf kurze Jahre! — Und welche Summe von äußerem Menschenglück hatte diese flüchtige Spanne Zeit in Hermanns Leben zusammengewuchert!

Noch kein halbes Jahr war er dem stillen Reiche seiner Heimath entronnen gewesen, und all' seine Collegen in der Hauptstadt hatte sein wortmächtiger Genius schon überflügelt, wie wenn ein Adler unter einem Schwarme von Krähen hervorstößt und wie ein Pfeil sonnenwärts fliegt, dieweil die andern krächzend im Nebel ihm nachflattern. Ja, war das jetzt in unserem Helden ein himmelweit anderes Gefühl als dazumal, da er, zum Listenschreiber entwürdigt, den zornerregten Geistesfittig ans Gitter seines Käfigs geschlagen und nach den sonnigen Schneegipfeln sein Heimweh hinausgeschrieen! Gedenkst du noch jener Zeit, lieber Begleiter?

Ob du dich aber auch jenes herbstlichen Abends noch erinnerst, da Hermann mit dem Schäferfritzel am Hünenhügel im Ginster gelagert und jener graubärtige Philosoph der Haide zur Rauchsäule hinangedeutet, die aus dem alten Gehöfte gegen Himmel stieg? — Da hatte dieser zu seinem Enkelkinde gesprochen: „Und ich sage dir jetzt: fängst du nur erst damit an, nach Menschenglück zu jagen, so bist nicht du der Jäger und das Glück dein Wild, sondern umgekehrt. Und so oft du meinest, nun habest du das Glück erjagt, so ist es dir unter den Händen vergangen. 's ist Alles Rauch. Und so geht's fort und immer fort. Das gehetzte Wild bist immer nur du selber! —" Daß ich doch jetzt jene Stimmung am Hünenhügel nicht mehr los werde, seit ich in dies neue Erkerhaus dich hereingeführt! Fort und fort steht jener einfältig weise Prophet vor meinem geistigen Auge, und seine Worte klingen mir beständig im Ohr. Was aber hat diese düstere Mahnung jetzt nur mit diesem heitern Leben unseres Freundes

zu schaffen? — Und ist auch seines Herzens Drängen und Sehnen bis zur Stunde noch immer nicht völlig gestillt, wie hat er auch in dieser kurzen Frist die ganze Höhe seines Ideals von Menschenglück schon ersteigen können, das sein gewaltiger Geist vor sich emporragen sah? Und wie menschlich natürlich war es darum bisher gewesen, daß jede Erfüllung, kaum von der Sehnsucht als Tochter geboren, immer wieder selber Mutter einer neuen Sehnsucht geworden!

Als gar bald alle reichen und vornehmen Klienten der Hauptstadt sich zu Hermanns Berathungszimmer drängten, und „des Lebens goldener Baum" nun in ganz anderer Bedeutung, wie einst in jener bitteren Ironie der Conscriptionslisten, aus dem fruchtbaren Boden dieser anderen Praxis emporblühte, was war natürlicher, als daß der so schnell berühmt gewordene Advokat sich danach sehnte, statt des unsicheren Herdes in fremder Miethwohnung sich in eigenem Hause ein festes, behagliches Daheim zu gründen? Und rieth ihm nicht ebenso natürlich die einfachste, weltmännische Klugheit an, schon durch den bloßen äußeren Anblick seines neuen Hauses seine minder berühmten Collegen gleichsam symbolisch vor aller Welt in Schatten zu stellen? — Aber das war nicht so leicht. Auch andere Advokaten bewohnten gar stattliche, eigene Häuser. Da mußte natürlich ein ganz außergewöhnlicher Bauplan ersonnen werden. Und da mit dieser klugen Berechnung für die äußere Welt die Pietät für das liebe, alte Vaterhaus von selber zusammentraf, wie natürlich war da dieses glänzende moderne Erkerhaus dem Boden entstiegen, als doppeltes Sinnbild seines früheren und jetzigen Lebens, seiner Sehnsucht und ihrer Erfüllung!

Zum schönen Gefäße ziemt sich indeß auch nur ein würdiger Inhalt. Wie natürlich war es darum weiter, daß auch die inneren Räume mit der reizenden Außenseite zusammenstimmen mußten! Wie hätte da die einfache Einrichtung des bürgerlichen Erkerhauses am Storchenthurme diesem neuen, in dem vornehmsten Theile der Hauptstadt, noch ferner genügen können? Gehört nicht überdies eine gewisse behagliche Aesthetik in der Häuslichkeit mit zu den reinsten idealen Lebensgenüssen? Und besäße hiezu nur der Ahnen- und Geldadel das Privilegium, und nicht mindestens gerade so berechtigt

auch die Aristokratie des Geistes, zu deren Mitgliedern sich Hermann doch unbestritten zählen durfte?

O schon damals, als er all' die märchenhafte Pracht im Palais Goldhelm trunken angestaunt, schon an jenem ersten Abend war er in sich gewahr geworden, in welch' fast ärmlicher Bescheidenheit er bisher gewohnt und gelebt. Jener unsichtbare Geist, der ihm damals ins Herz geflüstert: „Nun erkenne hier, was Leben heiße, denn was du bis jetzt gelebt, das war nur der Schatten des Lebens! Ein Geist wie du, wie mag er so schmachten und darben in unserer Zeit!" — diese gewaltige Verführerstimme, sie war seit jenem entscheidenden Abend in Hermanns Herzen nimmer verklungen; doch verstummt, als habe er ihn nie zuvor gehört, jener andere Mahnruf von der Haide: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und es bekommt nie genug."

Da nun aber unser Freund in so ganz natürlichem Drange sich dieses glänzende neue Daheim erbaut und auch in dessen Innern seinen, mit aller Macht erwachten, Schönheitssinn vollauf befriedigt hatte, was war zuletzt wieder natürlicher, als daß er sich auch nach möglichst vielen Menschen sehnte, um mit so menschlich erklärlichem Stolz ihnen seine neue, reizende Häuslichkeit zu erschließen und nach des Tages schwerer Arbeit im wechselseitigen Austausch Herz und Geist erfrischen, erheben und bereichern zu lassen! Erinnerst du dich noch seines letzten Briefes an Theodor? Welch' ergreifenden Sehnsuchtsruf nach herzensverwandtem Umgang hatte er darin ausgestoßen, gleich dem Wüstenwanderer nach einer erquickenden Oase! — Und war Hermann außer dem Besitzer dieses Hauses nicht auch noch der Mann Helenens? — Wer einen seltenen Edelstein sein Eigen nennt, wird dessen Aug' und Herz nicht noch hundertmal mehr durch seinen Glanz erfreut, und gewinnt das Juwel nicht hundertfach an Werth, wenn auch Andere es bewundern und dessen Besitzer darum beneiden dürfen? O welch' unaussprechlicher Reiz liegt oft in solch' fremdem Neide!

So waren es denn erst harmlose Musik- und Lesekränzchen gewesen, in denen nur wenige, sorglich ausgewählte, neue Freunde und gediegene Kenner Helenens geistvolles Spiel nicht minder

bewunderten, wie sie ihr liebes Frauenbild selber immer tiefer ins Herz schloßen und an dem immer gleich klaren Spiegel ihrer holdseligen Weiblichkeit das Auge labten. Bald riß sie dann als Alleinherrscherin auf ihrem Flügel alle Hörer zu heiliger Begeisterung hin, bald bewährte sie ihre eben so gründliche Meisterschaft, da sie im Zusammenspiel mit anderen Instrumenten voll zartempfundener Beschränkung nur dem idealen Ausdrucke des schönen Ganzen diente. Oder sie lasen dann und wann die besten dramatischen Werke alter und neuer Dichter in vertheilten Rollen. Wer horchte da nicht immer am liebsten auf der schönen Hausfrau sympathischen Vortrag, darin Herz und Geist in solch' ungekünstelter Innigkeit des Ausdruckes zusammenklangen! War das an solchen Feierabenden noch ein menschenwürdiger Cultus göttlicher Schönheit! Und wie geschah Helenen in innerster Seele wohl dabei, wenn sie dann über dem ausruhenden Mann und seinen Gästen den besänftigenden Himmelsbogen ihrer trauten Häuslichkeit ausspannen durfte und sie immer wieder von Neuem inne ward, wie das Sternbild ihrer Liebe auf Hermann niederstrahlte mit immer gleich mächtigem, sein Haus und Herz verklärenden Glanze! — Wie einfach war da noch die leibliche Bewirthung und wie auserlesen der geistige Genuß! Jeder Gast schied reicher als er gekommen, und alle dankten aufrichtig den lieben jungen Wirthen, die doppelt glücklich gewesen, weil sie sich und Andern ihr liebes Daheim so heimisch gemacht, mit so wenig äußerem Aufwand und so viel innerer Befriedigung.

Als dann gar der erste Wonnemonat der neuen Heimath einen ganzen Frühling voll knospender Sehnsucht in einer kleinen Wiege zum Blühen gebracht, hätte da der Mann solcher Frau und dieses Kindes Vater nicht in heiliger Furcht vor der Hinfälligkeit alles Erdenglückes ausrufen sollen: „Nun, Glück, halt' ein, ich bin von dir gesättigt und mir graut vor noch mehr!"

O wohl hatte Hermann einst solche Angst in sich verspürt, da er am Tage nach seiner Verlobung an Theodor geschrieben: „Heiliger Gott, wenn in diesen Liebesfrühling ein Sturm, ein Blitz, Dürre oder giftiger Thau — nein, nein, gar nicht ausschreiben *will ich diesen Satz:* Und nicht wahr, der Neid der Götter ist ja

längst ein Märchen geworden?“ Ja wohl ein Märchen! — Aber das eigene Herz, als seines Glückes gefährlichster Feind, wird ewig Wahrheit bleiben. Der Götter verderblicher Neid sind gar oft nur wir Menschen selber.

Aber in Hermanns Herzen war diese heilige Furcht schon lange zerronnen. Gar bald dahin war der frühere Reiz, in seinem Hause den schönen Künsten ein harmlos heiteres Asyl zu bieten, einen auserlesenen Freundeskreis bescheiden bewirthend. Immer tiefer fiel er der Verlockung in den Arm, den Kreis der Gäste weiter und weiter auszuspannen, die schlichte Schönheit herzlicher Gastfreundschaft immer mehr mit prunkendem Aufwand zu entstellen, und mit seines aufblühenden Hauses Glanz auch unter den Vornehmsten der Hauptstadt den eifersüchtigen Wettstreit zu eröffnen. — Und hatte sein scharfer Blick auch gar bald im Hause Goldhelm erkannt gehabt, welche plumpe Lüge von Menschenglück sich darin großthuend breit machte, und wie falsch die Perlen seien, mit deren Schillern die Baronin ihre ästhetischen Gäste blendete — gerade diese Erkenntniß hatte Hermann noch am mächtigsten gereizt, nun in seinem eigenen Hause der Welt zu zeigen, welche Fülle wahrhaftigsten Glückes, welcher Reichthum echtester Bildung darin geborgen liege und welch' unverfälschten Diamant er in s e i n e m Weibe sein neidenswerthes Eigen nenne.

Und, o dieser tragischen Ironie! — Im Hause Stark hatte der Herr des Goldhelm'schen einst erkannt, wie arm an wahrem Glücke sein eigenes sei. Und da der Herr jenes anderen nun vor aller Welt den Reichthum seines Glückes beweisen wollte, war er unversehens daran immer ärmer geworden. — Denn der Mann, dem es nicht mehr genügt, ungesehen von aller Welt nur in seinem Haus und Herzen den Liebessegen eines guten Weibes zu verkosten, der hat von der Poesie eines ehlichen Glückes den zartesten Duft schon abgestreift. Und je stärkerer Drang ihm zum Bedürfniß geworden, den Reichthum seiner Häuslichkeit auf der Außenwelt lautem Markte neiderweckend zur Schau zu stellen, um desto gefährlicher setzt er seines Lebens kostbarsten Schatz auf ein gewagtes Spiel. Und bevor er selber es inne geworden, verwandelt sich oft über Nacht die

heitere Hymne seines seligsten Glückes in ein leises Klagelied von einem verlorenen Paradies.

* * *

Und Helene? — Während Hermann auch heute wieder im Hause jenes Großhändlers mit seinen politischen Freunden über das festzustellende liberale Programm eifrigst debattirte, kniete diese unterdessen im Kinderzimmer am Bett ihres nunmehr fünfthalbjährigen Töchterleins, das die Großmutter Rosalie aus der Taufe gehoben. Sie trug bereits ein Kleid von himmelblauer Seide zur bevorstehenden Soirée in ihrem Hause, und eine einfache, weiße Rose schmückte ihr Haar. War das jetzt ein menschlich schönes Bild, als sie mit über das Kissen gebeugtem Haupte die frommen Mutterhände um die der kleinen Rosa schlang und ihr das Nachtgebet vorsprach, das diese andächtig aufrechtsitzend mit ihrer rührenden Kinderstimme Satz für Satz ihr nachsagte: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll Niemand drin wohnen als Christkindlein."

„So, mein lieber Engel, nun schlaf' recht, recht wohl, und dein Schutzgeist behüte dich!" Mit diesen in leiser Wehmuth geflüsterten Worten erhob sich Helene, richtete dem lieben Köpfchen das Kissen noch zurecht, dann besprengte sie aus dem Weihwasserkessel unter dem Muttergottesbilde sich selber und dem Kinde Stirn und Brust, und drückte einen innigen Nachtkuß auf die zarten, süßen Lippen. O diese Poesie war keine Komödie zwischen Mutter und Kind, wie einst im Goldhelm'schen Hause. Aber ein tief tragischer Ton durchbebte diese Scene jetzt dennoch.

„Aber Mütterchen, ich kann noch nicht schlafen. Bleib' doch noch ein wenig bei mir und erzähle mir wieder ein so schönes Märchen, wie gestern vom Schneewittchen."

„O liebes Kind, wie gerne thät' ich's, aber sogleich werden gar viele Gäste zu uns kommen. Da hab' ich noch gar Manches zu richten und ordnen, lieb Röschen! Doch warte nur, morgen Abend erzähl' ich dir wieder Märchen, so lange du nur willst, und gieb Acht, wie ganz wunderschöne. Wie gerne möcht' ich ja jetzt noch bei dir bleiben, du Herzenskind und dich in Schlaf erzählen und singen,

viel lieber als bei den vielen fremden Männern sein, die heute zu uns kommen und von denen mein Herz nichts weiß. O schlaf' ein, mein Kind, deiner Mutter zu Liebe! Dann steht auch dein Schutzengel gar gerne Wacht bei dir und du darfst ihn auch wieder im Traume sehen, wie gestern Nachts mit den silbernen Flügeln und dem goldenen Schwert. Komm'. Leg' fromm dein Köpfchen aufs Kissen! Schlaf ein, lieb Röschen!"

„Aber, lieb Mütterchen, warum kommt der Vater schon wieder nicht zu mir und sagt mir nicht gute Nacht?"

„Der gute Vater ist noch nicht daheim, liebes Kind! Er hat noch gar wichtige Geschäfte draußen, und er wird dich schon im Schlaf noch küssen."

Röschen aber beruhigte sich dennoch nicht und fragte wieder: „Ist der Vater mit Röschen böse? Und er spielt auch gar nimmer mit mir und erzählt mir keine lustigen Geschichten und macht immer ein so trauriges Gesicht. Oder sag' Mütterchen, ist der Vater krank und thut ihm was weh? Oder hat am Ende der garstige Zauberer auch dem Vater einen so bösen Trank gegeben wie dem verwunschenen Prinzen? Aber gelt, Mütterchen, dann erlösest du den Vater schon wieder? Bist ja gerade so schön und lieb wie die gute Waldfee, und die hatte eine weiße Rose im Haar, so wie du. Und wenn du den Vater erlöst hast, dann wird er auch mit Röschen wieder lieb und gut. Gelt, Mütterchen?"

„Ach ja, liebes Kind!" rief jetzt Helene voll ausbrechenden Seelenschmerzes. „Ein böser Zaubertrank ward dem armen Vater eingegeben, aber du hast Recht, ich will ihn davon erlösen. O du unschuldige Kinderweisheit!" — Und sie drückte ihr leidvolles Haupt an das Herz ihres Kindes. Welch' ein gesegneter Platz für eine Mutter, um daran zu neuer Ergebung und freudiger Willenskraft für den Vater sich aufzurichten! Wie sie dann ihr von frommem Starkmuth verklärtes Antlitz wieder erhob, hing ihr eine große Thränenperle an der seidenen Wimper und bethaute dann Röschens schneeweißes Bett.

Da streckte das Kind die kleinen Hände nach der Mutter aus, um ihre Wangen zu streicheln: „Mütterchen, warum weinst du?"

„Weil ich so lieb dich habe, du gutes Kind! Aber nun sei auch du mit mir recht lieb und schlaf ein! Sieh', da kommt die gute Eva. Die bleibt bei dir am Bette sitzen. Gute Nacht, lieb Röschen! Ich kann ja nicht bei dir bleiben."

„Gut' Nacht, lieb Mütterchen! Nun weine nur nimmer! Ich schlafe schon ein."

Helene küßte Röschen noch einmal. Eva, die vierzigjährige Wärterin setzte sich Röschen zu Häupten. Dann trat die Mutter noch an eine Wiege und deckte den Schleier auf, darin der kleine Stammhalter schlief. Sie machte mit dem Zeigefinger das Kreuzzeichen über des Knaben Antlitz, that einen großen, andächtigen Blick auf das Crucifix über der Wiege und schlich sich voll wehmüthiger Ergebung aus dem trauten Halbdunkel hinüber in den grellen Kerzenschimmer, um als Hausfrau noch Alles zu ordnen für eine ihrem Herzen fremde Welt, darin ihres Hauses schönes Ideal im Grabe lag. —

Verzeihe mir, lieber Begleiter, wenn ich in meiner „Symphonie in Worten," wie ich das schon öfter gethan, auch hier wieder eine schon früher angeschlagene Weise vor deinem Geiste aufleben lasse. Du gönnst ja wohl dem Dichter in Worten dieselbe Gunst, die du so oft und willig dem andern, der in Tönen dichtet, gewährst!

Diese Weise aus Helenens damals frisch verlobtem Herzen klang also:

„Mein innigst Geliebter! Ich sitze in meinem Stübchen, das auch dir so traulich ist, und habe mir den Tisch ans offene Fenster gerückt. Gott, wie es schön draußen ist! Wie ein Kind, das eben einschlafen will, liegt die Haide vor mir und unsichtbare Hände umspinnen sie mit weißem Schleier. Mit zitterndem Glanze steht der Abendstern über dem im Traume rauschenden Wald. Immer endloser hebt's im blauen Himmelsgarten von goldenen Blumen zu leuchten an und durch die Nachtluft höre ich deine Seele die meine grüßen: So viel Stern' am Himmel stehen, so vielmal sei du gegrüßt! — Welch' ein Friede da droben und da draußen! Nur von weitem tönt das Brausen des Bahnzugs wie fernes Meeresrauschen durch den Forst. O so, mein Geliebtester, denke ich mir unser

einstiges Leben. — Ja, nicht wahr? du vertrautester Freund meiner Seele, so haben wir's uns in diesen wunderschönen vier Wochen ja so oft gesagt und betheuert. So soll auch die laute Welt mit all' ihrer friedlosen Jagd uns nur aus weiter Ferne dumpf umbrausen. Und das Haus unseres Glückes soll einst in fester Einfachheit gegründet stehen, wie jetzt das meine hier im Frieden seiner waldumgrünten, himmelumglänzten Haide. — O du mein Liebster, daß es doch wirklich auch dereinst so käme, daß du doch all' dein Verlangen nach Menschenglück nur an mein Herz legen wolltest! Es will dir wahrhaftig werden ein frühlingsgrüner Wald, darin das Blühen nimmer endet, ein Himmel, daran die Sterne kein Auge zählt, und ein Friede, darin jeder Streit zur Ruhe kommt."

Und nun sag', lieber Begleiter, wie durchklangen diese Worte damals dein Herz und wie stimmen sie es heute, da ich dich in der damaligen Verlobten neues Haus und neues Glück hereingeführt? Wie viel ist wahr geworden von jenem Ideale ihres einstigen Hauses?

Und gedenkst du auch noch jener geheimnißvollen Angst, die damals Helenens Seele durchzittert? „Heiliger Gott, wenn du meiner Hand, meines Herzens dich entwöhntest, wenn wir getrennte Wege gingen, unverstanden .... Du hoch auf sturmumbrausten, felsigen Spitzen, ich tief unten im verwaisten Hause sitzend, umsonst am heimischen Herd der Liebe Feuer für dich schürend und hütend!"

Wie viel ist dem Weibe wahr geworden von dieser bräutlichen Angst?

Doch, lieber Begleiter, fürchte noch nicht zu viel! „Denn unermeßlich ist des Weibes Liebe. Keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefe. Ihre Höhe umkreist keines Adlers Flug und keines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke." — Das war ja auch ein himmlischer Accord aus jenem Brautliede, das Helenens schöne Seele ihrem Hermann gesungen, und der klingt bis zur Stunde noch so wahr und unvermindert in ihr fort, als der Mond noch wahrhaftig am Himmel steht, der damals über der schlafenden Haide geleuchtet, als Helene diese Worte niederschrieb ....

Von des Gatten zärtlicher Gegenliebe getragen, im ungetrübten

Einklange der Gedanken und Neigungen mit ihm nach dem gleichen Ideal ehelichen Glückes ringend, als Weib des Mannes Haus zu bestellen und seinem Geist und Herzen eine immer gleich ergebene, liebesstarke, verständnißinnige Gefährtin zu sein in Freud wie Leid, in Sturm wie Meeresstille, das ist wohl die Feuerprobe von Frauenliebe noch nicht. Denn was sie dem Herzen des Mannes gibt, das empfängt sie von ihm in gleichem Maße wieder zurück. Das Bewußtsein gegenseitigen Beglückens macht ihr auch das Schwerste leicht und versüßt ihr das bitterste Opfer, daß sie gerne sogleich wieder darauf vergißt, was sie's gekostet, und nur des Mannes liebreicher Vergeltung dauernd inne wird. — Aber als Weib das geheime Weh mit sich herumzutragen, daß trotz all' ihrer ängstlich besorgten Liebe das alte, lichte Ideal ihres häuslichen Glückes immer mehr im Bewußtsein des Mannes verdunkelt, und daß ein unseliger Drang sein Herz immer mächtiger verlockt, auf der Sandwüste eitlen Welttreibens nach trügerischen Luftgebilden zu jagen und des Hauses Oase zu mißachten, in der wirkliche Palmen schattigen Frieden bieten und wirkliche Bronnen den Durst nach innerer Beseligung stillen; — und trotz diesem geheimen Weh an dem alten vollgefüllten Maße von Liebe um keinen Tropfen ärmer zu werden, das vermag wohl nur ein wahrhaft großes Frauenherz. Und wenn jede sanftmüthige Bitte, jedes liebesmuthige Mahnen und Warnen vergeblich gewesen, dann, nicht aus knechtischer Furcht vor des Mannes Unwillen, aber aus heiligem Liebesopfer, die eigenen Neigungen unterdrückend den fremden des Mannes sich unterzuordnen und zu dienen, mit immer gleich heller Liebeslampe und immer gleich heiterer Geduld seinem dunklen Ringen nachzuwandeln, nur um ihn niemals ihres Herzens zu entwöhnen und stets als Schutzgeist rettend bereit zu stehen — das kann nur jene unermeßliche Liebe des Weibes, deren Tiefe, wie einst Helene geschrieben, keines Schiffers Senkblei noch ergründet, deren Höhe keines Adlers Flug noch umkreist und deren Stärke keines Forschers Geist noch abgewogen.

In Helenens großem Herzen wohnte diese große Frauenliebe.

„Nein, du bist kein alltäglicher Mann, doch ich will auch kein *alltägliches Weib dir werden.* Weiblich allezeit, aber weibisch nie

und nimmer!“ — Dieses Wort, das sie zum erstenmal als begeisterte Braut und dann wieder als liebesmuthige, junge Frau vor Hermann ausgesprochen, wie war es an ihr wahr geworden Tag für Tag in diesen fünf Jahren ihrer neuen Heimath, aber auch schwerer und immer schwerer zu erfüllen! Denn wie ganz anders hatte sich Helene den Sinn dieser Worte gedacht, als er sich jetzt ihr offenbarte! — Ein morgenfrischer Hauch an Heroismus durchwehte damals ihr Herz, wie den todeskühnen Soldaten bei der nahenden Schlacht, wie den meererfahrnen Schiffer bei losbrechendem Sturm, und wie jedes starke Menschenherz, wenn es gewaltigen Schicksalsschlägen sich muthig entgegenstellt. Mit diesem weiblichen Heldenmuthe wollte sie ihrem Hermann allezeit zur Seite stehen und aus jedem Sturme seines Geistes das Herz ihm wieder heimführen in ihres Hauses bergenden Hafen. Aber daß sie ihm zu Liebe ihr Haus selber, den geweihten Mittelpunkt ihres Lebens und Wirkens, ihrer Freuden und Neigungen liebste Heimath, von Jahr zu Jahr auf immer engere Grenzen beschränken, daß sie um seinetwillen mit freudigem Antlitz die vornehme, beneidete Weltdame spielen, und sogar der Mutter fromme Lust um eitelsten Tandes willen ihrem Herzen abbrechen sollte — an diesen schmerzlichsten Heroismus hatte sie nicht gedacht, da sie ihm versprochen, kein alltägliches Weib zu werden. Und doch, nachdem sie nur einmal klar erkannt, daß die Liebe gerade dieses Opfer von ihr fordere, brachte sie auch dieses. —

Das „schwache Geschlecht“ werden die Frauen gemeiniglich genannt. Ein seichtes, gedankenleeres Wort! Auch die Welt wahrhaftiger Frauen hat ihr Heldenthum. Zwar meist nur ein innerliches, ungekanntes, von dem kein Heldenbuch rühmende Kunde gibt. Aber wollte man es richtig abwägen gegen das der Männer, wer weiß, auf welcher Schale die schwerste Summe von Opfermuth und Seelengröße dann niedersänke. —

Der Mann, der eine große That vollbringt, von der er sicher ist, daß die ganze Mit- und Nachwelt ihn darum bewundern und mit ewigem Ruhmesglanze seinen Namen verklären werde, der hat *dennoch* das Allerschwerste nicht vollbracht. Denn sein einziger *Heldentag* wird aufgewogen durch Jahrhunderte, darin er gepriesen

fortlebt. Und der unverdient Schmach, Unrecht oder Trübsal duldet, aber weiß, daß Millionen edler Herzen sein Leiden kennen und schmerzlich mitfühlen, dem träufelt dieses erhebende Bewußtsein gar linden Balsam in die schmerzende Wunde.

Aber im einsamen Frauenherzen Tag für Tag neue, stumme Opfer zu bringen, die Niemand kennt, Niemand bewundert und Niemand mitempfindet, und selbst dem Einen sie zu verschweigen und auf sein Lob zu verzichten, zu dessen Heil entsagende Liebe sie darbringt, — aus Liebe heiter zu lächeln, während die Liebe selber verstohlen weint, — und für das Alles keinen andern Lohn in sich zu tragen, als des eigenen Gewissens verschwiegenes Zeugniß und frommes Hoffen auf eine bessere, doch unverbürgte Zukunft, in der die Opfersaat zur dankenden Frucht werde reifen — das dünkt mir ein so bewundernswerther Heroismus, daß ich wahrhaftig nicht weiß, wo auf Erden der würdige Lorbeer grünt, um solch' unberühmten Weibes Heldenstirne zu bekränzen.

* * *

Helene war nach völliger Verrichtung ihres hausfräulichen Amtes jetzt eben in den mittleren Salon getreten, darin die Stark'schen Familienbilder hingen. Seit deren erstem Beschauen in der alten Erkerstube waren diese Altdahiesigen ihr ans Herz gewachsen gewesen als die Verkörperung kernigen Bürgerthums und tüchtigen, sich selbst genügenden Familienlebens. Ein Gefühl von innerlichem Wohlsein war stets über sie gekommen, so oft sie aus der gediegenen Einfalt ihres dortigen Haushaltes zu ihnen aufgeschaut, und ihr war immer gewesen, als hätten auch diese gar zufrieden auf sie selber, als das nicht unwürdige Weib des letzten Stark'schen Enkels, herabgesehen. Auch mit todten Bildern kann ein sinniges Herz lebendige Gemeinschaft unterhalten. — Und wie einst die gute Frau Rosalie in ihrer kinderlosen Ehe oft in diesen ehrwürdigen Gesichtern den Ausdruck stummen Vorwurfes wahrzunehmen geglaubt, daß sie, die doch unschuldige Frau, am Aussterben des Stark'schen Geschlechtes die Schuld trüge, so konnte jetzt auch Helene niemals diese alten Bilder betrachten, ohne daß sie meinte, eine stille Trauer in deren Antlitz zu sehen.

daß nun auch das neue Haus des letzten Stark der beglückenden, patriarchalischen Lebenseinfalt untreu geworden und dem bösen Zauber modernen Flitters und ungenügsamer Zerfahrenheit verfallen sei. Und war sie nicht gerade so schuldlos, wie einst Mutter Rosalie an dem fehlenden Kindersegen? — So stand sie auch jetzt wieder in stummer Wehmuth vor Hermanns bürgerlichen Ahnherrn und eben wollte eine Thräne ihr sanftes Auge benetzen, da fiel ihr Blick auf das Bild der Mutter Rosalie, und im Anschauen dieses klugen, liebreichen Mutterantlitzes raffte sie sich wieder auf mit all' ihrem jungfräulichen Muth, und fuhr entschlossen über die feuchte Wimper:

„Nein, du gute, treue Mutter! Nein, ich will nicht verzagt und weichherzig werden. Du bist ja mein lehrendes Vorbild im Starkmuth und Entsagen, und ich will keine schwache Schülerin sein. O wie mußt du erst in deiner Wittweneinsamkeit tagtäglich das nämliche stumme Opfer bringen, im einsamen Alter fern von dem einzigen Kinde zu leben, und doch wirst du nicht müde, mit all' der Macht deines Herzens ihn zu lieben und für ihn zu beten mit all' deines Gottvertrauens Stärke! Aber auch ich will nicht nachlassen, nicht um einen Blutstropfen soll mein Herz an Liebe schwächer werden. Und was ist doch mein Opfer gegen das deine? Ich darf ja Tag und Nacht um ihn sein, darf für ihn sorgen und darf ihn pflegen. Und bleibt auch gar mancher stille Wunsch mir unerfüllt, und wird auch gar Manches mir schwer, und will ich zaghaft werden — so wie du mir geschrieben, daß du jeden Morgen ins Geheimniß des allerheiligsten Opfers dein Mutterherz versenkst und daß es jedesmal mit neuer Kraft daraus emportaucht, also will auch ich an demselben göttlichen Quell alltäglich meine Seele laben und neu gestärkt voll gläubiger Hoffnung in mein Haus heimkehren. Nein, weg mit jeder schwächlichen Sentimentalität! Kein feiges, lästiges Klageweib will ich ihm sein. Aufschwingen will ich mich mit ihm zu der ganzen Höhe seines Ringens und Sehnens. Mit verständnißinnigem Vollton meines Herzens will ich den Sturmlaut seines Geistes begleiten. *Weiß ich ja doch*, wie unaussprechlich er mich liebt, und daß seine *Treue makellos* ist, wie frische Frühlingsblüthe. Und horch, da fährt

sein Wagen drunten an. Was wird er für Hoffnung heimbringen? Doch sei es, wie's wolle! Blick' heiter, mein Auge! Schlag' ihm freudig entgegen, mein Herz! Nein, nicht als ein alltägliches Weib will ich ihn begrüßen, sondern wie ich ihm einst versprochen: weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer!"

Und sie stürzte hinaus und hinunter und an Herz und Mund des geliebten Mannes. Dann stieg sie Arm in Arm mit ihm herauf.

Es war noch immer eine Viertelstunde Zeit, die sie noch allein verplaudern konnten. Und da sie jetzt Hand in Hand im Wohnzimmer beisammen saßen, was hatte sie da nicht Alles zu sagen und zu fragen!

„O liebster Mann, so bist du also wirklich freudig heimgekehrt?"

„Gewiß, mein Weib, gewiß! O wahrhaft hingerissen hab' ich sie alle heut Abend, als ich ihnen mit bezwingenden Worten bewiesen, wie dieses volks- und verfassungsfeindliche Ministerium um jeden Preis gestürzt werden müsse. Und in der ganzen Versammlung war nur eine einzige begeisterte Stimme: Ich müsse ihr Erwählter sein und kein anderer."

Wie da sein ganzes Antlitz voll edler Gluth in voller Mannesschönheit leuchtete! Und Helene labte sich großen Auges daran und ihr Herz klopfte mächtig. Vergessen war Alles, Alles in dem einzigen Augenblick. Alles vorige Leiden verschlang jetzt der eine hohe, stolze Gedanke: „Und dieses Mannes Weib bin ich!"

„Gott, wie mich das glücklich macht, du liebster Mann!" rief sie mit der ganzen Innigkeit ihrer tiefen Frauenseele und beglaubigte ihr Wort durch einen herzinnigen Kuß. Dann spielte wieder holdseliger Scherz um ihren lieben Mund und sie hob drohend den Finger: „Aber liebster Mann, du willst mir doch nicht zum Demokraten werden!"

„Ein Demokrat! Wo denkst du hin, Helene?" erwiederte Hermann erst mit heiterem Lächeln, dann trat wieder der ganze Ernst seiner Stimmung ihm ins Auge. „O wollte Gott, der Herzog zählte lauter so loyale Bürger, wie ich ihm einer bin und bleiben will. Aber des *Landes heilige*, verbriefte Rechte werden schon seit ein paar

Jahren von seinen Ministern verhöhnt und mit Füßen getreten. Und dieser fortgesetzte schleichende Rechtsbruch muß jetzt ein Ende nehmen. Scheinheiliger Verfassungstreue, die nur Trug und Hinterlist im Herzen birgt, muß die Larve vom Gesichte herabgezogen werden und nur der Wahrheit ehrliches Antlitz soll fortan vom Ministerstuhle dem Volk entgegenschauen. O Helene, du weißt: mögen auch noch so große Schwächen an mir haften, aber Unredlichkeit und Lüge sind meinem Herzen unbekannte Laster. Glaube mir, mein liebes Weib, wäre ich nicht so felsenfest überzeugt, daß es ein von Grund aus ehrlicher und nothwendiger Kampf sei, bei Gott, niemals würde ich danach mich sehnen, unter seine Streiter zu zählen. Doch mit der Fahne des von Fürst und Land gleich beschwornen Rechtes als Bannerträger voranzugehen und in offener Geistesfehde gegen dessen heimtückische Verletzer anzukämpfen, o Helene, das dünkt mir ein so begehrenswerther, manneswürdiger Beruf, daß ich die Stunde segnen werde, die mich als des Volkes Erwählten auf die Wahlstatt fordert. Denn was ist doch Alles, Alles, das Manneskraft vollbringen kann, gegen dieses Eine? Wie armselig und zwergenhaft dünken mich doch all' meine Erfolge, durch die ich Dem und Jenem zum Rechte verhelfe, gegen den Riesengedanken, seinem ganzen Volke das hinsiechende Recht wieder aufleben zu machen? Was will ich mir noch darauf zu gute thun, so manchem fälschlich Angeklagten Ehre und Freiheit wieder zurückerkämpft zu haben, wenn ich der hohen Anwaltschaft gedenke, in der ich für die Freiheit eines ganzen Landes mein Vertheidigerwort erheben darf? in der ich den Ministerstuhl zur Anklagebank verwandle und darauf die verfassungsfeindliche Hinterlist mit so siegreichen Gründen beschuldige, daß die Hand der Wahrheit über dem entlarvten Haupte der Lüge vor aller Welt den Stab zerbricht? O Helene, ich habe dich allezeit als ein großes Weib erkannt, das mich in meiner Seele tiefstem Grund erfaßt und verstanden! Seit meiner Sehnsucht, dich als meines Lebens höchsten Schatz zu besitzen, ist aber diese jetzt die mächtigste, als Volkserwählter für Recht und Wahrheit in die Schranken zu treten. Und erhöhen wird sich meine Streiterkraft, wenn ich weiß, daß auch daheim ein hochfühlendes Weib in ihrem Herzen mitkämpft. Doppelt

süß wird die Ruhe mich in deinen Armen beglücken, und dreifach stolz werde ich auf meinen Sieg dann sein, wenn die Freude darüber auch aus deinen sanften Augen mir entgegenleuchtet. O Helene, willst du dieses Weib mir sein?"

Und Helene stand auf und sah ihm mit feierlichem Ernst ins Auge: „Hermann, leg' deine Hand aufs Herz, wann war ich anders, als ich dir sollte sein? Mit Wissen und Willen niemals! Und auch jetzt sei ruhig! Wenn du groß im Streite stehest, werde ich mit keinem kleinen Herzen dich begleiten. Das gelobe ich dir bei unserer Liebe."

„O du liebes, edles Weib! Ich danke dir." Und er küßte sie innig. Dann riß er sich ungestüm los. „Aber jetzt ist's die höchste Zeit, mich bereit zu machen. Eben schlägt's schon acht. Die Gäste müssen im Augenblicke kommen."

„Nur noch eine einzige Minute für mich, lieber Hermann!" sagte Helene und hielt ihn sanft am Arme zurück.

„Wozu?" fragte er schon ein wenig ungeduldig.

„Für meine und deine Kinder, lieber Mann! Sie schlafen zwar schon gar sanft, aber doch bitte ich dich: o küsse sie mir noch zuvor! Besonders Röschen wird gar sehr sich freuen, wenn ich ihr morgen früh das sagen kann. Sie hatte vorm Einschlafen gar so herzlich nach dir gefragt und verlangt, und ich habe ihr versprochen, daß du sie im Schlafe noch küssen werdest."

„Das gute Kind!" murmelte Hermann vor sich hin, und eine tiefe Röthe stieg in sein Gesicht. Wenn dieser Purpur jetzt erzählen könnte! Und sie gingen Hand in Hand hinüber zum Kinderzimmer.

Eine halbe Stunde darauf bewegte sich eine auserlesene Herrengesellschaft in den Stark'schen Salons. Helene bildete heute als holde, freundliche Wirthin das einzige weibliche Element und fügte sich gern in Hermanns ungewöhnliche Anordnung. Es waren meist dieselben Männer, Gelehrte, Journalisten, Aerzte und Advokaten, Kaufherrn und Magistratspersonen, die kurz zuvor im Hause jenes Großhändlers die politische Parteiversammlung abgehalten hatten. Auch der Baron Isidor von Goldhelm, den Hermann erst in den letzten Wochen der *liberalen Partei gewonnen*, fehlte nicht. — Wenn auch die beiden

Frauen Melanie und Helene schon nach den ersten gegenseitigen Besuchen ihren gesellschaftlichen Verkehr wieder allmälig einschlafen ließen, da namentlich die Baronin sogleich herausfühlte, daß die junge Frau Doktorin Stark mit aller Liebenswürdigkeit ihrem Herzen doch nur wehe thue, so hatten hingegen die beiden Männer bis zur heutigen Stunde über ihren steten Geschäftsverkehr hinaus sich aufrichtig treue Freundschaft bewährt. Es wird noch später mehr als genug davon erzählt werden müssen.

Es war an diesem Abend ein seltsamer Wechsel von Stimmungen. Mitten unter erregtes politisches Gespräch klang Helenens wunderbar ergreifendes Spiel, und alle noch so erhitzten Parteigänger vergaßen über dem versöhnenden Zauber der Tonkunst auf den zukünftigen Streit gegen die verfassungsfeindlichen Minister. Bei dem glänzenden Souper folgte auf einen kriegerischen Trinkspruch, den Hermann dem endlichen Sieg auf gutes, altes Recht ausgebracht, eine mit pindarischem Schwunge gehaltene Rede eines Universitätsprofessors auf das Lob der echten, deutschen Frau, des streitenden Mannes Stütze und Labsal, als deren Ideal er die liebliche Wirthin feierte, und wobei er den von Hermann zu erkämpfenden Lorbeer mit der weißen Rose in Helenens Haar voll zarter Sinnigkeit verflocht. Helene dankte mit rosigen Wangen und feuchten Augen. Alle Gäste fielen im lautesten Jubel ein und priesen im stillen Herzen das seltene, junge Ehepaar glücklich, den Mann solchen Weibes und solchen Mannes Weib. Der Champagner floß in Strömen, die Trinksprüche wollten nimmer enden. Eine Begeisterung folgte der andern. Helene strahlte wie ein sanftes Sternbild an stürmischem Himmel.

Nur ein einziger Gast, der sah während des ganzen Soupers sinnend vor sich hin, und selbst als Alle bei dem Trinkspruch auf Hermann und Helene sich champagnererregt erhoben, stieß er mit seltsam abstechenden Ernste mit den Andern an. Konnte er doch trotz alledem in diesem neuen, glänzenden Erkerhause jetzt nicht mehr jene volle Summe von Liebesglück herausbringen, die er einst in jenem einfachen, alten, so leicht zusammengerechnet hatte.

III.

Der Schäferfritz und seine Lehrerin.

Wenige Wochen darauf saß Helene in stiller Nachmittagsstunde am runden Tisch in ihrem Zimmer, ihr zur Seite ein neunzehnjähriger, junger Mann. Er las ihr aus einem englischen Buche vor. Sie hörte ihm aufmerksam zu und hatte ihre stille Freude daran. Nur manchmal unterbrach sie ihn, seine Aussprache verbessernd, und ließ ihn den Satz wiederholen, während sie selber mit Wehmuth im Herzen am Spitzenkleid einer Weihnachtspuppe nähte. — Wäre ein Fremder jetzt unversehens hereingetreten und hätte sich den seltsamen Leser näher betrachtet, er wäre wohl gar verlegen gewesen, wie er diesen Schüler mit seiner Lehrerin in rechten Einklang bringen sollte. Wie stach doch dessen derbe Arbeiterhand gegen Helenens zarten Finger ab, und selbst sein Anzug, wenn auch noch so sauber, verrieth deutlich den Handwerker und fiel an der Seite dieser anmuthigen jungen Frau um so ausgeprägter ins Auge. Und dennoch, wer diese edlen, klugen Züge näher betrachtete und das sinnige Auge sah, mit dem der junge Mann zu dem Bilde seiner schönen Lehrerin dann und wann in schüchterner Begeisterung hinüberschaute, der mußte wieder völlig auf die verarbeiteten Hände und den Gesellenrock vergessen und in der unscheinbaren Hülle einen Geist herausahnen, der schon jetzt weit über die engen Grenzen alltäglichen Handwerkerberufes hinausschweifte.

Dir, lieber Begleiter, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, wer dieser ungewöhnliche Schüler Helenens war. Da du dieses Bild der Beiden jetzt beschaust, nicht wahr, da steht vor deinem rückblickenden Auge der Hünenhügel mit dem mahnenden, weißbärtigen Schäfergreis und seinem Enkelkinde, das zitternd vor ihm im Ginster kauert. Und wieder siehst du diesen im nächtlichen Kirchhofe knien. Der Vollmond bricht durch die Wolken und durch die Grabkränze raschelt der Nachtwind, als des todten Großvaters himmlischer Wandersegen.

Indeß der Fritzel jetzt vor Helenen weiter liest, laß mich dir

von ihm erzählen! Hast du doch schon so lange nichts mehr von ihm gehört, so wird es dir wohl willkommen sein. Und so höre!

Als Hermann sich vor bald fünf Jahren von der alten Heimath losgerissen, da war wohl über diesem Scheiden außer der Mutter Rosalie keinem einzigen Herzen noch weher geschehen als dem des Schäferfritzel. Hatte er doch damals gemeint, nun ziehe sein ganzes Glück, seine ganze Hoffnung unwiederbringlich mit seinen beiden Wohlthätern von ihm fort. Wie war er dann noch Monate lang mit stummem Heimweh in seiner Werkstätte gestanden, der schönen, unvergeßlichen Stunden gedenkend, die er als armer Lehrbube im Erkerhause hatte verleben dürfen! Denn nicht nur, daß Hermann und Helene ihm das Lehrgeld zahlten, sie thaten ja damals noch unendlich mehr an ihm, da sie ihn an gar manchen Sonntagen am eigenen Tische mitessen ließen und sich belehrend und aufmunternd mit ihm unterhielten, so ganz ohne Stolz, so lieb und gütig, als ob er ihr eigener Sohn gewesen. Denn niemals hatten sie's vergessen, auch in ihrem rosigsten, jungen Glücke nicht, daß der Fritzel der Sohn jenes Vaters sei, durch dessen wunderbare Vermittlung der Himmel ihr Herz einander finden gelassen. Mit welch' unsäglicher Dankbarkeit hatte der brave Bube aber auch an ihnen gehangen! Wahrhaftig, wäre das Erkerhaus in hellen Flammen gestanden und er hätte sicher gewußt, daß er die Beiden nur retten könne, wenn über ihm selber die feurigen Balken zusammenschlügen, er wäre dennoch mit freudiger Todesverachtung für sie durchs Feuer gegangen. Und nun sie fortgezogen waren, wollte den Schlosserlehrling in der ersten Zeit sein ganzes Handwerk gar nimmer recht freuen. Selbst sein früherer Drang und Stolz, auf neue Erfindungen zu sinnen, war ihm verleidet. Wenn er des Sonntags jetzt zu den Eltern heimkam, beneidete er oft im Stillen seinen jüngeren Bruder, der nun statt seiner auf der Haide die Schafe hütete; ja, es wäre nur ein eindringliches Wort seines Vaters von Nöthen gewesen, und der Fritzel hätte wieder Hammer und Feile mit dem Schäferstabe gerne vertauscht. Denn wer verstand jetzt sein geheimstes Sehnen und Empfinden? Wer wußte noch seine knabenhaft idealen Träume der Zukunft zu würdigen und zu pflegen? Wenn auch Frau Forster noch

so liebreich sich mit ihm unterhielt und die Eltern mit ihm zufrieden waren, der Zauber in Hermanns und Helenens Wesen und Worten blieb ihm dennoch zerronnen. Und nur an jenem Grabhügel im Dorfkirchhofe, den er oft vom Haidehof aus besuchte, mit neuen Kränzen ihn schmückend; und wenn er mit des Großvaters Geist stumme Zwiesprache hielt, ward ihm das Herz wieder wohl und weit wie einst im Erkerhause. Dann standen auf seinem Heimweg im dämmerichten Reichswald seine alten Wanderträume wieder in hellen Farben auf, bis neues Heimweh nach Hermann und Helene sie aufs Neue erblassen machte.

Wenn er nur wenigstens gar nicht mehr in dieser Stadt hätte leben müssen, in der jeder Stein ihn an das Verlorne erinnerte! Und gar, wenn ein Lehrlingsgang ihn über den Rittersberg am Erkerhause vorüberführte, dann suchte er wohl immer seitwärts zu schauen, aber sein Auge ward naß, wenn es auch nicht einen Blick hinüberthat. Dann und wann brachte er es sogar über sich, in das Erkerhaus festen Muthes hineinzugehen und sich bei Mutter Rosalie nach den fernen Lieben der Hauptstadt zu erkundigen und seine Grüße für sie aufzutragen. Dann ward ihm beim Hineingehen das Herz wohl immer am allerschwersten. Denn in den lieben, gemüthlichen Stuben, darin er seine Wohlthäter zu begrüßen gewohnt gewesen, hauste jetzt eine ihm völlig fremde Familie, die des Kreisrichters Ritter, eines Vetters der Mutter Rosalie. Aber wenn er diese dann selber sah, mit welch' starkmüthiger Ergebung ihr Mutterherz das Getrenntsein von dem einzigen Sohne trug, und wenn er hörte, wie sie ihm sogar noch Trost zusprach, da athmete er immer muthiger auf und ihr Beispiel wirkte noch Wochen lang in ihm nach. Arbeitslust und frisches Hoffen in die Zukunft belebten ihn aufs Neue, bis er fühlte, daß ein neuer Besuch bei Mutter Rosalie wieder an der Zeit und seinem Herzen von Nöthen sei.

Das letztemal als er sie heimsuchte, an einem Feierabend im Frühjahre des Jahres 1849, hatte sie für ihn eine gar seltsame Arbeit. Sie hieß ihn mit herunter in das Gärtlein kommen, reichte ihm einen Spaten und sagte: „Wie kommst du mir doch heute gelegen, lieber *Fritzel, als hab' unser Herrgott* dich mir ins Haus geschickt! — Sieh,

guter Bube, als hier noch die alte Stadtmauer stand mit ihrem Epheu, da erzählte die alte Dorothee meinem Hermann als kleinem Buben einmal ein gar sinnreiches Märchen, und wie der Epheu dabei gelispelt und er sie gefragt, ob das die Stimmen von Geistern seien, da hatte sie ihm darauf geantwortet: das seien die guten Geister seiner Kindheit. — Als Hermann dann auf der Universität gewesen, haben sie die Stadtmauer niedergerissen und mit dem Schutte sammt dem Epheu den Wallgraben ausgeschüttet und darauf diese neuen Häuser gebaut, deren Hintermauer nun so kahl und kalt auf mein Gärtchen hereinschaut. Ich mag es nun nehmen wie ich's will, aber so viel ist gewiß: seit sie die alte Mauer mit dem Epheu eingerissen haben, sind auch aus meines Sohnes Herzen die guten Geister seiner Kindheit geflohen. Das kann mir nun einmal Niemand wegstreiten, denn es ist so gewesen und Niemand weiß das besser als ich. Von jener Zeit an ist meines Hermanns Friede dahingegangen. Und sieh', guter Fritzel, wie ich dieser Tage einmal des Morgens so recht bekümmert und innerlich verwaist in der Kirche gekniet und dem lieben Gott mein wundes Herz erschlossen, da hab' ich mit einemmale, ich weiß selber nicht wie, wieder an die alte Stadtmauer und ihren Epheu denken müssen, an das Märchen der seligen Dorothee und an die guten Geister von Hermanns glücklicher Kindheit. Und da ist mir's mitten im eifrigsten Beten vorgekommen, als ob der Geist meines seligen Mannes zu mir sagte: wenn auch die alte Stadtmauer jetzt nimmer stehe, so solle ich doch wieder Epheu pflanzen an die Stelle, wo er einst gegrünt und geflüstert hatte. Ich bin gewiß keine abergläubische Heidin, lieber Bube, und denke wahrhaftig nicht an Zauberei und dergleichen unchristlichen Spuk. Ich weiß zu gut: meines Sohnes Herzen zum Frieden seiner Kindheit wieder zu verhelfen, das steht allein in Gottes Hand. Und doch meine ich immer, daß, wenn ich nur einmal an der kahlen Wand wieder den Epheu grünen sehe und flüstern höre, dann würde mir's ordentlich leichter, für meinen Hermann zu beten und auf seine Einkehr und Heimkehr zu hoffen. So liegt mir's nun einmal im Gemüthe. Wer will darüber lachen oder spotten? Und siehe, da hab' ich mir gestern von der alten Kaiserburg drüben ein Dutzend Schöß-

linge schenken lassen, und du, guter Bube, sollst mir jetzt die Gräben dazu graben und den Epheu hineinsetzen. Ich hätt' es wohl auch durch den Gärtner thun lassen können. Aber weil du meinen Hermann so lieb hast und so um ihn trauerst wie ich, und weil dein Geschick mit dem seinen schon durch deinen Vater so wunderbar verbunden ist, so halt' ich mehr auf deine Hand als auf eine fremde. Ach, Fritzel, in so tiefem Mutterleid, wie ich eines mit mir herumtrage, kommt man auf gar wunderliche Gedanken, über die hundert frohe Menschen nur lachen möchten, die aber ein einziger Trauriger lieb bekommt, und bei denen dieser Eine nur weinen kann."

Der Fritzel hatte diese geheimnißvolle Rede zwar nur halb verstanden, und mehr noch mit dem Herzen als mit dem Kopf. Aber er grub die Epheupflanzen ein, so gut er konnte. Mutter Rosalie sah ihm dabei zu mit gefalteter Hand, und die guten Geister von Hermanns Kindheit lispelten auf ihrer betenden Lippe wie einst in den vom Wind durchzitterten Epheuschlingen. —

Ein paar Wochen darauf zuckte draußen auf dem Haidehof ein gar jäher Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Die Schwiegertochter der Frau Forster war plötzlich im Wochenbette gefährlich erkrankt. Der Telegraph hatte die düstere Botschaft früh Morgens in die Stadt gebracht. Der Bote, der sie auf den Haidehof weiter getragen, war noch nicht heimgekehrt, und schon überholte ihn Frau Forster am Saume des Reichswaldes und stürmte noch Nachmittags hinunter an den Niederrhein. Trotzdem konnte sie nurmehr an einer jungen Mutterleiche knien und ihren heißersehnten ersten Enkel nur mit bittersten Thränen ans großmütterliche Herz drücken. Ihr Verbleiben in des Sohnes großer, der Herrin beraubter Wirthschaft war ein Gebot dringlichster Noth geworden. Den Haidehof zu verkaufen blieb der einzige Ausweg. So weh dieser Entschluß auch Helenens Herzen geschah, dieses ihr Erbtheil, die Heimath ihrer duftigsten Jugendpoesie, in fremde Hände hinzugeben, so zwang sie doch die Prosa des Lebens, endlich ja zu sagen. Hermann machte sich mit diesem Gedanken viel leichter vertraut. Dachte er doch schon damals an den Bau des neuen Erkerhauses, und wie gelegen kam ihm da der baare Kaufpreis! Ein reicher Käufer war glücklicher Weise bald gefunden.

Und es währte kein Vierteljahr, so gingen landfremde Menschen im Haidehofe aus und ein, engherzige, geldstolze Manschettenbauern, deren Geist auf ihrem neuen Eigenthume fortan keinen Unterschied mehr kannte zwischen der Poesie von Wald und Haide gegen Osten und der Prosa von Acker und Wiesenland gegen Westen, wie einst Helenens sinniges Wort ihr Erbtheil ausgeschieden hatte. Ein fremder Schäfer trieb seine Heerde auf der mageren Haide längs dem Reichswalde hin. Dafür weidete des Fritzels Vater wieder in den fetten Auen am Niederrhein. Fortgezogen waren sie wieder Alle, die einst hieher ausgewandert, Herrin und Gesinde. Nur ein Einziger blieb in seiner letzten Heimath hier zurück, der todte Großvater in seinem Grabe. — Von dem ganzen bräutlichen Liebesfrühling, der auf dem Haidehofe einst Hermann und Helenen mit so wunderbarem Zauber umblüht und umklungen, war jede menschliche Spur dahin. Nur die Lerchen über den Feldern und die Amseln in den Wipfeln sangen noch fort und fort dieselben süßen Weisen wie dazumal, als das Brautpaar ihnen so glücklich gelauscht. Und am geheimnißvollen Hünenhügel dufteten noch dieselben Blumen, wie sie einst Hermann als beredte Boten seiner Brautwerbung für seine Helene gebrochen hatte. —

Jetzt ließ es aber auch den Fritzel keine Stunde mehr ruhen. Tag und Nacht zog ihn das Heimweh nunmehr hundertmal stärker als zuvor fort von seinem bisherigen Meister. Seine Lehrzeit war ohnedem abgelaufen. Aber nicht nach Vater und Mutter sehnte sich sein Herz, so leicht er auch dort in seiner alten Heimath in ihrer Nähe hätte unterkommen können. Nein, nur Hermann und Helenen wieder nahe zu sein, nur nach ihnen Beiden, seinen geistigen Eltern, lockte ihn ein unwiderstehliches Verlangen. Er faßte sich ein Herz und schrieb Alles, Alles, wie's ihm nur aus dem heimwehkranken Gemüth in die Feder floß, in die Hauptstadt. Schon acht Tage darauf beglückte ihn die liebreichste Antwort und der freudige Ruf zur sofortigen Abreise. Ein Klient Hermanns, der erste Mechanikus der Hauptstadt, war sogleich bereit gewesen, den ihm so dringend empfohlenen Lehrling in seine weitverzweigte Werkstatt aufzunehmen und sich die Ausbildung seines gerühmten Genies sorglich angelegen

sein zu lassen. War doch der nun steinreiche Mann selber einst ein blutarmer Schlosserssohn gewesen, und in solcher Erinnerung an diese Vergangenheit war er gerade der rechte Mann mit dem rechten Kopf und Herzen, wie ihn unser Herrgott selber für des Fritzels Zukunft nicht glücklicher hätte auswählen können. Zum letztenmale für lange Jahre eilte dieser jetzt noch einmal an des Großvaters Grab, noch einmal erflehte er dort des Seligen Wandersegen. Die letzte Nacht durfte er sogar als Mutter Rosaliens Gast im Erkerhause schlafen. Und als des andern Abends der Zug in den Bahnhof der Hauptstadt rollte, stand Hermann und Helene auf dem Perron, und gar Mancher aus dem Menschenschwarme wußte sich das Räthsel nicht zu deuten, als er dieses vornehme Ehepaar auf einen mit dem Ränzlein eben ausgestiegenen Handwerksburschen freudig zueilen und nach auffallend herzlicher Begrüßung mit ihm in einem und demselben Wagen zur Stadt fahren sah. —

Du hast nun vorhin vielleicht ungläubig den Kopf geschüttelt, lieber Begleiter, als ich dir erzählte, daß der vormalige Schäferbube, der früher nur auf der Bank seiner Dorfschule gesessen, jetzt vor seiner lieben Lehrerin so fließend eine englische Geschichte im Urtexte vorlesen konnte. Aber bedenke: wenn die Schätze höherer geistiger Begabung, die im Bauern- und Bürgerstand oft ungekannt geborgen liegen und zum allergrößten Theile hinterm Pflug und in der Handwerksstatt unter den Schlacken des alltäglichen Lebens ungenützt wieder verkommen, — wenn diese durch die Hand gütigen Geschickes alle zur rechten Zeit gehoben, geläutert und, zu kostbaren Goldmünzen geprägt, für das große Ganze verwerthet würden, — es sollte die Welt wohl darüber staunen, welch' urgesunde, unverbrauchte Kulturkraft im idealen wie praktischen Leben sich gerade aus den niedern und mittleren Volksschichten erschließen würde! Und wie bei vielen hundert Söhnen hinwiederum, die durch ihre Geburt schon in der Wiege zu höherer Ausbildung vorher bestimmt sind, wird trotz der sorgsamsten Befruchtung und Pflege all' der geistigen Keime oft nur eine so klägliche Ernte erzielt, daß man gar manchmal zu dem Wunsche versucht wäre, dem Niedriggebornen, dessen reichbegabter Geist und Wissensdrang unwürdig über plumper Handarbeit verkümmert, das

Schurzfell auszuziehen und, die Rollen tauschend, es jenem Sohne reicher und vornehmer Eltern umzuhängen, dessen Kopf oft zu leer oder zu träge ist, um all' den verschwenderischen Aufwand auf seine Ausbildung auch nur im bescheidensten Maße zu lohnen.

Der Schäferfritz aber war einer jener ganz selten angelegten Menschen, die auch in der dumpfen Luft der Handwerksstätte den angebornen Drang nach Wissen und Forschen nicht ersticken lassen und auch unterm Schurzfell sich ein Herz bewahren für die Sehnsucht, sich zu einem höheren Leben heraufzuarbeiten. Je gefühlloser die rauhe Wirklichkeit sein geheimes Ringen und Träumen verhöhnte, um desto stärker ward sein Muth und seine Kraft, jedem Hinderniß sich entgegenzustemmen. Niemals hatte sein Meister sich eines fleißigeren Lehrbuben rühmen können. Kein widerwilliges Wort war je aus seinem Munde, kein verdrießlicher Zug in sein kluges Gesicht gekommen. Denn außer dem sichtbaren Hantiren mit Hammer und Feile, wenn er seine zehn bis zwölf Stunden am Schraubstocke stand, webte noch eine unsichtbare, in dunklem Chaos gährende, geistige Welt in seinem Kopf. Und wer ihn oft mit scheinbar gleichgiltigem Hinbrüten den Blasbalg an der Feueresse ziehen sah, der dachte wohl nicht von fern an die phantasiereichen Wanderträume über Land und Meer, die unterdessen dieses Schlosserbuben schwärmerisches Herz durchzogen.

Wie einst die glaubensstarke Hoffnung auf den ersten Anblick der Mauern Zions die begeisterten Kreuzfahrer alle Mühen, Entbehrungen und Gefahren ihres langen Pilgerzuges vergessen ließ, so machte die immerwache Sehnsucht nach dem gelobten Lande seiner besseren Zukunft den braven, gottvertrauenden Schäferfritz seine harte Lehrlingszeit verschmerzen und vergessen; und bei jedem neuen, in Fleiß und Gehorsam zurückgelegten Tage war ihm zu Muth, als läge wieder ein neuer Meilenstein hinter ihm, der nie mehr zurückkehre und vor dem sein Ziel um so näher vor ihm liege. — Daß jedoch mit planlosem Träumen und Hoffen noch Niemand ein tüchtiger Mann geworden, und daß er mit all' seinem ungeregelten mechanischen Genie sich dennoch einst nicht sehr weit über einen tüchtigen Schlossermeister hinaus aufschwingen werde, dieser Erkenntniß

ward er in glücklichem Instinkte Tag für Tag mehr an sich inne. Zudem legte der wohlmeinende, lebenskluge Dorfpfarrer, der in jener Nacht ihn auf dem Kirchhofe belauscht und zu seinem Vaterunser ergriffen „Amen" gesagt, ihm diese Mahnung immer wieder aufs Neue liebreich ans Herz, so oft der Fritzel ihn heimsuchte. Und so versorgte dieser würdige Seelenhirt, wie einst den Großvater, nun auch den Enkelsohn in kluger Auswahl und systematischer Reihenfolge mit immer neuen Büchern, die seiner Lernbegier befruchtende Nahrung gaben und seinen strebsamen, jungen Geist über die Alltäglichkeit seines Lehrlingslebens erhoben, ohne ihn zu verwirren und von dem geraden, demüthigen Wege nach seinem Ziele abzulenken. In stiller Abendstunde saß er dann einsam auf seiner obersten Dachkammer, oder er zündete mitten in der Nacht, wenn er eben aufwachte, seine selbst gekaufte Unschlittkerze an und dünkte sich, in sein Lesen vertieft, als ein stolzer König, hoch erhaben über fröhnenden Kärrnern, die im selben Hause unter ihm wohnten.

Besonders ein Buch, das ihm Hermann zur ersten Christbescheerung in der alten Heimath noch geschenkt, war ihm gar fest ans Herz gewachsen, und der Segen, den es über sein ganzes späteres Leben ergoß, ein wahrhaft unermeßlicher geworden. Das war das „Buch berühmter Männer aus dem Volke," und von diesen hatte er hinwiederum Einen am liebsten gewonnen und sich zu seinem Vorbilde auserwählt. Hatte dieser geniale Bube doch auch einst bei seinem Vater Dochte ausschneiden, Lichterformen gießen und nebenbei den Laden hüten müssen. Und später war er dennoch ein so großer, berühmter Mann geworden und seinen Mitmenschen zu so reichem Segen. Auch wenn sie ihm nicht die Erfindung verdankten, wie der Blitzstrahl von ihren Wohnungen abgelenkt werden könne, so hätte er sich schon ins goldene Buch der großen Wohlthäter der Menschheit mit seinen Worten eingeschrieben, die im „guten Rath an junge Handwerker" und der „Kunst, sein Glück zu machen," Tausende und Abertausende gelehrt, den andern verderblichen Blitz der Trägheit und Verschwendung, der Sinnenlust und Hoffahrt von dem Heile ihres Lebens an dem andern Blitzableiter sparsamen Fleißes, gläubiger Demuth und enthaltsamer Sittenreinheit abzuleiten. Dieser

einst merkwürdige Knabe und dann ebenso merkwürdige Mann hieß — Benjamin Franklin. Sein ganzes Leben war seiner sozialen Predigten aneifernde Bestätigung. Und ob auch über hundert Jahre seitdem verflossen waren, zählte der amerikanische Volkslehrer unter seinen Tausenden von Schülern doch nicht leicht einen, der ihm inniger im Herzen ergeben war und begeisterter danach trachtete, ihm einst ähnlich zu werden, als der deutsche Schlosserlehrling Friedrich Mertens.

Wie unzählig oft las dieser in Franklins theurem Buche sich die Sätze vor: „Fleiß ist des Glückes Mutter und rastlose Arbeit lohnet Gott. — Der Müßiggang verkürzt unser Leben, indem er uns schwächt; er ist ein Rost, der mehr angreift als die Arbeit selber, und je häufiger ein Schlüssel gebraucht wird, desto reiner wird er. — Arbeit aber schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. — Fliehe die Ergötzungen und sie werden dich aufsuchen! Denn Eitelkeit ist eine Bettlerin, so dringend, als die Armuth, aber viel unverschämter. — Der Stolz frühstückt mit dem Ueberflusse, speist mit der Armuth zu Mittag und mit der Schande zu Nacht."

Diese ewig giltigen Sinnsprüche des großen praktischen Weltweisen Franklin erfüllten den damals fünfzehnjährigen Knaben mit wunderbarer Seelenruhe und unerschütterlichem Gottvertrauen. Und wenn er einmal durch ein ungerechtes Wort seines jähzornigen Meisters oder das Hänseln und Quälen der rohen Gesellen niedergeschlagen werden wollte, so suchte er noch am selben Abend in seiner Dachkammer bei seinem väterlichen Freund und geistigen Wohlthäter Trost und Erhebung, da er die Worte las: „Wer ein Handwerk versteht, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer einen Kopf hat, besitzt ein einträgliches Amt." Dann zogen wieder lachende Zukunftsträume durch sein Herz, und des andern Morgens stand er wieder mit heiterstem Stolz in der Werkstätte. Er war jedem freudig unterthan, auch im niedrigsten Lehrlingsdienst, und doch über Meister und Gesellen innerlich hoch erhaben. Denn er gedachte des Salomonischen Spruches, den Benjamins Vater seinem Sohne stets eingeschärft hatte: „Siehst du einen Mann, der fleißig in seinem Berufe, ein solcher soll vor Königen stehen und nicht vor gemeinen Menschen."

Aber mit dem bloßen Erlernen des Schlosserhandwerkes war der Fleiß und Ehrgeiz des genialen Lehrlings noch lange nicht befriedigt. Das Wort Hermanns, das dieser dem Fritzel an jenem Abende vor dem Hünenhügel zum erstenmale zugerufen: „Ei, was, so auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf, die ganze Welt muß ihm einst offen stehen" — das hatte nicht einen Tag seine verlockende Macht in seinem Herzen verloren. Seine ganze Lehrlingszeit in dieser Schlosserwerkstatt dünkte ihm darum auch nur eine niedrige, demüthige Vorschule zu seiner höheren, stolzeren Lehrzeit als Mechanikus; eine erste Sprosse der Leiter, die er einst erklimmen wollte, die erste Ausrüstung zu seinen einstigen großen Wanderfahrten.

„Bedenke, daß die Zeit Geld ist!" — Dieser andere Franklin'sche Spruch fand bei ihm die gewissenhafteste Befolgung. Eine alte Erfahrung lehrt aber auch, daß der, dem die Zeit des Lernens am sparsamsten zugemessen ist, oft viel reicheren Gewinn aus ihr zieht, als jener, vor dem sie ungemessen sich ausdehnt. Denn der Eine lernt den Werth jeder geschenkten Viertelstunde richtig zu schätzen und mit energischer Spannkraft auszunützen, während der Andere, ungedrängt, und sich an launisches Verschieben gewöhnend, nur zu oft den Arbeitssegen ganzer Tage mißachtet und so unversehens über dem Reichthum seiner Zeit an Willenskraft und Lernbegier immer ärmer wird.

Und so raffte denn auch dieser Schlosserlehrling noch in jener Kleinstadt nicht nur in der Feiertagsschule für junge Handwerker, sondern auch noch im Privatstudium, das einige, Hermann befreundete Lehrer freudig leiteten, eine solche Summe von nützlichen Vorkenntnissen in Mathematik, Zeichnen, Geographie und Maschinenkunde zusammen, daß es nahezu räthselhaft war, wo er zu dem Allen die Zeit erübrigt hatte. Aber der Fritzel wußte dieses Räthsel ganz gut sich selber zu lösen. Und wieder lag dessen Erklärung in Franklins Worten, die da lauteten: „Gute Muße heißt die Zeit, in welcher man etwas Nützliches thun kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, der Faule nie."

In jenem glücklichen Jahre, da das junge Ehepaar noch daheim

im Erkerhause lebte, legte er dann noch überdies in Helenens liebreicher Schule die ersten Anfangsgründe zum Französischen und Englischen, und seine gütige Lehrerin freute sich schon damals immer auf die zwei Abendstunden in der Woche, in denen sie ihr edles, geistiges Almosen an diesen würdigen, dankbaren Schüler austheilen konnte. — Daß er damals erst fünfzehn Jahre zählte und schon fähig war, dieses Alles in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, der frühere Schäferbube, der nur einem schlichten Dorflehrer zu Füßen gesessen, wollte jemand daran zweifeln? — Je nun, wenn nur mancher Große, der zur sogenannten gebildeten Menschenklasse sich zählt, auf seiner deutschen Schulbank einen so tüchtigen Grund zu seiner späteren Bildung gelegt hätte, wie dieser kleine, ungebildete Dorfschüler! — Zudem, was kehrt sich echtes, angebornes Genie an eine pedantisch hergebrachte Zahl von Jahren? So wenig, wie die Geistesblödigkeit sich bemüßigt findet, bei reiferem Alter als unanständig sich wieder hinwegzuschleichen und scharfem Verstande Platz zu machen.

Als dann später der Haidehof verkauft worden war und diesen alle früheren Lieben Helenens verlassen hatten, o wie that es ihr dann wohl, als doch der Schäferfritz ihr hieher in die ihr noch immer herzensfremde Hauptstadt nachgefolgt war! Wie ein leibhaftiges Stück der unvergeßlichen Heimath ihrer poetischen Brautzeit kam er ihr vor, so oft er jetzt das neue Erkerhaus betrat. Auch hier ward dann jede Woche regelmäßig zweimal wie dort im alten der Sprachunterricht aufs eifrigste fortgesetzt. — Wenn sie dann so still beisammen saßen und ihr treuherziger Schüler mit seinen offenen Augen sie unterm Lesen lernbegierig und dankbar ansah, da geschah ihr gar manchmal, als höre sie von ferne den alten Reichswald von den früheren glücklichen Stunden rauschen. Und gar manche fehlerhafte Betonung vergaß sie an ihrem Schüler zu verbessern, da sie so verloren den elegischen Tönen ihres eigenen Herzens lauschte. —

An manchem Sonntag Mittag durfte dann auch der Schäferfritz, ganz so wie früher, als ebenbürtiger Gast an Hermanns und Helenens eigenem Tische mitessen. Denn so tief auch Hermann den Verlockungen der großen Welt verfallen war und dem Götzendienste

äußerlicher Prunksucht huldigte, dieses einstigen Schäferbuben schämte er sich doch niemals; und mit einer eigenen Freude erzählte er immer wieder gern auch seinen hochgestellten Freunden von diesem merkwürdigen Buben, von jener geheimnißvollen Nacht auf dem Dorfkirchhof und der herzlichen Liebe, die er seit jenem Abende am Hünenhügel diesem gewiß noch zu Großem auserwählten Mechanikusgehülfen bewahrt habe. Und wunderbar! Wie doch ein edles Herz so gerne der trüben Gegenwart vergißt und der frohen Vergangenheit gedenkt! So oft der Schäferfritz bei ihnen zu Mittag aß, wollte es Helenen dünken, als ob in der ruhigen Milde seines Wesens auch Hermanns Herz dann stiller werde. Die schönen Tage des Haidehofes und all' ihr bräutliches Glück lebten in ihrer Erinnerung wieder frischer auf. Der alte Hermann saß dann wieder bei ihr und machte sie zu einer völlig glücklichen Frau.

Auch das kleine Röschen war dem Schäferfritzel, wie sie ihn auch jetzt noch nannte, mit rührender Liebe zugethan. Sie beständig kannte seinen Tritt schon im Corridor und sprang ihm oft mit ausgestreckten Armen aus ihrem Kinderzimmer entgegen. Denn auch er hatte das herzige kleine Geschöpf ins tiefste Herz geschlossen. Und wer die innerste Natur der Kinder aus Erfahrung kennt, der weiß, wie sie auch ohne noch viel verstandesmäßige Ueberlegung es dennoch in angeborener richtiger Empfindung gar wohl herausfühlen, wer sie besonders lieb hat und an wen sie ihre unschuldige Gegenliebe am reichsten verschenken sollen. — Das gute Töchterlein hatte ihren Vater gewiß unendlich lieb, und auch er hing an seiner Erstgeborenen voll freudigen Stolzes mit ganzer Seele. Aber wie oft, namentlich seit den letzten Monaten, wenn sie dem Vater bei seinem Kommen jubelnd entgegensprang und an seinen Hals sich hängend nach seinem Kusse verlangte, ließ er aufgeregt oder zerstreut sie stehen oder lohnte ihren lieben „Zwickkuß“ nur mit halber Zärtlichkeit! Die süße Zeit des Märchenerzählens ward immer spärlicher. Spiel und Scherz kamen selten mehr an die Reihe. Die Last und Hast seines oft gar schwierigen Berufes und seines Ehrgeizes stürmischer Drang ließ solche friedliche Vateridylle nimmer recht in ihm aufkommen. Er hatte *innerlich keine Zeit mehr*, um diese kindlichste aller Freuden mit

wohlthuendem Behagen zu pflegen. — Aber der Schäferfritz kam jedesmal als derselbe liebe treue Hausfreund, der sogleich beim Eintritte vor Allem für Röschen ein liebes Wort bereit hatte und selten kam, ohne ihr ein kleines Schnitzwerk seiner kunstfertigen Hand mitzubringen, das ihr dann größere Freude machte, als alle ihre anderen, viel kostbareren Spielsachen. Und wie wußte er mit immer gleich gleich sanfter Stimme dem nach neuen Geschichten begierigen Mädchen auch immer andere zu erzählen! Und niemals ermüdete seine Geduld, die nämlichen, die besonders in Gnaden standen, so oft es Röschen verlangte, mit gleicher Erzählerlust zu wiederholen. Wie ward er niemals überdrüssig, sie auf den Knien zu wiegen und sie mit immer gleichem Ernste zu erschrecken, wenn sie ihn am zarten Flaume seiner Lippen zupfte und dann in schallendes Gelächter ausbrach! Wer möchte darum dem armen Kinde seine besonders zärtliche Liebe zum Schäferfritzel verübeln? War sie doch so natürlich und gab als treues Echo nur den angeschlagenen Klang zurück!

Ja sogar, es ist tragisch, daß ich es sage, aber dennoch war es wehmüthige Wahrheit — sogar das Gesicht des guten Fritzel gefiel dem Kinde zuletzt besser, als das des eigenen Vaters. So bildschön dieses auch zu nennen gewesen mit dem geistvollen Ausdrucke, dem leuchtenden Blick und dem kräftigen Vollbart, der die männlichen Züge malerisch umrahmte, des Fritzels Antlitz aber war immer so gleichmäßig mild und ruhig, ein stilles, glückliches Lächeln umschwebte stets seinen Mund und seine treuen Augen glänzten wie heiterer Sternenschein. Denn das Menschenantlitz ist ja nur der äußere Spiegel des inneren Lebens. Die Züge des Gesichtes bilden sich nicht von selber, sondern Herz und Geist schaffen sie von innen heraus, das ursprüngliche Bild verwildernd oder veredelnd, verschönend oder entstellend, der Leidenschaften Sturm, des Lasters vielgestaltiges Kainszeichen, des Geistes Schärfe, wie der Seele klare Ruhe auf die äußere Fläche prägend.

Und in des Vaters Antlitz lag oft ein solch' unheimlicher, düsterer Ausdruck. Derselbe, dessen erstes Schauen einst Helenens frisch verlobtes Herz so geängstigt und sie zu jenem Briefe getrieben, darin sie vergeblich nach dem rechten Namen für diesen ihr damals noch

so fremden Zug gerungen. Wie oft hatte sie unterdessen als Weib diesen selben, unnennbaren Ausdruck in Hermanns Antlitz wieder betrachtet und in verhaltener Wehmuth sich abgemüht, mit ihrer lieben, beruhigenden Hand die häßliche Falte wieder zu glätten und mit versöhnendem Friedensworte dem Dunkel seines Blickes einen frohen Glanz zu entlocken! Aber auch des Kindes Auge hatte diesen Zug in des Vaters Antlitz endlich bemerkt, und auch ihr Herz spürte davor immer eine heimliche Angst, auch wenn ihr Kinderverstand nicht sagen konnte, warum?

Vor ein paar Tagen, da sie gerade helllachend ins Zimmer gesprungen kam, als die Mutter sich vor dem Vater eine Thräne vom Auge wischte, während dieser mit dem nämlichen finsteren Blicke sich raschen Schrittes von ihr entfernte, da blieb selbst dem arglosen Töchterlein das Lachen mitten im Halse stecken. Wie der Vater dann draußen war und die Mutter sich zu ihr niederbeugte, um sie zum inneren Troste ans Herz zu drücken, da rief Röschen selber weinend aus: „Ach Mütterchen, was hat jetzt der Vater für ein böses Auge gemacht, gerade so wie der Wolf im Rothkäppchen! Ist denn der arme Vater noch immer verzaubert und hast du ihn noch nicht erlösen können?“ —

O solche Thränen der Mutter über den Vater geweint, sollte des Kindes Auge niemals zu schauen bekommen!

Begreifst du nun, lieber Begleiter, was der Schäferfritz dem Stark'schen Hause geworden, namentlich der Mutter und dem Kinde, und welch' stiller Segen mit ihm darin aus und eingegangen? War er doch für Hermann ein steter, lebendiger Protest tüchtiger, in sich beglückter Einfachheit gegen zerfahrenen Prunk und eitle Genußsucht, und für Helenen ein gleich lebendiges Stück Erinnerung an dahingegangene, schönere Tage, wie ein Stück Hoffnung auf deren einstige Wiederkehr! — Doch auch er selber fühlte gar wohl und immer tiefer, daß dieses neue Erkerhaus mit all seiner gleißenden Pracht doch lange nimmer so viel stilles Herzensglück beherberge, als einst das alte am Storchenthurm in seiner gediegenen Bescheidenheit. Er machte sich gar oft seine stillen Gedanken darüber und das treue Herz that ihm weh! Hätte er doch sein junges Leben dafür lassen

können, um seine edlen Wohlthäter wieder zu ganz glücklichen Menschen machen zu dürfen! Ihm erging es im Stark'schen Hause nicht, wie Hermann in jenem des Hofbankiers. Und wie hundertmal mußte er immer wieder an die Mahnworte des Großvaters zurückdenken, die er über das eitle Jagen nach Menschenglück ihm damals auf der Haide ins Herz gerufen hatte! Seltsam! — Der damalige Schäferbube, der den Sinn dieser weisen Reden nur halb verstanden, er machte jetzt jedes Wort davon bis aufs Kleinste in seinem Leben zur segensreichen Wahrheit. Und der Andere, den sie damals so tief ergriffen, daß er kein Wort davon mehr zu vergessen geglaubt, er hatte sie längst wieder im Sturme seines Lebens spurlos verwehen lassen.

Und dieser treue, ehrliche Hausfreund sollte sich nun schon in den nächsten Tagen von Hermann, Helene und Röschen losreißen, um seine erste große Wanderung anzutreten. Sein Meister war zwar mit aller Ueberredungskraft in ihn gedrungen, daß er für immer in seiner großen mechanischen Werkstätte verbleiben möge, da er nur zu richtig voraus berechnete, welche Stütze er sich in dem wunderbaren Erfindungsgenie dieses seltenen Gehilfen erringen werde. Er stellte ihm einen baldigen Gewinnantheil in Aussicht und gab ihm sogar nicht undeutlich zu verstehen, wie er selbst den größten Schatz seines Hauses, ein nun fünfzehnjähriges Töchterlein, für nicht zu kostbar erachte, um damit in wenig Jahren sein treues Verbleiben zu belohnen und ihn dann neben dem Schwiegersohne auch noch zum Theilhaber seines ganzen Geschäftes zu machen.

Aber der angeborne Drang, sein Genie immer weiter auszubilden, seine so lang im stillen Herzen genährte Wandersehnsucht, die weite Welt zu besehen, waren hundertmal mächtiger in ihm als alle noch so verlockende Aussicht, schon in so jungen Jahren einen eigenen Herd zu gründen und in dessen sorgloser, philisterhaften Behäbigkeit allmählig zu versanden und zu versumpfen. Nach sturmesfrischer Fluth trug sein junges Lebensschiff Verlangen. Der Gedanke, schon jetzt in sicherer Hafenbucht den Anker festzusenken, lag ihm noch so ferne, wie dem jungen, küstenerfahrenen Seemann, der zum erstenmale zur weiten Meerfahrt nach fernen Landen sein stolzes

Segel schwellen läßt. England, die Hochschule der Mechanik, war sein erstes Ziel, Nordamerika lag als weiterer Weg vor seinem kühnen Hoffen. Hermann begriff nur zu gut den Wanderdrang des Schäferfritz; ja fast hätte er ihm neidisch werden mögen, daß er selber, wenn auch an eine noch so glänzende Scholle, für allezeit hier festgebannt sei. Mit Hilfe Goldhelms und seiner Londoner Geschäftsfreunde war bald in einer der größten Maschinenfabriken zu Birmingham ein guter Platz ausfindig gemacht. In acht Tagen sollte der junge Schiffer seine Anker lichten und das Wimpel seines guten Sternes flattern lassen. Und mit welch' gutem Gewissen und welch' gottvertrauender Hoffnung konnte er von dannen segeln! denn was hatte er nicht auch hier in den drei anderen Lehrjahren gelernt! Der Schlosserlehrling war längst zum gründlich geschulten Mechaniker herangereift. Unermüdliches Selbststudium, wie sein Besuch des Polytechnikums als Hospitant hatten seine theoretischen Kenntnisse um das Zehnfache vermehrt. Französisch sprach er leidlich, und das Englische, von der liebreichsten Lehrerin der Welt ihm gelehrt, stand ihm bereits so fertig zu Gebote, daß es nur noch einer kurzen Uebung im Lande selber bedurfte, um die Geläufigkeit des Ausdruckes und den richtigen Accent zu vervollkommnen. Dabei zierte sein ganzes Wesen ein solch' ungekünstelter, von innen heraus harmonisch erzeugter Anstand, und seine Gesichtszüge trugen ein so edles, einnehmendes Gepräge, daß er in eleganter Toilette und etwas sorglicherer Frisur sich ganz leicht für irgend einen hochwohl- oder gar hochgebornen Erdensohn hätte glaubwürdig ausgeben können, wenn er sich nur stets in Acht genommen, die verarbeiteten Hände niemals von der Umhüllung seiner Glacéhandschuhe zu entblößen.

Aber auch ohne solch' praktische Anwendung des Sprüchwortes: „Kleider machen Leute,“ war der Schäferfritz auch so, wie er ging und stand, in seinem Handwerkerkleid eine innerlich durch und durch vornehme Natur. Und es wäre mit den Großen und Edlen der Menschheit gut bestellt, wenn sie alle so groß und edel zu denken und handeln gelernt hätten, wie dieser in einem armen Schäferhause Niedriggeborne.

Als Hermann seinem Schützlinge zu seiner Reise und ersten Vor-

stellung bei seinem künftigen englischen Fabrikherrn einen neuen Anzug schenken wollte, da half ihm alles Drängen und alle gute Meinung nichts. Der Fritzel bat noch viel dringender, dieses Geschenk nicht annehmen zu dürfen und sein Gesicht war feuerroth dabei geworden — vor edlem Stolze. Nur von seinem eigenen Verdienst, den er sich abgespart, während seine Mitgenossen den ihrigen in Wirthshäusern und bei Tanzgelagen vergeudeten, nur von der Arbeit seiner eigenen Hände durfte ein neuer Anzug mit Ehren auf seinen Leib kommen. Er hätte sich zu tief vor sich selber geschämt, mit geschenkten Kleidern als fleißiger, geschickter, deutscher Arbeiter vor seinen englischen Fabrikherrn hinzutreten, und wäre es auch Niemand bekannt gewesen, wer die Kleider ihm geschenkt, als nur ihm selber. Ja sogar Helenen, der er doch sonst so viel Liebes that, als er ihr nur an den sanften Augen absehen konnte, auch ihr vermochte er jetzt die Liebe nicht anzuthun, aus ihren Händen die nöthige Aussteuer an Weißzeug in dankbarer Demuth anzunehmen. Freilich kam ihm dieses Ablehnen zehnmal schwerer an, als bei Hermann und es verging ihm fast der Odem, als er sich endlich ein Herz faßte, ihr zu sagen: „O liebe, gute Frau Doctorin, thun Sie mir das nicht an! Ach, ich bin ja in Ihrem Hause und unter Ihrer Liebe ohnedem ein ganz neuer Mensch geworden an Leib und Seele, und kann es Ihnen mein Lebtag nicht vergelten. Wenn jemals was Gutes und Tüchtiges aus mir wird, so sind ja nur Sie und der Herr Doctor schuld daran! Aber Kleider und Weißzeug mir anschaffen, o nicht wahr, das lassen Sie allein mich selber thun? Denn mir liegt's im Gemüth, das dürfe ich mir nur von meinem eigenen Verdienste kaufen, wenn der rechte Segen auf meiner künftigen Arbeit liegen solle, und ich habe es auch in der Lebensbeschreibung gar vieler großer Männer gelesen, die einst auch so wie ich arme Handwerkergesellen gewesen, die es gerade so gemacht haben und nur darum später so gesegnet worden sind, weil sie in ihren jungen Jahren gelernt, mit ihrer eigenen Hand sich sparsam durchs Leben zu schlagen. Aber wenn sie vielleicht so gütig sein wollten, mir für mein eigenes Geld die Leinwand zu kaufen, und sie bei der richtigen Nähterin machen zu lassen, so würde ich Ihnen dafür recht dankbar

sein. Ich habe das Geld hiezu erst meiner Mutter schicken wollen, daß die mir dann Alles daheim besorgen sollte, aber ich glaube immer, Sie verstehen's doch besser, man bekommt auch Alles billiger hier und spart noch obendrein das Porto. O ich habe Geld genug beisammen für Kleider und Weißzeug und bin gar stolz darauf, daß ich mir das selber zusammengespart. Drum nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, Frau Doctorin! Ach Gott! Ich kann Ihnen ja nicht zum tausendsten Theil lohnen, was Ihr Herz schon Alles an mir gethan hat, und wäre es nur die alleinzige Wohlthat, daß Sie überhaupt mich so lieb gehabt und mir erlaubt, Sie dafür wieder lieb zu haben. Das war ja ein so großer Segen in Ihrem Hause für mich, daß ich ihn gar niemals beschreiben, noch viel weniger vergelten kann."

Von dem andern Segen, den jenes Buch über sein junges, gläubiges Leben gebracht, das dem vom Schlage getroffenen Großvater damals in die Dornen gefallen, und das sein Enkelkind seit jenem Abend als kostbares Kleinod bei sich bewahrt und in sich verwerthet, sagte der Schäferfritz kein einziges Wort. Es war gegen seine tief innerliche Natur, vor Menschen von seinen himmlischen Tröstungen zu reden, und sich seines gnadenreichen Verkehrs mit dem ewigen Hirten zu brüsten. Aber jener Dornstrauch, daran dieses Buch des Großvaters einst hängen geblieben, der trug nun für den Enkel in allen Jahreszeiten gleich blühende, himmlische Rosen.

Der Gedanke an des lieben Hausfreundes baldiges Scheiden hatte heute Helenens Herz besonders weich und ernst gestimmt. Schon während der ganzen Zeit hörte sie darum seinem Lesen auch nur zerstreut und mit halbem Ohre zu. Denn es war heute die letzte Lehrstunde. Und doch, was war all' dieses stumme Leid über Fritzels baldige Trennung gegen den andern verborgenen Sturm, der jetzt in Helenens Herzen auf und nieder wogte? Ein einziger Satz sagt dir mehr als alle meine Worte, warum? — Es war heute der Entscheidungstag der Abgeordnetenwahl!

Schon am frühesten Morgen war Hermann in fieberhafter Aufregung auf das Stadthaus gegangen, wo die Wahlmänner sich um die Urne versammelten. Jetzt ist es schon drei Uhr. In jeder Minute

kann die verhängnißvolle Botschaft bei ihr eintreffen. Sie saß wie auf glühenden Kohlen. Heiliger Gott! wenn Hermanns heißestes Hoffen unerfüllt bliebe! — Tödtliche Angst durchzitterte sie, wenn sie jetzt nur an die fernste Möglichkeit dachte. Denn, waren das vierzehn Tage gewesen! die schwerste und bitterste Zeit ihres ganzen Lebens. Wie im hitzigen Fieber war Hermann umhergegangen. Von einer Aufregung hatte er sich in die andere gestürzt; eine Wahlversammlung war der andern gefolgt und in jeder war er auf die Tribüne gefordert worden, sein politisches Programm zu entwickeln und zu vertheidigen. Und dann erst diese Nächte, schlummerlos und von wirren Träumen durchhetzt! Zu alledem dieses Uebermaß von tödtlich verletzendem Hohn, von teuflischer Verleumdung, das im „guten Bürger" aus Volkmanns neidgeschwollenem Herzen jeden Tag aufs Neue seinen guten Namen verunehrte! Wie hatte Helene dabei unsäglich mitgelitten — um seinetwillen! War da ihrem sonst so großen Frauenherzen fast nicht der letzte Tropfen tröstenden Balsams ausgegangen und war ihr nicht das aufrichtende Wort auf der Lippe erstorben gewesen? O! wie schwand da all' ihr bisheriges Leid gegen dieses eine hin! Er, der allezeit derselbe unbefleckte Ritter geblieben, der das Gemeine gehaßt und niedergekämpft in und außer sich — wie einst sein Vater ihn gelehrt — zum erstenmale war er jetzt da gestanden, schwertlos, schildlos, vor aller Welt vom Drachen der Gemeinheit angefallen und von seinem Giftgeifer über und über besudelt. Und wenn er jetzt nicht gewählt würde, wenn des Volkes irre geführte Stimme als trügerisches Gotteswort dadurch das Verdammungsurtheil über ihn spräche! Wenn dieses Drachen Lügen dadurch falsche Wahrheit würden und seiner Ehre fleckenlose Wahrheit eine schmutzige Lüge! — Das wäre Hermanns Tod, sein geistiger und leiblicher heimtückischer Meuchelmord! — Das waren die Qualen, unter denen Helene jetzt innerlich seufzte und mit sich rang.

„Fritzel! ich bitte dich: geh' jetzt heim! Ich höre nichts mehr und sehe nichts mehr als nur meine tödtliche Angst. Du weißt: heut ist der Tag der Wahl. Hermann kann jeden Augenblick heimkommen mit froher oder düsterer Botschaft. Ich habe mich unterdessen bei dir zerstreuen und vergessen wollen. Aber jetzt kann ich

nicht mehr. Zu furchtbar ist diese Angst jetzt in mir aufgewacht. O laß mich allein! Ich muß beten, beten. Nur im Gebet, nur im Antlitz meines Gottes habe ich den Muth, auf Hermann jetzt zu warten."

Und der Schäferfritz küßte ihr, mit stummem Mitleid in dem treuen Auge, die liebe Lehrerhand und trat bekümmert seinen Heimweg an. Aber Helene ging jetzt in das Kinderzimmer. Vor dem Bilde des Gekreuzigten über dem schlafenden Knaben warf sie sich hin. Das kleine Röschen, das harmlos mit ihrer Puppe spielte, hieß sie vor sich knien und umschlang sie vor ihrem Mutterherzen mit inbrünstig gefalteter Hand, und mit zitternder Stimme flehte sie hinauf:

„O mein Herr und Heiland! Du weißt: erst heute Morgen bin ich vor dir gekniet und habe dich angerufen in meiner Noth: O du gegeißelter und mit Dornen gekrönter, du mit Wermuth getränkter und ans Holz der Schmach geschlagener König Himmels und der Erde! o laß zu Schanden werden all' den Hohn und die Lüge, womit neidische Feinde meines Herzens Geliebten gegeißelt und an den Pfahl der Schmach seine Ehre geheftet! Du glorreich Auferstandener laß gnädig wieder auferstehen seinen ehrlichen Namen aus dem Grabe der Verleumdung, laß wieder freudiges Ostern werden in meinem trauernden Hause! Denn ach! des Mannes Ehre ist ja des Weibes höchster Stolz und seines Namens Schmach ist ihre tiefste Trauer. O! alles, alles Leid, ich will's aufs Neue muthig durchkämpfen, nur diesen einen bittersten Kelch nimm erbarmend von ihm und mir! — Und sollte ich ihn dennoch lehren müssen, wie diese Todesangst mir ahnend prophezeit, o dann, du Allmächtiger, dann flehe ich zu dir, und mit mir dieses Vaters unschuldiges Kind: o dann stärke mich, das schwache Weib, damit der vielleicht schon jetzt zu Boden gestürzte Mann sich wieder an mir aufrichten kann, als an einem unzerbrechlichen Stabe. — Mutter der Schmerzen, mit siebenfachem Schwerte durchbohrt, siehe, hier liegt eine andere Mutter vor dir! Noch weiß ich nicht, ob auch auf mein Herz das Schwert, das über ihm schwebt, wird niederfallen . . ."

Aber horch! Hallt jetzt nicht sein Tritt im Corridor? Und mit

welch' eiliger Hast! So stürmt nur gute Botschaft her. Und die Thür fliegt auf. „Ich habe gesiegt, Helene! glänzend gesiegt!" jubelt Hermann mit ausgestreckten Armen ihr entgegen. Und mitten aus ihrem Beten springt sie empor und fliegt ihm an Hals und Mund. „O! Gott sei darum gelobt!" schreit sie hinaus. Erschrocken blickt Röschen zu ihnen auf. Und freudetrunken hebt der Vater sein Kind auf den Arm.

„O mein Weib, mein Kind! danket Gott, mein Name, meine Ehre ist gerettet! Gottes Stimme hat gerichtet in des Volkes Stimme. Meine Feinde sind geschlagen. Die Gemeinheit liegt am Boden. O bin ich jetzt ein ganz und gar glücklicher Mann! Ich bin des Volkes Erwählter, und seines Rechtes rein erklärter Streiter. O Helene! nun hast du deinen ganzen alten Hermann wieder, wie einst in seinen besten Tagen! Und du, mein Kind, den alten, zärtlichen Vater! Nun hab ich keinen Wunsch mehr auf dieser Erde als mein und dein und meiner Kinder langes, langes Leben."

Und da Helene jetzt noch einmal, vor Dank und Freude ganz aufgelöst, an seinem Halse gehangen, da troff ein Stom von süßen Zähren an seinem Herzen nieder. Das waren ihre ersten stummen Reden.

Auch Röschen hatte noch kein Wort, so war sie noch von diesem Freudeschreck zerschlagen. Aber in ihrem unschuldigen Kinderherzen dachte sie: „O Gott, wie freu' ich mich! nun ist der arme Vater von seinem bösen Zauber erlöst."

IV.

Der Herzog.

Unwirthliche Novemberstürme brausten über die Herzogsstadt hin. Kalte Regengüsse und lustiger Schneeflockentanz stritten sich noch um die Herrschaft am meist sonnenlosen Himmel. Nur hie und da noch trotzten in den riesigen Baumgruppen des Schloßgartens die Blätter dem schon längst in Kraft getretenen Gesetz ihres Niederfalls.

Aber in jeder neuen Sekunde nahmen sie, ohnmächtig längeren Widerstandes, immer zahlreicher traurigen Abschied von den in schöneren Tagen so liebgewordenen Zweigen, daran sie das goldene Licht erblickt, in dessen Glanz sie so fröhlich gegrünt und geplaudert unter all' den abertausend gleich lebenslustigen Gesellen. Manchmal aber fuhr ein scharfer Windstoß als Mahnbote der unerbittlichen Natur, so zornig durch die Parkwipfel, daß gleich ganze Schaaren von Widerspänstigen in braunem Laubregen zitternd niederrieselten.

So ist's im Gottesreiche des Geschaffenen bestellt. Das Abgestorbene muß Platz machen neuem Leben, und das Verwesende befruchtet den Keim neuen Werdens. Aus Tod wird Leben und aus Leben Tod. Und doch ist Alles nur Leben und nichts ist Tod.

Horch, wie der Novembersturm auch jetzt wieder im Schloßgarten die letzten Blätter zur Unterwerfung zwingt! Es ist schon lange tiefe, schwarze Nacht. Aber siehe, dort in den langgestreckten Bogenfenstern der Herzogsburg brennt noch Licht. So komm mit mir herauf! Auch da drinnen schauern jetzt abgestorbene Blätter nieder — von des Herzogs jungem Leben! — Aber sogleich treiben neue schwellende Knospen nach. Spätherbst und Frühling in einer und derselben Stunde.

* * *

„Hörst du ihn wieder, Lorenz, wie er mit sich selber spricht, und wie laut und heftig," sagte im fürstlichen Vorzimmer ein schon weißhaariger Lakai zu seinem jüngeren Collegen mit feistem und verschmitztem Gesicht.

„Ja, du hast Recht, Ludwig! Was er heute nur wieder hat?" erwiederte dieser. „Wenn ich's nicht ganz bestimmt wüßte, daß er allein drinnen wäre, dächte man doch, daß er im ärgsten Zorn jemanden herunterkanzle!"

„Und daß er überhaupt heute so lang arbeitet," fuhr der treue, alte Lorenz kopfschüttelnd wieder weiter. „Das war doch sonst seine Art gar nicht! Jetzt ist es schon halb elf und heut ist Ball beim *englischen Gesandten*. Da wollte er doch hinkommen. Nun wird's

wohl nichts mehr damit werden. Er hat ja noch nicht einmal Toilette gemacht."

„Ich weiß nicht, Lorenz," sagte wieder der Andere, „unser Allergnädigster ist schon seit ein paar Wochen nimmer recht beisammen. Wie war es doch erst vorgestern wieder bei der Treibjagd im Sauforst? Ist er nicht der beste Schütz am ganzen Hof? Und dort fehlt' er dir einen Keiler, der so nah' an ihm vorüberlief, daß ihn der letzte Jagdbube hätte treffen müssen. Ich sah's selber mit an. Er hat seine Gedanken immer wo anders. Und ärgerlich war er — na, das war dir eine verflucht lustige Jagd. Sogar beim Souper auf'm Waldschlößchen ging's so trübselig her, als wär' es ein Leichenschmaus. Aber dafür waren wir Andern in der Försterei um so lustiger."

„Ja wohl, ich hab' mir's auch vom Büchsenspanner sagen lassen," fuhr der alte Lorenz wieder weiter. „Der Allergnädigste soll ja gar nicht zum Haben gewesen sein, so übellaunig und zerstreut. Und was war das gestern wieder für eine Geschichte? Steht alles fix und fertig auf dem Exercierplatz; die ganze Generalität reitet ins Schloß, und will den Herzog abholen, weil die neuen Uniformen von ihm inspicirt werden sollten; und pumps läßt der Allergnädigste die ganze Revue wieder abbestellen. Ja, ja! Kuriose Geschichten! Was man davon nur denken soll?"

„O ich, Lorenz!" sagte der Ludwig mit blinzelnden Augen, „ich kann mir's schon zusammenreimen. Weißt du, die Demokraten thun dem Herzog so viel Aerger an, daß ihm all' sein altes Plaisir verleidet wird. Denn in der Kammer soll es ja jetzt wieder ganz blutroth hergehen, hab' ich erst heut im guten Bürger gelesen; ganz wie anno Achtundvierzig, und den Hauptschreier, den haben sie gar aus der Residenzstadt selber hineingeschickt. Ha! muß ein sauberer Patron sein, der Advokat Stark, ein Hauptspitzbub und Intrigant. Na, der gute Bürger nimmt ihn aber auch alle Tage höllisch dafür her, und deckt ihm seine geheimen Schliche auf. Hast du denn vor ein paar Tagen das Gedicht vom Schweinskopf nicht gelesen, wie *dieser Erzschleicher* durch den abgedankten Minister Kornthal hieher *gekommen ist?* Ha! ha! das war dir fein gegeben. Ich hatt' es

Anfangs gar nicht verstanden, aber auf der Weinstube zum faulen Pelz, da haben sie mir's auseinandergelegt, wie dem Kerl sein ganzer Name in den Anfangsbuchstaben gedruckt stand. Ich sage nur, wie der überhaupt noch die Frechheit haben kann, vor aller Welt sein Lügenmaul jetzt aufzuthun, wo ihn doch der gute Bürger in seiner ganzen Nichtsnutzigkeit an den Pranger gestellt hat. Aber so sind sie alle miteinander, diese rothen, heimtückischen Hunde. Erst den einen Minister anwedeln, bis er ihnen einen Brocken Gnade zuwirft, und dann den andern, den man nimmer braucht, in die Beine beißen. O wenn ich nur einen halben Tag zu commandiren hätte, Bomben und Granaten ließ ich unter diese rothen Köter platzen, daß sie alle miteinander ihrem höllischen Patron in den Rachen fahren sollten. Ja, der gute Bürger hat's auch schon so verblümt angerathen und er hat auch ganz Recht. Denn wenn man diese Banditen wieder so forthausen läßt, wie anno Achtundvierzig, so bliebe von diesem Schlosse kein Stein auf dem andern und unser Allergnädigster sammt Ministern und Hofstaat bis zum letzten Stallbuben müßten am Galgen hangen."

„Na, na, Ludwig! mach's nur nicht gar zu arg!" sagte der Alte mit abwehrenden Händen. „Man dächte, du habest ein paar Flaschen Wein über den Durst getrunken. Und überhaupt mit dem guten Bürger da . . ."

Im Arbeitszimmer des Herzogs, das durch einen Durchgangssaal von beiden getrennt war, hörte man jetzt so heftig klingeln, daß das Wort auf des Alten Zunge erstarb. Und eilig huschte er fort, um seinem gnädigsten Herrn zu Befehl zu stehen.

Dieser, ein Achtundzwanziger, das Bild eines schönen Mannes von hoher, ritterlicher Gestalt und edelstem Antlitze, dem der dunkle, wohlgepflegte Schnurrbart ein unverkennbar soldatisches Aussehen aufprägte, auch wenn der Waffenrock, den er beständig trug, dieses nicht verrathen hätte, ging mit erregten Schritten auf und nieder. Ohne den Lakaien besonders anzusehen, warf er jetzt hin:

„Der Geheimrath soll augenblicklich zu mir kommen!"

„Zu Befehl, Euer Hoheit!"

„*Aber wird er noch* wach sein?"

„O ich denke wohl, gnädigster Herr! Der Herr Geheimrath pflegen gewöhnlich bis Mitternacht zu arbeiten."

„Nun gut! Und schläft er schon, so laß ihn wecken! Also schnell!"

Der Diener eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, durch einen langen Gang des weiten Schlosses in die Wohnung des Geheimrathes von Schellenberg, der schon seit fünfundzwanzig Jahren die Stelle eines ersten Secretärs und vertrauten Rathgebers am Hofe bekleidete. Beim Regierungsantritt des jungen Herzogs war er vor vierthalb Jahren sehr gerne von diesem übernommen worden, da er die treu-erprobten Dienste und unverbrüchliche Anhänglichkeit des alten Herrn zu gut kannte, um nicht auch für seine Person das Vertrauen des verstorbenen Vaters auf ihn zu übertragen.

Ob der junge Herzog am Beginne seiner Regierung kurz vor dem Jahr Achtundvierzig nicht dennoch besser gethan hätte, sich eine jüngere Geisteskraft an die Seite zu stellen, mag nicht stark bezweifelt werden. Denn der Geheimrath, jetzt nahezu ein Siebziger, war einer jener nicht allzu begabten Männer, die in ruhigen Zeiten und bei gewohntem Geschäftsgang Alles bis aufs Kleinste mit pünktlicher Zierlichkeit besorgen, denen aber in aufgeregten Tagen und außer-ordentlichen Vorkommnissen der höhere Blick und geniale Muth ge-bricht, sich über das Neue zu stellen und es zu beherrschen. Jeden-falls war er aber ein wohlwollender Mann, der Jedem gerne half, so gut er konnte, und dessen Höflichkeit von dem Firniß glatten Hof-tones niemals überpinselt gewesen. Der gehässige Name „Hof-schranze" wäre wohl selten mit mehr Unrecht auf irgend Jemand an einem Fürstenhof angewendet worden. Und schon seine ganze, äußerst gemüthliche Physiognomie mit dem ehrlichen Blick und dem wohl-gepflegten Gesicht unter dem spärlichen, weißen Haare bildete einen vollständigen Gegensatz zu dem mit einem Hofschranzen gewöhnlich verknüpften Typus.

Jetzt trat der Herzog wieder an seinen Arbeitstisch, nahm ein loses, gedrucktes Heft, das er vorhin erst in tiefster Erregung hin-geworfen, wieder in die Hand, und überlas zum zweitenmale ein paar Seiten darin, deren Inhalt auch diesmal wieder sein Antlitz zu tiefstem Nachsinnen in Falten legte. Es war der stenographische

Bericht der letzten Kammersitzung, und was er las, das waren Sätze aus Doctor Starks zweistündiger Rede, darin er während der Adreß-debatte seine Anklage gegen das verfassungsfeindliche Ministerium begründet hatte. Diese lauteten also:

„Zuletzt noch das, meine Herren! — Man hat mich von der Seite mir gegenüber einen Idealisten geheißen. Nun wohl! ich acceptire diesen Titel. Ja, mit Stolz bekenn' ich von mir: ich will es sein und werd' es auch mein Lebenlang bleiben. Denn, was ist eines Volkes Leben doch noch werth, wenn es aufgehört hat, nach dem Ideal seiner gesetzmäßigen Freiheit hinanzustreben? Wenn es sich zufrieden gibt, auf dem halben Wege seiner Entwicklung ernüchtert stehen zu bleiben, den Schein für die Wahrheit, und für sein gutes beschworenes Recht zügellose Willkür hinzunehmen? — Jedes Recht, jedes Gesetz, meine Herren, trägt die sittliche Bedingung schon von selber in sich, daß es auch in idealer Wahrheit im Leben sich erfülle. Und verleugnen Sie nur erst in diesem Saale das ideale Ziel, nach dem wir Alle streben sollen, dann frage ich Sie: wo liegt die praktische Grenze, an der Ihre Wünsche und Forderungen stille halten wollen? — Aber, meine Herren, wenn ich erwäge, wie die Dinge jetzt noch bei uns liegen, und welche Forderungen ich selber für eine aufrichtige Neugestaltung unseres Verfassungslebens ausgesprochen habe, dann sind wir, das weiß der Himmel, noch gar sehr weit entfernt von irgendeinem constitutionellen Ideale. So sagen Sie selbst, was habe ich denn im Namen meiner politischen Freunde verlangt? — Daß aus der jetzigen constitutionellen Heuchelei aufrichtige Wahrheit werde; daß von nun an statt der einseitigen Schleichwege willkürlichen Ministerregiments in unserm Staatshaushalt der gerade, ehrliche Weg gesetzmäßiger Vereinbarung zu betreten sei; daß man den guten Willen habe, die schon geschaffenen Gesetze im Geist und in der Wahrheit auch wirklich zu vollstrecken, und denen, die unsere Zeit noch unaufschiebbar verlangt, nicht immer wieder und ohne jede Noth einen Riegel vorzuschieben. Und endlich fordern wir von den hohen Herren am Ministertische, daß sie nicht, dem ganzen Geist der Verfassung zuwider, sich hinter den Thron verstecken und sich von ihm decken lassen, sondern daß sie muthig

dem ganzen Volk vors Angesicht treten und die geheiligte Person des Monarchen mit dem Schild ihrer Verantwortlichkeit schützen sollen. — Wollen Sie diese meine Forderungen idealistische schelten, wohl, meine Herren, thun Sie das! Aber erlauben Sie dann auch mir, jene praktische Staatsweisheit zu beklagen, welcher Schein und Lüge mehr gilt als Wahrheit, und zügellose Willkür mehr, als die geheiligte Ordnung des Gesetzes. — Ja, meine Herren, in diesem Sinne bin ich ein Idealist und werd' es bleiben, so gewiß, als die Wahrheit selber nur als Ideal Sinn und Berechtigung hat..."

Und wieder warf der Herzog die Blätter auf den Schreibtisch: „Nün, ihr Herren Minister! Ist das auch ein verkappter Demagoge und scheinheiliger Rabulist? Nein, beim ewigen Gott! Entweder hat dieser Advokat die Wahrheit geredet, wie kein Menschenherz sie aufrichtiger empfinden kann, oder er ist ein so heillos verdorbener Lügner, wie ich in solch teuflischer Wahrheitsmaske keinen für möglich gehalten. Weg nun mit all' diesen Zwischenträgereien und all' diesem Beobachten durch fremde Augen! Nun will ich einmal selber sehen, selber hören, mit meinen eigenen fünf Sinnen mein Urtheil fassen. Diesen Doctor Hermann Stark muß ich kennen lernen."

Der Herzog wollte eben sein erregtes Auf- und Abgehen wiederholt beginnen, als der alte Geheimrath in ängstlicher Geschäftigkeit hereintrat. Sein ganzer Gesichtsausdruck war eine stumme, staunende Frage, was wohl seinen Herrn bewogen haben möge, ihn zu dieser ganz ungewöhnlichen Nachtstunde noch zu sich bescheiden zu lassen.

Rasch hatte der Herzog sich jetzt nach ihm umgedreht und zwang sich zu freundlichem Lächeln: „Ah! guten Abend, mein lieber Schellenberg! Ich sehe Ihnen die Verwunderung im Gesicht an, daß ich Sie noch spät habe rufen lassen. Aber ich würde heute Nacht wahrscheinlich sehr schlecht schlafen, wenn ich jetzt nicht noch so Manches mit Ihnen bereden würde, was mir gerade Herz und Kopf voll gemacht. Nehmen Sie Platz, lieber Geheimrath! Wir haben etwas länger miteinander zu reden!"

Der Herzog deutete auf einen Stuhl neben dem Schreibtische, daran er sich selber niederließ. Sein Secretär setzte sich mit großen Augen auf den ihm angewiesenen Platz. Des Fürsten Miene war

nun wieder ungewöhnlich ernst geworden. Und in seltsam bitterem Ton unterbrach er jetzt die feierliche Stille dieser Nachtstunde.

„Schellenberg! soll ich Ihnen jetzt etwas unter vier Augen anvertrauen, was ich noch Niemanden gesagt und auch Keinem mehr sagen werde, worüber ich aber dennoch mit einer einzigen Menschenseele außer mir reden muß, daß die gedrückte Brust mir etwas leichter werde? Schellenberg, wollen Sie dieses Geheimniß erfahren?"

„Eurer Hoheit huldreiches Vertrauen wird mir allezeit das theuerste Pfand Höchstihrer Gnade sein," betheuerte mit dem Ausdruck ängstlicher Spannung der ehrwürdige Herr.

„Nun denn, so sollen Sie's hören," sagte der Herzog noch laut. Dann neigte er seinen Mund an des Geheimraths Ohr und mit dem bebenden Tone verhaltenen Unmuths flüsterte er ihm zu:

„Schellenberg! ich bin erbärmlich schlecht erzogen worden ..."

„Eure Hoheit!" rief der Geheimrath erschrocken hinaus und faltete betheuerlich die Hände.

„Ja wohl, Sie erschrecken! Nicht wahr, solches Wort haben Sie aus Fürstenmund wohl noch nie gehört? Aber glauben Sie mir: ich bin noch viel ärger darüber erschrocken, als ich es zum erstenmale zu mir selber gesagt. Doch weiter!" Und die Bitterkeit seiner Stimmung verschärfte sich noch.

„Wenn ein armer Schuhflicker einen Sohn hat, der nach dem väterlichen Absterben das Geschäft übernehmen und fortsetzen soll, ich bin fest überzeugt, dieser Vater wird diesen Sohn so bald und so gründlich als nur möglich das Schuhflicken zu lehren trachten, daß, wenn er selber zum Sterben komme, sein armseliges Handwerk bei dem nachlebenden Sohn in guten Händen sei. Das thut mit nur ein wenig Verstand und Liebe ein niedriger Schuhflicker an seinem Sohne. Aber, mein lieber Schellenberg, als Fürst ein ganzes Land zu regieren, das wird dem Sohne von seinem Vater nicht gelehrt. Und wozu denn auch? Regieren ist ja eine so kinderleichte Kunst, besonders heutzutage! Zudem sagt ja auch ein uraltes, bequemes Sprüchwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand." Und da das Fürstenamt im Lande das höchste ist, so wird der liebe Gott doch wohl auch dem Fürsten den größten

Verstand dazu ganz von selber verleihen. Nicht wahr, das ist doch nur ganz logisch gedacht? Also, wozu noch erst regieren zu lernen? Wie unnütz und langweilig! Nun, mein lieber Schellenberg, Sie machen ein absonderliches Gesicht zu meinen Worten! Sind Sie vielleicht nicht derselben Meinung?"

„Eure Hoheit sind heut in sehr unfreudiger Laune," sagte der Geheimrath mit dem Ausdruck der höchsten Verblüfftheit, in der er fast nicht mehr wußte, ob er noch richtig höre oder nicht.

„Nein, Schellenberg!" erwiederte der Herzog mit ironischem Lachen. „In bestem Humor bin ich, nur etwas mit Salz versetzt; und Salz ist ja bekanntlich das probateste Mittel gegen jedes Verfaulen, wovor auch Fürsten sich in Acht zu nehmen haben. Doch kommen wir wieder auf unser humoristisches Thema zurück! — Ei mein lieber, guter Geheimrath! Sie haben ja selber meine erbprinzliche Erziehung mitdurchlebt. So sagen doch Sie mir, was für besondere Regentenstudien man mich hat machen lassen! Doch es ist ja wahr, da fällt mir alles Mögliche jetzt ein, daß ich kaum Alles aufzählen kann. Wie bin ich ungerecht! Ich habe ja ganz unendlich viel gelernt. Bin ich nicht der famoseste Schütze im ganzen Lande geworden? Welcher Cavalier will mich im Reiten und Tanzen übertreffen? Und verstehe ich nicht, ein Regiment zu drillen und zu kommandiren, wie der geschulteste Oberst von Profession? Und dann, richtig, ha! ha! schier hätt' ich's ganz vergessen — ja wohl, ich war ja auch vier Semester auf der Universität, sogar auf zwei sehr berühmten im Auslande. Ob ich zwar gar viel dort studirt habe? Ich weiß es wirklich selber nimmer recht. Nur so viel will mir hinterher vorkommen, als ob die Cavaliere, die man mir zu Begleitern mitgegeben, zu jener bedenklichen Species von Mentoren gehört hätten, auf die das Sprüchwort paßt, daß man den Bock zum Gärtner macht. Wenigstens erinnere ich mich noch sehr gut, daß wir eine ausnehmend lustige Zeit zusammen verlebt und dreimal mehr Geld verbraucht, als uns ausgemacht gewesen. Ja, Sie glauben gar nicht, mein lieber Geheimrath, was so ein Erbprinz als Student für Versuchungen und Ausgaben hat und wie blutwenig Zeit und Lust zum Studiren, vorab wenn man schon zuvor unter den verschiedenen Hofmeistern

daheim so gründlich eingeschult worden ist, eigentlich gar nichts zu lernen, da man ja es zweifellos ohne Studium und Examina dennoch im Staate bis zum Herzog bringen werde. Ha! ha! Wozu denn auch nach etwas ringen und sich damit abquälen, zu dem man schon ohnehin mühelos geboren ist?"

Der alte Geheimrath saß wie versteinert da, da er den Ausbruch dieses „fürchterlichen Humors," wie er ihn innerlich nannte, nun zu Ende gehört hätte. Und es kostete ihn jetzt allen vorräthigen Muth, um sich wenigstens mit einer schüchternen Einwendung herauszuwagen.

„Aber Eure Hoheit wollen doch gnädigst sich erinnern, daß, wenn Höchstdieselben wirklich Ihre Universitätszeit nicht so gründlich benützt hätten — was ich indeß dennoch zu bezweifeln mir erlaube — das dann aber doch jedenfalls nicht die Intention des höchstseligen Herrn Vaters gewesen ist."

„Mag sein, lieber Schellenberg, gut von Ihnen gemeint!" warf der Herzog leicht hin. „Aber trotzdem kann ich mich nicht im mindesten erinnern, daß man bei meiner Heimkunft von der Hochschule irgendwie mit mir unzufrieden gewesen. Ganz einfach, weil sich Niemand darum bekümmerte, was ich denn eigentlich studirt oder vielmehr nicht studirt. Ich war zwei Jahre auf der Universität gewesen, der Anstand nach außen war gewahrt, die väterliche Pflicht erfüllt, und damit war es abgethan. Nun hätte man freilich weiter meinen sollen, mit einundzwanzig Jahren wäre ein Erbprinz wohl verständig genug gewesen, daß der Herzog dann und wann mit ihm ein belehrendes oder warnendes Wort über die Kunst des Regierens gesprochen haben dürfte; daß er ihm nicht schnell und freudig genug den Schatz seiner dreißigjährigen Regentenerfahrung hätte erschließen und ihn mithineinschauen lassen sollen in den Organismus und das Getriebe des staatlichen Webstuhles; man hätte freilich glauben sollen, daß dem Erbprinzen vor dem Herzogwerden ein paar Jahre solcher oberflächlichen Regentenpraxis mindestens gerade so Noth gethan hätten, wie dem absolvirten Studenten seine zehnjährige Praxis zum Assessorwerden. Aber — aber — mein lieber Schellenberg, ja freilich, zu solcher Vorschule hätte der hochselige Herzog sich erst mit

dem Gedanken gründlich vertraut machen müssen, daß auch er selber ein sterblicher Mensch sei und ich wirklich einst sein Nachfolger sein werde; dann hätte ja der Herzog jeden Funken unglückseliger Eifersucht auf den Erbprinzen zuvor in sich ersticken müssen. Und, o über diese chronische Geisteskrankheit all' der kleinen gnädigsten Erdengötter, daß ihnen der Erbprinz fast immer im Wege steht, wie ein unliebsamer Mahner an ihre hinfällige Menschlichkeit!"

„O Eure Hoheit! ich kann es nimmer mitanhören. Das Herz möchte mir bluten," rief jetzt der Geheimrath, über seinem aufrichtigen Schmerze jede Bedenklichkeit vergessend, „so thun Höchstihre Worte wehe dem Andenken des höchstseligen, vortrefflichen Herrn Vaters."

„Wer hat von einem Vater gesprochen?" fuhr der Herzog erregt in die Höhe, „nur von dem vorigen Herzog hat der vorige Erbprinz geredet, und wahrhaftig, deß ruf' ich den König Himmels und der Erde zum Zeugen an, an dem Erbprinzen hat der Herzog nicht wohl gethan."

„Aber um Himmels willen, durchlauchtigster Herr! was ist denn nur mit einemmale Neues geschehen, daß Eure Hoheit so völlig außer sich kommen?" rief der Geheimrath, noch ganz erschüttert von des Herzogs noch nie vernommener Rede.

„Neues, lieber Schellenberg? Neues gar nichts, seit der Herzog im Grabe liegt. Und wie sollte es auch unterdessen zwischen uns Beiden geschehen sein?" sagte der junge Fürst mit vor Wehmuth gehobener Stimme. „Nur das Alte, was lange schon an mir geschehen oder leider nicht geschehen, nur dieses Alte ist jetzt auf einmal in mir zum neuen Bewußtsein geworden. O jetzt, da abermals zwei feindliche Parteien an meinem Herzogsmantel hin- und widerzerren, da die eine die andere des Verrathes zeiht, jetzt, wo ich mit meinem fürstlichen Worte zwischen „Ja" und „Nein" mich entscheiden sollte, jetzt werde ich zum erstenmale in mir inne, welch' eine erdrückende Last von Fürstenpflichten auf meinen Schultern liegt und wie wenig ich bisher gelernt, als weiser Regent an meinem Volke sie zu erfüllen. Und jetzt endlich fällt's mir wie Schuppen von den Augen, was man an dem Erbprinzen einst Alles gesündigt und wie schwer

es nun dem Herzog wird, das Alles wieder gutzumachen. O sagen Sie selbst, lieber Geheimrath! war das nicht eine bittere Ironie des Schicksals, daß es gerade dann meines Vaters Hand erstarren gemacht und mich in dem Staatsschiff an das Steuer gesetzt, gerade damals, wo das Meer bald darauf im wildesten Sturme ging, mich, den man bei ganz ruhiger See nicht einmal zusehen gelassen, wie man das Steuer nur in die Hand nimmt!"

„Aber Eure Hoheit haben ja trotz alledem diese schwere Zeit glorreich überstanden," suchte wieder der Geheimrath zu begütigen.

„Ja, glorreich überstanden!" fuhr der Herzog, darüber nur noch erregter, ihm ins Wort. „Käme diese Rede jetzt nicht aus Ihrem Munde, bei Gott, als bitterster Hohn würde sie mich beleidigen. Wie hab' ich diesen Sturm überstanden? Thatlos hab' ich Alles gehen gelassen, wie's eben ging. Wie ein Kind, das arglos noch an seinem Spielzeug sich erfreut, während der Firft des Hauses schon in Flammen steht, hab' ich gejagt und manövrirt und bei den Balletproben neue Figuren einstudiren helfen; den jungen Erbprinzen hab' ich gehätschelt und für die Herzogin in noch nie geschautem Glanze Bälle und Feste in Scene gesetzt. So hatte die Angewohnheit fürstlicher Vergnügungslust den ungewohnten Ernst dieser schweren Zeit in mir gar nicht aufkommen lassen. So hatte ich den Abgrund von fürstlichem Nichtswissen in mir gar nicht gesehen und auch Niemand anklagen können, daß er ihn mir nicht zur rechten Zeit mit Kenntnissen und Erfahrungen ausgefüllt. Jetzt aber starrt dieser Abgrund mich an in seiner ganzen Leere. Wie ein mahnender Geist steigt mein Pflichtbewußtsein daraus hervor. Jetzt will und jetzt muß ich werden, was ich als Herr meines Landes sein soll. Noch ist es Zeit, das Alles nachzuholen, noch fühle ich dazu den Willen und die Kraft in mir. Und der dieses Wunder in mir vollbracht, der lebt nicht an meinem Hofe, der ist kein Minister und trägt nur einen bürgerlichen Namen. Und dieser Name heißt: Hermann Stark!"

„Hermann Stark?" rief jetzt der Geheimrath wie von plötzlichem Donnerschlag erschrocken, und fuhr zitternd in die Höhe, „der oppositionelle Advokat?"

„Nun, Sie kommen ja ganz außer sich, wozu dieses gewaltige

Staunen? Ja wohl, ganz derselbe, der oppositionelle Advokat, der zum erstenmale und mit solch' bezwingender Wahrheit wie noch keiner von allen Herren meines Hofes und Ministeriums als Advokat meines besseren Selbst mich in siegreiche Opposition versetzt da drinnen in der Kammer meines Herzens. Ja, diesen oppositionellen Advokaten, meinen und des Landes Wohlthäter, muß ich kennen lernen. Schaffen Sie mir ihn her!"

Der Geheimrath war erst jetzt auf die höchste Höhe der Verwunderung hinaufgehoben worden, und mit fast weinerlicher Stimme rief er aus: „Den Mann kennen lernen? Und ich ihn herschaffen? Aber bedenken denn auch Eure Hoheit, welch' verwirrenden, ja welch' geradezu gefährlichen Eindruck dieses auf alle Conservativen im ganzen Lande — —"

„Schon gut! schon gut!" schnitt ihm der Herzog rasch den Satz ab. „Ich war so frei, mir dieses Alles bereits selber vorzuhalten. Vor Allem frage ich Sie jetzt, lieber Schellenberg, haben Sie dieses Advokaten letzte Kammerrede gelesen?"

„Das wohl, gnädigster Herr, das wohl," stotterte der Geheimrath; „aber immerhin dürfte doch die ängstlichste Vorsicht geboten sein, ob denn auch wirklich der Privatcharakter dieses Mannes und zumalen eines Advokaten — — o glauben mir Eure Hoheit, mir sind in meinem langjährigen Amte schon die abschreckendsten Beispiele begegnet — —"

„Also, Herr Geheimrath," unterbrach ihn der Herzog mit ernst fixirendem Blicke, „wissen Sie mir vielleicht über diesen Advokaten Stark mit Bestimmtheit etwas Nachtheiliges zu sagen?"

„Nun, mit Bestimmtheit freilich nicht," wich dieser aus, „aber immerhin, wenn man in letzterer Zeit so mancher höchst bedenklichen Andeutung in öffentlichen Blättern auch nur einigen Glauben schenken dürfte . . ."

„In welchen Blättern?" fragte der Herzog barsch.

„Nun, z. B. in einem von der besten conservativen Richtung, das mit ebenso viel Geschick wie Muth die Interessen Eurer Hoheit und aller Wohlgesinnten vertheidigt, im — guten Bürger —"

„Ah! dieses erbärmliche Skandalblatt," fuhr der Herzog un-

muthig auf, „wie können Sie dieses mit Anstand vor mir in den Mund nehmen? Mich ekelt vor seinem bloßen Namen."

„Aber gnädigster Herr, verzeihen! hier muß doch wohl ein kleiner Irrthum obwalten; denn so viel ich mich entsinne, befindet sich dieser „gute Bürger" gar nicht unter den Blättern, die von Höchstihrem Vorleser Eurer Hoheit — —"

„Tagtäglich in ausgewählten Artikeln vorgelesen werden — wollen Sie sagen, und das ist auch ganz richtig, obwohl für diesen sogenannten „guten Bürger" höchst verdächtig. Denn ist er wirklich ein so ausgezeichnetes Blatt, warum wird er mir, dem Landesherrn, denn vorenthalten? Aber wissen Sie, mein lieber Geheimrath," fuhr der Herzog mit ironischem Lächeln weiter, „um Ihnen ganz reinen Wein einzuschenken, so bin ich nämlich seit acht Tagen so frei, außer diesen offiziellen Vorlesungen auch andere Blätter nach eigener Auswahl und mit eigenen Augen selber zu lesen, so gut wie diese stenographischen Kammerberichte, die ich zuvor ebenfalls nur als zurechtgemachte Referate durch die gefärbte Brille meiner Minister zu sehen bekommen. Ich dachte mir nämlich einfach, als Herzog mit achtundzwanzig Jahren doch wohl endlich so mündig geworden zu sein, wie jeder Lehrjunge, der heutzutage ebenfalls ohne jeden Rothstift die Zeitungen liest. Und so sage ich Ihnen denn nochmals, was dieser heuchlerisch sogenannte „gute Bürger" Lobendes über mich und mein Ministerium und Verdächtigendes über diesen Advokaten Stark tagtäglich in jenem schmutzigen Fetzen Druckpapier zur Welt befördert, verletzt meine fürstliche Denkart so sehr, wie meinen Geruchssinn eine stinkende Kloake."

„Aber wenn Eure Hoheit erst die demokratischen Blätter von anno acht und neun und vierzig gelesen hätten! Welche Skandalsucht gegen alles Bestehende und jeden ehrlichen conservativen Mann sich darin breit gemacht, mit welch' wahrhaft höllischem Hohne sie den Thron und Eurer Hoheit geheiligte Person in den Schmutz gezogen —"

„Nun, mein lieber Geheimrath," durchkreuzte der Herzog energisch, „dann hätte ich jene Blätter einfach geradeso verachtet. Gemeinheit der Gesinnung trägt in beiden Lagern ein gleich häßliches,

verabscheuungswürdiges Gesicht. Schmutz bleibt Schmutz. Mögen nun jene ehrlosen Schreiberseelen, die ihre Federn hineintauchen, aus demokratischer oder conservativer Parteileidenschaft lügen und verleumden, mögen sie meinen Herzogsthron stürzen oder stützen wollen. Nur vor wahrhaftiger und mit ehrlichem Muth ausgesprochener Ueberzeugung habe ich Respekt. Aber aus dieses Advokaten Worten weht mich etwas an wie Rittermuth, wie angeborner Geistesadel ohne Falsch und Furcht, so daß ich wohl nicht im Zweifel sein kann, wo ich den wahren guten Bürger zu suchen und wem ich größeren Glauben zu schenken habe, dem Verleumder oder dem Verleumdeten. Darum ein für allemal, mein lieber Geheimrath, so sehr es auch gegen mein Gefühl geht, Sie ohne Noth kränkend bei Seite zu schieben, so muß ich Sie doch jetzt mit aller Entschiedenheit ersuchen: lassen Sie diese, wenn auch noch so wohlgemeinte, ängstliche Bedenklichkeit. Sie paßt einmal nicht mehr in die scharfe Luft dieser neuen Zeit und noch viel weniger zu meinem Charakter. Gelinde gesagt, sie langweilt mich. Und so sehr ich auch begreife, wie sie Ihnen in der vorigen Regierungsmethode zur andern Natur geworden sein mag, so mögen aber auch Sie begreifen, daß nun eben ich regiere und sogar von heut an mit dem vollen Bewußtsein als Herzog dieses Landes. Und da man es entweder unfreiwillig vergessen, oder absichtlich versäumt hat, den vorigen Erbprinzen in der früheren Regierungsmethode einzuschulen, so muß der jetzige Herzog eben seine Regentenstudien nach eigenen Heften nachholen, und deren Inhalt natur- wie verstandesgemäß jener Zeit entnehmen, in der er selber zu regieren hat. Meinen Sie nicht auch, mein lieber Geheimrath?"

„Ich erlaube mir in solchen Dingen gar keine Meinung," erwiederte der alte Herr kleinlaut.

Der Herzog fuhr in gehobenem Tone weiter: „Zwar gestehe ich gerne, mein Material ist noch ungeordnet und lückenhaft. Aber das Eine steht in mir fest: „Fürstliche Ehrlichkeit," so lautet die Ueberschrift des ersten Paragraphs und „fürstliche Aengstlichkeit" dünkt mir ein solch' unritterlicher Begriff, daß gegen dessen Niederschreiben jeder Tropfen meines uralten Fürstenbluts protestirt. Entweder — oder! Auf dieses Entscheidungsziel werde ich von nun an mit furchtloser

Entschlossenheit lossteuern. Entweder ist es möglich, mit gewissenhaft treuer Befolgung der Verfassung als ehrlicher Fürst das Volk zu regieren, nun gut, dann soll mein Volk wie die Geschichte das Andenken an meine Regierung gleichmäßig segnen. Oder es stellt sich im Laufe der Zeit heraus, was meine Minister mir täglich in die Ohren flüstern, aber ich vorerst nicht befürchten will, daß ich mit dieser Verfassung, wenn ich mich ihr gutwillig füge, allmälig zum willenlosen Schatten heruntersinke, gut! dann werde ich andere Hände neidlos nach dem Herzogsmantel greifen lassen und auch als Privatmann noch mit Leib und Seele ein echter Fürst verbleiben. Denn nur mit offener oder verhüllter Gewalt, mit falschen Auslegungen und Trugschlüssen, in stetem Kampf gegen mein Volk, mich als wirklicher Regent auf dem Throne zu behaupten, dazu bin ich zu ehrlich und friedliebend. Nur dadurch den Frieden zwischen Thron und Land bewahren zu können, daß ich im Herzogsmantel als fürstliche Marionette figurire, dazu bin ich zu stolz. Und morgen, mein lieber Geheimrath, bestellen Sie mir den Advokaten Stark zur Audienz!"

Damit war der Herzog aufgestanden, der Geheimrath that ein Gleiches und fragte nur noch schüchtern: „Hieher, gnädigster Herr, in das gewöhnliche Audienzzimmer? und um welche Stunde?"

„Nein, nach Bellevue ins Sommerschloß. Punkt acht Uhr Abends. Ich habe meine Gründe für mich und ihn, diese Zusammenkunft als tiefstes Geheimniß zu bewahren. Auch werde ich von Niemand begleitet sein. Und verstehen Sie wohl, auch Advokat Stark soll vor der Hand reinsten Mund darüber halten. Sein Ehrenwort bürge mir dafür! Sie selbst werden ihn beim Herausfahren begleiten. Die Anordnung, wie dieses am besten heimlich geschehe, sei Ihnen selber überlassen. Im linken Flügel werde ich ihn empfangen — im kleinen Saale. Ihn aber zu bewegen, daß er wirklich komme, ihm Alles vorzustellen, was er für das ganze Land vielleicht verloren gebe, wenn er meinem Rufe aus irgend welchen Parteirücksichten nicht Folge leisten würde, das Alles ihm ans Herz zu legen, sei Ihre Aufgabe. So bewähren Sie sich als einen ebenso treuen Diener Ihres Herzogs wie geschickten Diplomaten! Und damit gute Nacht!

Ihre Hand, lieber Schellenberg! Ich entlasse Sie mit dem vollen Maße meines Vertrauens und meiner alten Huld. Schlafen Sie wohl!"

Der alte Geheimrath küßte gerührt des Herzogs dargebotene Hand, verbeugte sich mehrmals, dann empfahl er sich und schlich an allen Gliedern bebend, das kahle Haupt fortwährend schüttelnd, an den zwei unterdessen eingeschlafenen Lakaien vorüber durch den Vorsaal.

Auf dem Schloßthurme schlug es eben Mitternacht. Aber aus des Herzogs Studirzimmer und seinem Herzen dämmerte bereits lichter, freudiger Morgen in sein weites Land hinaus, das schlafbefangen davon noch keinen Schimmer ahnte.

V.

Eine geheime Audienz.

Im Sommerschlosse Bellevue schritt der Herzog bereits eine Viertelstunde in einem kleinen Saale gedankenvoll auf und nieder. Er hatte heute den sonst immer getragenen Waffenrock zum erstenmale mit bürgerlichem Anzuge vertauscht. Darin lag eine gewisse Symbolik dessen, was seit gestern Nacht in seinem Innern vorgegangen war. Jetzt sah er nachsinnend in den winterlich stummen Park hinaus, über dessen beschneite Platanenwipfel die Mondscheibe feierlich heraufstieg. Seltsam! Wie leicht war es ihm bei den bisherigen Audienzen immer geworden, Ministern und Hofbeamten, Generälen und Diplomaten sein fürstliches Selbstbewußtsein fühlen zu lassen, so froh er auch immer gewesen, wenn er diesen lästigen Zwang wieder von sich abgeschüttelt hatte. Und vor dieser selbstgewünschten Unterredung mit einem bürgerlichen Advokaten beschlich ihn jetzt eine innerliche Befangenheit. Er mußte sich gleichsam erst darauf vorbereiten, um den Landesherrn in sich diesem Unterthan gegenüber zur überlegenen Geltung bringen zu können.

Jetzt blieb er stehen und hielt mit ärgerlicher Miene die Hand an die Brust: „Lächerlich! Ich glaube gar, ich verspüre Herzklopfen. Warum nur? Was hab' ich doch vor? Einen Advokaten zu empfangen und seine politischen Ansichten mir vortragen zu lassen! Und ich selber habe das so gewollt, so befohlen, ich, der Herzog, meinem Unterthan. Und darum sollte mein Puls auch nur um eine Secunde jetzt rascher gehen? Er komme nur! Ich werde es ihm nicht so leicht machen, als er sich's vielleicht vorstellt. Auf gar ernste Probe will ich ihn stellen, gar gefährliche Fragen will ich ihm vorlegen. Ja, er soll schon erfahren, daß es doch noch etwas anderes sei, in der Kammer vor meinen Ministern zu reden, als Aug' in Auge mit mir, dem Herzog. Also wozu diese Befangenheit? Dreimal lächerlich! Ich will nicht befangen sein."

Er stampfte mit dem Fuße. Zu gleicher Zeit schlug es auf dem Corridor acht Uhr. Des Fürsten Herz pochte jetzt noch viel mächtiger als zuvor. Und wieder schritt er in Nachdenken versunken auf und nieder.

Laß dein Herz klopfen, edler Herzog! Was will es dich verdrießen? Was brauchst du davor dich zu schämen? Es schlägt ja nur deinem Volk entgegen ....

Fünf Minuten darauf hatte der Herzog den Advokaten empfangen. Er war nicht wenig neugierig gewesen, den Mann von Angesicht zu schauen und seine Stimme zu hören, dessen gedruckte Reden einen solch' wunderbaren Auf- und Umschwung in ihm hervorgebracht hatten. Aber schon wie er den Doctor jetzt hereintreten, sich verbeugen und wieder aufrecht stehen sah, schon dieses erste, oberflächliche Beschauen genügte dem Scharfblick des Fürsten zur vollen Ueberzeugung, daß er in Wahrheit den ganzen leibhaftigen Mann nun vor sich habe, wie dieser aus seinen Reden ihm geistig entgegengetreten war. Die so häufige Erfahrung, daß die Bilder bedeutender Menschen, die wir uns nach deren geistigen Erzeugnissen schaffen, in ihrer wirklichen Erscheinung unsere Einbildungskraft oft bedenklich im Stiche lassen, diese Erfahrung verkehrte sich beim Doctor Stark in das gerade Gegentheil. Und das Herz des Fürsten schlug in der Nähe des Advokaten jetzt mindestens nicht weniger erregt als

vorhin, da er ihn erst erwartet hatte. Um dieses lästige Gefühl abzuschwächen, hatte der Herzog dem Doctor zum Sitzen eingeladen, was dieser erst nach wiederholter Aufforderung befolgte, indem er sich auf ein kleines Ecksopha niederließ. Der Herzog saß in einem großen Armstuhle ihm gegenüber, die Beine kreuzend und mit übergeschlagenen Armen.

Noch entbehrte seine Stimme der gewohnten, militärisch scharfen Betonung.

„Es ist wohl das erstemal, Herr Doctor, daß Sie mit einem Fürsten reden?"

„Ja wohl, Eure Hoheit! das erstemal," erwiederte Hermann mit männlicher Unbefangenheit.

Der Herzog fuhr weiter: „Aber ohne Zweifel haben wohl auch Sie in Ihren geschichtlichen Studien schon den gar oft wiederkehrenden Gemeinplatz gefunden, daß Fürsten entweder niemals die Wahrheit hören wollen, oder wenn auch, sie doch nur selten und niemals völlig zu hören bekommen. Ist das nicht so?"

„Das wohl, Eure Hoheit!" bestätigte Hermann sehr ernst.

„Nun gut also! So will ich denn für meine Person die erste Hälfte dieses Satzes heute Lügen strafen; dasselbe bei der zweiten Hälfte zu thun, sei Ihre Sache, Herr Doctor! Ich will die Wahrheit hören, und Sie sollen sie mir sagen, die ganze rückhaltlose Wahrheit. Wollen Sie das?"

„So wahr mir Gott helfe!" betheuerte Hermann mit auf das Herz gelegter Hand.

„Doch noch eine Vorbedingung, Herr Abgeordneter, über die wir erst miteinander ins Reine kommen müssen." Dabei fixirte der Herzog den Advokaten, als wolle er dessen geheimste Gedanken ihm aus dem Antlitze lesen. „Ich begreife Herr Doctor, daß neben dem Drange, für die Rechte des Volkes seine Ueberzeugung auszusprechen, ein gar starker Reiz auch in dem Gefühle geborgen liegt, dieses öffentlich zu thun, von Hoch und Nieder angehört, gar oft deßhalb bewundert zu werden und dann noch obendrein durch die Presse im ganzen Land und weit über dessen Grenzen hinaus den Lorbeer eines *berühmten Volksmanns* einzusammeln. Ja, dieses Bewußtsein dünkt

mir so übermächtig mitzuwirken, daß ich glaube, gar manche Kammerrede wäre gar nicht, oder mindestens mit viel weniger Emphase und Ostentation, aber mehr sachlicher Einfachheit, gehalten worden, hätten Zuhörer wie Stenographen solchen Rednern gefehlt und die Zeitungen ihre Spalten verschlossen gehalten. Ferne sei es nun von mir, diesen Satz auf Sie selber anzuwenden. Daß Sie jetzt vor mir stehen, ist wohl der triftigste Beweis, wie ich in Ihren bisherigen Kammerreden nur den ehrlichen Manneswillen erkannt habe, zunächst bloß auf Ihre Collegen und meine Minister überzeugend einzuwirken und über dem wohlgemeinten Eifer für das Beste des Landes den Ruhm Ihrer eigenen Person zu vergessen. Wenn ich mich demnach entschlossen habe, Herr Doctor, Aug' in Auge mit Ihnen über Dinge zu reden, wie sie zwischen dem Landesherrn und einem Unterthan wohl nur sehr selten besprochen werden, so bin ich zu diesem Entschlusse gekommen, weil ich in Ihnen einen Mann von dieses Wortes edelster Bedeutung vor mir zu sehen glaube; einen Mann, der über aller Begeisterung für die Rechte des Volkes dennoch keinen Augenblick die seinem Fürsten schuldige Ehrfurcht vergißt; einen Mann, der in dem erhabenen Bewußtsein, ungehört von aller Welt, unbelobt und unbewundert einzig und allein zum Wohle des Volkes seinem Fürsten die Wahrheit gesagt zu haben, gern auf jeden andern Ruhm verzichtet, außer auf den einzigen, den er in verschwiegener Mannesbrust mit nach Hause trägt. Von einem solchen Manne mich über die Wünsche und geheimsten Gedanken meines Volkes belehren zu lassen, eine solch' demüthige Herablassung dünkt mir meine Fürstenwürde viel eher zu erhöhen als zu erniedrigen. Aber meine Reden der kecken Kritik von Parteigängern und Zeitungsschreibern zu unterstellen, oder sie auf der Gasse und in den Wirthshäusern bemäkeln und vielleicht auch bespötteln zu lassen, solch' unfürstliche Demüthigung zu erleiden, dazu stehe ich mir als Herzog hundertmal zu hoch, und würde für das Volk mich schämen, dessen Regent ich bin.

„Nun wissen Sie, Herr Abgeordneter, unter welcher Bedingung ich mit Ihnen reden will. Mein Herzogswort bürge Ihnen für *unverbrüchliches Geheimhalten* jedes hier gesprochenen Wortes, sogar

der bloßen Thatsache, daß Sie diesen Abend hier vor mir stehen. Ein gleiches Gelöbniß verlange ich jetzt auch von Ihnen."

Des Herzogs Worte verfehlten nicht, auf Doctor Stark einen mächtigen Eindruck hervorzubringen. Aber dennoch schwächten sie ihm nicht den gewohnten juristischen Scharfblick, mit dem er auch diese kritische Lage rasch überschaute. „Eure Hoheit erlauben mir gnädigst zuvor noch eine Frage!"

„Und diese wäre?" fiel der Herzog gespannt ein.

„Können mir Eure Hoheit auch dafür volle fürstliche Bürgschaft leisten, daß meine heutige Anwesenheit nicht möglicher Weise durch einen Dritten in die Oeffentlichkeit gelange? Eine solche Möglichkeit wäre höchst bedenklich."

„Aber ganz undenkbar," warf der Herzog rasch dazwischen, „denn der einzige Mensch, der von dieser Audienz noch weiß, Geheimrath von Schellenberg, ist verschwiegen wie das Grab. Dafür bürge ich Ihnen. Auch sehe ich im Grunde nicht recht ein, weßhalb Sie so ängstlich bedächtig sind. Dieser Charakterzug liegt nicht in Ihren Reden."

„Doch, Eure Hoheit, wenigstens der innerste Grund davon," erwiederte der Doctor mit ruhiger Würde. „Und mir möge gnädigst erlaubt sein, das kurz auseinander zu setzen und mich des fürstlichen Vertrauens in meine Aufrichtigkeit auch in dieser Vorfrage würdig erweisen zu dürfen."

„Thun Sie das!" sagte der Herzog mit mildem Ernste.

Der Advokat fuhr gemessen weiter: „Ich meine nämlich dies, mein gnädigster Herzog! Gesetzt den Fall, daß auch bei der ängstlichsten Vorsicht immerhin denkbar wäre, die Thatsache dieser so geheim gehaltenen Audienz würde durch irgend einen Dritten, durch ein bloßes Ungefähr, dennoch öffentlich bekannt und ich würde von meiner Partei darüber zur Rede gestellt — ich bitte Eure Hoheit, gnädigst zu bedenken, in welch' ganz unlösbaren Conflict müßte ich dadurch gerathen. Ich wäre dann durch mein verpfändetes Manneswort gebunden, diese Audienz unbedingt ableugnen zu müssen. Deßhalb mögen mir Eure Hoheit gnädigst verzeihen, daß ich mein Manneswort zu solch' unverbrüchlichem Schweigen ganz unmöglich

verpfänden kann. Gern will ich geloben, daß jedes hier gesprochene Wort in meiner Brust wie im Grabe liegen soll, und daß von mir nie auch nur ein Hauch von diesem heutigen Abend in die Oeffentlichkeit dringe. Denn davon zu schweigen, daß ich als redlicher Patriot vor Eurer Hoheit hier die Wahrheit spreche, daran hindert mich weder mein politisches Gewissen, noch mein Charakter als wahrhaftiger Mann. Im Gegentheil, ich kann Eurer Hoheit nur von ganzem Herzen beistimmen, daß der höchste und edelste Ruhm der sei, sich in verschwiegener Mannesbrust sagen zu können: ich habe meinem Herzog gegenüber für das ganze Land die Wahrheit geredet und verlange keinen andern Dank dafür, als den meines eigenen Bewußtseins. Ebenso begreife und verehre ich den edlen fürstlichen Beweggrund, der Eurer Hoheit zu solch' strengem Geheimhalten dieser Audienz den weisesten Rath gegeben. Aber, mein durchlauchtigster Herr, um diese eine fürstliche Gunst muß ich dringend bitten: wenn jemals meine politischen Freunde dennoch von dieser Audienz erfahren und sie mich darum befragen sollten, was an dem Gerüchte wahr sei oder nicht, dann mögen Eure Hoheit mich meines Wortes wieder gnädigst entbinden. Denn meine Partei durch unbedingtes Ableugnen ins Gesicht hinein belügen — das kann und darf ich nicht, selbst wenn sie meinem Leugnen glaubte und ich nicht einmal der Gefahr ausgesetzt wäre, der Unwahrheit öffentlich überführt zu werden. Ja, ich stehe nicht an, vor Eurer Hoheit hier offen auszusprechen, müßte eine solche Unwahrheit der Preis sein, um den ich das ganze Land vor einer großen Gefahr bewahren könnte, ich würde diese rettende That von mir weisen, denn nur die Wahrheit macht frei, und nur in ihr ruht Heil und Segen für den Einzelnen, wie für das ganze Volk."

Während dieser ganzen Entgegnung hatte der Herzog den Redner wieder streng prüfend ins Auge gefaßt. Aber jeder von Hermanns offenen Blicken, jeder Zug seines klaren Gesichtes war nur die äußere Beglaubigung von dessen wahrhaftigem Innern. Wie ein offenes Buch lag sein ganzes Wesen aufgeschlagen. Des Herzogs erwachtes besseres Selbst, seine edle, nach Klärung sich sehnende Menschlichkeit gewann nun völlig die Oberhand über den Fürsten und dessen

anerzogene Zurückhaltung. Und dem Drange seines Herzens rückhaltlos sich hingebend, ließ er seinen Worten freien Lauf:

„Herr Doctor, nun freue ich mich erst recht, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen. Denn Sie erweisen sich als der Mann, den ich aus Ihren Reden mir erwartet habe. Und wären Ihre politischen Freunde meine größten politischen Feinde, ich würde dennoch Ihren Entschluß, sie nie belügen zu wollen, gutheißen und hochachten. Gut denn also! Sollte das Geheimniß dieser Audienz jemals durch ein mir undenkbares Ungefähr verrathen und Sie von Ihren Freunden deßhalb befragt werden, so sei Ihr mir heute verpfändetes Wort wieder frei! Ja, sogar ich selber würde dann gerne bereit sein, meinen Fürstennamen gegen jedes Unrecht einzusetzen, das boshafte Verleumdung Ihnen etwa zufügen sollte. Daran mögen Sie glauben, sowie ich auf Ihre Mannesehre unverbrüchlich zähle, daß nur die höchste Noth Ihre Zunge lösen kann und der Name Ihres Herzogs dabei keinen Schaden leidet. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen, Eure Hoheit! Hier ist meine Hand," sagte Hermann mit tiefem Ernste.

„Und hier die meinige," rief der Herzog und legte sie einen Augenblick in die des Advokaten.

Sie dann wieder zurückziehend hielt sie der Fürst vor die Stirne. Sein ganzer Entschluß war ihm plötzlich wieder etwas fremd geworden. Er mußte sich erst selber wieder darin zurechtfinden. Ein Gefühl geistiger Ueberlegenheit wehte ihn belästigend aus Hermanns Nähe an. Der alte Herzog stritt noch einmal mit dem neuen Menschen. Aber wie die Sonne oft plötzlich siegreich durch den Wolkenschleier bricht, so geschah es jetzt auch in des Fürsten Geist. Und ohne sein Wort länger auf die Schale ängstlicher Bedächtigkeit zu legen, warf er mit abstechend leichtem Tone die so inhaltsschwere Frage hin:

„Was denkt man im Lande von mir?"

„Eine schwere Frage, Eure Hoheit!" sagte sichtlich betroffen der Advokat.

„Die ich aber dennoch von Ihnen rückhaltlos beantwortet haben *will*," fiel der Herzog entschlossen ein. „Deßhalb habe Sie zu mir *rufen lassen*. Nun, Herr Abgeordneter?"

„Was man im Lande von Eurer Hoheit denkt?“ wiederholte Doctor Stark des Herzogs verfängliche Frage langsam Wort für Wort. Dann hob er das Haupt höher und sprach: „Nun, mein durchlauchtigster Herr und Herzog! man denkt im Lande, daß der Himmel Eurer Hoheit alle Gaben und Eigenschaften im Ueberflusse verliehen habe, um dem Land ein vortrefflicher Regent zu sein, daß aber das Wohl des Volkes Höchstihrem Fürstenherzen nicht nahe genug liege, um den Reichthum dieser Gaben zum Heil und Segen des Landes richtig zu verwerthen.“ —

Räthselhafter Widerspruch und doch so menschlich! Der Herzog wollte um jeden Preis die Wahrheit hören. Er selber hatte in edelster Selbsterkenntniß gestern Abend ganz das Nämliche vor dem Geheimrath von sich ausgesprochen. Und jetzt, da er denselben Vorwurf in mildester Form aus dem Munde eines seiner Unterthanen hörte, dem er diese rückhaltlose Offenheit noch überdies befohlen, jetzt ward er dadurch betroffen und gereizt. Und mit ziemlich bitterer Betonung war er dem Doctor ins Wort gefallen:

„Ja wohl, ich verstehe, man wirft mir meine Liebhabereien vor oder rechnet sie mir gar zum Vergehen an. Ist es nicht so. Reden Sie!“

„O nichts weniger als das,“ erwiederte Hermann mit ruhiger Wärme. „Eure Hoheit mögen mit aller Herzenslust den edlen Jagdfreuden sich hingeben! Die größten Regenten aller Zeiten und Völker haben das gethan. Eure Hoheit mögen an glänzenden militärischen Revuen Höchstihre Freude haben! Wer wollte mit dem obersten Kriegsherrn des Landes darüber rechten? Eure Hoheit mögen prunkende Hoffeste halten lassen! Das bringt Geld unters Volk. Und wer wäre so kleinlich und mißgünstig, den äußeren Glanz des Thrones auf Heller und Pfennig seinem Fürsten nachrechnen zu wollen? Eure Hoheit mögen dem Ernste der dramatischen Kunst weniger zugethan sein, als den heitern Reizen des Ballets! Das Volk ist nicht so puritanisch streng in seinem Urtheil, daß es nicht auch an seinem Fürsten harmlose Schwächen gern übersehen wollte. Wohl fordert es von seinem Regenten mit Recht, daß er zu allererst *Hort und Vorbild reinster* Sitte sei. Und wann hätten Eure Hoheit

diese Forderung noch je mißachtet? Doch verlangt es von seinem Fürsten kein ascetisches Ideal und gönnt ihm aus ganzem Herzen jede Erholung von der Last der Regierung. Aber Eines, Eines, Eure Hoheit, eine einzige Forderung, von der des Volkes eifersüchtiges Herz nie und nimmer und ganz unmöglich ablassen kann — das ist die Liebe seines Fürsten! Das ist das Bewußtsein, daß es im Mitgefühle von Freud' und Leid mit ihm und seinem Hause unauflöslich verkettet ist, daß es seiner Rechte treuesten und mächtigsten Schutzherrn in seinem Fürsten selber habe, dessen Herzen nichts näher liegen könne, als seines Volkes Wohl und Wehe! Das Wort: „Landesvater" will das Volk nicht als inhaltslosen Namen aussprechen, und der alte Titel: „Fürst von Gottes Gnaden" soll ihm täglich eine neue Wahrheit werden."

„Und welche Wahrheit?" fuhr der Herzog zerstreut in die Höhe, ohne sich dieser Frage gerade recht bewußt zu sein. Aber er warf sie aufs Gerathewohl hin, um dadurch seine tiefe Bewegung vor sich und dem Advokaten zu verbergen und planlos abzulenken. Und nochmals wiederholte er: „Welche Wahrheit meinen Sie?"

Doctor Stark fuhr mit wiedergewonnener voller Ruhe weiter, ohne den angeschlagenen erhabenen Ton herabzustimmen:

„Die zweifache Wahrheit meine ich, mein gnädigster Herr und Herzog, daß wie der Fürst von Gottesgnaden durch Gott berechtigt ist, über sein ihm von der Vorsehung anvertrautes Volk zu herrschen, er auch vor Gott verpflichtet sei, so sorglich, gerecht und weise zu regieren, wie er es Tag für Tag vor Gottes Antlitz verantworten kann. Der Fürst, Eure Hoheit, der aus dem Titel: „von Gottes Gnaden" nur sein göttliches Recht der Regierung ableitet, aber die ihm von der Gnade Gottes auferlegte Pflicht und Rechenschaft mißachtet, der erfüllt den Inhalt dieses Titels nur zur einen Hälfte. Und er darf sich nicht zu sehr darüber beklagen, wenn dann seines Volkes Glaube an die ganze Wahrheit dieses Titels allmälig immer schwächer wird und zuletzt völlig wie an eine Sage der Vergangenheit im Bewußtsein der Gegenwart verloren geht."

Des Herzogs Auge hatte sich während dieser Rede mehr und mehr verdunkelt und seine Mienen überschlich jetzt ein Zug lauernden

Argwohns, dem er auch unverhohlen sogleich Luft machte: „Durch Ihre Worte weht ein demokratischer Hauch, Herr Abgeordneter, den ich in Ihrem Herzen nicht vermuthet und der mich deßhalb auch, offen gesagt, unangenehm überrascht.“

Doctor Stark stutzte wohl einen Augenblick, aber dann erwiederte er mit großer Ruhe:

„Und doch weht dieser selbe Hauch, den Eure Hoheit einen demokratischen heißen, durch unsere ganze Zeit und allerorten.“

Ohne daß er selber es inne ward, stand er jetzt auf und deutete himmelwärts.

„Weiß es der allwissende Gott, durchlauchtigster Herzog, ich bin kein Demokrat, kein offener und kein verkappter. Keinem einzigen von Eurer Hoheit Unterthanen gestehe ich das Recht zu, sich einer größeren und wahrhaftigeren Treue rühmen zu dürfen, als ich sie gegen meinen rechtmäßigen Monarchen, wie des Landes beschworene Verfassung im Herzen trage. Und keiner soll je an ehrlichem Mannesmuth mich übertreffen, wenn es gilt für den Herzogsthron und die Rechte der Krone, gegen offene wie heimliche Feinde, allezeit und überall in die Schranken zu treten. Aber, mein gnädigster Herr und Herzog! ich erkenne die Zeit, in der wir stehen. Und wem wollte es frommen, vor dieser Erkenntniß das Auge zu verschließen? Nicht den Unterthanen und noch hundertmal weniger ihrem Regenten. — Wenn die Sonne am Mittagshimmel steht, was nützt es zu behaupten, es sei die Zeit der Nacht? Und wenn Frühlingsstürme durchs Land brausen und Milliarden von Knospen aufbrechen, was soll es für einen Sinn haben, den Frühlingsanfang wegzuleugnen? — Aber Eure Hoheit! ein nicht weiserer und nicht gesünderer Sinn liegt im Gebaren aller Jener, die aus schlecht verstandener oder schlecht empfundener Loyalität sich scheuen, den Hauch der Zeit zu verspüren, wie er wirklich weht, und die in ihr gelebt, als haben Sie darin geschlafen und nicht gewacht. — Ich, mein gnädigster Landesherr, ich habe die Märzstürme vor fünf Jahren nicht über Europa hinfahren heißen. Nicht um eines Wortes Hauch hab' ich ihr Brausen gemehrt. Thatlos habe ich von fern ihnen zugehorcht. Aber noch heute spüre ich eben, daß seit jenen Stürmen die Luft der Zeit eine andere geworden.

Bin ich darum ein Demokrat, mein gnädigster Herzog? — Ich habe von dem Nimbus, der Jahrhunderte lang die Kronen der Fürsten mit vollstem Glanz umschwebt, nicht ein einziges Stäubchen hinweggenommen. Aber seit den paar einzigen Jahren ist er eben doch nicht mehr der alte. Und weil ich das erkenne und freimüthig vor Eurer Hoheit mich auszusprechen erkühne, bin ich darum ein minder treuer Freund der monarchischen Krone? — Ich, mein gnädigster Herr und Herzog! ich habe an keinen einzigen Pfeiler der alten Staatsprincipien auch nur einen Finger angelegt. Aber jene verhängnißvolle Zeit hat sie dennoch bis zum innersten Fundament erschüttert und locker gemacht. Und soll ich diese Thatsache wider mein besseres Wissen vor Eurer Hoheit jetzt verhehlen, bloß um mich der Wahrheit meiner Unterthanentreue gleißend zu rühmen? — Nein, mein durchlauchtigster Landesherr! Eure Hoheit haben einen Mann zu sich beschieden, und ein Mann soll jetzt auch vor Eurer Hoheit hier stehen. Denn wahrlich, es wäre ein feiges, nichtswürdiges Bubenstück, wollte ich dem Regenten, der in so hochherziger, bewundernswerther Selbstverleugnung von seinem Unterthan die ganze volle Wahrheit hören will, wollte ich solch' hocherhabenen Fürsten jetzt heuchlerisch betrügen, um den einzig würdigen Dank für solche seltene Gnade — um den Dank der ganzen, vollen Wahrheit." —

Der Herzog, der bisher mit immer starreren Mienen zugehört, drückte jetzt die Hand vor die Augen und blieb eine Weile so sitzen. Kein Wort kam ihm über die zusammengepreßten Lippen. Aber sein Geist arbeitete heftig. Sein Herz pochte jetzt noch am allermächtigsten. Wie ganz anders und zehnfach leichter hatte er sich diese Audienz gedacht! Auf welch' ganz andere erschütternde Fragen waren sie unversehens gekommen! Reißende wirbelnde Fluth, statt ruhigen Fahrwassers. — Wohl hatte er die Wahrheit hören wollen. Ob aber auch solche? — Wußte er doch überhaupt nicht, daß er einen Mann in seinem Lande habe, der sich getraute, mit solcher Macht der Wahrheit vor ihm, dem Herzog, zu reden und mit so furchtloser Hand in die tiefsten Fragen hineinzugreifen. Dieser Hermann Stark, der jetzt leibhaftig vor ihm sprach, war doch noch ein ganz Anderer, als der nur geistig vor ihm stand, als der Fürst dessen gedruckte

Reden gelesen. Und doch! glühte in diesem heiligen Redefeuer nicht zugleich die reinste Ehrfurcht vor seiner fürstlichen Person, die treueste Liebe zu Thron und Volk? Wo möchte er wohl im ganzen Lande noch einen besseren Bürger finden? Sollte er jetzt mit erkünstelter Huld und den Stachel im Herzen ihn entlassen, oder die Unterredung auf seichtere Fragen hinüberlenken? Oder sollte er den herben Kelch der Wahrheit, den dieser Advokat noch zur Hälfte gefüllt in der Hand hielt, voll fürstlicher Selbstverleugnung noch vollends austrinken? — Ist es nicht das gemeinsame, tragische Geschick der meisten Fürsten, daß sie vom ersten Bewußtsein an das Leben nur immer wie durch einen trügenden Schleier zu schauen bekommen, daran schon des fürstlichen Kindes Wärterin die ersten Fäden wirkt? Und wenn die rauhe Hand des Lebens diesen Schleier dennoch einmal zerreißt, wie stehen sie dann vorm enthüllten Antlitz der Wirklichkeit in schmerzlicher Täuschung rathlos da, weil Kopf und Herz nur für fürstliche Illusionen ausgebildet worden! Und welch' herbe Ueberwindung kostet sie's, sich dann mit dem Leben, wie es wahrhaftig ist, glücklich abzufinden? — Wuchern nicht am Lebensbaum der Fürstenkinder vom ersten jungen Triebe bis zur vollen Entfaltung der Schmeichler vielgestaltige Schmarotzerpflanzen, in eifersüchtigem Wachsthum sich einander überbietend? Und wie wird es dem Sonnenstrahle der Wahrheit schwer gemacht, durch solchen Wust hindurchzuscheinen und die guten, edlen Fruchtkeime zum Blühen und Reifen zubringen!" ....

Und jetzt in dieser stillen Nachtstunde, jetzt stand ein Mann, wie ein von der Wahrheit selber ausgesandter Bote, vor dem Herzog. Vieler, langer Jahre Versäumniß konnte jetzt in einer flüchtigen Stunde nachgeholt werden. Nur mit raschem, großherzigem Entschlusse noch auf die höchste Höhe fürstlicher Selbstverleugnung gestiegen! Und das Leben liegt vor ihm, von dem alten, trübenden Schleier befreit. Doch du stehst ja schon droben, hochherziger Fürst und hast dich nur selber erhöht! Nur jetzt nicht wieder heruntergestiegen, bevor du Alles geschaut! Nur noch einen Augenblick neige voll Demuth den Herzogsreif! und dein Haupt wird schmücken der ganzen Wahrheit königliche Krone .... .

Das waren die Stürme, die des Herzogs Denken und Empfinden

aufgewühlt bis zum tiefsten Grunde, mit denen er gerungen im edelsten Manneskampfe, siegend und wieder besiegt, als er jetzt schon eine ganze Minute mit geschlossenen Augen dasaß, ein verschleiertes Fürstenbild. Hermann sah in peinlichster Befangenheit dem innern Ringen seines Landesherrn zu. Er wußte nicht, sollte er reden oder schweigen, aufstehen oder sitzen bleiben. Umsonst quälte er sich ab, mit welchem Wort er den Herzog wohl verletzt haben möchte. Denn das hatte er doch um keinen Preis gewollt. Ein Monarch seinem Unterthan gegenüber, dem er befohlen, die ganze Wahrheit zu sagen, welch seltenes, ehrfurchtgebietendes Bild! Und welch' ein Mann könnte solch' leibhaftige Hoheit bübisch verletzen wollen?

Jetzt sah der Herzog mit einemmale wieder auf. Sein harter Kampf war ausgekämpft. Der Friede innerer Versöhnung bestrahlte sein Antlitz, und seine Stimme hatte jede Spur von bitterer Schärfe verloren. Tiefes menschliches Wohlwollen verlieh ihr einen gar herzgewinnenden Klang.

„Was sagten Sie mir doch zuletzt, mein lieber Herr Doctor? Ja richtig! Sie sagten: derselbe Hauch, den ich einen demokratischen geheißen, der wehe durch unsere ganze Zeit und allerorten. Ueber diesen Satz sollen Sie jetzt noch mehr mir sagen. Was meinen Sie damit? Und wie berührt das mich selber? Verbergen Sir mir auch Ihre geheimsten Gedanken nicht! Ich weiß nun, wer zu mir redet. Von Ihnen kann ich Alles hören."

„Das will ich, Eure Hoheit!" erwiederte Hermann tiefaufathmend, wie aus einem Bann befreit. Und auch seine Stimme klang jetzt mit dem sympathisch milden Tone, wie er tief heraufquillt aus besorgtem, treumeinendem Freundesherzen.

„Wenn ich vorher gesagt, mein gnädigster Herzog, daß durch unsere ganze Zeit und allerorten ein demokratischer Hauch zu spüren sei, den Niemand wegleugnen könne, der in unserer Zeit mit Bewußtsein lebe, so meine ich das so: die alten Rechtsprincipien der Fürstenthrone bestehen noch und gelten noch in unserer Zeit. Aber *das Princip allein* wirkt nicht mehr mit der ganzen, vollen Macht von *ehedem*. Das andere Princip der Persönlichkeit, das in alle Stände

sich eingedrängt, auch auf dem Fürstenthrone hat es sich Platz und Geltung verschafft. In der Fürsten eigene Hand ist es heutzutage gelegt, das monarchische Princip zu stärken und zu schwächen. Heil dem Königthume, dessen Herr auch königlich lebt und königlich regiert! Denn die Grundsäule seiner Herrschaft, die der Geist der neuen Zeit gelockert, der alte Geist dankbarer Volksliebe macht sie wieder fest. Aber wer als König in Widerspruch sich setzt mit dem Königthume, der legt selber die untergrabende Hand an seines Thrones Fundament. Denn unsere Zeit verwechselt Recht und den, der es ausübt, nur allzuleicht. Und kein Fürstenhaupt ist zu hoch und hehr, daß die Kritik und der Zweifel sich nicht hinangetraute. Darum, mein durchlauchtigster Landesherr, gilt es heute, nicht nur ein Fürst zu sein, sondern auch als Fürst zu regieren, und nicht auf dem Throne nur zu sitzen, sondern ihn auch zu schmücken und seine sicherste Stütze selbst zu sein. Und das, Eure Hoheit, das nenne ich die demokratische Luft unserer Zeit."

Der Herzog sah dem kühnen Redner mit gedankenvollem Ernst ins Auge. Und sogleich fuhr Hermann Stark begeistert weiter:

„Aber trotz alledem, mein gnädigster Herzog, mögen Hunderte auf der einen Seite stehen, die vielleicht im heimlichen Herzen am allerliebsten Königskrone wie Herzogsreif mit dem Mantel der Volksherrschaft vertauschen möchten, so stehen dafür Hunderttausende auf der andern Seite, die um den Thron ihres angestammten Fürsten in begeisterter Treue sich schaaren und Gut und Blut einsetzen wollen für ihn und sein geheiligtes Recht. Nur, mein gnädigster Herr und Herzog, nur eine Bedingung: nur muß auch der Fürst selber dem Volke zeigen, daß ihm am allermeisten an seinem Throne gelegen sei, daß er den guten Willen habe, seinem Land ein guter Regent zu sein, und daß seines Lebens höchste Freude sei, seines Volkes Liebe zu erwerben und zu erhalten. Und wahrlich, Eure Hoheit, so vielfach schwerer das Fürstenamt auch in unserer Zeit geworden, es bedarf selbst auch heute noch für den Fürsten einer minderen Anstrengung, des Volkes Liebe zu erringen, als sie ganz und gar und unwiederbringlich zu verlieren. Das Volk kann viel ertragen, viel verschmerzen und viel vergessen; es kann mit seinem Fürsten grollen

und in aufrichtigster Liebe sich wieder mit ihm versöhnen; mit dem geringsten Zeichen von landesväterlicher Huld und Sorge kann es sich zufrieden geben; für das kleinste fürstliche Geschenk kann es dankbar sein. Aber an Eines kann es sich nie und nimmer gewöhnen, und Eines verschmerzt es nie, und dieses Eine ist das Gefährlichste in unseren Tagen für Volk wie Thron — des Fürsten Gleichgiltigkeit."

Dieses eine letzte Wort machte jetzt des Herzogs Auge in düsterm Feuer auflodern, und er sagte gedehnten Tones, da er auf die eigene Brust deutete:

„Gilt dieser Vorwurf mir?"

Doctor Stark erwiederte schnell gefaßt mit wärmster Innigkeit: „Er galt, mein gnädigster Herzog, aber er gilt nicht mehr. Kein leiser Hauch davon soll mehr Eurer Hoheit erlauchtes Haupt berühren. Denn bei Gott! hat jemals noch ein Fürst diesen Vorwurf durch eine große That glänzend widerlegt, so haben es jetzt Eure Hoheit gethan, da ich heute solche Worte, huldreich angehört, vor meinem Landesherrn reden durfte. O mitten auf den Schloßplatz der Herzogsstadt möchte ich morgen früh hintreten, das ganze Land möchte ich dort um mich versammeln können und allen Herzen meine heute hier gesprochenen Worte zurufen, wahrhaftig nicht, weil ich sie vor Eurer Hoheit geredet, sondern einzig und allein nur, weil Eure Hoheit sie mir zu reden befohlen und huldreich angehört. Und ich weiß, das ganze Volk, es würde gleich mir in ehrfurchtsvoller Liebe vor seinem herzoglichen Herrn dankend das Haupt verneigen. Aber das soll ja Alles undurchdringliches Geheimniß bleiben. Nun wohl, mein gnädigster Herr und Herzog! so wollen Eure Hoheit denn auch die andere große That vollziehen, die dem ganzen Lande darf offenkundig werden, dafür es eine allgemeine Festfeier neuer, vertrauensvoller Liebe begehen darf! Im Namen des ganzen Volkes bitt' ich Einzelner: entlassen eure Hoheit dies Ministerium!"

„Und warum?" erwiederte der Herzog mit erkünstelter Ruhe, ohne seine tiefe Bewegung völlig bemeistern zu können. „Zwar habe ich alle Ihre Anklagen, die Sie in der Kammer schon erhoben, zwei- und dreimal gelesen. Doch möchte ich noch einmal aus Ihrem

eigenen Munde hören, warum Sie mir die Entlassung dieses meines Ministeriums so dringend anrathen. Gesprochenes Wort geht über Alles. Reden Sie!"

„Nun wohl, Eure Hoheit!" erwiederte Hermann mit leidenschaftsloser Bestimmtheit, „so fasse ich denn die Summe meiner Anklagen gegen dieses Ministerium in den einen schwer wiegenden Satz zusammen: es ist nicht ehrlich constitutionell und deßhalb der schlimmste Feind seines herzoglichen Herrn."

„Wie so, mein schlimmster Feind?" rief der Herzog überrascht, da er unwillkürlich an die Stirne griff. „Wie verstehen Sie das?"

„Das verstehe ich so, mein gnädigster Herr!" antwortete Doctor Stark mit immer gleicher Seelenruhe, „und da alle meine vorigen Worte schon so vertrauensvoll gnädiges Gehör gefunden, so darf ich wohl auch jetzt diese Wahrheit mit derselben treuen Freundeshand entschleiern, die schon vorhin gewürdigt worden, zum Herzen des Volks den rechten fürstlichen Weg zu weisen."

Seines Auges Spiegel ward jetzt größer und tiefer. Denn sein Geist schaute weit zurück und noch weiter vorwärts.

„Als ein deutscher Fürst nach dem andern seinem Volk eine Verfassung schenkte, welcher Drang hatte wohl sie alle dazu bewogen? Nur die Liebe zum Volke?"

„Nun? nicht?" warf der Herzog gedankenvoll dazwischen.

„Nein!" fuhr der Advokat mildesten Tones weiter, „lassen mich Eure Hoheit ehrlich die Wahrheit sagen! Nein, diese Liebe war es nicht allein. Denn es ist menschlich, auch bei dem edelsten Fürsten unendlich menschlich, daß er die Fülle seiner Herrschaft, die er nach göttlichem wie irdischem Recht bisher gleich seinen Vätern ausgeübt, auch fortan sich selber ungemindert erhalten und auf seine Enkel vererben will. Und je mehr er das Bewußtsein hat, als absoluter Regent das Land gerecht und weise regiert zu haben, um so weniger wird ihn die Liebe zu seinem Volke dazu drängen, das Maß seiner Herrschaft mit ihm zu theilen; denn gerade sein gutes, unumschränktes Regiment, das war ja eben der beste Ausdruck dieser landesväterlichen Liebe. Aber welch' anderer mächtiger Drang hat denn diese *Theilung der Herrschaft* zwischen Fürst und Volk vollzogen?"

„Nun? ich bin begierig," durchkreuzte wieder der Herzog. Und der Ausdruck der Spannung, mit einem Zuge wohlwollenden Zutrauens verschönert, überflog das edle Fürstenantlitz. Ohne selbst im Unklaren zu sein, war es ihm jetzt nur Bedürfniß, seine eigenen Gedanken darüber nun nochmals aus Hermanns wahrheitstreuem Munde bestätigt zu hören. „Also, welch' anderer Drang, mein lieber Doktor?"

Und dieser fuhr weiter: „Der Drang weiser Erkenntniß war es, mein gnädigster Herzog, daß das Volk ein absolutes Scepter nicht länger mehr ertrage, daß die Zeit zu mündig und selbstbewußt geworden sei, um nicht auch sein Wort und sein Recht in die eine Wagschale legen zu wollen, während die andere niedersank von der Schwere seiner für den Staat erfüllten Pflichten. Die fürstliche Erkenntniß war es, mein durchlauchtigster Herr, daß es gerathener sei, das Gebot naturgemäßer Volksentwicklung zu erkennen und es durch eine große That freiwilliger Beschränkung rechtzeitig zu befriedigen, als durch hartnäckigen Widerstand diese Forderung der Zeit nur unklug zu verschärfen und einen Kampf heraufzubeschwören zwischen Thron und Volk, ungewiß in Dauer und Ausgang. Und endlich, Eure Hoheit, war es wohl auch die hochherzige, echt fürstliche Erkenntniß, daß es doch am Ende königlicher sei und menschenwürdiger, über ein Volk zu herrschen, das, seines Rechts und seiner Würde bewußt, mitreden will im Staat; das den Schatz seiner bürgerlichen Freiheit als treuer Wächter hütet und im Sonnenstrahle des Friedens zwischen Fürst und Volk seine Lebenskraft immer fruchtreicher entfaltet am vielverzweigten Baume des Vaterlandes, als das absolute Scepter über ein Volk auszustrecken, das nur in stummer Furcht vor ihm den Nacken beugt, seufzend darauf nur Lasten trägt, und niemals ihn frei erhebt, um auch für sich ein Recht zu fordern, dafür aber auch in seinem innersten Marke verdorrt und langsam abstirbt, wie ein wurzelkranker Baum."

Doctor Stark hielt einen Augenblick inne. — „Einverstanden!" murmelte der Herzog vor sich hin. „Weiter!"

Und dieser vollendete: „So, Eure Hoheit, ist die Verfassung für die fürstliche Herrschaft ein Zügel geworden, aber ein Zügel, der

nicht Gefahr läuft, zu zerreißen, und daran bei allem Bewußtsein seiner Freiheit dennoch sich das Volk willig führen läßt. So hat die Verfassung um die Rechte des Monarchen einen unüberschreitbaren Wall gezogen, aber auch eine starke Schutzmauer für die Sicherheit seines Thrones. So hat sie des Fürsten Herrscherwillen eingeschränkt, aber auch in gleichem Maße die Last der Verantwortung ihm abgenommen. Sie hat das Volk erhöht und darum auch seinen Fürsten nicht erniedrigt. Die knechtische Furcht hat sie gemindert, aber die freie, selbstbewußte Liebe vermehrt. Ein Friedensschluß ist sie geworden zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen Fürst und Volk, und des Vaterlandes freiheitliche Entwicklung, seine Bildung und sein Wohlstand soll aus diesem Frieden als gesegnete Frucht in alle Zeiten reifen."

„Aber, mein gnädigster Herr und Herzog," fuhr Hermann Stark jetzt mit schärferer Betonung weiter, „ehrlich, von beiden Theilen grundehrlich, müssen die Bedingungen dieses Friedensschlusses gehalten werden. Und wer Eurer Hoheit den schlimmen Rath ertheilt, das nicht zu thun, der ist, wie ich das schon vorhin ausgesprochen, seines herzoglichen Herrn schlimmster und gefährlichster Feind. Denn dieser wirft des Mißtrauens tödtliche Krankheit in das gesunde Leben der Volkskraft und verzehrenden Kampfes Fackelbrand zwischen den Thron und das Zelt des Bürgerthums, darin die Bundeslade seiner beschworenen Rechte steht. Und was, Eure Hoheit! ich bitte das gnädigst zu bedenken, was kann der Ausgang solchen Kampfes sein? Ich müßte der Wahrheit geradezu ins Antlitz schlagen, wollte ich etwas anderes als das Eine sagen: der Fürst wird unterliegen."

„Und das sagen Sie mit solcher Bestimmtheit?" fiel mit dem Tone des Staunens der Herzog ein.

Aber Doctor Stark wiederholte nur noch bestimmter: „Ja, mein herzoglicher Herr! ich kann es nicht anders glauben: der Fürst wird unterliegen. Denn das gute Recht stünde nicht auf seiner Seite, und die Macht der Zeit wird doch zuletzt noch stärker sein, als auch die mächtigste, bewaffnete Fürstengewalt, die sich ihr entgegenstellen wollte. Und wie würde der endliche Friedensschluß lauten? Was die Verfassung dem Fürsten am Maße seiner Herrschaft schon vorher

gemindert, davon wird er zuletzt kein Jota mit Gewalt zurückerober: haben. Er wird am Ende gerne damit zufrieden sein, wenn Alles nur wieder ist, wie es war. Die Zeit der Volksentwicklung schreitet nun einmal nimmer rückwärts. Aber, mein gnädigster Herr und Herzog! den Stachel der Reue wird solch ein Fürst im Herzen tragen, daß er schöne Jahre des Friedens in unfruchtbarem Streite nutzlos um den Segen der Ernte gebracht, daß er selber in die Schutzmauer seines Thrones die erste Lücke eingerissen; daß er an Vertrauen und Liebe des Landes sich ohne jede Noth geschädigt und um das Denkmal sich betrogen in seines Volkes Herzen und Geschichte."

„O mein gnädigster Herr und Herzog!" schloß er jetzt mit feuriger Innigkeit, „habe ich darum nicht die Wahrheit gesprochen? Wo gäbe es noch einen schlimmern Feind, als solchen, der zu solchem Weh für Fürst und Volk den unheilvollen Rath ertheilte und die unselige Hand dazu böte, um ihn auszuführen? Darum noch einmal erkühne ich mich, meines Fürsten Herz zu beschwören: bei seiner und des Volkes Liebe, entlassen Eure Hoheit dieses unehrliche, verfassungsfeindliche, für Thron und Land gleich verhängnißvolle Ministerium!"

„Nun gut, so sei es denn!" rief der Herzog in tiefster Bewegung, in der er zugleich sich erhoben hatte. „Und Sie, Herr Abgeordneter, sollen mein neues Ministerium bilden und an dessen Spitze stehen! Sie und kein Anderer! Denn keinem Andern vertraue ich so, wie Ihnen!"

„Ich? mein herzoglicher Herr? Ich Eurer Hoheit Minister werden?" sagte Hermann mit etwas weicherem Tone. „Nein, das kann ich nicht. Die rechten Männer Eurer Hoheit nennen, das will ich wohl, und noch gibt es deren im Lande, des gleichen Vertrauens von Fürst und Volk gründlich würdige Männer. Aber ich, mein gnädigster Gebieter! ich nicht. Ich fühle mich mit zweiunddreißig Jahren zu jung für solche Last, und zu gewaltig gährt noch in mir der Freiheit ungebundener Drang. Ich kann und will dem Staat und der Wahrheit dienen, auch wenn dieses Wächteramt noch so viel Muth und Fleiß und Kraft zum Opfer fordert. Aber nur als freier Mann, aus dem Volke hervorgegangen, im Volke stehend und wirkend, von ihm verstanden und getragen. Es wäre die innerste Un-

wahrheit, wenn ich anders von mir redete. Als Minister dienen kann ich nicht."

Der Herzog hatte sich langsam wieder niedergelassen und sann eine Zeit lang schweigend vor sich hin. Seine Stirne lag in Falten.

„Hat mein ablehnendes Wort Eure Hoheit beleidigt?" entschloß sich Hermann das Schweigen endlich zu brechen. „Bei Gott! das habe ich nicht gewollt. Nur die reine Wahrheit wollte ich reden über mich selber wie über alles Andere, worum mich Eure Hoheit zu befragen geruhten. Und wenn ich für das Alles, was ich heute geredet, um eine einzige Gnade bitte, so möge es diese sein: nehmen Eure Hoheit Höchstihr huldreiches Wort in gleicher Huld wieder zurück!"

Diese aus wärmstem Herzen hervortönenden Worte verklärten auch des Herzogs Antlitz wieder mit milder Freundlichkeit und er sagte:

„Nein, mein lieber Doctor, Sie haben mich nicht beleidigt. Zwar schmerzt es mich, daß ich Ihre Dienste als Minister entbehren soll; aber wenn ich bedenke, wie hundert Andere mit ehrgeizhastiger Hand die meinige jetzt ergriffen hätten, während Sie dieselbe von sich wiesen; wenn ich bedenke, daß Sie demnach jedes Wort, das Sie heute vor mir gesprochen, nur aus reinster, selbstsuchtloser Liebe zur Wahrheit, zum Heile des Volkes und Ihres Herzogs Ruhm mir sagten, so will ich dem König Himmels und der Erde darum dankbar sein, daß ich in meinem Lande einen solchen Mann besitze und also die reine Stätte weiß, wo ich erprobten Rath mir verschaffen kann, wenn ich dessen bedarf. Und ein solcher ist mir noch heut Abend vonnöthen, bevor ich Sie zu entlassen vermag."

„Ich stehe die ganze Nacht Eurer Hoheit zu Gebot," erwiederte Hermann im Tone ehrfurchtsvoller Bewegung.

Der Herzog fuhr in feierlicher Stimmung weiter: „Der Allwissende, der Herz und Nieren prüft, der weiß es: von dieser Stunde an gelobe ich mir vor seinem ewigen Angesicht, meinem lieben Volke ein so pflichttreuer, gewissenhafter und so durch und durch aufrichtig verfassungstreuer Regent zu sein, als ich's nach bester Einsicht nur vermag. Ich gelobe, meinem Volke mein ganzes Herz zu schenken, *ihm meine ganze Kraft zu weihen*. Fortan soll kein Wohl und Wehe

meine Sorge noch mehr beschäftigen, als das meines Volkes. Keine meiner Freuden soll die eine an meiner Unterthanen Zufriedenheit und meines Landes Gedeihen übertreffen können. Und das Vergnügen sei mir nurmehr ein willkommener, heiterer Gast, als schwesterliche Freundin treu erfüllter Pflicht. Das gelobe ich jetzt als Herzog, und als Mann werde ich es halten. Dazu verhelfe mir der allmächtige Gott als echtem Fürsten von Gottes Gnaden!"

„Was er Eurer Hoheit auch tausendfach lohnen wird, draußen in einem glücklichen, dankbaren Volk und drinnen in einem gewissensruhigen, wahrhaft landesväterlichen Herzen," fiel Doctor Stark voll männlicher Rührung ein.

Des Herzogs Antlitz überschlich aber jetzt plötzlich ein seltsam schmerzlicher Zug und er sagte:

„Mein lieber Doctor! einen Gedanken bringe ich trotz alledem jetzt nicht los, und ich möchte vorm Schlafengehen auch darüber noch etwas klarer werden. Wie aber, wenn ich mein Gelöbniß halte, wenn ich, der Regent, um kein Haar breit die Grenze meiner verfassungsmäßigen Fürstenrechte überschreite, wenn ich im innersten Herzen ehrlich den Frieden mit meinem Volke will und ängstlich jeden Anlaß meide, der ihn auch nur einen einzigen Tag stören könnte, — aber wenn die Vertreter meines Volkes die Grenze ihrer Rechte planmäßig überschreiten und langsam in das Bereich der meinigen eindringen, wenn sie unter dem steten Vorwande, die Verfassung zeitgemäß auszubauen, sich bald einen kleinern, bald einen größern Balken aus dem Holze meines Thrones zimmern möchten, so daß der blödeste Thor den Zeitpunkt vorausberechnen könnte, an dem mit diesem Ausbau der Verfassung der Fürstenthron ganz von selber zusammenfiele — wenn ein solch' unehrlich constitutioneller Geist von Seite des Volkes in die Kammer sich einschliche, was thue ich dann? — Soll ich dann gleich den ersten Uebergriff entschlossen abwehren, auf die Gefahr hin, mein Ministerium wieder als volksfeindlich anklagen zu lassen? Oder soll ich aus Friedensliebe, und um mich nicht um den guten Namen eines verfassungstreuen Regenten zu bringen, zum knabenhaften Schwächling, und durch ewiges Nachgeben zuletzt noch gar zur Kinderpuppe werden? — Nun wohl,

mein lieber Freund und Rathgeber, Sie haben mir heute manche große, bittere Wahrheit gesagt! Nun verbergen Sie mir auch diese andere tröstende nicht! Was thäten Sie dann, wenn Sie an meiner Statt der Herzog dieses Landes wären?"

Schon im Laufe dieser Rede des Herzogs sah man es dem dunkleren, in sich gekehrten Blicke Hermanns an, in wie tiefes Nachsinnen ihn diese schwierige Frage versetzte. Und mit gedankenvoll zusammengezogenen Brauen erwiederte er, Satz für Satz schon in der Betonung wohl abwägend:

„Vor Allem, mein gnädigster Herzog, wenn ich mich also an Eurer Hoheit Stelle setzte, wie mir eben gestattet worden, würde ich jeden zu starken Argwohn von mir abweisen, als ob jeder neue Antrag, der aus der Volkskammer auf den Ausbau der Verfassung hervorginge, auch ein versteckter Anschlag sein möchte gegen die Rechte meiner Krone. Ich würde im Gegentheile statt solch' verwirrenden Argwohns mich mit der wegweisenden Wahrheit vertraut machen, daß das große, ewige Gesetz stetiger, naturgemäßer Entwicklung alles Völkerlebens sich auch an der Verfassung meines kleinen Reiches vollziehen müsse, soll sie nicht zuletzt in lebensunfähiger Erstarrung den Forderungen der Zeit wohl trotzen, aber nicht mehr ihnen dienen; soll sie nicht im todten Buchstaben die weise Absicht ihres Schenkers verwirklichen, aber nicht mehr im lebendigen Geiste. Mit diesem weltgeschichtlich ausschauenden Blicke würde ich sodann jeden neuen Antrag auf Ausbau der Verfassung prüfen und mit meinem Ministerium, nicht engherzig, aber gewissenhaft darüber zu Rathe gehen. Jedes in den Kammern dafür und dagegen gesprochene Wort würde ich als parteiloser Richter im Dienste der höheren Wahrheit bedächtig in seinem Werth abwägen. Und hätte ich dann erkannt, daß ein solcher Antrag diesem Gesetze naturnothwendiger Entwicklung unabweislich entsprungen sei und noch obendrein vereinbar mit den verfassungsmäßigen Rechten meines Thrones, so hieße ich meine Minister ein freudiges „Ja" dazu sprechen. Wäre mir aber in meinem Regentengewissen zweifellos klar geworden, daß ein solcher Antrag kein nothwendiges Gebot des Volkswohles sei, daß er im Gegentheil dasselbe gefährde und schädige, und gegen

Geist wie Buchstaben der Verfassung die Rechte meines Thrones verkürzen wolle, so spräche ich durch meine Minister ein ebenso entschlossenes „Nein."

„Sie reden mir aus der Seele," sagte der Herzog, aus seinem Nachsinnen aufblickend. „Doch was dann?"

„Dann, mein durchlauchtigster Herzog! wenn ich dann weiter an Eurer Hoheit Stelle wäre, und ich hätte mich im Dienste göttlicher wie menschlicher Wahrheit, als Hüter des Rechts wie der Sitte, als Haupt des Staates und Schutzherr der Kirche, zu einem solchen Nein entschlossen, dann gälte mir als Regenten der höchste Ruhm, den ich im eigenen Herzen trüge, im ruhigen Bewußtsein meiner ehrlichen Meinung und vor Gott und der Welt erfüllten Regentenpflicht. Wohl fühlte ich das menschliche Bedürfniß, durch die Zustimmung aller rechtlichdenkenden und wohlmeinenden Freunde des Throns und der Verfassung mich gehoben und gestärkt zu wissen, aber ebenso muthig entschlossen würde ich jeder falschen Volksgunst entsagen und über mich ergehen lassen jedwede Verdächtigung, als habe ich das hochgetragene Banner eines constitutionellen Regenten wieder gesenkt und als sei die Zwietracht zwischen Thron und Volk mir lieber als der Friede. — Der Fels, mein gnädigster Herzog, der tief im Meeresgrunde fußend über den Spiegel emporragt, der vermag auch der wildesten Sturmfluth Toben unerschüttert auszuhalten. Und der Fürst, dessen Regierung mit dem starken Bewußtsein des Rechtes und der Macht im heiligen Boden der Wahrheit und Gerechtigkeit wurzelt, der steht in seinem Volke so unerschüttert fest, wie jener Fels in seinem Meer. Und wollen mir Eure Hoheit gnädigst glauben: bei solcher gleich gerechten, wahrhaftigen und starken Regierung wird es nie zu jenem gefürchteten Kampfe kommen, der den Fürsten mit seinem Volk entzweit."

„Wahrhaftig nicht?" unterbrach ihn der Herzog in ungestümer Erregtheit. „Glauben Sie das wirklich?"

„Ja, Eure Hoheit! beim ewigen Gott! das glaub' ich," betheuerte der Doctor mit dem gehobenen Tone innerster Ueberzeugung, „denn ein solches Ministerium wird hinter sich haben den ganzen Kern des Volkes, die ganze mächtige Schaar treu erprobter

Patrioten, die nicht offen und nicht heimlich sündigen wollen gegen der Verfassung Geist, die von Gott und Rechtswegen dem Fürsten lassen wollen, was des Fürsten ist, und dem Volke, was des Volkes. Aber eine sogenannte liberale Regierung, mein gnädigster Herzog, die das treue Festhalten an der Verfassung, das weise Verständniß für deren Ausbau und die unabweislichen Forderungen der Zeit, mit weibischer Schwäche vertauschen würde, die den wegweisenden Compaß des Rechtes und der Wahrheit nimmer in der Hand hielte, und bei jedem andern Windstoß ängstlich unsicher in andere Richtungen einlenkte; eine Regierung, die nicht mehr wüßte, was sie will und kann und soll, und statt gegen das ganze Volk wahr und gerecht zu sein, in koketter Buhlerei vor Allem nach dem Beifallslächeln Jener geizen würde, die ihr am schwersten zu befriedigen und am gefährlichsten dünken, und deren Losungswort sie doch nicht auf das Banner zu schreiben wagte, nur um es wieder mit dem Regenten und den monarchisch Gesinnten nicht zu verderben — eine solche feige und unwahre liberale Regierung, mein gnädigster Herzog, hielte ich für Eurer Hoheit Monarchenthron wie für die Verfassung für ebenso gefährlich, wie die andere, verfassungsfeindliche. Denn die eine sündigt gegen den Geist der Verfassung so unehrlich wie die andere, und alle beiden verstärken und ermuthigen mit ganz gleicher Macht die Feinde der Monarchie und mindern und verstimmen jene der wahrhaft verfassungsfreundlichen, loyalen Patrioten. — Ja, Eure Hoheit, wenn ich denn meinen geheimsten Gedanken aussprechen soll, so muß ich ehrlich bekennen: eine verfassungsfeindliche Regierung, die aber den Muth besitzt, den Kampf offen aufzunehmen, die wird mich und meine Partei wohl allezeit zum Todfeind haben, aber ich werde ihrem Muth einen gewissen Respect nicht versagen können. Doch ein solch' verfassungsfreundliches Ministerium, wie ich es vorhin geschildert, das haltlos und zerfahren, wie es selber, den ganzen Kern des Volkes zerfahren und haltlos machen würde, dieses dünkte mir einzig nur armselig, und mich dauerte mein Schwert, müßte ich es je gegen eine solche Windfahne aus der Scheide ziehen.

„Darum nochmals, mein gnädigster Herr und Herzog! ich fasse *meinen ganzen Rath in das* eine große Wort zusammen: Wahrheit,

und nichts als Wahrheit! im Rechte wie in der Pflicht, auf dem Thron, im Fürstenrath, in der Volkskammer und unterm ganzen Volke. Wahrheit und Recht gegen den Staat und gegen die Kirche! Wahrheit in Allem und über Alles, und Männer dazu!"

„Wahrheit, und Männer dazu, ja! das ist es," sagte mit gedankenvoller Stirne der Herzog. „Die Wahrheit hab' ich jetzt gefunden, aber wo such' ich die Männer?"

„Acht Tage gnädige Frist, durchlauchtigster Herr! und auch diese sind gefunden," erwiederte Hermann Stark.

„Gut, lieber Doctor, gut! davon später! — Doch jetzt zum Schlusse meine allerschwerste Frage!"

So sehr auch der Herzog durch die letzten Erklärungen befriedigt war, so hatte er sie doch nicht mehr mit ganz ungetheilter Aufmerksamkeit angehört. Denn schon war sein Geist wieder mit andern Fragen beschäftigt. Wie natürlich! Da nur einmal dieses Bereich politischer Gedanken in dem Herzog erschlossen war, überstürzte jetzt einer den andern, wie aufgestaut gewesene Stromwellen, wenn sich mit einemmale die Schleuse öffnet. Und der Herzog fuhr weiter mit der schwerwiegenden Frage:

„Glauben Sie, daß jemals in Deutschland eine Zeit kommen wird, in der die Volksherrschaft die Fürstenthrone unwiederbringlich verdrängt?"

Doctor Stark erwiederte rasch gefaßt: „Wie wollte ich mich vermessen, mein gnädigster Herzog, den Schleier von der Zukunft wegzustreifen, die der einzig Allwissende in so barmherziger Weisheit vor unsern Menschenaugen verhüllt hat, daß uns das Schauen der Zukunft nicht vielleicht muthlos mache im Ertragen der Gegenwart? Aber fragen mich Eure Hoheit, was ich, soweit mein kurzsichtiges Auge reicht, von der Zukunft glaube, so bekenne ich offen: von der Möglichkeit eines deutschen Freistaates befürchte ich keine Gefahr für die Fürstenthrone. Des deutschen Volkes innerste Natur läßt diesen Gedanken nicht in mir aufkommen. Und in die Hand der Fürsten ist es gelegt, diese Gefahr bis über die äußerste Grenze der Möglichkeit *hinaus* zurückzudrängen. Doch gestatten mir Eure Hoheit, daß *ich hier etwas* Anderes sage!"

„Und dieses wäre?“ rief der Herzog, in erhöhter Spannung das Haupt emporrichtend.

Hermann Stark fuhr entschlossen weiter:

„Der Drang nach einer deutschen Republik mag unter tausend Herzen in einem einzigen leben, vielleicht auch in zehn oder gar in fünfzig; wer vermöchte das so richtig zu berechnen? Aber eine viel genauere Zahl ist sicherlich die andere: der Drang nach einem großen, machtgeeinten, furchtgebietenden Deutschland, der lebt von einem Tausend deutscher Männer in mindestens neunhundert Herzen! — Und daß auch in dieser hochwichtigen Frage meine Gesinnung vor Eurer Hoheit daliege wie ein aufgeschlagenes Buch, so bekenne ich gerne von mir selber: auch in meinem Herzen lebt dieser Drang und mächtiger vielleicht in keinem andern. Denn schon in meinen Knabenjahren habe ich von dem Rothbart als dem sagenhaften Wiedererwecker der alten deutschen Macht geträumt. In seinem Reichswalde habe ich ihn als Kaiserjäger gespielt, und auf sein Erwachen habe ich geharrt in seiner zerfallenen Burg, die daheim neben meinem Vaterhause steht. Und, mein gnädigster Herzog, auch im Jüngling und Manne sind diese deutschen Träume nicht zerronnen. Immer stärker ist sie in mir aufgelodert, dieser Sehnsucht heilige Flamme. Tausend und abertausend Herzen hat sie seitdem ergriffen. Immer unwiderstehlicher wird dies Verlangen das ganze deutsche Volk erfassen, und wer es nicht verspürt, wird zuletzt sich scheuen müssen, das zu bekennen. Denn keinen rechten Deutschen wird der sich öffentlich mehr nennen dürfen, der dieser Sehnsucht in alle Zeit sich entschlagen kann. Ja, mein gnädigster Herzog: nicht vor dem Drohen einer deutschen Republik brauchen die Fürsten besorgt zu sein; aber auf die Zeit eines geeinigten, starken, großen Deutschlands müssen sie sich vorbereiten. Denn was dem deutschen Volke sein wird die Zeit der Erfüllung seiner tiefsten Sehnsucht, das wird seinen deutschen Fürsten werden die Zeit ihrer größten Opfer.“ —

Erinnerst du dich noch, lieber Begleiter, an jenen Abend, da der vierzehnjährige Knabe Hermann Stark auf einem geborstenen Pfeiler des kaiserlichen Rittersaales gesessen und unter dem Gekrächze der *Dohlen des Frackschneiders* Denkschrift über den Rothbart und

die Auferstehung des deutschen Reiches gelesen? Damals säumte nur ein goldener Dämmerstreif dieser Sehnsucht die noch traumbefangene Knabenseele. Jetzt glüht sie an des Mannes Himmel als prächtig aufgegangene Sonne.

Und des Herzogs Antlitz war wieder einmal düster geworden, wie gleich am Anfange dieser seltenen Unterredung, und sein Auge blickte gar ernst:

„So glauben Sie also, daß die einzelnen deutschen Staaten aufgehen werden in einem einzigen großen?"

„Nein, Eure Hoheit," fiel Doctor Stark mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens ein, „das glaub' ich nicht, das hoff' ich und das wünsch' ich nicht. Nicht aufgehen sollen die deutschen Länder in einem einzigen, und nicht untergehen sollen die deutschen Stämme. Denn wenn wir eines unbestrittenen Ruhmes unter den Völkern uns erfreuen, so ist es der, ein Volk von Denkern zu heißen, in Kunst und Wissenschaft von keinem andern erreicht zu werden, und von dem Geiste der Bildung und Gesittung so allgemein durchdrungen zu sein, wie kein zweites Volk der Erde. Und diesen unsern höchsten Ruhm, den danken wir den einzelnen deutschen Staaten, davon ein jeder eine andere Pflanzschule geistigen Schaffens; den danken wir unsern einzelnen Fürstenhöfen, davon gar mancher als Hort von Kunst und Wissenschaft durch alle Jahrhunderte ruhmvoll strahlen wird; den danken wir den einzelnen deutschen Stämmen, an deren urwüchsigem Holz unsere gesundeste Volkskraft ihren Trieb entfaltet."

„Nein, mein gnädigster Herzog, der Himmel sei dafür, daß in das vielgestaltig blühende, deutsche Geistesleben jemals ein Imperator mit gewaltiger Faust hineingreife; daß er zumeist nur zum Wipfel hinaufleiten wolle alle Triebkraft, die jetzt an jedem einzelnen Zweige der deutschen Eiche so üppige Blätter treibt und gerade deßhalb den ganzen Baum mit solch' wunderschönem Laube schmückt. Der Himmel sei dafür, mein gnädigster Herzog, daß die Bürgerfreiheit, die sich in den einzelnen deutschen Staaten immer wohnlicher ihr Haus erbaut nach vielgestaltigem, aus dem Volksstamme herausgebildeten Styl, daß diese einst in einem einzigen, für alle deutschen Länder

gleichen, kasernenartigen Bau beherbergt werde. Denn sicherlich, sie wird Noth leiden an ihrem früheren Gedeihen im kleinen, alten Hause, und kränkelnd in ihrer Kraft rückwärts gehen, aber niemals vorwärts. Nein, mein durchlauchtigster Herzog, das wäre die Erfüllung unserer Sehnsucht nicht. Nicht ärmer wollen wir werden an allgemeiner Bildung und ihren vielartigen Pflegestätten der einzelnen Länder und Höfe. Wir wollen nicht schwächer werden in der Volkskraft unserer einzelnen, in selbständiger Freiheit sich entwickelnden Stämme. Wir wollen im Innern bleiben ein vielgliedriges, nur um so reicheres eigenartiges Leben schaffendes Volk. Aber nach außen, den andern großen, mächtigen Völkern gegenüber, wollen wir zum gleich großen, mächtigen Volke werden. Wir wollen nicht aufgehen in einem einzigen Staate, nur zu einem einzigen Deutschland wollen wir zusammengehen. Uns umschlingen zu eines vielgliedrigen Leibes ungetheilter Kraft wollen wir; ein jeder Fürst sei sammt seinem Volke frei wie zuvor im Innern, aber gebunden nach außen durch einen einzigen Willen, der, aus den Fürsten und ihren Völkern hervorgegangen, über Allen als Alleingebieter steht und herrscht; über den Großen wie über den Kleinen, weil dann kein einzelnes Volk sich mehr groß oder klein fühlen soll und darf in dem Allen gleich gemeinsamen, großen deutschen Vaterland. Und das, Eure Hoheit, das ist die Zeit, die kommen wird, ob früher oder später, ob auf gerader Bahn oder auf Umwegen, aber sicher. Und die Erfüllung dieser Sehnsucht ist es, zu der die Fürsten schon jetzt sich mögen vorbereiten, daß sie zur rechten Zeit innerlich bereit seien, auf den Altar des großen Vaterlandes die verlangten Opfergaben mit großem Herzen hinzulegen."

„Nun wohl," erwiederte der Herzog mit einem gewissen elegischen Tone, „mich soll dann diese große Zeit auch mit einem großen Herzen bereit finden. Aber wird dieses Ihr Ideal sich auch also in der Zeit verwirklichen? Fast will es mir zu schön und erhaben dünken. Und ich fürchte, wenn es nur erst dazu kommt, daß diese Idee wie ein Schiff, mit des Volkes Hoffnungen beladen, in die Sturmfluth der Verhandlungen ausläuft, ich fürchte sehr, daß dieser große Gedanke dann noch an gar mancher Klippe kleinlichen Gezänkes und

eifersüchtiger Uebermacht wird Schiffbruch leiden müssen, bevor er mit der andern Fracht der Erfüllung wieder in den Hafen heimkehren darf."

„Und," fuhr der Herzog mit bitterem Lächeln weiter, „daß auch ich selber Ihnen jetzt mein ganzes Herz erschließe, ich fürchte ferner: namentlich wir kleineren Fürsten, wir werden zu diesem einigen Deutschland, den größten gegenüber, von unseren Hoheitsrechten wohl zuletzt so viel opfern müssen, daß uns nichts davon übrig bleibt, als der macht- und inhaltslose Titel einer Hoheit. Die Hand aufs Herz gelegt, glauben Sie das nicht auch?"

„Mein gnädigster Herzog!" erwiederte Doctor Stark im Tone innigen Mitgefühles, „nicht einmal in der Gegenwart schaffen die Menschen allein die Weltgeschichte. Ereignisse, stärker als sie, machen sie nur zu oft zu Vollstreckern einer höheren Weltordnung, ohne daß sie es selber inne werden. Wie viel weniger aber vermögen wir mit nur einiger Gewißheit vorauszusagen, wie wir die Geschichte der Zukunft schaffen werden, ja nicht einmal, wie wir sie schaffen wollen! Denn wie können wir wissen, was bis dahin gegen unseren Willen und unsere klügste Berechnung sich ereignen kann, das vielleicht unsere jetzigen Pläne durchkreuzt, völlig verändert oder ganz zunichte macht? Darum bitte ich, durchlauchtigster Herr, mögen Eure Hoheit jeden trüben oder bitteren Gedanken der Zukunft aus Ihrem edlen Fürstenherzen verscheuchen und sich nur der heiteren Gegenwart erfreuen, ein von seinem Volke geliebter Landesvater zu sein und als Fürst von Gottes Gnaden der Wahrheit und dem Rechte zu dienen in aller Treue. Dann mögen Zeiten kommen, wie sie wollen; dann mögen sogar Stürme losbrechen, die vielleicht gewaltthätig Eurer Hoheit Herzogsthron zertrümmern werden — denn ewig ist nichts als der ewige Gott und sein ewiges Reich, und schon die größten und mächtigsten Völker sind eines leeren Namens Schall geworden — aber auch dann, mein herzoglicher Herr, selbst wenn ich solches Schicksal Eurer Hoheit prophezeien könnte, selbst dann wird es sich verlohnen, noch vorher als ein solcher Fürst sein Land regiert zu haben, daß ihm beim Abschied ein trauerndes Volk ehrfurchtsvolle Thränen der Liebe und des Dankes nachweine, und daß einst die

Geschichte seines Landes mit wehmüthigem Stolze von ihm sage: Er war der letzte Herzog, aber auch der beste." —

Erst blieb es im Zimmer eine Todtenstille. Des Herzogs Auge ward von einer Thräne dicht umschleiert. Dann sagte er mit weicher Innigkeit: „Genug, genug! Und haben Sie Dank für Alles, Alles! Mein Herz ist heut Abend Ihr großer Schuldner geworden. Doch rechnen Sie darauf: ich werde diese Schuld zurückzahlen an mein ganzes Volk. Gott erhalte Sie mir und segne Sie und Ihr Haus! Ihre Hand, mein Freund! Schlafen Sie wohl! Sie haben einen guten Schlaf verdient . . . ."

VI.

Ein zerfallenes Stammschloß.

Wenn die Schwalbe im Frühjahre zu uns heimkehrt und mit wunderbarem Ortssinn den ihr wohlbekannten früheren Nestplatz aufsucht, was achtet sie darauf, ob sie die Bewohner dieses Hauses gesund und fröhlich wieder findet, oder ob sie jetzt durch die Frühlingsluft nur an traurigen Menschengesichtern vorüberschießt, die sie im letzten Spätherbst noch heiter gesehen? Was kümmert sie all' solcher Wechsel von Freud und Leid in den Mauern drinnen, wenn sie nur draußen zum Nestbau die alte Wand, den alten Vorsprung des Daches, danach sie die Sehnsucht übers Meer getrieben, unverändert wieder findet! Und welch' allgütige Ordnung, daß es also und nicht anders bestellt ist!

Wenn auch die Natur mit traurigen Menschen traurig werden müßte, wenn der knospende Rosenstrauch bei dem leidvollen Menschenblick, der ihn betrachtet, vor Mitgefühl innehalten wollte in seinem fröhlichen Blühen; wenn die Lerche, die freudejubelnd zum sonnigen Himmel steigt, plötzlich verstummend wieder niedersänke, weil sie eine Glocke hört, die einem geliebten Todten zum letzten Wege läutet, und wenn all' das geheime Weh, das in abertausend anderen Schwingungen die ganze Menschheit durchzittert, Tag für Tag

offenbar würde in der mitleidenden Natur — wann möchte nach dem Winter dann wohl noch ein Frühling kommen, der dem Menschenherzen die ungetrübt selige Botschaft der Auferstehung brächte, mit all' ihren Mahnungen von Blüthen und Liedern, von Duft und Sonnenschein, daß es selber darin auferstehe und sich an Gottes schöner Erde freue?

Wenn es also in der Natur bestellt wäre, wie müßte jetzt der Schloßgarten in Görzhausen trotz all' der milden Frühlingszeit laub- und lieblos zum alten Edelsitze hinüberschauen. Denn wo hat sich wohl seit dem letzten Winter noch größeres Leid zusammengehäuft, als in diesen vierhundertjährigen Mauern? —

Als ich zum letztenmale mit dir darin war, lieber Begleiter, wohl gedenkst du noch der ernsten Stunde, da standen wir mit der Burgfrau und dem einzigen Erben mitten unter den Bildern des Görz'schen Geschlechtes im kerzenschimmernden Ahnensaale. Der Wintersturm machte die Bogenfenster erzittern; aufgelöst in Thränen barg die Mutter ihr Haupt in des Sohnes Schooß, und ihrer Hand entsunken lag auf dem Teppich jenes denkwürdige Testament.

„Oeffne weit dein Herz, daß der Samen aus deines Vaters Geisterwort befruchtend herunterfalle bis auf seinen tiefsten Grund; daß du von hinnen ziehest als deines Vaters werth und in sein Haus einst wiederkehrest als deiner Mutter Trost!" — Mit solch' frommer Hoffnung hatte damals die edle Baronin dem Sohn ins Gewissen geredet, bevor sie die Abschiedsworte seines Vaters zu lesen begonnen. Aber der Pfarrer Faber, der hatte dabei fort und fort an das evangelische Gleichniß vom Sämann gedacht, da seine Körner auf den Weg fielen zur Speise der Vögel, auf Felsgrund mit wenig Erdreich und unter die Dornen.

Das war an einem Novemberabend des Jahres 1845. Dreizehn andere Winter sind unterdessen über den ehrwürdigen Herrensitz dahingebraust, und vor sechs ist dessen einziger Erbe wieder zu ihm zurückgekehrt. Doch auch als seines Vaters werth und als seiner Mutter Trost, wie diese so gläubig bei seinem Scheiden gehofft? Oder war der Samen aus des Vaters damaligem Geisterwort wirklich nur auf felsiges Erdreich und unter die Dornen gefallen,

wie sein einstiger Lehrer gefürchtet? Hatte er seinen Ahnenschild makellos oder befleckt aus der Fremde mitheimgebracht, und ist das ritterliche Mahnwort: „Noblesse oblige“ in seinem jungen Edelmannsleben zur Wahrheit oder zu leerem Schall geworden? —

Wie hatte des verklärten, durch und durch edelmännischen Vaters Abschiedswort ihm diese Devise in erhabener Mahnung verdolmetscht! Und der Husarenkadet schien sie auch wirklich im ersten Jahre nicht mißachten zu wollen. Wie ein williger Sohn hatte er sich von seinem für ihn väterlich besorgten, aber auch unerbittlich strengen Regimentscommandanten leiten lassen. Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem seligen Majoratsherrn von Görz, der dem Obersten einst ein gar lieber Kamerad gewesen, hatte noch obendrein das Andenken an den heimgegangenen Vater in Clemens besonders lebendig wacherhalten. Nicht eine einzige Strafe war von ihm verwirkt, kein Gulden über die ohnedem reichliche Zulage verausgabt worden. Im Görzhausener Schlosse athmeten die Herzen der Mutter und Schwester hoffnungsreich, und ihre Augen sahen, Gott und dem braven Obersten dankend, mit heiterer Klarheit in die Zukunft. Auch Elisabeth freute sich bei jedem neuen Brief aus ganzer Seele für die ihnen stets so liebreich zugethane Patronatsherrschaft und noch herzlicher für ihren Theodor. Nur dieser selber vermochte noch immer nicht mit ganz ungetrübtem Vertrauen die Zuversicht der Burgfrau zu theilen, und nur mit halber Freude konnte er ihren Dank hinnehmen, den sie ihm bei jeder guten Botschaft von Clemens immer wieder aufs Neue abstattete. Und wie richtig erwies sich des Pfarrers trübes Vorgefühl!

Leider verließ der väterliche Freund und Mentor schon nach den ersten Jahren als neu ernannter General das Regiment. Sein letzter, so wohlgemeinter Liebesdienst für den Sohn des seligen Waffenbruders war noch die dringende Empfehlung des Cadeten an den fürstlichen Regimentsinhaber, und bald darauf hing der goldbetreßte Offiziersdolman um die Schulter des nun erst siebzehnjährigen Husarenlieutenants. Diese seine so frühzeitige Ernennung zum Offizier, seine wie seiner Familie stolzeste Freude, war sein Verderben und ihrer Aller Trauer.

Nur ein paarmal brauchte er jetzt in dieser neuen Freiheit und Würde über die Pußta hinzujagen, um neue Kameraden in ihren ländlichen Quartieren heimzusuchen und bei Punschbowlen deren Bekanntschaft einzuweihen, oder auf einem Magnatensitze sich dem stolzen Hausherrn als neuen salonfähigen Gast und den dunkeläugigen Töchtern als flotten Tänzer vorzustellen, und von nun an übernahm er's auf eigene Faust, den edelsinnigen Ritterspruch: „Noblesse oblige“ sich auszulegen. Des Vaters ethisch-ideale Deutung: „Der Adel legt Verpflichtung auf,“ dünkte ihm von Woche zu Woche trockener und lästiger. Das Beispiel so manch' hochadeliger Kameraden bestärkte nur seinen Widerwillen. Und gar bald war er mit sich innerlich fertig geworden, die väterliche Auslegung dieser Devise als veraltete Pedanterie hinwegzuwerfen und in praktischem Realismus auf eigene Faust frischweg zu übersetzen: „Noblesse oblige — der Adel gebietet Schulden zu machen.“

Von nun an begann die Tragödie. Doch nur die Mutter und Schwester daheim waren die tragischen Heldinnen. Der Sohn draußen spielte keinen tragischen, sondern nur einen traurigen Charakter.

J t elenden Pußtadörfern oft in einer Nacht Hunderte von Gulden im Landsknecht zu verspielen und diese Ehrenschuld dann um fünfzig, und wenn's nicht anders ging, um hundert Prozent von irgend einem der Wucherer zu entleihen, die, wie gierige Geier ein Schlachtfeld, diese Standquartiere überall umlauerten; bei einem tollen Trinkgelage mit nicht mehr ganz nüchternen Sinnen für einen abgehausten, kreditlosen Freund die Bürgschaft für Tausende von Gulden leichtfertig zu unterschreiben, wo stak in solch' unritterlichem Treiben die frische Poesie eines jungen Reiterlebens? — Mit wahnwitziger Großthuerei sogleich ein halbes Dutzend Reitpferde zu halten und noch obendrein einen vierspännigen Juckerzug mit Kutscher und Jokey in Nationalcostüm; dabei in stetem Kauf und Tausch schlecht verstandenen Handel zu treiben, hundert Louisd'ors für das Stück auszugeben, um schon nach ein paar Monaten nurmehr fünfzig dafür einzunehmen; ein deutsches Prachtexemplar gegen eine verkappte Mähre und die Lüge von englischem Vollblut einzutauschen, dann

noch gar mit einem Daraufgeld den knabenhaften Geniestreich zu krönen, bloß weil der geriebene Schelm von Pferdejude den bartlosen Lieutenant mit dem schweifwedelnden Titel: „Gnädigster Herr!“ oder gar „Excellenz“ kirre zu machen wußte — war das nicht auch echte Ritterromantik, wenn auch nur die eines modernen Don Quixote?

Ist es indessen keine leere Phrase, daß auch zu großartigem Schuldenmachen ein gewisses Genie gehört, so hatte der Husarenlieutenant Clemens von Görz schon am Ende des ersten Jahres seiner Offizierscarriere unbestritten den ersten Anspruch auf diese Genialität im ganzen Regiment erworben gehabt. Ein seltsamer Ehrgeiz war in ihm erwacht, weil er mit den im Adelsrang wie Vermögen ihn überragenden Söhnen der ungarischen und böhmischen Großgrundbesitzer nicht wetteifern konnte, ihnen wenigstens im Schuldenmachen den Rang abzulaufen und ihnen auf diese Art zu beweisen, daß er nicht mehr wie sie nur ihrer Eltern Sohn, sondern schon selber Majoratsherr sei, der, wenn auch der Form nach noch bevormundet, so doch in der That über sein Vermögen in letzter Instanz zu verfügen habe.

Der Rentmeister von Görzhausen, ein alter, treuer Diener, der noch zwanzig Jahre lang mit dem seligen Majoratsherrn als dessen rechte Hand sich abgemüht, das zerrüttet gewesene Vermögen wieder in Ordnung und Aufschwung zu bringen, war aus lauter Kummer in ein hitziges Gallenfieber verfallen, als am Schlusse des Rechnungsjahres so viele Wechsel und Rechnungen zur Ausbezahlung eingelaufen waren, daß die an den jungen Burgherrn ausbezahlte Summe netto das Dreifache der normalen Gutsrenten überstieg. Der Vormund, den ohnedem niemals ein besonderer Lebensernst belästigt, hatte höchstens den bedenklichen Trost vom Hörnerabstoßen im Munde und war selbstverleugnend genug, um sein eigenes Soldatenleben als beredtesten Beweis dafür anzuführen. Die arme Mutter hatte in ihren Briefen gewarnt und beschworen, und daheim geweint und gebetet. Aber was frommte das Alles? Die fälligen Wechsel, von deren Summen oft kaum ein Zehntel baare Münze *gewesen, mußten bezahlt*, das verpfändete Ehrenwort rechtzeitig

eingelöst werden. Und gar manche Eiche und Tanne im deutschen Walde daheim, die einst des Vaters frohe Augenweide und naturwüchsige Sparkasse gewesen, mußte vor der Fülle der Zeit und außer dem forstmännischen Turnus der Axt verfallen, um ihrem jungen Besitzer auf der ungarischen Puszta das dem Stranden nahe Schiff der Standesehre wieder flottmachen zu helfen.

Alle Mahnungen der ehrenwerthen Oberoffiziere und manches gediegenen jüngeren Kameraden verflogen jetzt im Winde des Leichtsinns. Jede Rüge und Strafe wurde von dem kleinen „großen Herrn" innerlich verlacht. Schon munkelte man im Regimente von unfreiwilligem Austritt wegen charakterwidrigen Schuldenmachens. Da kamen die Stürme des Jahres 1848. Der Völkerbau des alten Kaiserreiches schien aus den Fugen zu weichen. Allüberall loderte nach und nach die Flamme der Empörung auf, am Mincio, an der Donau und Theiß. Aber ebenso mächtig entfaltete nun auch der Kaiseradler seine Kriegsschwingen tapfersten Heldenmuthes und unerschütterlicher Treue für den achtzehnjährigen ritterlichen Kaiser. Das war die Zeit, in der Grillparzers patriotische Leyer dem ehrwürdigen Helden Radetzky zurufen durfte: „In deinem Lager ist Oesterreich." Da war auch über den leichtfertigen jungen Lieutenant von Görz mit einemmale der Ernst des Lebens gekommen. Die aufreibenden Strapazen unsäglicher Märsche, ganze Monate lang bei jeglicher Entbehrung und in jedem Wetter unter freiem Himmel campiren, und zu dem Allem die blutigen Schauer der Schlacht — wie das Alles ihm den Uebermuth und die alten Thorheiten gründlich vergessen machte! Und zu seiner Ehre sei's gesagt — die erzbepanzerten Ahnen im Rittersaale des Schlosses Görzhausen brauchten sich ihres Enkels nun nicht mehr zu schämen. Wo die ganze Armee, von einem einzigen unübertroffenen Corpsgeist entflammt, Wunder von Tapferkeit verrichtete, war auch er an kühnem Reitermuthe hinter seinen Kameraden nicht nur nicht zurückgeblieben, sondern sogar einer der Verwegensten geworden. Und als er — ein echtes Reiterstück — mit nur fünfzig seiner Husaren aus einem Verstecke, *Hurrah schreiend*, gegen eine ganze Schwadron piemontesischer Dra*goner angerannt* und diese im ersten Schrecken über solchen Hinter-

halt in die Flucht gejagt, da war der damals erst neunzehnjährige Brausekopf sogar mit dem Militärverdienstkreuz geschmückt worden, und das Oberlieutenantspatent hatte als lohnende Dreingabe nicht lang auf sich warten lassen. Ein tüchtiger Säbelhieb über die Stirne, den er ein Jahr später in verzweifeltem Einzelkampfe mit einem ungarischen Honvedoffizier davongetragen, stimmte jetzt nur um so rühmlicher zu dem Tapferkeitszeichen auf der jugendlichen Brust.

Waren das im Görzhausener Schloß und Pfarrhof nun wieder lange Monate voll Angst und Freude geworden! Welcher Wechsel von stürmischen Empfindungen durchwogte vor Allem das Herz dieser Mutter! Aber groß wie sie immer gewesen und gefühlt, war doch ihr freudiger Stolz über den ritterlich streitenden, seiner tapferen Ahnherrn würdigen Enkel noch immer gewaltiger als die Angst um den einzigen Sohn. Und die für seinen Leib so gefahrvollen Schrecken des Krieges, darin er zum männlichen Helden erstarkte, waren ihr hundertmal lieber, als der verweichlichende Friede mit seinen viel verderblicheren Gefahren für ihres Sohnes Seele.

Aber auch dieser Friede war wieder gekommen und mit ihm dessen alte Gefahr. Nicht plötzlich, doch unvermerkt. Fast noch ein ganzes Jahr hatte die ernste Stimmung des Krieges in Clemens nachgehalten. Dann fing allmälig der einförmige Garnisonsdienst und dessen treue, aber gefährliche Begleiterin, die Langeweile, wieder an, den tüchtigen Kern seines Wesens zu zerbröckeln.

Abermals war ein schmutziges, schweinezüchtendes, ungarisches Dorf das trostlose Standquartier des jungen Oberlieutenants geworden. Die noch einzigen, Geist und Herz anregenden Besuche auf benachbarten Edelhöfen waren unter dem Drucke der tiefen, politischen Verstimmung gegen jeden österreichischen Offizier zu fernerer Unmöglichkeit geworden. Sich selber geistig zu beschäftigen hatte Clemens nie gelernt. Die deutsche Leihbibliothek der benachbarten kleinen Stadt, darin der Regimentsstab garnisonirte, war in ihren äußerlich wie innerlich abgegriffenen Romanen bald zu Ende gelesen, und einen eigenen Bücherschatz sich anzuschaffen, dazu dünkte ihm doch das andere gedruckte Papier der Banknoten etwas zu werthvoll. Im ganzen Dorfe sprach kein Mensch ein deutsches Wort, nicht

einmal der Pfarrer. Zu alledem war das Zimmer des vereinsamten Zugcommandanten kaum so hoch, daß er bequem aufrecht hin und wieder gehen konnte. Die Einrichtung der kahlen vier Lehmwände war so ungastlich als möglich, und selbst das Kanapee, dieses unbedingt nothwendige Erforderniß eines gemüthlichen Zimmers, fehlte darin. Nicht weniger anziehend war der nationale Küchenzettel, den der kochgewandte, ungarische Offiziersbursche mit erschreckend oft hervorgekehrter Speckseite und prickelnder Paprika seinem Herrn tagtäglich entwarf und ausführte. Dabei trug die Umgegend auf viele Meilen weit ein so unverfälschtes Gepräge trostloser Pußtanatur, daß den jungen deutschen Burgherrn doch gar oft ein tiefes Heimweh beschlich nach dem Rauschen seines heimischen, deutschen Waldes. Und wenn er, in seinem niedern Fenster lehnend, in den aufgewühlten Hof eines Schweinehändlers hinübersah, und trübsinnig eine Cigarette nach der andern verdampfend, dem vielstimmigen Concert all' der schwerfälligen Schweinsmütter und geschwindfüßigen Ferkel zuhörte, da ahnte selbst das futterstreuende, jugendfrische, aber etwas unsaubere Töchterlein nicht, welch' elegische Heimathsträume die verstimmte Seele dieses jungen Husarenoffiziers durchklangen, als sie sich schmeichelte, daß er nur ihrethalben so träumerisch herüberschaue.

Wer möchte sich daher zu sehr darüber verwundern, daß in solch' entsagender Lebensstellung, zu deren Ertragen der ganze Halt und Reichthum eines innerlichen Menschen gehörte, ein solcher nach außen gekehrte Charakter wie Clemens sich unmöglich befriedigt fühlen konnte! Sein innerster Drang ging nach rauhem Kriegsleben, kühnen Handstreichen und muthigen Abenteuern. In dieser Luft hatte er seinen ganzen Mann gestellt. Um so mehr drängte es jetzt den Soldaten im Frieden und noch dazu in solcher, zum Verzweifeln armseliger Einsamkeit, seinen unmuthigen Thatendrang auf irgendeinem anderen, wenn auch noch so verkehrten Wege los zu werden. Und so war der jetzt dekorirte Oberlieutenant der falschen Romantik des Soldatenlebens wo möglich noch tiefer in den Arm gefallen, als der damalige Lieutenant vor dem Kriege. Statt den weisen Bitten der Mutter zu folgen, nun mit allen Soldatenehren als junger Burg-

herr auf sein Stammschloß heimzukehren, beharrte sein eiserner Kopf darauf, nur als großjähriger, unbevormundeter Herr seines Vermögens die Heimath wiederzusehen, und noch dazu es obendrein zum Rittmeister gebracht zu haben, wie sein seliger Vater. Nebenbei sagte ihm freilich auch eine oberflächliche Selbsterkenntniß mit einem Beisatz frivoler Selbstironie, daß er die Hörner seines jugendlichen Leichtsinns noch lange nicht genug abgestoßen habe, um sein jetziges ungebundenes Soldatenleben mit der anständigen Haltung eines deutschen Majoratsherrn zu vertauschen, namentlich unter den Augen einer so erhabenen Mutter und züchtigen Schwester. Kurz — keine Bitte konnte ihn zur Heimkehr bewegen.

Das alte Thema des Schuldenmachens ward in allen denkbaren Variationen wieder durchgespielt. Neben den Wettrennen und unsinnigen Wetten war aber jetzt bei weitem die kostspieligste Ausgabe die heimliche Liebschaft mit der leichtfertigen Tänzerin eines Wiener Vorstadttheaters geworden, die sein Herz wie seine Kasse bei den jedesmaligen Besuchen der Kaiserstadt in immer tieferen Abgrund niederzog und den letzten Blutstropfen, der noch von edler Ritterlichkeit in ihm floß, mit der Jauche der Gemeinheit versetzte. Hätte der selige Majoratsherr auch solchen schmutzigen Irrweg noch ahnen können, wahrhaftig, ihm wäre die Hand erstarrt, als er sein Testament niedergeschrieben! Doch auch der lebenden Mutter und Schwester blieb dieser größte Makel auf dem Adelsschilde des Sohnes und Bruders verschwiegen. Wie hätten sie sonst das Leben noch mit Ehren ertragen sollen? War doch ohnehin durch das sinnlose Schuldenmachen das Herzleid der schrecklich enttäuschten Baronin und die Verzweiflung des Rentmeisters auf den höchsten Grad gestiegen!

Aber auch die Langmuth des jetzigen Obersten war zu Ende gegangen. Das Regiment mußte von diesem schlimmen Beispiel gereinigt, das kaiserliche Offizierskleid vor weiterer Verunehrung gewahrt werden, und um kurz das Ende von diesem traurigen Liede zu sagen — Clemens mußte unfreiwillig quittiren und zwar ohne Militärcharakter, d. h. ohne Anspruch, ferner Offizierstitel und Uniform tragen zu dürfen, leider aber auch ohne fernere Hoffnung, sich jemals wieder wenigstens zu einem nichtmilitärischen Charakter aufzuschwingen.

So war er im Herbste 1852 wieder heimgekommen. Zu allem Unglück waren nach dem Jahre 1848 die beiden Ritterlehen Görzhausen und Teisenberg in freie Allodgüter umgewandelt worden. Die alten Feudalrechte: Gerichtsbarkeit, Zehnten, Bodenzinse und Frohnden hatten die damaligen freisinnigen Gesetze gegen Entschädigung in Geld abgeschafft. So wollte man auch von dem andern neuen Rechte Gebrauch machen, die beschränkende Fessel des Lehenverbandes loszulösen, um bei allenfallsigem kinderlosen Absterben des letzten männlichen Lehensträgers einem Heimfall an den Herzog als obersten Lehensherrn zuvorzukommen. Und so war der junge Freiherr jetzt der volljährige, unumschränkte Herr seines Allodvermögens geworden, und doch welch' minderjähriger, vormundsbedürftiger Mann geblieben!

Aber wer etwa glauben möchte, daß er jetzt nur beschämt und kleinlaut den Boden seiner deutschen Heimath wieder betreten habe, der würde diesen charakterlosen Charakter nur halb verstehen. Nein, Gott bewahre! Mit sechs Reitpferden und dem unvermeidlichen Juckergespann, mit ungarischem Reitknecht und Jokey, war er in das Schloß seiner Väter eingezogen. Trotz aller Quittirung „ohne Charakter," und gerade deßhalb galt es erst recht, so manchem krautjunkerlichen Gutsnachbarn sogleich beim ersten Wiedersehen zu imponiren und die eigenen Gutsangehörigen in verblüffenden Respekt zu versetzen.

Und wie die Deutschen eben von jeher in der Kunst unübertreffliche Virtuosen sind, bei einem noch so kurzen Aufenthalt in fremden Landen den Typus jeder andern Nationalität interessanter zu finden als den der eigenen, und die fremde mit koketter Selbstverleugnung sich möglichst rasch und gründlich anzueignen, so sollte jetzt außer dem eigenen, magyarisch zugespitzten Flaum vor Allem der Bela, ein braungelber, rabenschwarzhaariger Zigeuner, der meisterlich das Hackbrett spielte, dem deutschen Burgherrn dazu verhelfen, sich in der deutschen Heimath ausländisch interessant zu machen. Und der tannenschlanke, vierzehnjährige Jokey János, der Abends, vor den Schloßlinden zum Hackspiel des Bela den feurigen Czardas tanzen mußte, vollendete erst recht das Kunststück, daß schon nach der ersten Woche in der weitesten Umgegend nur vom Görzhausener Herrn und seinen

Ungarn geredet wurde. Zu alledem, wie noch viel interessanter, verstanden die beiden nur gebrochen Deutsch zu sprechen, gerade so, wie ihr Herr im Radebrechen des Ungarischen bewandert war. Hei! wie da die Görzhausener Bauern offenen Mundes die Ohren spitzten, wenn sie ihren Gutsherrn mit seinem ungarischen Leibgesinde dann nur immer „welschen" hörten, und wie sie verdutzte Augen machten, wenn er in Schnürrock und knappen Stiefeln sein Juckergespann kutschirte und von dem braunen Bauernhut des hinter ihm im ungarischen Theaterkostüm sitzenden János die langen rothen Bänder in der deutschen Waldluft flogen!

* * *

Verklungen sind im Görzhausener Schloßhofe die ausländischen Hackbrettweisen. Diese spielt der braungelbe Bela schon längst wieder auf der Pußta in seinem wandernden Zigeunerzelt oder in den ungarischen Dorfschenken, mit seiner Bande zum Tanze werbend. Auch János, der schlanke Czardastänzer ist längst wieder daheim und dient als schmucker Husar seinem Kaiser. Die zwei uralten Linden, die damals den fremden Tönen zugehört und den fremden Tanz mit angeschaut, sind unterdessen um noch ein weiteres halbes Dutzend Jahre älter geworden und prangen jetzt im zartesten Frühlingslaub. O wer ihr geheimes Flüstern verstände, was könnten sie dem jetzt nicht Alles von diesen Jahren erzählen! — Von all' den üppigen Gastmählern und ausgelassenen Jagdgelagen, deren Gäste sie an der Schloßtreppe vorfahren sahen, deren Becherklang und lärmenden, lachenden Frohsinn sie durch die offenen Fenster schallen hörten! Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von dem unsäglichen Leid, in dem oft noch in stiller Nachtzeit die Mutter unter ihren Zweigen gesessen und ihr Weh zum Sternenhimmel hinaufgeklagt! Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von den unheimlichen Wucherergesichtern, die von Jahr zu Jahr immer häufiger, erst heimlich zwischen Licht und Dunkel, und dann ganz keck am hellen Tage zu dem jungen gnädigen Herrn in das Schloß geschlichen! Was könnten sie dem nicht erzählen, wie sie eines Abends von fremden Leuten erst eine zentnerschwere Kiste voll Silbergeschirr an sich vorüberschleppen sahen,

dann ein Stück alterthümlichen, kostbaren Hausrathes nach dem andern; wie ein prachtvolles Reitpferd ums andere von den Handelsjuden aus dem freiherrlichen Marstall über den Schloßhof hinausgeführt worden, bis endlich mit den zwei ältesten Gäulen und einem fremden Mann auf dem Bock die Herrschaftskutsche auf Nimmerwiedersehen an ihnen vorüberfuhr! — Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von jener letzten schrecklichen Nacht, vor erst vier Wochen, da sie den jungen Burgherrn plötzlich mit verstörten Blicken aus dem Schloß und dann durch den Park stürzen sahen, um wie ein gehetztes Wild zu Fuß drei Stunden weit zum Bahnhof zu rennen! Und wie eine Stunde zu spät die Wechselgläubiger mit Gendarmen in den Schloßhof drangen, um den überschuldeten Burgherrn in die Thurmhaft der Hauptstadt abzuführen, was könnten sie dem nicht Alles erzählen von der Mutter und Schwester, als sie durch den Lärm erschreckt aus ihrem Zimmer auf die Treppe heraustraten und dann, zu Tod geängstigt und zu Tod beschämt, in die Bajonette starrten und jetzt erst aus der Gläubiger Verwünschungen ihres Sohnes den ganzen Abgrund seines Elendes vor sich aufthun sahen! — O wer dieser alten zwei Schloßlinden geheimes Flüstern verstände, was könnten sie dem nicht Alles erzählen!" . . .

In der Uferstadt jenes großartigen Alpensee's, aus dessen stürmischer Fluth der Tell einst dem Zwingherrn Geßler entsprungen, weilt jetzt der entflohene Schuldner, ein ruhmloser Zuwachs seiner beklagenswerthen Standesgenossen, die sich schon vor ihm in dieses Asyl der Wechselhaft geflüchtet haben. Und morgen frühe muß das Schloß verlassen sein. Verfallen ist den Gläubigern das ganze Herrschaftsgut. Ob sie auch nicht den zwanzigsten Theil der schuldigen Wechselsummen ausbezahlt und oft nur auf weitere vier Wochen Frist gegeben, wenn ihr Schuldner wieder seinen Namen unter die doppelte Summe geschrieben — wer kümmert sich darum? Die unbarmherzige Ziffer beweist mit unerbittlicher Logik, daß das ganze Gut nach der letzten Schätzung um hunderttausend Gulden überschuldet sei. So steht's mit falschen Zahlen geschrieben und so ist es unverfälschtes Recht. Des Klägers Lüge besiegt des Rechtes Wahrheit.

O du da drüben in deiner Ahnengruft am Teisenberger Waldsaume, du zu früh heimgegangenes Urbild eines deutschen Edelmannes vom Scheitel bis zur Sohle, jetzt singt die Amsel um dein ehrenreiches Grab und süßer Frühlingsodem durchwürzt die sonnige Luft. So wird auch deinem befreiten Geiste wohl jetzt geschehen. Du wirst im Frieden deiner ewigen Wohnung nichts mehr von dem unsäglichen Weh verspüren, das über dein irdisches Haus und seinen letzten Erben hereingebrochen ist. Du wirst wohl nicht schauen dürfen, wie die Wälder, unbarmherzig verwüstet, um ihren einst so sorglichen Pfleger trauern; wie deine Stammburg, ausgeraubt von ihrem eigenen Herrn, nun in betrügende Wuchererhände gefallen, und wie im Eisenschrein, dessen Inhalt du einst so sparsam verwaltet, nicht eine einzige Münze mehr klingt. Du wirst auch nicht mehr herunter sehen müssen in den Saal deiner Ahnherren, um deren Bilder schon lange die Spinnen ihr Gewebe ziehen, weil ihr letzter Enkel sich gescheut, nurmehr hineinzutreten, um darin nicht an dein erhabenes Edelmannswort: „Noblesse oblige" gemahnt zu werden, das an ihm zu solcher Schmach und Lüge geworden.

O dir, dem Heimgegangenen, dir ist erspart, die Dornen und Disteln zu schauen auf demselben Acker, den du mit so viel Sorge bestellt und mit so viel Weisheit besäet. Nicht Leid noch Scham reichen mehr zu dir hinauf. In Ehren hast du vollendet und den Segen deiner himmlischen Ernte vermindert nimmer irdisches Unkraut. Wer möchte dich, den Todten, beklagen? — Aber die Lebenden! Die Mutter und Schwester? Wo nehmen wohl diese die Fülle des Trostes her, um den Abgrund ihres Jammers auszufüllen?

Und siehe da droben in der Allee unter den Platanen, weißt du noch, lieber Begleiter, auf demselben Platze, an dem die Baronin einst so hoffnungsreich Theodor zum erstenmale willkommen geheißen, und ihm dann die entzückende Umschau gezeigt, da sitzen jetzt Mutter und Tochter in stiller Morgenstunde. Zum letztenmale schauen sie in wehmüthigem Abschiede hinunter auf die von wildem Rebenlaub umrankten Schloßthürme, um deren Schieferhelme fröhlich zwitschernde Schwalben im Sonnenscheine hin und wieder gleiten. Zum letztenmale blicken sie mit weinenden Augen umher auf die nun abgetriebenen

öden Waldhügel, hinter denen ein weites Bild der Zerstörung sich ausdehnt. Zum letztenmale fühlen sie sich daheim in der althistorischen Stätte ihres vielhundertjährigen Geschlechts, um morgen in aller Frühe wie ausgewiesene Fremde in die Hauptstadt überzusiedeln und dort mit dem bescheidenen Vermögen, das sie sich gerettet, ein einsames Dasein zu vertrauern.

Und ist das ein wunderschöner lenziger Morgen! Gott! wie mit dem unergründlichen Menschenleid die ganze Natur in ihrer Frühlingslust wetteifert! So freudetrunken haben ja die Lerchen über den Saatfeldern noch gar niemals gejubelt. So süß haben ja die Sträuche des Schloßgartens noch nie zuvor geduftet; noch nie hat der Sonne Glanz das Laub der Bäume so golden umsponnen, und der kleine Bach ist noch nie so heiter plaudernd durch den Wiesengrund hinuntergerieselt. — Ach, wenn auch die Natur mit traurigen Menschen traurig werden müßte, wäre das jetzt um's Görzhausener Schloß ein öder, trauriger Wintertag!

Jetzt sagte Adele, da sie die Hand an die brennende Stirne hielt, mit gedrückter Stimme:

„Ach, Mutter, wie thut der Lerchensang mir heute so weh'! Wie schneidet sein Mißton wie ein Messer mir in die Seele."

Und die Mutter sprach, da sie der Tochter Hand in die ihrige nahm und Herz und Auge nach oben hob:

„O laß die Lerchen doch singen, Adele; und laß sie doch himmelwärts steigen! Sie zeigen unseren Herzen ja den einzigen Weg, auf dem wir sollen Trost und Erhebung suchen, und den einzigen Ort, wo wir ihn auch sicherlich finden. O laß sie doch singen und fröhlich sein, wenn auch wir beide selber nur weinen! — Ach ja, meine Tochter, da ich einst mit deinem seligen, edlen Vater hier einzog als junge Frau, da sangen die Lerchen wohl auch, so wie heute. So weit wir's hörten, jubilirte die ganze lenzige Welt zu meinem Willkomm, und unsere Herzen flogen mit auf in den Frühlingshimmel sonniger Hoffnungen; sie lobsangen dem Herrn, der solch' Glück uns bescheert, und priesen dieses schöne Stück Erde, darauf wir es sollten *genießen*. Und wie an manch' anderen Frühlingsmorgen hörte ich *wieder die* Lerchen singen, als frohes Weib mit deinem Vater Hand

in Hand hier sitzend, und dann als glückliche Mutter, da ihr beide zu meinen Füßen mit Blumen spieltet oder lustig vor uns im Grase sprangt! — Und nun ist dein Vater schon lange todt. Dein armer Bruder ist mehr als todt. Ich sitze hier zum letztenmal, als die traurigste der Wittwen und Mütter, und die Lerchen singen wie ehedem und steigen zum Himmel und preisen Gott. O laß sie doch singen, dieweil wir beide nur trauern! Aber laß unsere Seelen auch mit ihnen aufwärts fliegen, noch viel, viel höher als sie, bis zum ewigen Herzen Gottes laß sie fliegen, daß all' unser Weinen daran werde gestillt und all' unsere Trauer in Ergebung sich wandle. O laß die Lerchen nur singen, Adele! mir thun sie wohl. Denn ich höre in ihnen die tröstende Stimme meines Gottes; und ich vergesse darüber, welch' unglückseligen Sohnes trauernde Mutter ich bin, da ich mich einzig nur fühle als demüthig ergebene Tochter meines ewigen Vaters. Und das, Adele, das sei jetzt auch, dann kannst du die Lerchen singen hören, gleich mir."

Adelens Auge versenkte sich mit dem ganzen Leid ihrer reinen Seele in das der Mutter und sie sagte:

„O sei mir nicht böse! Wie gerne trüge ich meinen Schmerz so großen Herzens, wie du. Aber ach! noch kann ich es ja gar nicht glauben und fassen, daß wir wirklich schon morgen von hier fortziehen sollen, fort von unserer lieben Heimath, in der jeder Fleck Erde mir so lieb geworden, fort von diesem alten trauten Schlosse, in dessen Mauern ich auch in meinem tiefsten Leide so gerne gewohnt. Und nun fort in die kalte, fremde Stadt zu müssen, und ach, so wie wir, bettelarm an Freuden und überreich an Gram um der Schande des Bruders willen! O Mutter, schilt mich nicht, daß ich also rede! Wenn nur morgen dieser Abschied noch überstanden ist, dann will ich gerne deine würdige Tochter sein. Nur heute noch laß mich trauern, klagen und zagen, o morgen, morgen nimmer! Ach Mutter, ich kann hier oben nicht länger sitzen bleiben. Wär's ein trüber, neblichter Herbsttag, dann hielte vielleicht ich's aus, aber in diesem Duft und Sonnenglanz, in diesem Lerchenjubel ertrag' ich es ganz unmöglich. Sei mir nicht böse, Mutter! Ich kann nicht bei dir bleiben."

„So laß mich mit dir hinuntergehen! Komm, Adele!“

Und die Mutter wollte sich eben mit dem Ausdrucke innigsten Mitleids erheben, aber die Tochter wehrte ihr's mit sanfter Handbewegung, und sagte mit plötzlich ganz erhaben klingender Stimme:

„Nein, gute Mutter, bleib' du nur hier und mich laß allein! Ich bitte dich darum. Ganz einsam muß ich erst mit meinem Herzen fertig werden, und Niemand soll mir dabei helfen, als die Nähe meines Gottes. Und ich gelobe dir, Mutter: siehst du mich in einer Stunde wieder, dann werde ich sein wie du, und werde die Lerchen hören können, gleich dir.“

Voll kindlicher Ehrerbietung küßte sie noch die Stirne der Mutter und wankte mit müdem Fuß und noch müderem Herzen hinunter durch den Schloßgarten.

„Armes Kind! o ich ahne, womit dein gebrochenes Herz erst noch fertig werden will,“ sprach die Baronin sinnend ihr nach und zwei große Thränen perlten über ihre verhärmten Wangen. Dann fuhr sie über die Augen, blickte wieder zum Himmel, sah dem Fluge der Lerchen zu und lauschte auf ihr Singen.

Adele trat unterdessen in die kühle Vorhalle des Schlosses und hieß bei ihrem Eintritte den letzten treuen Diener, der ihnen verblieben und ihr eben entgegentrat, in ihrem Zimmer Feuer machen.

„Feuer, gnädiges Fräulein, Feuer?“ fragte dieser erstaunt. „Bei diesem warmen Wetter?“

„Ja, alter Conrad! Feuer,“ sagte Adele mit gepreßter Stimme. „Denn bei all' diesem Sonnenschein friert es mich.“ Und ein innerlicher Schauer fuhr ihr jetzt über den ganzen Leib; denn heißer Schmerz macht wirklich frieren. Aber das Feuer, das sie jetzt verlangte, sollte doch nicht erwärmen, sondern nur verzehren.

Wie im offenen Kamine die Flamme dann prasselnd aufschlug, sperrte Adele das Zimmer ab. Dann trat sie an einen alterthümlichen Eichenschrein, holte daraus ein elfenbeinernes Kästchen hervor, und, sich zum Kamine niedersetzend, legte sie's auf den Schooß. Erst sah sie's noch voll unbeschreiblicher Wehmuth an. Dann faßte sie mit zusammengepreßten Lippen und verdunkeltem Blick innerlich Muth, und mit einem Schlüssel, den sie aus der Brust hervorzog,

schloß sie den Deckel auf. Als das geschehen war, drückte sie beide Hände an die angstvoll klopfende Brust.

„So, nun ist das Schwerste schon geschehen, denn ich habe den Entschluß gefaßt. Auch mit diesem Schmerze will ich noch fertig werden und in diesen Flammen ihn noch begraben, bevor ich von all' meinem verlorenen Glück in diesen Mauern Abschied nehme.

Und aus dem Elfenbeinkästchen zog sie zuerst ein Medaillon mit einem Pastellbild hervor. Das küßte sie mit keuscher Inbrunst. Dann legte sie's wieder auf den Schooß. Darauf nahm sie einen Brief nach dem andern aus dem silberbeschlagenen Schrein, hielt jeden erst an die Lippe, und ließ einen nach dem andern in die Flamme niedersinken. Als auch die Gluth um das allerletzte Blatt gezüngelt, erfaßte sie dann auch noch mit krampfhafter Hand das Medaillon auf ihrem Schooß, und mit furchtsam abgewendeten Blicken warf sie's in das Feuer nach. Dann schlug sie beide Hände vors Gesicht, senkte es bis tief zum Schooße herunter und schluchzte zum Erbarmen.

Was war das für ein Bild? Was waren das für Briefe? —

Dieses Bild hatte sie einst selber gemalt, eines schönen, edlen Mannes Bild. Und diese Briefe hatte seine gleich schöne, edle Seele ihr einst als Braut geschrieben. O welch' zerstörtes Herzensglück, welch' andere heilige Liebesgluth verzehrte jetzt diese theilnahmslose Flamme!...

War das einst durch fast ein Jahr ein glückliches Brautpaar gewesen! Wie hatte der Himmel ihrer jungen Liebe erheiternd ins Herz der Mutter niedergestrahlt und das ganze Stillleben in Görzhausen versöhnend verklärt, und gerade damals, als draußen des Bruders Unheilsstern immer drohender über seinem Verschwenderleben aufgestiegen und den nahen Sturz seiner Ehre verkündet! Und kein halbes Jahr, nachdem Graf Friedrich von Dernbach um Adele geworben, war Clemens schuld- und schmachbeladen heimgekommen, ein unheilvoller Dämon in dieser Beider Paradies. Was hatte die Baronin und Adele sich nicht Alles versprochen von den liebreichen Mahnungen, von dem vortrefflichen Beispiele dieses andern, echten Edelmanns, der den Wahlspruch: „Noblesse oblige“ in all' seinem *Denken und Handeln* so ritterlich zur Wahrheit machte! Aber wie

Wasser und Feuer sich nie und nimmer verträgt und das Schlechte mit dem Guten sich nie versöhnend ausgleicht, so hatte auch Clemens schon in den ersten Monaten den zukünftigen Schwager und seine, wenn auch noch so zart gehaltenen, Vorstellungen herzlich satt bekommen.

Immer mehr war der äußerst gediegene, junge Graf, der trotz der bedeutenden väterlichen Besitzungen im Ministerium mit Auszeichnung dem Staate diente, dem genußsüchtigen, geistesträgen Nichtsthuer lästig geworden, da ja das ehrenvolle Wirken Dernbachs nur zu laut gegen das eigene Schlaraffenleben protestirte. So oft sich daher der Bräutigam aus der Hauptstadt zu flüchtigen Besuchen in Görzhausen angemeldet, hatte Clemens später immer Mittel und Wege gewußt, um auf entfernten Jagden oder andern unnöthigen Ausflügen dem langweiligen Sittenprediger, wie er den Grafen für sich nannte, zu entkommen. Aber einmal hatte dieser unangemeldet seine Braut besucht und diese wie die Mutter in Verzweiflung getroffen, weil Clemens ihnen eben mit trotzigster Energie seinen Entschluß eröffnet, jene übelberufene Tänzerin, mit der er bis zum heutigen Tage die interessante „Liaison" heimlich unterhalten, demnächst als Burgfrau heimzuführen. Und als er auf Dernbachs ernsteste Warnungen hohnlachend erwiederte, daß das jetzt die allerneueste und auch vernünftigste Sitte des Adels sei, um das zu träg gewordene Vollblut ein wenig aufzufrischen — da waren die beiden jungen Edelmänner, wenn der eine diesen Namen noch verdiente, so gewaltig auf einander gestoßen und so bis zum Tode verletzende Worte gegenseitig gefallen, daß es der Ehre des Grafen unmöglich geworden, auch nur eine Stunde länger mit dem zukünftigen Schwager dieselbe Luft seines Schlosses einathmen zu können. Kaum angekommen reiste er in furchtbarer Aufregung wieder ab. So unsäglich weh' es ihm auch für Adele geschah, der Mann mußte fort, sollte nicht der Bräutigam zum ehrlosen Manne werden. Schon am andern Tag ließ Clemens dem Grafen eine Forderung auf Pistolen zukommen. Und dieser, der in seiner Studentenzeit ein renommirter Senior gewesen, stand auch jetzt an Mannesmuth dem frühern Husarenoffizier nicht im mindesten nach und schärfte diese Forderung noch „auf Leben und Tod," nach seinen Standesbegriffen von Mannesehre das einzige

Mittel, um den unerhörten Schimpf wieder sühnen zu können. Kaum hatte die bräutliche Liebe mehr Platz in seinem Herzen, so war es über und über angeschwellt von Zorn über die erlittene unerhörte Kränkung. Tag und Nacht hörte er das eine Wort: „scheinheiliger Bube!“ das ihm Clemens zuletzt vor der Braut ins Gesicht geschleudert, in den Ohren gellen. So gebrandmarkt konnte er nimmer leben und nimmer lieben.

In einem Walde nahe der Hauptstadt sollte das verhängnißvolle Duell vor sich gehen. Wie aber Clemens in Allem und Jedem leichtsinnig und herzensroh geworden, so hatte er jetzt auch vor seinen Dienern Ort und Stunde ausgeplaudert und schon im voraus mit seinem Siege über den Bräutigam der armen Schwester groß gethan. Derselbe treue Conrad, der vorhin im Kamin das tragische Feuer angezündet, hatte es dann nicht übers Herz bringen können, zu schweigen, und seinem gnädigen Fräulein Alles verrathen. Um die arme Mutter, die der Schrecken des letzten Morgens auf das Krankenbett geworfen, mit dieser neuen Angst zu verschonen, entschloß sich Adele, ihr das Geheimniß zu verschweigen; stand ja doch deren Leben auf dem Spiel! Clemens war schon einige Tage zuvor in die Hauptstadt abgereist. Alle Bitten an diesen selber, von dem gefährlichen Zweikampfe abzustehen, erschienen ohnedem fruchtlos. Ein Bote, von Adele heimlich an den Bräutigam abgesendet, brachte auf all' ihr herzbezwingendes Flehen nur unbestimmte Antwort zurück, nur gar unheimlich klingende Worte von dem Streite zwischen der Liebe und Ehre. Da wußte sie zuletzt keine andere Rettung mehr. Die Todesangst um den geliebten, edlen Bräutigam, ach! und auch die unvertilgbar angeborne Schwesterliebe zu dem unedlen Bruder, trieb sie endlich zu dem Wagniß, dem alten Grafen von Dernbach, einem strengen, harten Edelmann aus der alten Schule, das Geheimniß in einem verzweiflungsvollen Briefe zu offenbaren und ihn bei ihrer und seines Sohnes Liebe zu beschwören, den tödlichen Zweikampf mit allen Mitteln zu verhindern. Wie unendlich gut hatte sie's gemeint, aber ach! wie schlecht ward es ihr gelohnt! Die fromme Angst um des Bräutigams und des Bruders Leben brachte sie um den Einen und konnte ihr den Andern nicht retten.

Als früh Morgens an der verabredeten Waldstelle die Secundanten eben die nur fünf Schritte von einander entfernte Barriere in den Sand zeichneten und die beiden Gegner eben zur Pistole greifen wollten, trat plötzlich der alte, weißbärtige Graf mit flammenden Augen und gebieterisch ausgestreckter Hand aus dem Dickicht und rief ein zürnendes Halt, daß die Beiden ihn anstarrten wie eine Geistererscheinung und wie gelähmt ihre Arme niedersanken. Der Zweikampf war zu Ende.

Als dann dieser eisenharte Vater mit dem fast besinnungslosen Sohn in dem gräflichen Wagen, der ein paar Schritte weit auf der Waldstraße gehalten, nicht zur Stadt, sondern sogleich nach Schloß Dernbach fuhr, da rüttelte dieser ihn auf aus seinem Stumpfsinn mit der unerbittlichen Mahnung, ihm jetzt auf der Stelle sein zweifaches Ehrenwort als Cavalier zu verpfänden, einmal, daß er sich nie und nimmer mit diesem heillosen, aus dem glorreichen kaiserlichen Heere schimpflich davongejagten Schurken, wie er Clemens nannte, schlagen werde, und dann, daß er als ein Dernbach von nun an dem Gedanken entsage, eines solchen, den ganzen Adel ehrlos beschimpfenden Schuldenmachers mitbeschimpfter Schwager zu werden. Denn fürs Eine wie fürs Andere treffe ihn sonst sein väterlicher Fluch, und er wisse wohl, daß sein Wort das Wort eines Edelmannes sei, der gewohnt, Wort zu halten. Und wenn Mutter und Schwester vom Himmel herabgestiegen wären, gleichviel, so habe dieser Bruder den Namen Görz auf Görzhausen mit solcher Schmach belastet, daß, wer immer mit ihm in Verbindung trete, auch selber gebrandmarkt werde mit dem Zeichen der Schande. Und eher möge der Name Dernbach und sein ganzes Geschlecht, das ihn seit acht Jahrhunderten nur mit Ehren getragen, spurlos vergehen, bevor der Name Görz auf Görzhausen als fauler Ast den ganzen Stammbaum der Dernbach um seinen alten Stolz betrüge.

Jede noch so dringende und noch so verständige Einwendung, jede noch so inbrünstige Bitte für die unschuldige Braut, Alles prallte machtlos ab an diesem Vaterherzen, wie der Pfeil an einem eisernen Harnisch. Die Entrüstung des alten Grafen stieg immer höher, immer dunkler flammte sein Auge. In immer blutigerem Streite rang des

Sohnes Herz zwischen Vater und Braut. Wie zum Hochgerichte dünkte ihm diese grauenvolle Fahrt. Von Kind auf war er in der Lehre strengsten Gehorsams eingeschult, von Kind auf hatte er zu seinem Vater hinangeblickt als zu dem Urbilde eines erzenen Charakters. Und der Edelmann in dem Sohne hatte seinen ganzen Kern diesem Vater zu danken. Dessen Fluch wäre sein moralischer Tod gewesen. Und hatte sein Wort nicht Recht? Konnte er das Görzhausener Schloß noch ferner nur mit einem Fuße betreten, ohne an seiner Ehre beschmutzt herauszutreten, und mußte sein bisher so makelloser Schild nicht Flecken bekommen, solange seiner Braut und seinem spätern Weibe solch' ein ehrloser Bruder im Lande lebte? Und doch die Schwester und die Mutter! Was konnten doch die Schuldlosen für den Schuldigen? Und noch einmal raffte er all' seinen Muth zusammen und wagte mit stürmenden Bitten einen Anlauf an seines Vaters Zorn. Doch wieder hob dieser die geballte Faust und verwünschte die schwache Stunde, in der sein Sohn ihm schon damals nur mit falschen Schmeichelworten das Jawort für die Schwester abgerungen, als die Schande dieses Bruders noch Dunkel bedeckte. Aber nun sie offen vor aller Welt daliege wie ein schmutziges, zerlumptes Kleid, nun werde er als Vater nie, niemals, so lange er und dieser Bruder am Leben sei, für dessen Schwester ihm den Segen geben, aber hundertmal ihm selber seinen väterlichen Fluch. Nun möge er sich entscheiden zwischen Bräutigam und Sohn.

Und die vier spitzen Thürme des Grafenschlosses Dernbach blickten jetzt eben durch den lichter werdenden Waldweg, da hatte der Sohn seine Hand in die des Vaters gelegt zum doppelten Gelöbniß, und dann dieser wieder die Vaterhand auf das Haupt des gehorsamen Sohnes zum neuen Pfande seiner segnenden Liebe. Dann aber war der junge Graf in den Wagen zurückgesunken und weinte in seinem zerrissenen Herzen um die verlorene Braut nicht minder herbe Thränen als diese vorhin vor dessen vom Kaminfeuer verzehrten Bildniß geweint um den verlornen Bräutigam. —

Wäre der junge Graf ein edlerer Mann gewesen, wenn er trotz alledem in offenem Trotze lieber von des Vaters Herzen als dem der Braut gelassen hätte? Wenn er deren Liebe dem Fluche des

Vaters vorgezogen? Oder wenn er dem Vater sein Manneswort wieder heimlich gebrochen und der Braut dann ebenso heimlich gehalten hätte? Entscheide darüber, wer mag! Das Urtheil sei Keinem verwehrt. Nur möge er dabei das Eine nicht vergessen, daß den jungen Grafen von Dernbach eine viel zu tiefe Ehrfurcht vor Adele von Görz beseelte, um dieses bräutliche Verhältniß mit ihr hinter dem Rücken seines Vaters als wortbrüchiger Mann heimlich, oder mit dem väterlichen Fluche belastet als liebloser Sohn offen, noch länger fortsetzen zu können. Nach seinen Begriffen war ihm keine andere Wahl geblieben. Das bräutliche Band mußte gelöst werden. Und auch die Braut selber war damit einverstanden, wenn auch mit blutendem Herzen wie nicht minder die Mutter. Denn auch diese Beiden hatten ihren alten Stolz der Standesehre, und eher hätten sie sterben wollen, als daß eine Görz auf Görzhausen, die Tochter einer Gräfin Hohberg, sich nur mit Gewalt oder gar mit Schimpf und Schande eindrängen sollte in das Haus der Dernbach. —

Aber hatte jetzt diese Holzflamme auch die fromme Gluth von Adelens erster und einziger Liebe verzehrt? Wäre ihr Herz wirklich für immer damit fertig geworden? Wohl glaubte sie's, aber ihr Glaube war nur Täuschung. Und hätte sie erst gewußt, wie der verlorne Bräutigam durch des Vaters Härte und sein ihm abgedrungenes Manneswort wohl die Braut, aber nie und nimmer seine heimliche Liebe zu ihr verloren, und wie er sich selber das andere Wort gegeben, jetzt auch sein ganzes Leben lang den Ehering an der Hand zu missen — hätte sie das erst gewußt, was er ihr aus Zartgefühl in seinem Abschiedsbriefe verschwieg, um sie auch innerlich von ihm frei zu machen, ich glaube kaum, daß das Bild dieses edlen Mannes und seiner Liebe züchtiges Wort jetzt in den letzten Funken für immer Abschied nehmend vor ihrem Auge verglimmen würden.

Das war im Trauerspiele des schmach- und schuldbeladenen Bruders ein tragischer Akt im Leben der reinen, schuldlosen Schwester. —

* * *

Laß mich schweigen, lieber Begleiter, von dem letzten Abend im Görzhausener Schlosse, den die Baronin und Adele mit Pfarrer

Faber und Elisabeth zusammen verbrachten. Weißt du doch schon mehr als genug, um die ganze Wehmuth dieses Abschieds in deinem eigenen Herzen nachzuempfinden. Was bedarf es da noch meines Wortes, um in meine leider ohnehin so düstere Stimmung dieses innerlich zerfallenen Stammschlosses auch noch die andern Töne des Herzleides zu mengen, von denen durchzittert Theodor und Elisabeth endlich in später Nachtstunde von der Baronin und Adele sich losgerissen hatten! — Und morgen in frühester Stunde, wann das ganze Dorf noch im Schlafe liegt, wollen Mutter und Tochter im Geleite des alten Conrad in der bescheidenen Kutsche des Gutspächters in Gottesnamen von dannen fahren. Es hätte der seelengroßen Baronin wahrlich nicht an sittlichem Muthe gefehlt, auch am hellen Tage mitten unter der ihr nachweinenden Gemeinde von der geliebten Heimath Abschied zu nehmen. Aber sie wollte der ohnehin bis zum Kranksein ergriffenen Tochter diese letzte, allzuheftige Gemüthsaufregung ersparen. Und wozu denn auch noch ohne Noth einen neuen Schmerz noch selber aufsuchen, wo die ungesuchten seit langen Jahren schon so zudringlich ihren Weg hieher gefunden hatten? Zudem war schon während des ganzen Tages das Schloß von abschiednehmenden Gemeindegliedern fast keine Viertelstunde leer geworden, und noch obendrein hatte die Baronin und Adele manch' bettlägeriges, altes Mütterchen und noch andere Kranken zum letzten Liebesdienste heimgesucht, denen sie allezeit als tröstende Engel erschienen waren. Um zuletzt auch noch nach ihrem Scheiden ein Pfand ihrer segnenden Barmherzigkeit zurückzulassen, hatte die frühere Burgfrau dem Pfarrer Faber für die protestantischen Armen in Görzhausen, wie dem katholischen für die in Teisenberg, jedem zweihundert Gulden gleichmäßig übergeben, so hart ihr auch diese Summe in ihren jetzigen Verhältnissen angekommen war. Aber ach, wie herzlich gerne gab sie's dennoch hin, um das traurige Andenken an den Sohn durch das andere an sie selber nur ein klein wenig wieder vergessen und verschmerzen zu machen. — Und erst noch jene andere, allerschwerste Trennungsstunde, die sie drüben am Teisenberger Waldsaume vor der Gruft des Gatten und Vaters zusammen vertrauert! O wahrhaftig, sie durften mit gutem Gewissen morgen

früh nun abschiedslos von hinnen ziehen. Ihre edlen Frauenherzen hatten schon heute schmerzlichen Abschied genug genommen. —

So breite denn deinen schimmernden Mantel um diese zerfallene Burg, ewiger Sternenhimmel! Laß heitere Traumgebilde besänftigend in diese zwei Herzen niedersinken, daß sie, darüber im Schlafe der düsteren Wirklichkeit vergessend, morgen frühe neugestärkt erwachen und noch an eine bessere Zukunft glauben mögen. Seit der Herr das Licht vom Dunkel geschieden, bist du, Nacht, ja den Menschen bestellt, des Tages Leiden und Mühsal ihnen abzunehmen, ihre Gedanken zu klären und zu nähren ihre Entschlüsse. So übe jetzt auch an diesen Menschenherzen dein barmherziges Versöhneramt, du duftdurchhauchte, sternendurchglänzte Frühlingsnacht! und träufle deinen heilenden Himmelsthau auf die Wunde der schwächeren Tochter, in deren Herzleid der lerchendurchschmetterte Tag so mitleidslos gejubelt hatte! ...

Und siehe, im mondbeschienenen Thurmgemach, da liegt die verlassene Braut nun im friedlichsten Schlafe. Denn, hat ein kummerschweres Herz sich erst nur ausweinen dürfen, dann ruft die letzte Thräne den Schlaf als mächtigsten Tröster noch zu Hilfe und er kommt gar schnell und gerne, zumal über junge Herzen und Augen.

Und gleitet jetzt nicht ein seliges Lächeln über ihr bleiches Gesicht? Welch' schönes Traumgebilde mag sie wohl schauen?

Sie sitzt jetzt wieder vorm Kamine, wieder hat sie des Bräutigams Briefe und sein Bild in die Flamme sinken gelassen. Aber siehe, wie eben die letzten Funken verglimmen wollen, da steigt aus der Asche des Bräutigams Bildniß wieder unversehrt hervor und schwebt ihr ans Herz, daran ihr es einst um den Hals gehangen. Und eine ferne Glocke hört sie läuten .... und wie sie vor süßer Angst in die Locke greift, hält sie einen Myrthenkranz in der freudezitternden Hand....

Laß die Tochter träumen und lächeln! Mich sehnt es nach der wachenden, weinenden Mutter.

Diese sitzt noch immer auf der steinernen Schloßbrücke unter den Linden, wo rechts und links die zwei eingemauerten Ritter Wache halten. Mitternacht ist schon lange vorüber. Im ganzen Dorfe liegt Alles im Schlafe. Ist das eine heilige Stille auf Erden und

am Himmel! Nur im Hofe das Rieseln des alterthümlichen Bronnens, darauf ein erzener Landsknecht trutzig in die Mondnacht schaut, das ist der einzige Laut im Schlummerschweigen der Natur und Menschen. Nicht einmal die alten Linden flüstern leise, aber sie wachen doch; denn sie hören jetzt auf die letzten Worte der abschiednehmenden Burgfrau:

„So fahr' denn wohl, du alte Stammburg deines alten Geschlechtes, das mir den Namen gegeben! Fahr' wohl und laß mich im Frieden von hinnen ziehen, denn ich bin schuldlos an deinem Zerfall. Klage kein einziger Stein darum mich an! denn mein Gewissen spricht mich frei. O wohl ahn' ich es: der fremden Menschen draußen werden gar viele sein, die in vorschnellem Urtheil die Mutter verdammen werden um des durch eigene Schuld gefallenen Sohnes willen. Denn solches ist ja zumeist das Loos verwittweter Mütter, deren Söhne mißrathen, daß zu dem einen bittersten Schmerz auch noch dieser andere sich gesellt, nicht nur Disteln einzuheimsen statt der gehofften Garben, sondern auch noch der dornigten Nachreden wuchernde Fülle, nur als unkundiges, schwachherziges Weib das Feld nachlässig bestellt und mit falscher Liebe besäet zu haben. Auch von mir wird wohl also die harte Rede gehen. Denn gegen schutzlose Wittwen getraut sich die Welt gar mitleidloses Urtheil, statt sie erst recht zu schützen und zu stützen, wo doch ihr Schutzherr mit starrer Hand im Grabe liegt. Wie oft hab' ich's in meinem eigenen Wittwenstande schon erfahren! — Aber die mit solchem Unrecht mich werden kränken, ihnen Allen sei schon zuvor verziehen aus Liebe zu dem, der für seine eigenen Feinde gebetet: Vater verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! — Nur ihr, o nur ihr, ehrwürdige Mauern, laßt eure arme, einstige Burgfrau im Frieden von euch scheiden und sprecht zuvor noch mich frei von jeder Schuld und jeder Schwäche! Von euch könnte ich solch' ungerechten Vorwurf nicht ertragen. Habt ihr doch wie ich geweint und beschworen, wie ich gezürnt, geduldet und gebetet, habt ihr doch Alles, Alles mit angesehen und gehört! Beim barmherzigen Vater der Wittwen! Ich bin schuldlos und wasche meine Mutterhände in der *Unschuld meiner Thränen.*"

Und die trauernde Burgfrau ließ ihrem Weinen nun freien Lauf. Jetzt sah es ja nur das Auge Gottes, während das der Tochter in friedlichem Schlafe geschlossen war; und es that ihr so wohl, das zentnerschwere Herz ein wenig leichter zu weinen. O wenn es keine Thränen mehr gäbe, diese treuen, lindernden Gefährten der Trauer, wie viel mehr Herzen müßten dann wohl brechen!

Jetzt strich ein leiser Nachtwind durch die alten Linden, daß ihre Blätter säuselten wie freundliche Geisterstimmen. Diese weckten die Mutter wieder aus dem Verlorensein ihrer Gedanken, und sie sprach zu ihnen hinauf:

„O ich versteh' euch, was ihr mir sagen wollt. Und habt Dank für euren Trost! Ja nicht wahr, das waren schöne, selige Zeiten, als noch mein Sohn als Kind hier auf meinem Schooße saß und meine Mutterlust wetteiferte mit eurem üppigen Blühen; als der Blick in meines Sohnes Zukunft noch heiter glänzte wie der Sommerhimmel über euren Kronen, und da mein Gebet für ihn noch durch eure Zweige zum Himmel stieg, von süßer Hoffnung duftend, wie eurer Blüthen Wohlgeruch! Ach ja, das war wohl eine paradiesisch unschuldige Zeit!

„Und nun sitze ich in der letzten Nacht unter euch da, und nichts ist mir geblieben von meinem Sohne, als die Trauer um sein verlorenes Leben und das Weh von seiner Schuld. Winterlich kahl streckt der Baum meiner einstigen Hoffnungen die dürren Aeste zur trügerischen Erde, aber, Gott sei darum gedankt, der andere Baum demüthiger Ergebung, der ist von all' dem Brande meiner heißen Schmerzen doch noch nicht dürr geworden, und der Blüthenduft des Gebetes steigt daraus auch jetzt noch zum ewig treuen Himmel.

„O so fahrt auch ihr jetzt wohl! Ihr alten treuen Zeugen meiner Mutterlust und meines unvergleichbar größeren Mutterleides, fahrt wohl! Die ihr dieser Stammburg Stolz und Schmach mitangesehen, fahrt wohl! Mögt ihr einem andern Herrn, einer anderen Mutter, von besseren Tagen rauschen! Fahrt wohl, ihr Hoffnungen, die ich einst unter diesem Schatten genährt und gepflegt! Mein Geleit ist *nur* die Täuschung und das Gebet, sie zu ertragen. O zum letzten *Liebesdienste* flüstert Trost und Ergebung nieder in dieses bis zum

Tode wunde Mutterherz! Nur eine Viertelstunde noch redet mit mir von meinen besseren Tagen, daß ich darüber die bösen vergesse, und schöne Träume meinen letzten Schlaf in dieser zerfallenen Burg verklären. O tröstet mich noch! Ihr thut ein gutes Werk an mir!"

Sie weinte nun nimmer und hielt nur das Auge geschlossen. Zum letztenmale lauschte sie jetzt auf der steinernen Bank dem Flüstern der alten Linden, und ihr krankes Herz sog ein ihrer Blüthen und der Erinnerung an bessere Tage gleich erquickenden Duft.

Dann stand sie auf, heldengroß an Leib und Seele, und that noch einen letzten, tiefen Blick in das Laub der Bäume, dadurch das Gold der Sternennacht herunterblinkte.

„Jetzt bin ich als Mutter hier fertig. Ich will schlafen gehen. Und morgen früh will ich nichts mehr sein, als meines edlen Mannes edles Weib, das dessen Liebe würdig aus dieser Stammburg seines Geschlechtes von hinnen zieht."

Dann deutete sie noch hinauf zu den mondumglänzten Fenstern des Ahnensaales.

„Und ihr da droben, verlaßt euch drauf! Was euer letzter Enkel an euch gesündigt, die Mutter dieses Sohnes macht es wieder gut, so viel sie eben für so viel Schuld und Schande vermag. Noblesse oblige — dieses Wort der Edelmänner, an mir, dem Weibe, soll es Wahrheit werden."

Jetzt ist es vier Uhr Morgens. Noch schläft Alles in dem grabesstillen Dorfe. Aber die Baronin und Adele fahren schon in der offenen Pächterkutsche durch den Hohlweg. Der alte Conrad sitzt neben dem Knechte. Niemand redet ein Wort; und ebenso schweigsam sind sie auch vorhin aus dem Schloßportale heraus- und an den Linden vorbei die Treppe heruntergegangen und dann eingestiegen. Gott! war das ein großes, herzbrechendes Schweigen! Aber so hatte es Adele beim Aufwachen der Mutter, welche die paar Nachtstunden betend im Bette gesessen, feierlich gelobt. Und der alte Conrad auch. Keine Klage sollte über ihre Lippen kommen, keine Schwäche über ihr Herz. Wie der Sohn und Bruder einst mit gesenktem Kopf und verstörtem Gesichte davongeflohen, so sollten s i e jetzt am frühen Morgen mit aufrechtem Haupt und zum Himmel

gehobenen Herzen und Blick aus der alten Stammburg von hinnen ziehen. „Noblesse oblige,“ das war der Mutter erhabenes Losungswort gewesen, das sie zuvor noch Adelen beim Erwachen ins Herz gerufen. Und es war redlich befolgt worden von der adeligen Mutter und Tochter, und selbst von dem unadeligen Diener. Nicht einmal eine Thräne war den Dreien ins Auge gekommen, als sie aus dem Schloßhofe gefahren und zum letztenmale nach Allem umgeschaut. Und doch, was wäre alle noch so reiche Thränenfluth gewesen gegen dieses trockene Weinen!

Jetzt fährt der Wagen droben an der Allee; noch geht es in dem schlechten Hohlwege ganz langsam. Wie von hier aus die rebenumlaubten Schloßthürme so malerisch traut heraufschauen! Ob auch die beiden Frauen im Wagen diesem Bild im Rücken saßen, o sie sahen es jetzt doch mit dem geistigen Auge!

„Fahr' schneller, Hans!“ rief die Baronin dem Knechte zu, und wie ihre Stimme dabei gebrochen klang! Aber Adele bat so innig: „Ach Mutter, nein, nur jetzt noch nicht schneller fahren! Nur noch einen einzigen Augenblick laß mich hinunterschauen auf unser altes, liebes, armes Schloß! Dann mag es in Gottes Namen schneller gehen. Ich bitte dich, Mutter, gönne diesen letzten Blick mir noch!“

„So thu's, Adele!“ sagte die Mutter mit der erhabenen Ruhe ihres großen Herzens, „schau noch einmal hinunter! Ich habe damit in mir abgeschlossen.“

Dann hieß sie den Knecht stille halten. Adele stand im Wagen auf, kehrte sich um und schaute hinunter. Soll ich dir vielleicht erst sagen, mit welcher Empfindung? Die Baronin aber blieb ruhig sitzen, hielt ergeben die Hände gefaltet und sah mit umschleierten Augen nur vorwärts, tief in den Himmel hinein, zu dessen morgenduftigem Zelt hie und da eine singende Lerche sich aufschwang. Was die ihrem Herzen wieder Alles von himmlischem Trost erzählten, indeß das jüngere der Tochter seinen irdischen Schmerz noch einmal erneuerte. Ach! um des Abschieds Herzleid ertragen zu können, trieb sie's erst recht, die Last zu verdoppeln. Welch menschliches Räthsel!

Und wortlos hatte sich Adele wieder neben die Mutter gesetzt. Nur mit sanfter Hand war diese über der Tochter Auge gefahren

und hatte sie auf die Wange geküßt, und diese wieder die Hand der Mutter. Das war ihre ganze, beiderseitige Rede gewesen.

Und nun fährt der Wagen schon eine halbe Stunde lang im scharfen Trab Hügel auf und nieder. Aber sind das stumme Menschen! Noch immer kein Wort! Nur dann und wann ein Seufzer aus tiefstem Herzensgrund und drüber am Morgenhimmel sich wiegende Lerchen, mehr und immer mehr aus den thauigen Saaten steigend, lauter und immer lauter jubelnd.

Jetzt geht's langsam Schritt für Schritt einen steilen Berg hinan. Schon liegt Görzhausen eine Stunde weit entfernt. Aber von der Höhe kann man ganz deutlich zum letztenmale die Dorfkirche sehen, und selbst die dunkeln Schieferhelme des Schlosses und noch tiefer die grünen Lindenwipfel.

O wie gut kennt Adele diese Stelle und wie oft hat sie von hier aus der lieben Heimath den ersten Willkommgruß hinübergewinkt! Und da steht der Wagen oben. Der Kutscher hält ungeheißen an, denn die Gäule müssen sich verschnaufen; und ohne daß sie wieder die Mutter darum bittet, steht Adele auf, kehrt sich um, späht hinüber und winkt mit zitternder Hand dem Thurme der Kirche und denen des Schlosses, den Lindenwipfeln und der noch höheren Hügelwand. Und jetzt ein jäher Peitschenhieb. Die Gäule ziehen auf dem ebenen Bergrücken neu belebt an. Aber noch immer bleibt Adele aufrecht stehen und schaut zurück. Erst schwinden die Lindenwipfel und dann die Schloßthürme. Jetzt sieht sie auch die Kirchenspitze nicht mehr; und auch die Hügelwand wird schmäler und immer schmäler — verschwunden ihren Augen Alles, Alles von der lieben Heimath, und doch Alles, Alles noch im Herzen! —

Und schluchzend brach sie in den Wagen nieder und barg ihr Haupt an der Mutter Brust: „O Mutter, nun sehe ich nichts mehr, gar nichts mehr! — Verloren Alles!“ —

Diese blieb aber auch jetzt die ganze, ungeschwächte Heldin dieser Tragödie. Und mit der einen Hand Adelens thränenüberquollenes Haupt umfassend streckte sie die andere hoch empor.

„Und doch, mein Kind, blick' auf! du siehst den ganzen, ganzen *Himmel!*“

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.

Sechster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

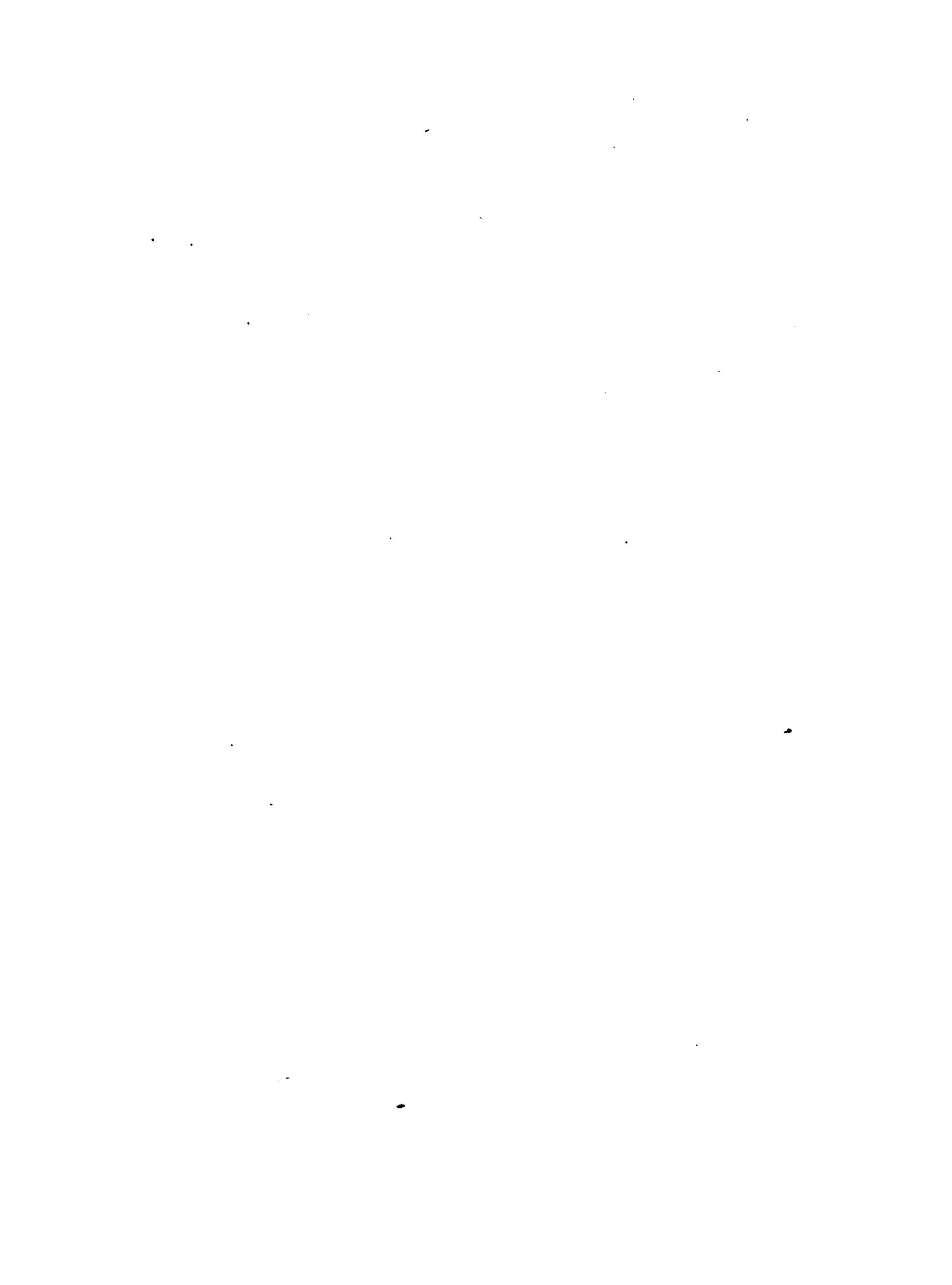
Inhalt des sechsten Bandes.

Neunter Abschnitt.

Der Sohn seiner Zeit.

Zehnter Abschnitt.

Schutt und Aufbau.



Neunter Abschnitt.

Der Sohn seiner Zeit.



VII.

Ein neues Ideal des Glückes.

1.

Hast du's nicht schon in deinem eigenen Herzen erlebt? Eine Burgruine, um deren gebrochene Mauern der Epheu in elegischer Freundschaft seinen grünen Blätterschleier geschlagen, um die Oede des Verfalles verschönend zu umhüllen, welch' ungetrübt poetische Stimmung erweckt solch' Trümmerbild! Denn wer gedenkt in seinem Anschauen noch der Stürme, die einst über diese Mauern hinfahren mußten, bis sie wankten und brachen? Und erzählt dir auch Jemand davon, du hörst es träumerisch an wie eine Sage, die dein Herz nicht mehr berührt. In froher Gesellschaft mitten unter dem Schutte sitzend führst du den Becher goldenen Weines an die heitere Lippe und schauest aus den Ruinen der Vergangenheit fröhlich hinaus in den Frühling der Gegenwart, dessen Himmelsblau nur um so reizender durch solchen Trümmerrahmen auf dich niederlacht. — Siehst du aber ein einst gar stolzes Haus, das ungebrochen noch dasteht, zu dessen Fenstern aber dennoch der innere Zerfall mit ganz frisch verweintem Antlitz heraussieht, so überkommt dein Herz nicht jene heitere Romantik, deren Zauberduft um die Ruinen weht, sondern nur poesielose Trauer beschleicht deinen Geist, die mit schwerem Fittig verstimmend ihn niederdrückt.

Das verspürte setzt selbst der hartherzigste, grobnervige Bauer, wenn er am Görzhausener Schlosse vorüberging. Die Fenster standen offen. Durch manch' zerbrochene Scheibe strich der Wind. Die

Zimmer waren alle leer; nur die Nägel staken noch in den bestaubten Wänden. Was die Gläubiger an Mobilien für sich in Beschlag nehmen konnten, war bereits im Schloßhof unter den Hammer gekommen und in alle vier Winde von Christen und Juden zerstreut worden. Manch' ein behäbiger Bauer schlief bereits auf ehemals freiherrlichem Bette. Das andere ausschließliche Eigenthum der Baronin war unter Pfarrer Fabers Vorsorge in die Hauptstadt nachgefolgt.

So stand das alte Stammschloß der Görz auf Görzhausen schon vier Wochen jetzt herrenlos da, das Eigenthum der Gantmasse, eine tragische innere Ruine, das Sinnbild ihres letzten Herrn aus dem vielhundertjährigen Hause. Aber noch immer bewachten die zwei eingemauerten Ritter an der Schloßtreppe den Eingang; nur gut, daß sie von Stein gewesen! Es hätte ihnen sonst wohl längst das Herz brechen müssen.

Und die Bilder des Ahnensaales? Wo sind diese wohl hingewandert? — Schon waren sie alle von roher Hand aus ihrer alten Stätte in den Schloßhof heruntergeschleppt worden und lehnten zerstreut umher an der Treppe, am Bronnen und längs den Mauern. Schon wollte man daran gehen, sie einzeln Stück für Stück um ein Spottgeld loszuschlagen. Schon stand mit schäbigem Rocke der mit allen Wassern gewaschene Auktionator hoch erhaben auf dem Bronnenbecken und hielt den ältesten der Görz, einen über und über in Eisen steckenden, vollbärtigen, trotzblickenden Ritter zu allgemeiner Schau in die Höhe, und der verlockende Ausruf klang den lauernden Alterthumshändlern in die Ohren: „Das Porträt des ältesten Görz auf Görzhausen, aus dem Jahre 1349, ein höchst interessantes Stück! — Zehn Gulden! wer bietet mehr? Zehn Gulden zum erstenmal.“ Und nun ging es wirr durcheinander mit christlichem und jüdischem Accent: „zehn Gulden dreißig — elf Gulden — elf Gulden zwölf — elf Gulden sechsunddreißig — zwölf Gulden — dreizehn Gulden!“ — Dann ward es still und wieder rief der Auktionator: „Dreizehn Gulden zum erstenmal, dreizehn zum zweitenmal“ — da trat plötzlich ein Allen unbekannter, feingekleideter Herr mitten aus dem Schwarme hervor und rief mit vornehmer Stimme: „Ich biete zwei-

tausend Gulden für alle Bilder miteinander, wenn die Versteigerung sofort ein Ende nimmt, und auf der Stelle baare Bezahlung. Wird mein Gebot angenommen oder wer bietet mehr?"

Wie da die Trödler und Bilderhändler sich geärgert und verblüffte Gesichter gemacht, den schönen Fang sich so vor der Nase weggeschnappt zu sehen! Fünf Minuten war zwischen den anwesenden Vertretern der Gantmasse noch hin und hergeredet worden. Der Vortheil dieses Angebots war zu sehr in die Augen gesprungen. Von einem Mehrbieten hatte begreiflicher Weise keine Silbe verlautet; alle Bilder, zusammen dreiundsechzig an der Zahl, waren dem unbekannten Steigerer zugeschlagen und von ihm sofort in blanken Dukaten ausbezahlt worden.

Eine Woche darauf hingen die Görz'schen Ahnen in einem bisher leeren Saale eines fernen, reichen Grafenschlosses. Dessen Burgherr, dem diese Bilder persönlich gleichgiltig gewesen, hatte sie nur auf dringendes Bitten und mit dem Gelde seines treuesten Jugendfreundes ersteigert und sie für ihn auf unbestimmte Zeit in Verwahrung genommen. Und dieser Freund, der den fremden Grafen darum gebeten und diesen letzten ritterlichen Liebesdienst für das zerfallene Haus der Görz so gut der ganzen Welt verschwieg, wie den Schmerz seiner Liebe, hieß Graf Friedrich von Dernbach. „Noblesse oblige!" —

Und wer wird nun der Herr dieses uralten einstigen Majoratsgutes werden? Das war jetzt die allgemeine Tagesfrage geworden, nicht nur der zunächst betheiligten Gemeinden Görzhausen und Teisenberg, sondern nicht minder auch des Adels in der weitesten Nachbarschaft. Doch wie oberflächlich war dabei die Empfindung selbst derer gewesen, die der alten „gnädigen Herrschaft" von Herzen ergeben waren, gegen das Gefühl der innersten Verstimmung, die auch nach dem Abzug der Baronin noch immer auf dem Görzhausener Pfarrhofe lastete! Denn was kann edlen, mitfühlenden Menschen noch viel weher thun, als seine Wohlthäter, denen das dankbare Herz alles Glück der Erde wünscht, in solch' namenlos tiefes Leid versenkt zu sehen; mit allem Dank, aller Liebe und Verehrung nicht helfen und, *zu jedem Opfer bereit*, dennoch kein einziges bringen zu können, um

den Untergang des höchsten und wahrhaftigen Erdenglücks, den Zerfall der Familie, von solch' geliebten Herzen abzuwenden? — Doch also ist es im Leben bestellt. Verschont das Unglück das eigene Herz und das eigene Haus, so kehrt es doch gar oft in denen der nächsten Angehörigen ein und dessen gramumwölkter Himmel wirft auch in unseres Glückes Sonnenschein seinen verdüsternden Schatten. Oder dürfen wir mit unseren, durch die Verwandtschaft an unser Herz geketteten Lieben uns gegenseitig ungetrübten Glückes erfreuen, so ist es wenigstens der oder jener Freunde widriges Schicksal, das unser Herz nicht völlig froh werden läßt. Es müßte denn schon von Natur aus so gefühllos geartet oder durch lange Uebung in der Selbstsucht erst so geworden sein, daß das Mitleid mit fremder Trauer ihm zuletzt ein eben so unbekannter Gast geworden, wie die glückselige Empfindung für das eigene Glück, die nur daheim ist in der zartbesaiteten Brust derer, die auch für fremdes Leid seufzen und weinen können.

Wie überaus glücklich wäre der gute, bescheidene Pfarrer Faber mit seiner immer gleich sanftmüthigen Hausfrau in seinem Görzhausener Stillleben gewesen! Wie hätte sein nun mit zwei Knaben und drei Mädchen gesegnetes Haus, der ungetrübteste eheliche Friede und das Bewußtsein redlich erfüllter Berufspflicht, die ganze Tiefe seiner Sehnsucht nach Menschenglück ausgefüllt, wie er das einst vor vielen Jahren aus dem van der Straaten'schen Hause als Ideal seines Ringens an Hermann heimgeschrieben hatte. Auch die Professorin Moser waltete noch immer als zärtliche Großmutter wie eine gute Fee in den stillen Räumen des Pfarrhauses. Und wenn auch Linchen mit dem gutmüthigen Kreuzer durch die Aufhebung des freiherrlichen Herrschaftsgerichtes schon im Jahre achtundvierzig nach einem entfernten Landstädtchen als lustige Frau Landgerichtsassessorin hatte übersiedeln müssen, so gaben doch die stets guten Nachrichten von dem Ehepaar und ihren zwei kräftigen Buben vollen Ersatz für deren Trennung. Selbst über das Weltmeer herüber kam nur freudige Botschaft von Adolf und den Schwestern. So war dieses deutsche Pfarrhaus auch in seinem Innern in vollster Wahrheit dasselbe, wie es von außen mitten unter fruchttragenden Obstbäumen und duftigen Blumen in solch' traulicher Poesie dem Beschauer sich darbot.

Wohl mußten Theodor und Elisabeth sich tüchtig zusammennehmen und jeden Gulden gar bedächtig in der Hand umwenden, bis sie ihn ausgaben, aber es ging doch ganz gut, ohne daß auch nur ein Pfennig ihrer, wie sie sagten, „holländischen Sparkasse" angerührt werden mußte. Waren sie doch Alle gleichmäßig in der weisen Kunst des Sparens eingeschult und absolvirt. Auch die Kinder gingen nun wieder in dieselbe Lehre, und man sah's den dickbackigen Jungen so wenig wie den blühenden Mädchen an, zu welch' bescheidenem Tische sie sich alltäglich niedersetzten. Dabei brachte die kleine Landwirthschaft gar manche Freude und Hoffnung, wie nicht minder Sorge ins Haus. Aber Garten, Feld und Wiese, die paar Kühe im Stalle, das Geflügel im Hofe und die Bienen in ihren Körben an der Südseite des Pfarrhauses, das Alles diente eben dennoch dazu, das Stückchen Erde, darauf sie ihr bescheidenes Haus aufgeschlagen, ihnen lieber und heimathlicher zu machen. Und es mochte wohl im ganzen deutschen Vaterlande nicht leicht eine harmlosere, zufriedenere Pfarrersfamilie geben, wenn in ihre heitere Idylle nicht jene Tragödie des Görz'schen Schlosses seit langen Jahren düsteren Schatten hineingeworfen hätte.

So oft Pfarrer Faber jetzt nur aus der Hausthüre trat, von wo man die spitzen Helme des Schlosses sah, gab es ihm einen Stich ins Herz und mit immer neuer Wehmuth gedachte er dessen, was er verloren, und der ungewissen Zukunft dieser ehrwürdigen Stammburg.

Fast täglich erschienen jetzt fremde Kaufsliebhaber in Görzhausen, adelige Herren und gutsherrliche Verwalter, Gutszertümmerer und Händler, und jeder besah mit anderen Augen und aus einem andern Gesichtspunkte die Gebäude wie den ganzen Gutscomplex. Namentlich aber das alte Herrenschloß selber erfuhr die verschiedenartigsten Schätzungen. Dem einen Cavalier wuchs es immer werthvoller ans Herz, je genauer er sich in seinen, auch in dieser Oede so stattlichen Räumen umsah; dem anderen speculirenden Gutszertrümmerer wollte es hingegen nur ein völlig werthloser Steinhaufen dünken, dessen Brockenmauern nicht einmal recht das Niederreißen lohnen würden. Und wenn Pfarrer Faber, als herbeigeholte Auskunftsperson, all'

diese herzlosen Reden mitanhören mußte, da wollte es ihm oft vorkommen, als ob das Schloß selber ganz traurig darüber dreinsähe, und in schmerzlicher Entsagung darauf harrte, ob es wieder einmal glückliche, dieser Hallen würdige Menschen beherbergen dürfte, oder ob es bei Zertrümmerung des ganzen Gutes langsam in seinem alten Glanze verkommen müßte. Am liebsten wäre es wohl jetzt gleich als Ruine mit gebrochenen Mauern und Thürmen dagestanden, einen düster umwölkten Himmel zum Dach und wilden Sturmwind zum klagenden Bewohner. —

Da stürzte eines Nachmittags Pfarrer Faber ganz betroffen in den Blumengarten, darin unter einer Geisblattlaube Elisabeth mit Mutter Moser bei der Arbeit saß, während die zwei Buben das kleine Schwesterchen lustig trompetend in einem kleinen Korbwagen durch die Buxbeete hin und wieder zogen. Und einen gerade empfangenen Brief hoch emporhaltend rief Theodor:

„Denkt euch meine Ueberraschung, oder, fast möchte ich sagen, Bestürzung, da schreibt mir Hermann soeben, daß er heute mit dem Nachtzug abreist und morgen in aller Frühe wieder hier bei uns sein wird, um sich, ja, ich kann's ja noch gar nicht fassen, um sich als Kaufsliebhaber das Gut anzusehen."

„Was sagst du? Hermann, das Gut kaufen wollen?" fiel Elisabeth nicht minder betroffen in des Pfarrers Verwunderung ein. „Ja, kann er denn das? Hat er denn so viel Vermögen? Und was will er denn dann mit dem Gut wohl anfangen? Er kann ja doch nicht aus der Stadt hieher ziehen. So zeig' doch den Brief nur her! Was schreibt er denn sonst? Das versteh' ich ja gar nicht!"

„Das ist ja eben das mir noch ganz unerklärliche Räthsel," erwiederte Theodor, „daß er sonst gar nichts schreibt, als nur die paar flüchtigen Worte, die mich ganz bestürzt gemacht, weil ich mir ihren Sinn gar nicht erklären kann." Mit diesem neuen Ausdruck höchsten Staunens reichte Theodor den beiden Frauen den Brief hin.

„Also deßhalb," sagte jetzt die Frau Professorin, „hat er schon vor acht Tagen jeden Winkel des Schlosses sich so genau angesehen und Stunden lang Feld und Wald durchstreift? Mein Gott, deßhalb?"

„Und ist dann den ganzen Abend so stumm und nachdenklich bei uns gesessen," ergänzte Elisabeth. „Er war ja gar nicht mehr zum Wiedererkennen. Und wie war er doch vor zwei Jahren, als er das erstemal uns mit Helenen hier besuchte, so heiter gewesen. Oder Theodor, meinst du denn, Hermann thäte wirklich wohl daran, das Gut zu kaufen?"

„Ach, noch kann ich gar nichts sagen, meine Lieben!" erwiederte der Pfarrer; „ich weiß ja viel zu wenig, wie Hermanns Vermögensverhältnisse sich unterdessen gestaltet haben. Aber so viel ahne ich schon heute, daß sein morgiger Besuch mir zentnerschwer auf dem Herzen drückt. In Gottes Namen, er komme! denn er kommt zu seinem ältesten, treuesten Freund. Und das Uebrige stell' ich Gott anheim."

Ward das nun wieder ein Abend voll von ruhelosem und doch so unfruchtbarem Hin- und Herdenken, und darauf eine schier schlaflose Nacht! — Indeß das Pfarrhaus seinen Gast aus der Hauptstadt erwartet, laß mich dir von der seitdem dahingegangenen Zeit erzählen!

2.

Fünf Jahre sind es, lieber Begleiter, daß du in jener Winternacht unsern Freund zum letztenmale gesehen, da er mit solcher Begeisterung der Wahrheit vor seinem Landesherrn in jener geheimen Audienz gesprochen hatte.

Was ist aus jenen Idealen geworden? Sind sie in der nüchternen Alltäglichkeit wieder in Duft zerronnen wie so tausend andere, die, kaum von flüchtigem Aufschwung des Geistes am Abend geboren, schon am nächsten Morgen wie Eintagsfliegen wieder absterben? Oder haben sie dauernd Fleisch und Blut angenommen und leben sie im schönen Leibe der Verwirklichung auch heute noch fort?

Wie gerne gebe ich der Wahrheit Zeugniß! Der edle Herzog hatte seinen Schwur, den er in jener Nachtstunde vor Gottes Antlitz ausgesprochen, männlich gehalten, als Landesvater und Fürst von Gottesgnaden. Die bei so manch' erlauchtem Träger leider oft vorkommende Leerheit dieser vielbedeutenden zwei Titel hatte dieser Fürst

mit lebendigem, segenwirkendem Inhalt ausgefüllt und das ganze Land glaubte darum auch voll freudiger Ueberzeugung an das göttliche wie menschliche Recht, daß sein Gebieter sich einen Landesvater und Fürsten von Gottesgnaden nennen dürfe! Denn er war es.

Eine noch nie zuvor erlebte Aera constitutionellen Lebens war dem Herzogthum angebrochen und bewies durch eine nun schon fünfjährige Dauer die gediegene Festigkeit des Grundbaues, darauf dieses Haus beglückenden Friedens zwischen Fürst und Volk errichtet worden war. Kenntnißreiche, wahrheitsliebende Minister, ganz dieselben, die Doctor Stark kurz nach jener Audienz in einer dem Herzog eingereichten Denkschrift empfohlen hatte, brachten den constitutionellen Gedanken zu klarem, redlichem Ausdrucke. Sie vertraten als charakterfeste Vertrauensmänner ihres herzoglichen Herrn dessen verfassungsmäßige Kronrechte, ohne je dem Bewußtsein untreu zu werden, daß des ganzen Landes freiheitliche wie volkswirthschaftliche Entwicklung, die Rechtssicherheit jedes einzelnen Bürgers, das segensreiche, geordnete Verhältniß zwischen Kirche und Staat, sowie die gewissenhafte Regelung des Staatshaushaltes innerhalb strenger constitutioneller Schranken doch am Ende die Hauptaufgaben ihrer ministeriellen Thätigkeit und die Grundideen der Verfassung selber seien.

Ganz natürlich war bei solch' neuem, redlichem Regiment jene hyperconservative Partei, die mit dem vorigen Ministerium in bedientenhafter Gedankenlosigkeit durch Dick und Dünn gegangen, sogleich in ein leeres Nichts zerfallen. Aber dennoch waren noch immer Gegensätze genug übrig geblieben, um durch heilsame Reibung das parlamentarische Leben vor der Versumpfung allzu großer Vertrauensseligkeit zu bewahren. Dabei ward das weise Maß geschaffen, die Mutter alles gedeihlichen und gesunden Fortschreitens in der Volksentwicklung.

Aus den niedergerissenen Trümmern polizeilicher Willkür hatte sich der Rechtsstaat auf den festen Grundpfeilern des Gesetzes und innerlicher Wahrheit aufgebaut. Der hocherhabene, aber so hundertfach mißbrauchte Begriff der Freiheit ward in allen Zweigen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens zu fruchtbarem Leben verkörpert. Staat und Kirche wirkten im gegenseitigen, vom Geiste gemeinsamen

Bedürfnisses und ihrer engen Zusammengehörigkeit beseelten gesetzmäßigen Frieden. — Selbst die Presse, die stärkste, bei zügelloser Ueberschreitung aber auch gefährlichste Macht im Staate hatte sich in dieser neuen Aera zu solch' gemäßigtem Ausnützen ihrer nun völlig unverkümmerten Freiheit verstanden, und servile Reaktion wie demokratisch ausschreitende Tendenzen waren so gleichmäßig vor der frischen Morgenluft dieser schönen Wirklichkeit wie Gespenster zerronnen, daß auch der verbissenste Gegner der Preßfreiheit durch dieses glücklich gelöste Problem ihrer Berechtigung sich hätte damit innerlich aussöhnen müssen. Der lichte Sonnenschein redlichen Wollens lag über allen Bestrebungen und jede im Dunkel lauernde Hinterlist wie niedrige Gemeinheit schlich sich instinktmäßig in das Herzensversteck ihrer Inhaber scheu zurück.

Sogar in der Rattenspelunke jener lichtlosen Sackgasse lag der Hexenkessel, darin Volkmann einst so meisterlich seinen Gifttrank gebraut, rostig und bestaubt im Winkel. Das Schurkenspiel, das mit dem Heuchlernamen „guter Bürger" ein Jahr lang getrieben worden, war längst von der öffentlichen Meinung zum Tode verurtheilt. Und manche Philister und Bureaukraten, die zuvor mit einem gewissen patriotischen Hochgefühl den Inhalt dieses schmutzigen Blattes als unerläßliche Würze ihres Frühstücks gierig verschlungen, schämten sich jetzt vor sich selber, wenn sie dieses von einem hochseligen Ministerium einst so gehätschelte Blatt dann und wann in der nunmehr degradirten Stellung von Wurst- und Käsepapier gelegentlich zu Gesicht bekamen. Volkmann und Schnober, dieses einander so würdig ergänzende Paar, hatten längst ihre saubere Verbrüderung aufgegeben. Der Spion und Correktor war in einem Wassertümpel eines nahen Waldes von Holzhauern als Leiche aufgefunden worden und nur sein Höcker vermochte noch die Identität der Person zu beweisen, die schon Monate zuvor verschwunden gewesen. Ob er sich in endlicher Selbsterkenntniß seiner Person gerade diese Schmutzlache zum symbolischen Schauplatz seines Selbstmordes ausersehen, oder auf dem Heimwege von einer nahen, niedrigen Kneipe nur verunglückt war, konnte niemals ermittelt werden. — Der frühere Redakteur selber hatte sich wieder auf die kümmerlichen

Geschäfte seines Commissionsbureau's beschränkt, und — eine noch viel ergiebigere Einnahmsquelle — auswärtige Blätter und Blättchen mit den buntesten Skandalartikeln versorgt, für die in der heimischen Presse keine Aufnahme mehr zu hoffen gewesen. Aber so gewandt er sich auch damals in seinem „guten Bürger" in den populären Knüppelstyl der Reaktion hineingeschrieben, so ging's ihm jetzt ebenso leicht von der Hand und aus dem Kopf wie Herzen, in entschieden demokratische Zeitungen anderer Länder über europäische Großmachtspolitik wie über die kleinen politischen Zustände des Herzogthums phrasenhafte Stylproben nach dem Muster von acht- und neunundvierzig tagtäglich abzusenden. Daneben gewährte es ihm eine pikante Abwechslung, mit derselben heuchlerischen Hand für ein auswärtiges, pietistisch gefärbtes, ultraconservatives Sonntagsblatt allwöchentlich die kläglichsten Stoßseufzer über die jetzige unheilvolle Wirthschaft der gottlosen, verkappten Republikaner und das neue Umsturzministerium niederzuschreiben. Außerdem war er als kritischer Referent bei mehreren Theaterjournalen der Residenz wie fremder Großstädte förmlich in Sold genommen und verstand zu seinem Nebenverdienst noch vortrefflich die Mitglieder der herzoglichen Hofbühne, wie darauf auftretende Gäste zu brandschatzen, und je nach der klingenden Zuvorkommenheit oder Zurückhaltung seiner Opfer deren Kunst in den Himmel zu erheben, wie in den tiefsten Abgrund verdammend hinabzustoßen. Kurz, er bewies eine so staunenswerthe Vielseitigkeit in dem verwerflichen Pfuscherhandwerk feilen Literatenthums, wie es zur Schmach der freien Presse und als deren gefährlichster Feind überall leider noch üppig wuchert, daß er durch diesen Handel mit giftigem Unkraut sich um das Dreifache besser stellte als gar Mancher, der nur gute Früchte auf den journalistischen Markt brachte. Und so gedachte er jetzt nur noch mit innerem Hohngelächter jener Anfangspraxis, da er mit solch' fieberhafter Hast nach dem ministeriellen Zuschuß von tausend Gulden für seinen „guten Bürger" geschmachtet hatte.

Zwar waren seine damals so bombastisch verkündeten Vorsätze, seinen kartoffelgemästeten Würmern zu jeder Mahlzeit nun Fleisch in den Topf zu legen und mit seiner halbblinden, vergrämten Käthe

jeden Mittag eine Flasche Wein zu trinken, und sie zur Harmoniemusik zu führen, nur kurze Zeit Wahrheit geworden. Das alte Familienelend war in den Mansardenkammern wohnen geblieben, gerade so wie die alte, niedrige Gesinnung in seinem Herzen. Nur nach außen hatte sich der Mensch in ihm auffallend vervollkommnet. Seine vordem so schäbige Garderobe war nun einer nahezu stutzerhaften gewichen. Der einst so wilde, struppige Vollbart umwallte in wohlgepflegter Form ein meist sauberes Hemd, selbst ein Lorgnon hing um den ziemlich fleckenlosen Rock und diente dazu, dessen außerdem sehr scharfsichtigen Besitzer interessant und vornehm zu machen. Einem Laster aber, um auch zu Volkmanns Gunsten die volle Wahrheit zu sagen, hatte er mit nur sehr seltenen Rückfällen völlig entsagt: das war jenes „Teufelsgesöff und Hausgift," der Schnaps. Dafür war der „Herr Doctor," wie er sich allerseits nennen ließ, jetzt um so regelmäßiger in der „Frühmesse" der Gast lustiger Weinstuben. Ebenso hörte er den Schlag der Mitternachtsstunde fast immer nur im Wirthshause bei der Flasche tönen, so wie er überhaupt nur bei ganz guter Laune sich zu Hause zum Mittag- und Abendtisch setzte, dafür aber in den Gasthöfen und feinen Restaurationen den verlockenden Speisezettel um so öfter und gewissenhafter studirte. Ja, wahrhaftig, ein guter, selbstsuchtloser, opferwilliger Familienvater, wie er im Buche steht.

Und sein alter Neid gegen Hermann Stark, „den Ursprung seines Elends, den Wurm an seines Lebens Baum, das böse Auge seines Glückes" — was war aus diesem geworden? — Der lag nun wohl nicht mehr wie eine zischelnde Schlange am offenen Weg, aber im verborgenen Sumpfe brütete er nur um so giftiger fort. Und wie denn auch anders? War Volkmann nun auch nach außen nicht mehr der ganz verkommene und halbzerlumpte proletarische Literat von ehedem und klangen ihm allezeit ein paar Gulden in der Tasche, aus welch' finsterem Abgrunde blickte er trotz alledem auch jetzt noch hinauf zur Sonnenhöhe von Glück, darauf dieser Andere strahlend einherging! Und was diesem neidverbissenen Herzen noch den allerschärfsten Stachel eingedrückt, so oft er nur des Namens „Hermann Stark" gedachte, das war die jetzige Ohnmacht, seinen heimlichen

Ingrimm gegen ihn durch irgend ein niedriges Schelmenstück los zu werden. Als er noch den „guten Bürger“ redigirte, wie hatte es ihm da wohlgethan und seinen heimlichen Rachebrand gelindert, wenn er den giftigen Pfeil der Verleumdung nach dem ehrlichen Namen seines Feindes abgeschossen und dann in der ganzen Stadt sich die Köpfe zischelnd zusammengesteckt! — Aber jetzt, o dieser zum Rasendwerden erbärmlichen Ohnmacht, jetzt war ihm sein teuflisches Handwerk völlig brach gelegt. Nicht einmal durch tägliche Nadelstiche konnte er seines Feindes Ruhe mehr stören. Der Armesünderstrick, den er um Hermanns Namen zu legen gehofft, so daß man von ihm, wie von einem moralisch Gehenkten, überall zischeln sollte, er war eine Perlenschnur von allen Ehren geworden. Die ersten und besten Männer der Stadt nannten den Doctor Stark mit Stolz ihren Freund und Rathgeber, und das ganze Land feierte diesen Namen als den des wahrheitskühnen, genialen Wiederherstellers eines gesegneten Verfassungslebens. Ja wohl, auch in diesem anderen unblutigen, aber tausendmal grimmigeren Zweikampfe zwischen Volkmanns Neid und Hermanns Ehre war jener schmachvoll unterlegen und diese triumphirte. Ueberlaut war der Eine geliebt und geehrt, und der Andere im Stillen gefürchtet und verachtet.

Darum jetzt Ruhe, todtenstille Ruhe, wie der Bandit sie hält, wenn er zusammengekauert hinterm Felsblock auf sein Opfer wartet. Nur unermüdlich auf der alten Lauer gelegen, bis der rechte Augenblick gekommen ist, der kommen wird und muß, so wahr jener Scheiterhaufen des überglücklichen Crösus und des weisen Solon prophetische Warnung kein blödes Märchen ist.

Und nun genug von dieser unheimlichen Nacht! Hab' ich doch noch so viel zu sagen von freudig hellem Tage. —

Welch' reichen Segen edler Entschlüsse hatte damals vor fünf Jahren jener klare Sternenhimmel umfunkelt, als Hermann aus der Audienz wieder ins Freie hervorgetreten! Aber nicht nur das Verfassungsleben des ganzen Landes war seitdem aus dem Bade der Wahrheit verjüngt hervorgegangen; nicht nur der edle Herzog war das Musterbild eines pflichttreuen, zu allererst dem Wohle seines Volkes lebenden Regenten geworden, auch an seinem ganzen Hofe

begann seit jenem Abend ein völlig neues, urgesundes, in jeder Richtung deutsches Leben.

Das verhängnißvolle Machtwort Ludwigs des Vierzehnten: „der Staat bin ich,“ dessen einschmeichelnder Verführung sich auch mancher große und kleine deutsche Fürstenhof so gerne hingegeben, und das dann ins gesunde Bewußtsein alten, guten, deutschen Rechts denselben fremdländischen Giftstoff eingeträufelt, der Jahrhunderte lang das kernige Leben deutscher Sitte, deutscher Kunst, ja sogar der deutschen Sprache kränkeln gemacht und uns nach Innen und Außen um Ansehen, Recht und Würde betrogen — dieses unselige Wort mit all' seinem, unser nationales Bewußtsein verderbenden Verhängniß, es war jetzt an diesem deutschen Fürstenhofe so völlig in echt deutscher Luft verweht und verklungen, als habe es nie zuvor seinen unseligen Verführerweg hieher gefunden gehabt.

Nachdem der edle Herzog nur einmal zum völligen Verständniß seiner Fürstenpflichten erwacht gewesen und der Geist deutschen Lebens den seinigen überkommen, da hatte sein für Wahrheit so empfängliches Herz auch sogleich den undeutschen Wahn erkannt, der sich wie staubiges Spinnennetz in den Salons so manch' deutschen Hofes und des ihn umgebenden Adels eingenistet, als müsse die Bildung, um hoffähig zu erscheinen, in schillerndem französischen Flitter sich spreizen, während man das gediegene Kleid der deutschen Muttersprache nur den bürgerlichen Bestandtheilen des Volkes zu überlassen habe. An einem schönen Tage ward daher auch plötzlich der herzogliche Befehl erlassen, daß von nun an kein französisches Wort am Hofe mehr gesprochen werden dürfe, es sei denn, daß rücksichtsvolle Höflichkeit gegen eingeladene des Deutschen unkundige Gäste davon eine Ausnahme erlaube. Diese fand denn auch sowohl für die Tafel als den Thee jede Woche an einem bestimmten Tage statt, an welchem Herren und Damen der fremden Gesandtschaften eigens deßhalb eingeladen wurden, um, ohne dem neuen deutschen Princip etwas zu vergeben, doch nicht jede Gelegenheit zur Uebung in der einmal so nothwendigen Weltsprache sich und seinem Hofe zu benehmen. An den andern sechs Tagen hatte es aber, besonders in der ersten Zeit, dem schon von Natur aus ein wenig zur Ironie

hinneigenden Herzog gar manch' stilles Vergnügen bereitet, interessante Studien darüber anzustellen, wie der und jener seichte Schwätzer, der bisher mit der Eleganz seines französischen Accents die Armuth der Gedanken bemäntelt, urplötzlich wie eine entlarvte blöde Maske vor ihm dagestanden, als er seine vormals so geistreich klingenden Phrasen in bescheidenes Deutsch übersetzen gemußt. Auch nicht wenige der Damen waren mit einemmale innerlich vor sich selber erschrocken, als sie sich nun deutsch reden hörten und den alltäglichen Inhalt ihrer Gespräche erst jetzt so recht inne wurden. Nein, dieses Deutsch, wie ungalant, daß es in seiner erschrecklichen Eintönigkeit nie mehr sagt, als man wirklich zu sagen weiß, wohingegen das Französische auch den gewöhnlichsten Gedanken durch seinen schwunghaften Klang adelt und erhöht! Welch' unvernünftige Grille des Herzogs, dieser Weltsprache mit einemmale in seinem Schlosse die vielhundertjährige Wohnung aufzukünden! — Dazu dieses plötzliche hochfürstliche Interesse für deutsche Literatur, in der man sich doch bisher nur auf sehr flüchtiger Durchreise manchmal umgeschaut, da in dem ancien régime des früheren Herzogs ausschließlich nur französische Romane gelesen und besprochen wurden! Und nun mußte man doch schon anstandshalber auf die herzoglichen Fragen Antwort geben und gar noch in diesem nüchternen Deutsch, das sich so jämmerlich schlecht zu hohlen Phrasen eigenschaftete! Wie war das Thema über Jagd und Marstall, Hoffeste und Ballete, das zuvor als ausschließliches Unterhaltungsrepertoir festgestellt gewesen, doch hundertmal leichter zu behandeln! Was nur der Herzog mit diesen deutschen Launen urplötzlich gewollt hatte? — Das war jetzt die allgemeine Frage der verwunderten Gesellschaft geworden.

Diese Frage soll auch sogleich schlicht und ehrlich mit dem einzigen Satze beantwortet werden: der Herzog wollte von nun an in Allem und Jedem ein deutscher Fürst sein, als Regent und Mann.

Nicht, daß er die große, reichbegabte, ritterliche Nation der Franzosen in ihrem weltgeschichtlichen Volkswerth auch nur im mindesten unterschätzt; nicht, daß er sich jugendlich schwärmerischer Deutschthümelei hingegeben hätte, wie sie sich früher einmal im Schnürrock mit ausgeschlagenem Hemdkragen und dem Sammtbarett

auf langen Haaren äußerlich gekennzeichnet; oder daß er endlich sich gar in das Häuflein ingrimmiger „Franzosenfresser" mit seiner herzoglichen Person hätte einreihen lassen. Gott bewahre! Zu der einen wie andern nationalen Uebertreibung war sein fürstliches Herz viel zu gesund und unverbildet gewesen. Aber seit er als regierender Herzog unter gediegenen Geschichts-, Literatur- und Rechtslehrern die versäumten Collegien wie der fleißigste Student nachgeholt, die er auf der Universität als studirender Erbprinz nur mit halbem Ohre gehört, seitdem war von Monat zu Monat die Erkenntniß mahnender an ihn herangetreten, daß wahrhaftig das deutsche Volk in seiner Geschichte, seiner Kunst, Literatur und Wissenschaft, wie nicht minder auch im unergründlichen Reichthum seiner Sprache, seines Gemüths- und Geisteslebens, eine solche majestätische Größe offenbare, daß es wahrlich eine unverzeihliche Sünde wäre gegen den deutschen Volksgeist, wollten nicht vor Allem die deutschen Fürsten in ihrem eigenen Haus und eigenen Leben mit aller Macht sich befleißigen, dem so lange kränkelnden nationalen Bewußtsein als leuchtendes Fürstenbeispiel wieder zu neuer Lebenskraft und neuem Stolze zu verhelfen.

Wie von den deutschen Fürstenhöfen seit des vierzehnten Ludwig üppigen Tagen die unheilvolle und entehrende Sucht ausgegangen, das eigene innerste Leben verleugnend und seine Entwicklung unterdrückend, Fremdländisches affenartig nachzuahmen — und wahrhaftig nur in blödsinnig erbärmlichem Tausche — so sollte es jetzt bei erwachter Erkenntniß wieder der deutschen Fürsten Beruf sein, in der eigenartigen Pflege des deutschen Nationalbewußtseins ihrem Volke mit gerechtem Stolze voranzugehen, ohne deßhalb auch in lächerlichem Hochmuth dem bescheidenen, klugen Lernen von fremden Völkern den Rücken zu kehren. „Ja, lernen wir von ihnen, was wir uns nicht selber lehren können! Und lernen wir vor Allem, als deutsches Volk uns so zu fühlen und eins zu wissen wie die andern, von denen manches oft nicht den zehnten Theil von unserem Rechte besitzt, eine große, selbstbewußte Nation zu heißen."

So hatten die Cardinalsätze des herzoglichen Geschichtslehrers gelautet. Ihre Aussaat war auf vortrefflichen Boden gefallen und

prangte jetzt in goldenen Aehren an diesem deutschen Fürstenhofe. Und hatte dieser weise Lehrer nicht Recht gehabt? Denn was ist doch ein Volk noch werth und wie soll es noch an seinen großen, weltgeschichtlichen Beruf einen Glauben haben, wenn es sich nicht selber fühlt und ihm die Achtung vor der eigenen Kraft und Würde abhanden gekommen? Ist doch ein Volk mit starkem Nationalbewußtsein doppelt so stark wie das andere mit ganz gleicher Macht, dem jenes fehlt! Und daß dieses im deutschen Volke bisher nur so so schwach gewesen, daran trägt nicht nur unsere äußere staatliche Zersplitterung Schuld, sondern ebensoviel diese seit Jahrhunderten bei uns eingelebte, unwürdige Nachäfferei ausländischen Wesens an unserm Leibe wie Geiste.

Wer möchte sich in nationaler Monomanie so lächerlich machen, zu verlangen, daß wir nicht fremde Sprachen lernen und nicht auch neben der unsern reden sollten? Seien wir stolz darauf, daß wir es thun und können, und daß hundert Deutsche dem Franzosen wie dem Britten, wenn sie uns heimsuchen, in ihrer Landessprache Antwort geben können, während kaum ein einziger in seiner Heimath unsere deutsche Frage verstände, die wir an ihn zu stellen übrigens viel zu bescheiden wären. Aber bei all' dieser Bereicherung unseres Bildungsschatzes durch fremde Zungen sollen wir doch vor jeder andern unsere eigene deutsche Sprache am höchsten achten, uns in ihr am eifrigsten zu vervollkommnen streben und sie am allerliebsten vor allen andern sprechen. Und daß gerade jene höchsten und höheren Gesellschaftskreise, von denen die deutsche Bildung ausstrahlen sollte unters Volk, daß diese Jahrhunderte lang das Kleinod unserer Muttersprache geradezu gering geschätzt und ganz in den Winkel der Vergessenheit gestoßen oder doch mindestens mit französischem Aufputze zum Nichtwiedererkennen verunstaltet, weil sie die tiefe Schönheit dieses unverfälschten Schatzes nicht zu erkennen und würdigen gelernt; daß es Jahrhunderte lang eine falsche Vornehmheit gewesen, nur mit gemeinen Leuten deutsch zu reden und selbst die Gebete nur auf Französisch zum Himmel hinaufzusenden; daß wir heute noch so thöricht lüstern sind, jedwede Roman- und Komödienkloake von der Seine ihren Schmutz in den frischen Quell deutschen Lebens herüber-

spielen zu lassen, während unsere größten Geistesheroen dort ungekannt oder nur halb verstanden sind; daß wir heute noch nicht so stolz geworden, der Tyrannei welscher Mode den Gehorsam aufzukündigen und die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes ehrend anzuerkennen, auch wenn sie nicht erst auf dem täuschenden Umweg über Paris mit dem Lügenköder undeutscher Firma wieder zu uns heimgekehrt; daß alle diese Sünden gegen den deutschen Volksgeist seit Jahrhunderten begangen worden und theilweise noch zur Stunde in voller Blüthe stehen, das waren die unzählbaren Milliarden einzelner Tropfen zu dem Meer unserer Schmach und Erniedrigung gewesen, darin das deutsche Nationalbewußtsein so lange Zeit versunken lag. — Und das Alles hatte der edle Herzog jetzt in tiefster Seele erkannt. Nein, keine lächerliche Grille war es gewesen, als er die französische Sprache an seinem Hof als althergebrachte Regel abgeschafft, aber heiliger Ernst im nationalen Dienste unseres großen deutschen Vaterlandes. —

Und zur Ehre der Aristokratie sei's gesagt, daß der weitaus größte Theil derselben freudig mithalf, des Herzogs nationale und volksthümliche Bestrebungen mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Das waren vor Allem jene edlen Ritter von Geist und Herzen, die statt mit grollend zurückgewandtem Antlitz nur auf die todten Ruinen zerronnener Jahrhunderte zu schauen und nur für die verlornen Rechte und Privilegien ihres eigenen Standes kleinliche Klagen auszustoßen, so viel hochherzige Gesinnungen für die Entwicklung des ganzen Volkes in sich trugen, um auch an dem materiellen und geistigen Emporringen der mittleren und niederen Volksschichten sich neidlos mitzufreuen. Das waren Jene, die auch für die Aristokratie unserer selbstgeadelten Ritter im hehren Dienste der Wissenschaft und Kunst Achtung und Verständniß hatten, und die, statt in theilnahmslosem Stumpfsinn ihren ruhmwürdigen Geistesschlachten zuzusehen, ihre Hand nicht für zu vornehm erachteten, um auch sie nach dieser Geisteshelden Siegerbeute auszustrecken, die ja der ganzen Nation zur gleichmäßigen Ausnutzung zugefallen war. Das waren endlich jene Adeligen, an denen der Geist der Weltgeschichte auf seinem erhabenen Wege zur Menschlichkeit nicht spurlos vorüber-

geschritten, und die, auf jeden Stoßseufzer wegen eingebüßter eigener Gerichtsprivilegien gerne verzichtend, es für weitaus höher erachteten, vor dem triumphirenden Rechtssinn der Neuzeit das Haupt zu neigen, der das Recht und die Person des niedrigsten Taglöhners wie des gräflichen Grundherrn mit dem gleichen Arme des Gesetzes schützt und deren Verbrechen vor den gleichen Richterstuhl zur Strafe zieht.

So war denn auch ein im ganzen Herzogthum hochangesehener altadeliger Graf, wissenschaftlich wie politisch gleich gebildet, und jeder Zoll ein deutscher Ehrenmann, der Präsident der jetzigen Volkskammer geworden, zu dessen einstimmiger Wahl auch der fortgeschrittenste heimliche Demokrat mit freudiger Ueberzeugung den Zettel in die Urne geworfen hatte. Andere adelige Namen von bestem Klang und vollgiltigem Ahnenreichthum halfen in den Ausschüssen wie auf der Rednerbühne in treuester Gemeinschaft mit ihren bürgerlichen Kammercollegen die von dem Bedürfnisse der Zeit geforderten neuen Gesetze schaffen, die Handhabung der alten überwachen, Verkehr und Handel erweitern und den Staatshaushalt regeln. Und gewiß, diese Adeligen miteinander hatten sich nie zu beklagen gehabt, daß das bürgerliche Element in der Volkskammer ihnen die Ehre ihres Adels auch nur im mindesten verkümmert oder sie mißtrauisch und mißgünstig darum angesehen hätte. Nein, diese Mischung von Adel und Bürgerthum im selben Dienste des gemeinsamen Vaterlandes vertrug sich in bester, fruchtbringender Eintracht. Aber freilich waren das auch solche, jeder bornirten Hochnasigkeit feindliche Schildträger, die nicht nur den bürgerlichen Abgeordneten, der daheim in der Advokatenkanzlei oder Gelehrtenstube saß, ihres Umgangs und ihrer Freundschaft für würdig erachteten, sondern auch Jenem, der als schlichter Bauer hinter dem Pfluge ging, die freudige Achtung gerne zollten, die der brave Mann in ihm verdiente.

Und wie leicht war diesen Adeligen dieser aufrichtig freundliche Verkehr mit ihren bürgerlichen Collegen in der Kammer angekommen! Hatten sie doch längst zuvor durch ihren Beruf als Staatsdiener oder selbstwirthschaftende Grundbesitzer gelernt gehabt, sich eben nur als mitschaffende Glieder der großen menschlichen Gesell-

schaft zu betrachten, in der Einer vom Andern zu lernen habe und Jeder auf gegenseitige Hülfe und Verkehr angewiesen sei. Und gerade solch' lebensweiser Einsicht und deren praktischen Bethätigung hatten diese Adeligen es ja auch zu verdanken gehabt, daß sie bei aufgehobener Ständewahl als Vertrauensmänner fast ausschließlich bürgerlicher Wahlberechtigten nun in der Volkskammer den ehrenvollen Sitz einnehmen durften.

Dieser am Volkswohl tüchtig und fleißige mitarbeitende, gediegene Schlag von Adeligen, die ihre Zeit zu begreifen und in ihr zu wirken gelernt, die sich nicht erst darauf besinnen gemußt, mit welch' geistloser Beschäftigung sie den kostbaren Zeitraum eines Tages todtschlagen sollten, denen er im Gegentheil immer um einige Stunden zu kurz gewesen, diese hatten daher auch, wie nicht minder andere adelige Familien der Hauptstadt, in denen Bildung und Herzensadel zu Hause gewesen, die andere Aenderung im herzoglichen Hofleben nur freudig begrüßt, die darin bestand, daß der Fürst gleichzeitig mit seiner Abschaffung der französischen Sprache auch die alten Etikettefesseln zersprengte, die unter dem letztverstorbenen, formenstarren Herzog jeden höheren geistigen Aufschwung und anregenden Wechsel der Unterhaltung darnieder gehalten hatten.

Waren es früher ausnahmslos nur hoffähige Adelige, höchstgestellte Beamte und Offiziere gewesen, die als geladene Gäste an der herzoglichen Mittagstafel oder des Abends beim Thee, auf Bällen und Hofconcerten erschienen, so erschloß jetzt der junge Herzog schon seit Jahren in echt fürstlicher Gastfreundschaft auch jedem nicht adeligen Manne von hervorragender Bildung und besonderem Verdienste, sowie Meistern der Wissenschaft und Kunst den Zutritt zum Hofe, der selber den allergrößten Nutzen dieser neuen Anordnung davontrug. Und so ängstlich linkisch auch manchmal die Umgangsform dieses oder jenes Stubengelehrten gewesen, oder so unsicher zuerst mancher Künstler auf dem glatten Parkett umhergegangen, der edle Herzog selber war doch von Woche zu Woche mit freudigerem Bewußtsein innegeworden, welch' ein schönes, neidenswerthes Vorrecht das Schicksal dem Fürsten eingeräumt habe, die Besten und Edelsten, die Geist- und Kenntnißreichsten des Landes um sich nach Belieben versammeln zu dürfen

und von dem Reichthum ihrer mit unsäglichen Mühen und Opfern zusammengehäuften Bildungsschätze sich spielend bereichern zu lassen, gleichsam nur den Duft dieser geistigen Blüthen einzusaugen, ohne all' die jahrelange Arbeit und Sorge, die sie ihre Pfleger im Stillen gekostet, mit ihnen theilen zu müssen. Gelehrte und Künstler wurden durch diese edle Theilnahme des Landesfürsten an ihren Arbeiten, und die ehrenvolle Auszeichnung ihrer Person nicht wenig gehoben; denn auch sie waren neben allem Genie und Schaffen doch dabei auch natürliche Menschen, denen das Bewußtsein wohlthat, das, was ihnen an mühelosen Vorrechten der Geburt gebrach, durch das selbsterworbene Verdienst des Wissens und Könnens in diesen höchsten Gesellschaftskreisen vollauf ersetzt zu sehen. Dabei begnügte sich diese fürstliche Theilnahme aber nicht mit bloßen Worten der Bewunderung, sondern in zahlreichen Aufträgen brachte sie einen freudigen Wetteifer in diese wunderbare Welt gelehrten und künstlerischen Schaffens.

Und so war es unversehens ganz von selber gekommen, daß in dieser fürstenwürdigen Pflege höheren geistigen Lebens, die Hand in Hand mit dem Ernste treuerfüllter Regentenpflicht einherging, des Herzogs früheren, so völlig unfruchtbaren tändelnden Liebhabereien in ihr leeres Nichts zerfielen, und er kaum selber jetzt zu begreifen wußte, wie er doch vorher am Einstudiren neuer Ballete seinen Geist hatte befriedigen und glauben können, seinem Herzogsberufe vollauf Genüge gethan zu haben, wenn er nur alle paar Monate, mit wo möglich irgend einer scharfsinnigen Uniformsänderung, seine Residenzgarnison in Gala vor sich defiliren gelassen.

Und wie ihm, so war es nicht minder der jungen Herzogin ergangen. Auch in ihr war bei der geistigen Neugeburt ihres erlauchten Gemahls der schöne Gedanke auferwacht, daß es doch auch für eine Landesmutter und deutsche Fürstin noch einen höheren Stolz gebe, als in kühnen Reitkünsten die erste Amazone des Landes zu sein und doch zuletzt von einer beliebigen Circusreiterin sich die erste Palme der Virtuosität wieder entrissen zu sehen. Und Hand in Hand mit dem Herzog war auch sie jetzt auf dem schönen Wege edler Popularität vorwärts gegangen.

Mit welch' innigem Dank und welch' beseligender Freude hatte sie jetzt das heilige Vorrecht ihrer fürstlichen Stellung kennen, hochehren und ausüben gelernt, in den Stätten des Siechthums und Menschenelendes dann und wann wie ein vom Himmel herabgestiegener Engel erscheinen und mit ein paar einfachen Worten frommen Mitgefühles ein gedrücktes Menschenherz für Wochen lange aufrichten zu dürfen! Und ihr war jetzt oft zu Muthe, wenn sie von dem Besuche eines Spitals, wenn sie von Blinden und Stummen, oder aus einem Waisenhause in den herzoglichen Palast heimkehrte, als trüge sie von all' den Thränenperlen derer, die ihr barmherziges Wort getröstet, ein viel kostbareres Diadem auf dem fürstlichen Haupte als das von wirklichen Edelsteinen, mit dem sie in der früheren Zeit, da sie noch wie eine Fremde unter ihrem Volke gestanden, bei den prunkenden Hoffesten jeden anderen Schmuck überstrahlt hatte.

Welch' ganz andere wohlthuende Erholung gewährte jetzt das Vergnügen diesem edlen, pflichttreuen, fürstlichen Paare! Wie bewahrheitete sich der alte, wahrheitsweise Volksspruch: „nach gethaner Arbeit ist gut ruhen," auch an diesen beiden höchstgestellten Arbeitern im heiligen Dienste ihres von Gott anvertrauten Volkes! Und welch' einen heilbringenden Segen guter Beispiele strahlte diese nunmehrige fürstliche Pflichttreue und Lebensweisheit auf alle Kreise des ganzen Landes aus, namentlich auf die dem Hofe nächststehenden in der Herzogsstadt!

Denn, wie leicht geschieht es — das ist ein unbestreitbarer Erfahrungssatz der Geschichte — daß der Giftstoff eines sittlich und geistig frivolen Hofes erst den ihm zunächst stehenden Adel und das Hofgesinde ansteckend ergreift und durch deren Beispiel wieder die Moral der bürgerlichen Kreise verschlechtert, so daß zuletzt die ganze Fürstenstadt als trauriges Abbild dem darin residirenden Fürsten ähnlich sieht! Aber nach demselben kulturgeschichtlichen Gesetze wird ein edler, sittenreiner und weisheitsvoller Fürstenhof auch die natürliche Schule für die geistige und sittliche Veredelung des ganzen Volkes. Und so geschah es jetzt, daß durch das hohe Beispiel dieses Herzogshofes auch gar manch' adeliger Salon, der bisher der altgewohnten Satzung ausschließlich adeliger Coterie gehuldigt, verlockt

worden war, den Männern der Wissenschaft und Kunst sich nun ebenfalls zu erschließen. Denn hatte selbst der Herzog es nicht unter seiner Würde gehalten, vor solchem Verdienste die Schranken der Etikette einfallen zu lassen, wie hätten nun sie, die hoffähigen Adeligen, für den Glanz ihrer Grafen- und Freiherrnkronen noch besorgt sein sollen? Und also war diese Nachahmung des herzoglichen Beispiels erst guter Ton geworden, und dann war allmälig, wenigstens bei dem weitaus überwiegenden, gebildeten oder bildungsfähigen Theile des Adels, nach dem jedesmaligen Besuche dieser wappenlosen Ritter vom Geiste die freudige Ueberzeugung immer stärker zurückgeblieben, wie so unendlich unklug sie bisher gehandelt, in starrer, adeliger Abgeschlossenheit noch heutzutage die Hauptaufgabe des Adels gesucht zu haben. Je mehr sie den Kreis ihres Wissens in solch' bürgerlichem geistigen Umgang erweitert, um so tiefer waren sie an sich inne geworden, wie sehr sie, hinter dem Schild veralteten Vorurtheiles verschanzt, bisher sich an allgemeiner Bildung und weiser Weltanschauung geschädigt, und welch' unerläßliches Gebot der Zeit es für den Adel geworden sei, aus den Schranken seiner Isolirtheit und daraus entspringenden geistigen Verarmung mit kühnem Schritte herauszutreten, an allen geistigen wie materiellen Errungenschaften der Neuzeit freudig theilzunehmen und sie für sich selber nutzbar zu machen im idealen wie praktischen Leben; deßhalb nicht um einen Gedanken ihrer Standesehre ärmer geworden, aber zehnfach reicher an Erkenntniß und Fähigkeit, um sich auch in dieser, so vielfach demokratisch angehauchten Zeit den Ehrenplatz zu erobern, wie er dem tüchtigen, mit Wissen und Charakter, mit Fleiß und Einsicht ausgerüsteten Adel auch heute noch von Niemanden verweigert werden wird, der aber auf dem bequemen Präsentirteller des bloßen Ahnenschildes auch Keinem mehr mühelos zufällt.

So war des Dichters Wort: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären," an diesem Herzogshof in umgekehrter Richtung vom Segen der ersten guten That in Erfüllung gegangen. Die allererste Mutter guter Thaten ist aber die Selbsterkenntniß, wie sie zuerst in jener einen Nacht dem edlen Herzog aufgegangen, da er Hermanns Rede nur gelesen hatte, und

in jener zweiten dann zur vollsten Klarheit sich aufgehellt, da der Doctor Hermann Stark leibhaftig vor ihm gestanden als solch' furchtloser Sämann der Wahrheit.

Wer aber von Allen am Fürstenhofe, in der Herzogsstadt und im ganzen Lande hätte außer dem, wie das Grab verschwiegenen, alten Geheimrath daran denken sollen, daß es dieser Advokat gewesen, der zu all' den Wundern dieser fürstlichen Umwandlung in solch inniger, aber tief geheimer Beziehung stand? Nicht einmal die Herzogin selber beschlich davon das leiseste Ahnen; denn Fürstenwort ist auch der Gemahlin gegenüber als heilig zu erachten. So dachte der Herzog und danach that er auch. Und ebenso mannhaft schweigend hatte Hermann sein Gelöbniß sogar vor Helenen gehalten, vor der er sonst noch nie ein Geheimniß gehabt. Umsonst hatte sie in jener Nacht ihn gefragt, wo er so lange gewesen. „Frage mich nicht, liebes Weib, denn ich habe mein Manneswort zum Schweigen verpfändet," hatte seine ernstmilde Antwort gelautet. „Aber der allwissende Gott ist mein Zeuge, daß der Ort, wo ich gewesen, und die That, die ich dort verübt, makellos und ehrenreich in alle Zeit bestehen kann." Damit war jede weitere Frage stumm geworden.

Und dieser Mann, der mit so geheimgehaltener Wunderkraft den Herzog sammt dessen erlauchter Gemahlin umgeschaffen, der dem ganzen Lande eine solch' neue glückliche Zeit hervorgezaubert, wie mußte dieser, mit solcher Macht der Weisheit für Fürst und Volk ausgerüstete Mann es erst verstehen gelernt haben, im kleinen Reiche seines eigenen Hauses, im Verfassungsleben seines eigenen Glückes als mustergiltiger Gesetzgeber und Verwalter dazustehen! Wie natürlich klingt dieser menschliche Satz! Welch' glaubwürdige Logik drängt zu dessen Ausspruch! — Aber komm, lieber Begleiter, hör' unsern Helden selber reden! Wie er leibt und lebt, sieh' ihn jetzt an! Komm wieder mit mir zurück nach Görzhausen!

3.

Dieselben Lerchen, die noch vor ein paar Wochen der scheidenden Burgfrau von himmlischem Troste gesungen und deren Jubel das

Herz Adelens nicht hatte ertragen können, diese wiegen auch jetzt sich wieder singend über den üppig grünenden Sommersaaten und den schon in die Aehren geschossenen Kornfeldern. Und unter denselben Platanen droben in der Allee des Görzhausener Schloßgartens, auf derselben Bank, darauf die zwei traurigen Frauen von dem reizenden Rundgemälde ihrer Heimath traurig Abschied genommen, sitzen jetzt zu der nämlichen Morgenstunde Doctor Stark und Pfarrer Faber.

Fast sollte man glauben, auch diese beiden Männer habe dasselbe tiefe Leid erfaßt, wie dazumal Mutter und Tochter; so düsteren Auges schauen sie drein. Schon eine Minute lang ist ihre beiderseitige Rede verstummt. Um so heller schmettert der Lerchensang durch den duftigen Morgen; und das rebenumgrünte Schloß sieht so traulich zu den Beiden herauf, als habe es schon wieder auf alles frühere Leid seiner davongezogenen alten Bewohner vergessen und als sei ihm sein ferneres Schicksal längst schon gleichgiltig geworden. Blühende Jasminsträuche schicken ihren Wohlgeruch herauf. Die Schwalben schießen zwitschernd über die thauige Wiesenfläche. Auch an den ernsten Gedanken, die das Herz dieser beiden Freunde durchstürmen und ihrer Augen Klarheit trüben, nimmt die Natur jetzt keinen Theil. Hat sie doch selber gar rauhe Winterstürme zu überstehen gehabt! Nun läßt sie sich aber auch die lichte, warme Frühlingszeit von Niemanden vergällen.

Jetzt brach endlich Theodor dieses herzbeengende Schweigen und man sah es ihm an, wie er zu dieser Rede sich innerlich aufraffte.

„O liebster Hermann, soll ich dir denn erst noch betheuern, wie tief mir dein wahres Glück am Herzen liegt? Der Herr weiß es: noch mehr als das meines eigenen Lebens. Denn nie und nimmer werd' ich's vergessen, daß ich ja überhaupt jetzt noch lebe, nur weil du unter Gottes Beistand mir einst das Leben gerettet, da es dem Tode fast schon verfallen gewesen. Ja, glaube mir: ich habe dich vielleicht noch lieber, als du selber. Und, heiliger Gott, dich, meinen einzigen, liebsten und treuesten Freund, meinen Guts- und Patronatsherrn nennen zu dürfen — wie ein wunderbares Märchen kommt mir dieser Gedanke vor, unbegreiflich schön, unglaublich beglückend für dieses arme, trügerische Leben; aber dennoch —"

„Nun, aber dennoch?“ fiel ihm Hermann mit dunklem Blicke gereizt ins Wort, „was soll hier noch ein Aber? So mach' ich's eben einfach wahr, dieses unbegreiflich schöne, unglaubliche Märchen und kaufe das Gut. Dieses arme, trügerische Leben, wie du es nennst, müssen wir eben selber reich und beständig zu machen verstehen und mit energischer Hand das Glück erfassen, wo es sich uns bietet, aber nicht erst zaghaft darauf warten, ob es uns ohne unser Zuthun von selber in den Schooß fällt. Also, was hast du für ein Aber, lieber Theodor?“

„Gut denn, Hermann,“ erwiederte der Pfarrer mit ernstester Miene. „Ich will dir mein Aber sagen, wie es mir im tiefsten, um dich bekümmerten Herzen liegt. Denn ich wäre bei Gott nicht werth, dein Freund zu sein, wollte ich dir's verschweigen. Aber komm, gieb mir erst deine Hand, lieber Hermann, und ziehe sie nicht eher zurück, bis ich dir Alles, Alles gesagt habe. Sonst getraue ich mir's nicht.“

„Da hast du sie,“ sagte Hermann mit faltiger Stirn und legte seine Hand in jene Theodors. Dann überflog ein leiser Zug von überlegener Ironie sein geistreiches Gesicht. „Gut also! so sag' du mir deine Gründe gegen meinen Plan; ich werde mit den meinigen dafür dann nicht zurückbleiben und wir wollen sehen, wer den Andern aus dem Felde schlägt, der Pfarrer den Advokaten oder umgekehrt.“

„O rede nicht so, lieber Hermann!“ fiel Theodor schmerzlich ein. „Nicht Pfarrer und Advokat sollen jetzt mit einander streiten; nein, sag' lieber: du willst sehen, wer es mit deinem Glücke besser meine, du selber, oder ich, dein Freund.“

Hermann brütete vor sich hin. „Also rede!“ Das war seine ganze Entgegnung.

Pfarrer Faber faßte innerlich Muth und begann nun sein sorgenvolles Herz auszuschütten:

„O Hermann! so sag' mir vor Allem das Eine: wie bist du zu dem mir räthselhaften Gedanken gekommen, dieses große Gut für dich zu kaufen? Und was willst du damit? Du hast ein prachtvolles Haus in der Stadt, bist dort der berühmteste Advokat mit einem

großartigen Einkommen, und ein hochangesehener Mann in allen Ständen. Besinne dich! Was willst du jetzt auch noch mit diesem neuen, theuren Besitze? Ich weiß es gewiß, nicht unter zweimalhundertfünfzigtausend Gulden wird das Gut losgeschlagen. Und nun sag' mir, und verzeihe doch ja, daß ich auch diese zarte Frage berühren muß: steht dir denn wirklich diese riesige Summe schon jetzt zur Verfügung? Wäre das möglich, eine so ausgiebige Goldgrube deine Praxis auch sein mag? Aber wenn nicht, o Hermann, wenn, wie ich vermuthe, du mindestens ein Drittel oder gar die Hälfte auf dem Gute müßtest schuldig bleiben, hast du dir's denn auch schon überlegt, wie hoch du diese Summe verzinsen müßtest? Vielleicht doppelt so hoch als die Prozente deiner Pachtgelder. Ich kenne das genau. Und welcher Reinertrag aus dem eigenen Vermögen, das in dem Gute ruht, kann dir dann noch verbleiben? O Hermann, es sind das wohl recht erbärmlich nüchterne Fragen, die schlecht zu deinem hohen Geiste passen. Ich fühle das selber jetzt am allertiefsten. Aber diese Zahlen müssen eben dennoch wohl und ängstlich erwogen werden; denn deren Nichtbeachtung rächt sich zuletzt unerbittlich. Tausendfaches Glück ist schon deren tragisches Opfer geworden, und nichts ist gefährlicher in solchen Fragen als zahlenverachtende Phantasie."

Hermann lächelte vor sich hin. Es war gut, daß Theodor es nicht bemerkte. Vielleicht hätte er dann nicht den Muth gehabt, in vollem Freundeseifer fortzufahren:

„Und dann, mein liebster Freund, bedenk' auch noch das Andere! O wohl begreif' ich's nur allzu gut, wie die poetische Schönheit dieses Besitzes dich gar mächtig verlockt, dessen neidenswerther Herr zu werden. Aber hast du wohl auch schon die Sorgen erwogen, die hinter einem solchen Eigenthume lauern, verwahrlost und verwüstet wie dieses? Bedenke: so verführerisch in dieser Frühlingszeit dich auch Alles ringsum anlacht, die Felder sind durch habgierige Pächter zur völligen Erschöpfung ausgesogen. Zu einem wahren Jammerbilde ist die Waldung ausgeraubt; und seit einem Jahrzehnt fehlt den Bauten die unterhaltende Hand. O Hermann, hier braucht es eine ganze, ungetheilte, ausdauernde Manneskraft und Verachtung

jeder Mühe und Sorge. Hier braucht es einen Landwirth vom erfahrungsreichsten Wissen, und obendrein noch Geld, ungezähltes Geld, um dieses Gut wieder langsam aus dem Verfall emporzuheben. So ist es; Gott sei mein Zeuge! Und nun, mein liebster Freund, mit so reichen Gaben dein Geist auch überschüttet worden, stell' an dich die unverhohlene Frage: bist du der Mann dazu und hast du den Beruf, um diese Riesenarbeit mit nur einiger Hoffnung auf Erfolg durchzuführen durch deine eigene oder fremde Hand? Du, ein Advokat, und seiest du der erste der ganzen Welt! Du, schon ohnedem durch deine eigene Geschäftslast überbürdet, wie du mir so oft in deinen Briefen geklagt! Du, fern von hier lebend und wirkend, du, der Herr eines glücklichen, glänzenden Hauses, wie magst du im Ernste daran denken, dein ehrlich ererbtes und erworbenes Geld, deine ganze, geistige Kraft, die Ruhe deines Herzens, dein und deines Hauses Glück auf solch' gewagtes, doch nein, nicht nur gewagtes, auf solch' unbestreitbar verlorenes Spiel zu setzen? — O Hermann, ich beschwöre dich bei unserer Freundschaft: laß ab von diesem Gedanken! Denn bei Gott, kein guter Geist hat ihn dir eingegeben. Stoß' ihn von dir, diesen unseligen Verführer! Und ergreife dafür jetzt meinen Retterarm, wie ich einst den deinen, da jene finstere Fluth mich zu sich hinabgezogen. Denn glaub' es deinem Theodor: das, was du vorhast, ist ein nicht minder gefährliches Wasser und es wird dein Glück als Leiche zu sich niederziehen. Ach, Hermann, Hermann! daß ich jetzt doch also zu dir reden muß!"

Von dieser Rede überwältigt, drückte Theodor Hermanns Hand noch fester. Dieser sah, in Gedanken verloren, vor sich hin. Er konnte sich innerlich der Ergriffenheit wegen dieser um sein Glück so bekümmerten Freundestreue nicht erwehren. Dann aber ermannte er sich mit seiner ganzen angebornen Energie, hob sein Haupt höher und sagte mit ruhiger, aber entschiedener Stimme:

„Theodor! ich danke dir für dein wohlmeinendes Freundeswort. Und wenn es also wäre, wie du glaubst, so müßte ich ihm auch sein volles Recht lassen. Aber höre jetzt auch mich! Die Sachen stehen anders; und ich hoffe, sie werden dich überzeugen, daß ich nicht in idealer und zerfahrner Phantasterei diesen meinen Entschluß gefaßt,

sondern mit gründlicher, praktischer Ueberlegung; daß ich meinen Plan nicht in die Luft vager Poesie gebaut, sondern auf festes, reales Fundament. So sag': willst auch du jetzt mich ruhig anhören?"

„Gewiß, Hermann! Wie sollte ich das nicht?" betheuerte der Pfarrer, und sein Auge hing voll Spannung, aber doch nicht ohne neue Sorge, an seines Freundes Lippen.

Doctor Stark fuhr gemessen weiter: „Deine treue Besorgniß um mein zukünftiges Glück, das du durch meinen Entschluß so tödtlich gefährdet glaubst, verdient vor Allem, daß ich in eben diesen nüchternen Zahlen, von denen du meinerseits eine Nichtbeachtung fürchtest, mich gegen dich ausspreche. Gut denn also! Bleiben wir bei dem Kaufpreis von zweimalhundertfünfzigtausend Gulden stehen. Dieses Minimum ist richtig; kenne ich doch als Anwalt des zumeist betheiligten Wechselgläubigers die geforderte Kaufsumme zu gut. Nun weiter, und zwar mit rückhaltsloser Offenheit! Mein eigenes Vermögen, ererbtes und errungenes, wie es mein Haus sammt Kapital darstellt, beträgt in Bausch und Bogen hunderttausend Gulden. Das kann jeden Tag flüssig gemacht werden und dient zur ersten Anzahlung."

„Dein Haus?" fragte Theodor mit höchstem Staunen dazwischen, „Wie so, dein Haus? Du wirst es doch nicht etwa verkaufen und dann zur Miethe wohnen wollen?"

„Davon nachher?" entgegnete Hermann mit abwehrender Hand und mißmuthiger Miene. „Aber unterbrich mich doch nicht mittendrin! Ich bitte dich: höre nun auch mich ganz ruhig zu Ende!"

„Verzeihe, lieber Hermann!" begütigte der Freund. „Es soll nicht mehr geschehen."

„Gut also!" fuhr Doctor Stark weiter, „so bleiben mir einmalhundertfünfzigtausend Gulden zu verzinsen, nicht wahr?"

„Ja," sagte Theodor mit klangloser Stimme.

„Nun fürchtest du, daß ich von dieser Schuldsumme sehr hohe Zinsen zu bezahlen haben würde; daß ich aus meinem in dem Gute ruhenden Vermögen hingegen nur sehr niedrige Prozente einnähme und durch diese Differenz vielleicht Null von Null aufgehen könnte. Nicht wahr, so war doch deine Meinung?"

„Ja," klang wieder des Pfarrers ganze Antwort, bei der er unwillkürlich tiefer Odem schöpfte.

„Darauf sag' ich dir aber, mein lieber Theodor, und zwar wieder in höchst nüchternen Zahlen, daß diese einmalhundertfünfzigtausend Gulden zur völligen Bezahlung des Kaufpreises, und eine noch weitere, beliebige Summe zum Betriebskapitale schon jetzt für mich bereit liegen, aber nicht mit fünf Prozent zu verzinsen, wie du wohl glaubst, auch nicht mit vier, ja nicht einmal mit drei, nein, nur mit zwei Prozent! Nun, Theodor, was sagst du jetzt dazu? Hab' ich diesen ersten Punkt deiner Besorgniß dir nun gründlich widerlegt und zu nichte gemacht?"

„Unglaublich!" sagte der Pfarrer betroffen, aber nur mit noch größerer Sorge. „Eine solche Summe, und nur zu zwei Prozent, in unserer Zeit! Wer aber ist der Mann, der so großmüthig auf solch' niedrige Zinsen leiht?"

„Ja, nicht wahr? großmüthig!" fiel Hermann triumphirend ein. „Dieser Mann ist es aber auch selber durch und durch, mein reichster und bester Client, nebenbei mein mir herzlich zugethaner Freund und von jeher mein finanzieller Rathgeber, der Hofbankier Baron von Goldhelm. Mein Gott! wer nach Millionen sein Vermögen zählt und oft an einem einzigen Tage durch eine geschickte Spekulation ein ganzes Vermögen gewinnt, was liegt dem im ganzen Jahre an ein paar tausend Gulden Zinsen mehr oder weniger? Nicht der Mühe werth, nur davon zu reden! Zudem habe ich schon seit Jahren die größten Prozesse für ihn gewonnen, und erst vorige Woche wieder einen unendlich schwierigen mit einem Londoner Bankhause, wobei es sich um die Bagatelle von viermalhunderttausend Gulden handelte. Kein zweiter Advokat hätte diesen Sieg ihm leicht zuwege gebracht. Er war wirklich verlegen darum, welches entsprechende Honorar er mir dafür auszahlen sollte. Ei, da quittire ich ihm eben einfach diesen niedrigen Zinsfuß als dafür erhaltene Summe. So haben wir's miteinander abgemacht. Und hörst du, Theodor, unaufkündbar, so lange das Haus Goldhelm existirt, erhalte ich das Kapital. Und unter solch' unerhört günstigen Bedingungen sollte mir Angst darum sein, mein eigenes Vermögen in dem Gute nicht vortrefflich

zu verzinsen? Ich, der ich so lange geübt und gewohnt bin, in meiner anwaltlichen Praxis die verwirrtesten Rechtsfragen klar zu legen und die schwierigsten Vermögensverhältnisse Anderer wieder in Ordnung zu bringen; ich, der ich das erhabene Bewußtsein in mir trage, durch mein nun fünfjähriges Wirken in der Kammer das polizeiliche Chaos eines ganzen Landes zum geordneten Rechtsstaat umgeschaffen zu haben, ich sollte mir die Kraft nicht zutrauen, diese paar tausend Morgen Landes mit Umsicht zu beherrschen und eine wahre Musterwirthschaft darauf zu treiben? Ich soll an der Fähigkeit meines Verstandes zweifeln, in diese mir noch etwas fremde Wissenschaft, deren Hauptsätze im Hirn eines gemeinen Bauern Platz haben, mich gründlich hineinzuarbeiten, wenn ich nur einmal ernstlich will? Wer schon den höchsten Berg erklommen, der sollte sich vor einem niedrigen Hügel fürchten, oder gar vor ausdauernder Arbeit, vor Sorgen und Mühen? Glaubst du etwa, liebster Freund, man gewinne solche Riesenprozesse, wie ich sie schon geführt, mühe- und sorgenlos? Meinst du, dieser unausgesetzte Verkehr mit den Parteien sei eine Erholung? Dazu mein unermüdetes Wirken und Schaffen in der Kammer, die Parteipflicht meiner Führerrolle, mein Referentenberuf bei den schwierigsten neuen Gesetzen! Wenn solche Arbeit für das Volk oft den ganzen Tag verschlang, wie mußte ich dann die halbe Nacht benützen zur Arbeitszeit für meine Clienten! O ich sage dir, Theodor, ich habe in diesen fünf Jahren gearbeitet, so viel und schwer, daß der Ausdruck „Arbeit" gar nimmer ausreicht. Nein, abgehetzt habe ich mich bei Tag und Nacht oft bis zu solch fieberhafter Erregtheit, daß ich glaubte, der heiße Kopf müsse mir springen und jeder Nervenstrang zerreißen; und wieder bangte ich davor, daß mir das Denkvermögen schwinde und jedes Glied an mir erlahme, eine solche Erschöpfung war über mich hereingebrochen. O sag' selber, Theodor, was ist gegen solche geistige Hetzjagd, gegen solch' verzehrendes Anspannen jeder Denk- und Leibeskraft, gegen diese ruhelos quälende Sorge für das dem Anwalt anvertraute Recht und Vermögen dritter Personen, was ist gegen das Alles die Arbeit und Sorge des unabhängigen Landwirths auf eigenem Grund und Boden? Ein wahres Kinderspiel! Was er der Natur von dem Kapitale seines

Körpers und Geistes auszahlt, das gibt sie ihm doppelt wieder zurück an Kraft und Frische. Für jede Mühe entschädigt sie mit ungekümmerter Freude, für jede fehlgeschlagene Hoffnung bietet sie eine erfüllte zum Ersatz, und frühzeitiges Alter ist in ihrem gesunden Bereich ein unbekanntes Siechthum. Ist es nicht so, Theodor? — Und jetzt sieh' mich an! Sind das nur neununddreißig Jahre, die sich in mir ausgeprägt? Nein, um zwanzig fühle ich mich älter geworden in diesen fünfen. Noch einmal, ich bitte dich, sieh' mich an, bezeuge mir's, daß ich traurige Wahrheit rede!"

Ungestüm faßte er des Pfarrers Hand, der wie eine horchende Bildsäule dagesessen und so ängstlich er auch ihm zugehört, doch von allen diesen sich überstürzenden Reden den letzten Sinn, den letzten Ausgang sich nicht erklären konnte. So war auch seine ganze kleinlaute Antwort: „Noch verstehe ich dich nicht recht, wo du mit dem Allem hinauswillst. Ich bitte dich, sprich erst verständlicher!"

„Nun wohl, das will ich," rief Hermann in höchster Erregtheit. „Umsonst hab' ich nun in schlaflosen Nächten darüber nachgegrübelt, wie ich diesem langsam aufreibenden Bann meines jetzigen Lebens mich mit einem großen Entschluß entreißen könne. Mein Abgeordnetenmandat in der Kammer niederlegen? Nein, um keinen Preis der Welt ist dieses mir abzukaufen; denn das ist mein wahrer, mein stolzester, mein menschenwürdigster Beruf, dem jeder meiner besten Gedanken, jede meiner tiefsten Empfindungen so lange angehören und dienen soll, so lange Geist und Herz in mir lebendig ist. Die Grenzen meiner übergroßen Praxis beschränken? Das vermag ich nicht. So ist es nun einmal. Entweder hat man als Advokat in der Hauptstadt zu viel zu thun, oder zu wenig. Und mich selber zu meinen unfähigen, beschäftigungslosen Collegen herabzuwürdigen, das verbietet mir mein ehrgeiziges Bewußtsein, so viel gelernt zu haben und zu können, um mit vollstem Recht unter Allen der Erste zu sein. Wie also diesen rettenden Ausweg finden? O wie oft hatte ich schon darüber mir den Kopf zerquält!"

„Und sieh', du mein liebster Freund," fuhr er jetzt mit seltsamer Feierlichkeit weiter, da er begeisterten Auges hinausdeutete, „sieh', als ich schon vor acht Tagen in meinem Berufe hier bei dir gewesen,

da saß ich in denselben quälenden Gedanken, auf dieser nämlichen Bank, zur selben Morgenstunde, dieweil dein Amt dich zu einem Kranken gerufen. Die Lerchen wiegten sich wie heute unter des Himmels duftigem Zelt. Mit all' ihrem anmuthverlockenden Blicke sah diese Idylle mich an: mit süßen Wohlgerüchen berauschten mich die Blüthen, in träumerisches Behagen flüsterten die Bäume mich ein, und bis ins tiefste Herz hinein spürte ich heimlichen Zauber wirken. Und da, mein liebster Freund, da hörte ich die Lerchen über mir singen: „Was härmst du dich so? komm hieher zu uns! hier ist Gottes- und Menschenfriede; hörst du nicht, wie wir davon singen?" — Und die Bäume säuselten mir zu: „Du abgehetzter Mann, komm', flieh' die versengende Gluth deines jetzigen Lebens, komm zu uns, unter unserem Schatten werde wieder gesund." Und das alte Schloß drunten, das hörte ich zu mir heraufreden: „Wirf ab, was dich drückt und ängstigt, bei mir kehr' ein als freier Mann, nur deinem Haus und deinem Volke zu leben! Was zauderst du, weil du nur einen bürgerlichen Namen trägst? Die Zeit der alten Wappenschilder ist dahin. Ich hab's an mir erfahren. Doch Geistesadel wird ewig gelten. Komm, komm! als freier Mann auf freiem Grund und Boden und die Natur dein Herrscherreich! Das ist des Menschenglückes Ideal! Du neuer Ritter auf dem Feld der Ehre und der Wahrheit, sei mir als Herr willkommen, sei gegrüßt! . . ."

Hermann war unwillkürlich bei diesen letzten Sätzen aufgestanden. Wie verklärt leuchtete sein Antlitz in der Morgensonne. Und als ob die Lerchen droben am Himmel und ringsum die Erde sein Wort aufs Neue bekräftigen wollten — sangen die Lerchen jetzt nicht noch viel lauter? Strich der Morgenwind nicht voller durch die Baumkronen und wehte der Duftstrom nicht süßer aus den Sträuchen herauf?

Wie zerschlagen sah der ehrliche Pfarrer zu Hermann hinan, und kaum hatte er sich zu dem fragenden Ausruf aufgerafft: „Hermann, verstehe ich dich recht, du willst dein Haus verkaufen, deinem Beruf entsagen? Mit also gewaltsamer Hand willst du in dein Schicksal greifen und dieses neue Glück vom Himmel niederreißen?" —

Da war dieser schon wieder in neuer geistiger Berauschung aus-

gebrochen: „Und hörst du's, Theodor, hörst du, was die Lerchen singen und die Bäume rauschen? Auch jetzt wieder ruft Himmel und Erde mir zu, nur noch viel mächtiger: „Bleib' hier!" — Nein, das ist keine unselige Verführerstimme, wie du fürchtest. Der gute Geist meines Schicksals spricht zu mir. Darum halte mich Niemand ab, daß ich ihm folge. Und keine Macht der Welt soll daran mich hindern. Hier harret mein des Glückes Ideal, nach dem ich bisher umsonst gesucht und gerungen. Ein freier Mann auf eigenem Grund und Boden, das ist des Lebens höchste Weisheit! Die Natur, mein Herz, mein Haus, das ganze Volk, das soll allein der Boden meines Wirkens sein. Und kaufen werd' ich dieses Gut. Ich will's und kann's — ich muß es haben. So ist es mein unabänderlicher Wille."

Mit dunklem Blicke sah er hinunter auf den von ihm so stürmisch begehrten Edelsitz. Dazwischen rief der Pfarrer, schmerzlich ergriffen, da er die Arme gegen Himmel hob: „Hermann, mir graut vor deinem Willen."

Aber die Lerchen jubelten trotz alledem noch immer und ein fröhliches Rauschen ging durch die Wipfel. Was achtete die Frühlingsnatur auf die weltliche Begehrlichkeit des einen Menschenherzens und das heilige Grauen des andern?

„Theodor," nahm jetzt nach einer Minute peinlichsten Schweigens Hermann, der sich unterdessen wieder ruhig niedergesetzt, das Wort: „lassen wir unser voriges Gespräch ein für allemal ruhen; denn wir kommen auf unseren Wegen niemals an dasselbe Ziel. Du wirst stets neue Gründe gegen meinen Plan ins Feld zu führen wissen, aber ich werde mit stets neuen Waffen dafür dich zu bekämpfen verstehen. Und wir werden beide mit vollster, ehrlicher Ueberzeugung von unserem Rechte gegen einander streiten, ohne daß Einer von uns zweien sich als besiegt wird erklären wollen. Das liegt in der gründlichen Verschiedenheit unseres Temperaments und der hiedurch erzeugten Anschauung des Lebens. Daß wir trotz alledem von unseren ersten Kinderjahren an bis zur heutigen Stunde einander so unzertrennlich treue, zärtliche Freunde geblieben, das zeugt wohl am lautesten für die tiefgehenden, starken Wurzeln unserer seltenen Freundschaft, wie für deren schöne, lautere Menschlichkeit.

Gott sei davor, daß diese Wurzeln jemals Schaden leiden sollten und der Baum unserer Liebe auch nur an einem einzigen Zweige zum Verdorren käme! Darum komm, mein Theodor! reich' mir die Hand zum alten Frieden unserer Herzen! Ich gebe dir hier unter Gottes freiem Himmel das feierliche Zeugniß, daß du mit aller Macht deiner besorgten Liebe mich abhalten wolltest von der Ausführung meines Entschlusses. Damit beruhige sich ein- für allemal dein Freundesgewissen! Und nun laß mich selber handeln, wie die Stimme meines eigenen Herzens mich unwiderstehlich drängt. Möge sich nun mein Entschluß im Laufe der Zeit als ein guter oder schlimmer erweisen — wer will schon heute das Schicksal darüber um Auskunft fragen? — aber du, Theodor, du bleibe mir in guten wie bösen Tagen der alte, treue, der einzige Freund!"

„So wahr Gott mir gnädig sei!" betheuerte der Pfarrer mit feucht gewordenen Augen, da er Hermanns Hand in wehmüthiger Rührung drückte. „Das will ich und das werd' ich, dein alter, treuer Freund bleiben in guten wie in schlimmen Tagen, und fortan schweigen, schmerzlich schweigen, bis du mich vielleicht wieder einmal um Antwort frägst."

Dann stand Pfarrer Faber auf. Er sehnte sich nach anderer Luft. Zum erstenmale in seinem ganzen Leben war ihm heut an Hermanns Seite unheimlich geworden.

„Du verzeihst, lieber Hermann, daß ich dich jetzt verlasse. Ich muß die Schule besuchen. In einer Stunde stehe ich wieder zu deiner Verfügung."

„O geh' du nur ganz nach Belieben deinem Berufe nach, lieber Theodor," warf Hermann leicht hin, da er sich ebenfalls erhob und froh war, nun bald allein zu sein. „Ich habe zudem auf der Verwaltungskanzlei noch dies und jenes in den Büchern nachzusehen, und dann möchte ich auch mit dem Förster noch einmal ganz allein einen Gang durch die Waldung unternehmen, von dem ich erst zur Mittagszeit heimkehren werde. Um drei Uhr muß ich überdies wieder fortfahren, um noch den Eilzug zu erreichen. Denn morgen früh habe ich daheim wichtige Geschäfte. Also auf Wiedersehen beim Mittagessen! Und nicht wahr, du bist so gut, auch die Deinigen

daheim zu bitten, daß über mein Vorhaben kein Wort mehr geredet werde. Wozu durch unnützen Streit uns die paar Stunden trüben? Behüt' dich Gott! Um ein Uhr sehen wir uns wieder."

Noch ein gegenseitiger Händedruck und die beiden Freunde trennten sich. Hermann schritt durch den Hauptweg des Schloßgartens hinunter zum Verwaltungshause, der Pfarrer ging sogleich von den Platanen aus die hohle Gasse des Dorfes entlang zur Schule. Welches Gewirre von Gedanken beengte wieder auf diesem Wege sein treues Herz, so daß er zur allgemeinen Verwunderung ganz vergaß, die ehrerbietigen Morgengrüße an manch' offenem Fenster zu erwiedern, und den kleinen Kindern, die wie immer auch jetzt mit freudig ausgestreckten Händen auf ihn zugesprungen kamen, nur in stummer Theilnahmslosigkeit die seinige hinhielt, während er doch sonst für jedes ein freundliches Wort bereit gehabt hatte. Gott! wie viel war ihm jetzt schwer auf die Seele gefallen; vor Allem über Helene, die er als wahres Ideal eines in Verstand wie Gemüth gleich selten begabten Weibes aufs tiefste verehrte! War diese wohl mit Hermanns gewagtem Entschluß einverstanden? Oder war er ihr am Ende gar noch ein Geheimniß? Wenn er nur dieses Eine noch wüßte! Aber nach alle dem, was er Hermann vorhin so feierlich versprochen, durfte er ihn jetzt nicht mehr darum fragen.

Auch beim Mittagstische ward in gezwungener Harmlosigkeit nur von heiteren Erinnerungen aus alten Tagen geredet und dann wieder von Helenen und den treuherzigen Kindern, die Elisabeth und Mutter Moser erst vor ein paar Monaten in der Hauptstadt besucht hatten. Von Hermanns folgenschweren Plänen der nächsten Zukunft verlautete kein Wort. So hatte der Pfarrer die Seinigen bei seiner Heimkehr aufs dringlichste gebeten. Auch als er mit Hermann noch eine Viertelstunde allein gewesen, war kein weiteres Wort über den Gutskauf über seine Lippen gekommen. Er hatte auf jener Bank in der Allee innerlich damit abgeschlossen, denn er kannte Hermanns unerschütterliche Willenskraft von jeher zu gut. — Und bei allem Muth der guten Meinung, bei aller besorgten Freundestreue, nur kein allzu lästiger Warner und Mahner werden, nur keine zudringliche Vormundschaft sich anmaßen und die zarte Grenze achten, an

der des geliebten Freundes eigener Wille schließlich sein Recht zu üben und die eigene Warnung, wenn auch zu noch so schmerzlichem Verstummen, sich zu bescheiden hat — das waren von jeher die fein empfundenen Gesetze in Theodors Freundschaft gewesen und auch in allen Lebenslagen gegen Hermann von ihm ausgeübt worden. So war dem Pfarrer auch jetzt keine andere Wahl geblieben als entsagungsvolles Schweigen und ruhiges Abwarten einer anderen Zeit, in der die Freundschaft, diese meist selbstsuchtslosere und beständigere Schwester der Liebe, ihre opferwillige Mission wieder in beredter That erfüllen durfte.

4.

Der ganze nächste Tag in der Herzogsstadt war für Hermann ein innerlich und äußerlich zu tiefst bewegter. Bald fuhr er zu Goldhelm, bald wieder heim, dann wieder zum Notar und aufs Gericht. Keine Viertelstunde lang war er mit Helenen zusammen, und selbst das Mittagessen verlief nur wortkarg. Man sah's dem Hausherrn an, wie froh er war, als er wieder aufstehen und sich entfernen durfte. Unendlich wichtige Geschäfte wegen Görzhausen machten ihn heute ganz unfähig zu jedem anderen Gespräche. So wenigstens hatte er Helenen auf ihre besorgte Frage wegen seiner so auffallend zerstreuten Stimmung geantwortet und sie deßhalb um Verzeihung gebeten. Aber bis zum Abend werde das Alles vorüber sein und sie solle sich dann mit ihm aus ganzer Seele freuen, denn ihnen Beiden werde dann ein neues Leben anbrechen, ein neues Ideal des Glückes auferstehen. Und als Helene, über diese räthselhafte Rede fast noch mehr erschrocken ihn um Aufklärung fragen gewollt, hatte er sie rasch auf die Stirne geküßt und mit dem Ausruf sich von ihr entfernt: „Heut Abend, mein Herz, heut Abend Alles! Bis dahin gedulde dich! Behüte dich Gott!"

Wie ewig lange können ein paar Stunden solch' folternden Hangens und Bangens werden! Ein neues Ideal des Glückes sollte ihr und Hermann auferstehen! Was lag nicht Alles in diesen wenigen Worten! Und das hatte Hermann im Zusammenhange mit unendlich wichtigen Geschäften wegen Görzhausen gesagt! Aber Gott

im Himmel, wie doch nur? Was hatte ihrer Beider Glück doch mit diesem herrenlosen, verganteten Edelsitze zu schaffen? Welch' geheimnißvoller, unerklärlicher Zusammenhang!

Als sie dann, darüber nachsinnend, auf ihrem Zimmer saß, da überkam sie plötzlich eine solch' unheimliche, dunkle Angst über ein noch unbekanntes, großes Unglück, das über ihr Haus hereinbrechen werde, daß sie hätte laut aufweinen mögen. Aber herzensstark wie immer, und sich niemals solch' düsteren Ahnungen furchtsam hingebend, versammelte sie rasch entschlossen ihre lieben drei Kinder um sich; das nun achtjährige Röschen, den bald sechsjährigen Hans, und selbst das Nestquäcklein Rudolf, das erst vor zwei Wintern ins neue Erkerhaus als lebendiges Christkindlein bescheert worden, durfte nicht fehlen. Das talentvolle Töchterchen mußte der Mutter ihr letztes Klavierstück vorspielen. Hans zeigte dem glücklichen Brüderchen zum hundertstenmale in seinem großen Bilderbuche Soldaten und wilde Thiere. Dann erzählte ihnen Helene allen dreien auf allgemeines Verlangen ein paar sinnige Märchen. Wie Raphael'sche Engelbilder saßen sie mit großen Augen horchend vor der Mutter. Und im Frieden dieser unschuldigen Kinderwelt vergaß sie des Sturmes und der Angst in ihrem Mutterherzen.

Ein paar Stunden nachher saß in demselben Zimmer, das solch' harmlosen, lichtäugigen Kinderfrieden umschlossen, der Vater dieser Kleinen, unbändigen Sturm im Herzen und Blick, neben der Mutter, und innerlich zitternd deren Hand erfassend begann er mit bebender Stimme:

„Helene, ich habe dir eine inhaltsschwere, in unser Beider Leben tief eingreifende Nachricht zu bringen, und ich bitte dich, mit der ganzen Tiefe deiner Liebe, mit all' deiner Klugheit und dem vollen Verständniß meiner eigenartigen Natur mich anzuhören. Willst du das! Und willst du, fern von jeder kleinlichen Angst, aus ganzer, großer Seele dich mit mir freuen?"

„Gewiß, Hermann! wie sollte ich das nicht wollen, wenn ich nur kann und darf?" entgegnete Helene erschrockenen Herzens. „Aber dein ganzer Ton macht mich viel eher fürchten. Ach, mein Liebster! was hast du mir doch mit einemmale so Großes zu sagen, das du

bis zu dieser Stunde mir verschweigen konntest? O rede, rede! Meine ganze Seele hört dir zu."

„Helene," fuhr Hermann ergriffen weiter, „wenn ich an all' das zurückdenke, was wir uns einst in unserer seligen Brautzeit einander versprochen; wenn ich das Ideal mir vor Augen halte, das wir uns in jenen glücklichen Träumen von unserer Liebe und unserem Hause geschaffen, so beschleicht mich tiefe Scham vor dir, und die Reue treibt mir herbe Thränen ins Auge, denn du hast hundertmal mehr mir gehalten und erfüllt, als du mir damals gelobt. Aber ich, ich selber, ich bin —"

Da nahm der innere Sturm ihm die Stimme und er preßte die Faust krampfhaft ans Herz.

„O was denn, Hermann?" kam Helene seiner zögernden Rede zu Hilfe. „Was stockst du: ich bin? — Nun ja, du bist mir geblieben ein allezeit treuer Mann! Zier und Stolz bist du deinem ganzen Lande geworden und auch mir wie deinem Hause. O, was hat dich doch so plötzlich überkommen, daß du mit einemmale so seltsam zu mir redest und dich vor mir anklagen willst?"

Und sie sah mit dem ganzen Himmel ihrer milden Augen besänftigend in sein düster umwölktes Antlitz. Aber der verhaltene Sturm brach trotz alledem jetzt in seinem Herzen los.

„Nein, Helene! Deine Großmuth redet nur halbe Wahrheit, aber mein Herz sagt mir die ganze. Nein, ich bin dir nicht geworden der Mann, wie ich dir's einst gelobt. Unseres Hauses Ideal, das wir so wunderschön uns ausgemalt, ich hab' es wieder entstellt. In den Frieden unseres Glückes habe ich voll Eitelkeit die laute, herzlose Welt hereingezogen. Mit den Reizen deines Leibes und deiner Seele, die nur mir allein gehören sollten, hab' ich vor falschen Freunden geprahlt und sie zu sündigem Neide gereizt. Die frommen Gewohnheiten deiner tiefen Weiblichkeit hab' ich mit den Verirrungen meines Weltsinnes durchkreuzend gestört; ja, selbst in unserer Kinder Paradies den frommen Aufenthalt dir verkürzt und verkümmert und ich selber bin darin nur mit abgehetztem Herzen wie ein Träumender umhergewandelt."

„O Helene, was frommt es mir, daß ich abertausend Fremden

Zier und Stolz geworden, da ich so oft deines eigenen Herzens Trauer war? Was soll mir der Jubel eines ganzen Landes, da du im Stillen oft über mich weinen mußtest? Und wie soll ich stolz darauf sein, daß ich das Glück des Volkes auf festen Säulen aufgebaut, da ich meines eigenen Hauses Bau darüber in Trümmer sinken ließ? Aber ich schwöre dir: jetzt soll Alles anders werden; denn ach, wie fühle ich mein Herz verödet und zerrissen! Wie am Morgen nach einem berauschenden Mummenschanz, da noch im Saale die abgebrannten Kerzen in den Tag hineinflackern, da noch die Becher ungeordnet umherliegen und zwischen abgefallenen Larven das Saitenspiel verstimmt am Boden liegt, so fühle ich jetzt das Innere meines Lebens. Aber noch einmal — beim allwissenden Gott! es soll jetzt anders werden! Wieder von Neuem will ich unserer Brautzeit Träume mit dir durchträumen, aber sie jetzt Wahrheit werden lassen. Einholen will ich unserer Liebe und unseres Hauses versäumtes Glück. Aus dem krankmachenden Dunste dieser Stadt will ich dich wegführen in ein verborgenes, urgesundes Eden. Die treulosen Menschen will ich mit dir fliehen und an das große Herz der heiligen Natur mich flüchten. Dort soll dein schönes Frauenleben wie eine frische Frühlingsblume wieder aufblühen und mein Herz, mein Haus, unserer Kinder fromme Welt durchduften. Dort will ich dir heimzahlen die Riesenschuld an Opfern, die ich bisher, so schlecht vergeltend, von dir hingenommen. — In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes wieder aufhängen, die mir hier die Hand der Welt so arg verstimmt, und singen soll sie uns von unseren alten, glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, nur von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet. — Darum fort von hier in andere Luft! — Komm mit mir nach Görzhausen! . . . .“

„Görzhausen?“ schrie jetzt Helene hinaus, die bisher wie von einem Zauber gebannt ihn angestarrt. Aber gedankenschnell hatte sie all' ihre Angst wieder bewältigt, und sie that an Hermann die einzige, mit schmerzvoller Ruhe gesprochene Frage:

„Was sollen wir dort?“

„Was wir dort sollen, Helene?“ erwiederte Hermann, von dem

Tone dieser Frage verwirrt. „Dort wohnen und wirken auf unserem neuen Eigenthum. Ich verlasse meine hiesige Stellung; denn sie reibt mich auf. Und wozu? Ob ein tüchtiger Advokat mehr oder weniger auf der Welt lebt, was liegt daran? Zehn andere streiten sich darum, mich wieder zu ersetzen. Aber meine Gesundheit, meine Geisteskraft fürs ganze Volk, mein Glück in dir und meinem Hause, wer ersetzt mir diese allerhöchsten Güter, wenn sie hier zu Grunde gehen? Und das würden sie unfehlbar; ich aber muß sie retten. Darum will ich und muß ich fort von hier.“

Und sie bei beiden Händen dann erfassend, brach er in den tiefen Ausruf aus: „Und du, Helene, du gehst freudig mit mir, als mein treues, liebesmuthiges, als mein großes Weib! Das hoff' ich und das weiß ich.“

Es sind nun nahezu zehn Jahre verflossen, da waren an einem Spätherbstabend zur selben Stunde Hermann und Helene im alten Erkerhause beisammengesessen. Er war erst kurz von seinem Besuche bei Goldhelm heimgekehrt mit seiner ersten unbezwinglichen Sehnsucht, die einfache Vaterstadt, die ihm unerträglich geworden, zu verlassen und in die herzogliche Residenz überzusiedeln. Versetze dich in jenen Abend zurück, lieber Begleiter! — Die liebreiche, kluge Mutter Rosalie, nachdem sie ihr gramvolles Herz vor dem Sohn in sorgenschweren Worten ausgeschüttet, war eben hinausgegangen, um es nun auch vollends auszuweinen. Und nun hatte sich Helenens große Frauenseele begeistert aufgeschwungen mit den liebesstarken Worten: „Nein, du bist kein alltäglicher Mann, aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden; weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer! Und jetzt ziehe aus dieses stillen Hauses friedlichem Hafen hinaus! Ich steige mit dir zugleich in den Nachen, als dein liebesmuthiges, gottvertrauendes Weib. Ans Steuer meiner Treue setze ich mich nieder, und kein Sturm soll mich erschrecken:

Denn unsres Glückes sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt unsre Treue als Pilot;
Das sagen dir die Meereswogen.“

Und Hermann hatte dann ausgerufen: „O du, mein herrliches Weib!“ — Dann war sie ihm ans Herz gesunken mit der ganzen Gluth ihrer frommen Liebe und hatte seinen Mund mit ihren reinen Küssen bedeckt.

So war es damals. Und jetzt, da dieses ruhelose, nach Menschenglück jagende Herz auch aus dem neuen Erkerhaus in der Herzogsstadt sich wieder hinaussehnt, da Hermann wiederum auf Helenens Treue, Liebesmuth und Seelengröße gezählt und gehofft — wie war es jetzt?

Schon eine Viertelstunde lang wiederholte Hermann auf Helenens besorgte, weitere Fragen Alles mit demselben Feuer unbewußter Selbsttäuschung, womit er Tags zuvor seinen Freund unter den Platanen des Görzhausener Schloßgartens für seinen Entschluß vergeblich zu gewinnen versucht. Von demselben günstigen Anlehen bei Goldhelm, von seiner felsenfesten Ueberzeugung, sein Vermögen in diesem neuen Besitze gefahrlos anzulegen und ein musterhafter Landwirth zu werden; von dem daraus strömenden Segen für seinen Leib und Geist, für das Glück seines Hauses wie für sein freies Wirken als Volksvertreter — von alle dem quoll sein Herz und Mund in trunkenen Worten wiederholt jetzt über. Nun war er zu Ende gekommen. Und sank Helene jetzt wieder überwunden ihm ans Herz, den beredten Mund mit ihren Küssen bedeckend, und rief er jetzt wieder? „O du mein herrliches Weib!“ —

Nein, diesmal nicht. Denn zu viel, allzuviel lag in den Jahren, die zwischen jenem anderen Abend im alten Erkerhaus und diesem heutigen in dem neuen lagen. Nein, kein einziges jener Worte entrang sich jetzt ihrem schwergepreßten Herzen. In der ganzen inneren Größe ihrer Weiblichkeit stand sie vor ihm da und sie sah ihn an mit solch' tiefblickenden Augen, daß er das seinige niederschlug.

„Hermann, es steht in Gottes Wort geschrieben: das Weib sei dem Manne unterthan! Der Himmel und mein Gewissen bezeugen mir's, ich habe dieses göttliche Gebot an dir befolgt, wie treuer und williger kein Weib auf Erden. Als es zuerst dein Wille gewesen, den Frieden und die Einfalt deines alten Vaterhauses zu verlassen, mit keinem mißmuthigen Worte, mit keiner weibischen Klage habe ich

daran dich gehindert. Ich habe danach gerungen, zu der Höhe deines genialen Geistes als dein nicht unwürdiges Weib mich aufzuschwingen. In die Tiefe deiner Sehnsucht nach anderem Leben bin ich mit meinem Herzen hinabgestiegen, um das Geheimniß für deine volle Beglückung zu ergründen. Und zu meinem Gott und Heiland habe ich um die Gnade gebetet, daß er mich ausrüsten wolle mit solch' reichem Schatz an opferfreudiger Liebe, an mitberathender, stützender Weisheit und beharrlichem Gottvertrauen, daß es meinem Herzen nie an einer einzigen jener kostbaren Münzen fehle, mit denen die Frau das Glück des Mannes vom Leben erkaufen kann. — Mit solchem Liebesreichthum bin ich dir hieher gefolgt als dein gehorsames Weib, obwohl ich schmerzlich ahnte, was ich selber verlassen und verlieren, und was ich zum Ersatze finden würde. Doch davon jetzt kein Wort, kein Vorwurf, keine Klage! Du selber fühlst es. Es ist vorüber; und nimmer rühme sich meine Liebe dessen, was sie in diesen Jahren hier an dir gethan und thun gemußt, weil es eben Liebe war und ich dein Weib."

„Aber, mein liebster Hermann, wenn ich auch jetzt wie dazumal widerstandslos dir folgen würde, wenn ich auch für diese deine neue Sehnsucht nur Worte begeisterter Zustimmung fände, jetzt wäre es nimmer weiblichen Gehorsams heilige Liebesmacht, nein, jetzt wäre es weibische Schwäche, die keinen Platz in meinem Herzen hat."

„O sänke jetzt auch nur ein Strahl von Hoffnung in meine Seele, daß dort in Görzhausen dein ruheloses Herz zur Ruhe käme und du das volle Glück endlich fändest, das ich vergeblich dir zu erringen gesucht, bei Gott, ich zöge mit dir fort und sei es übers Weltmeer, in das fernste fremde Land oder in das armseligste Dorf, wohin nur immer! Ach, auch das Leben hier war mir ja bis heut eine Fremde geblieben und mein Abschied kostete mich keine Thränen. Nähme ich doch überall mit hin, was mir wirklich und einzig am Herzen liegt, dich, unsere Kinder, meinen Frieden und meinen Willen, dich zu einem wahrhaft glücklichen Manne zu machen! — Und, o wie leicht gründe ich mir anderswo ein glänzenderes, froheres Haus, als dieses hier, das nur nach außen gleißt und jubelt, und innerlich so freud- und glanzlos ist."

Hermann hatte bis jetzt mit gesenktem Haupt ihr zugehört. Der heftigste innere Kampf sprach aus jedem Zuge seines Gesichtes. Noch hatte er Helenen nicht Alles gesagt, das ihn jetzt drückte und quälte. Und er sprang auf und unterbrach ihre Rede stürmisch:

„Aber, Helene, wie kannst du noch also zu mir reden, noch also zweifeln und zagen? Habe ich dir vorhin nicht schon selber gestanden, mit welch' heißem Schmerz ich's empfand, meine Liebe dir hier so schlecht gelohnt zu haben, und mit welch' noch viel heißerer Sehnsucht ich danach schmachte, an einem andern Ort und in einem andern Leben dir wieder Alles vergessen und verschmerzen zu machen, was ich in thörichter Verblendung an unseres Hauses Ideal gesündigt? Was willst du noch mehr von mir verlangen als solche Erkenntniß, solche Reue und solchen Vorsatz, und wie magst du noch daran zweifeln, daß es mir heiliger Ernst ist?"

Und mit dunklem Auge die Hand himmelwärts hebend sagte er mit vor tiefster Erregung gedämpfter Stimme: „Ich bin ein Mann, Helene!"

Aber der heilige Muth ihrer großen Frauenliebe schreckte auch vor diesem Manneswort nicht zurück. Und sie sprach mit aus dem tiefsten Herzen heraufklingendem Tone:

„Ja Hermann, das bist du! ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle! Ein ganzer Mann, so männlich wie nur einer. Was Hohes, Edles und Heiliges in der Menschenbrust lebt, in der deinigen ist es daheim. Des Mannesgeistes himmlische Begabung, sie hat sich über den deinigen verschwenderisch ausgegossen. Von keinem untreuen Gedanken weiß dein Gattenherz. Heuchelei und gemeine Denkart, falsche Hinterlist und gewaltthätiges Unrecht, sie haben keinen ärgeren Feind als dich, und umsonst sucht die Wahrheit nach einem beredteren Verkünder, nach einem Ritter, der für sie noch muthiger einsteht, als du. Ja wahrhaftig, du bist ein echt deutscher Mann in jedem Tropfen deines Blutes."

„Aber Hermann — Wahrheit über Alles, wie ich diesen Spruch so oft von dir gehört und in deinen Thaten erlebt — du bist auch ein echter Sohn deiner Zeit, ruhelos wie diese selber! Maßlos sind deine *Wünsche, ohne Schranken* im Vorwärtsstürmen. Lustigem Trug-

gebilde, das dich aus weiter Ferne verlockt, dem jagst du nach mit ungezügeltem Drang und du verachtest des Glückes festen Boden. Das große göttliche Gesetz der inneren Demuth ist für dich wie deine ganze Zeit veraltet; und weise Selbstbeschränkung ist dir eine unbekannte Tugend, so unbekannt wie auch ihr Lohn, ein stets in sich beglücktes, in sich zufriedenes Leben."

„O Hermann, du sagst, du schmachtest danach, unseres Hauses einstiges Ideal in seinem vollen Glanze wieder herzustellen! O thu' es, thu' es für mich und dich und deine Kinder! Aber hier, wo Gott, wo dein Beruf dich hingestellt, hier allein fang' an und nirgends anders! Wer des Hauses Glück zu schaffen versteht, der kann es überall, und wer es nicht versteht, vermag es nirgends. O darum beschwöre ich dich, mein Liebster, hier steht dein Haus, hier übe deine Kunst und bring' es darin zur Meisterschaft! Hier lerne das Räthsel lösen, deines Berufes freudige Ausübung und das Beglücken deines Hauses miteinander zu versöhnen. Im dichtesten Gewühl der großen Stadt kann das Ideal des Hauses Wahrheit werden und in paradiesischer Einsamkeit nur ein leeres Trugbild sein. Denn nicht die Mauern sind es, die des Hauses Glück begründen, aber unsere Herzen; nicht die äußere Welt, nur unsere innere. Und glaube mir: gibst du alle die Stunden mir und deinem Hause wieder, die du bisher an fremde Gäste verschwendet, dir bleibt wahrhaftig genug der Zeit zur Arbeit wie zur Ruhe, für dich und uns, für deine Clienten und das ganze Land. Aber fängst du damit an, den dir vom Leben aufgetragenen Beruf als lästiges Joch von dir abzuwerfen und in ein dir fremdes Wirken einzutreten, zu dem die größte aller Tugenden dir fehlt, die ruhig ausharrende Geduld — o Hermann, glaube meiner Warnung: dann ist dein edler Vorsatz, dir ein neues Haus zu gründen, schon dahin, bevor du begonnen, und auch dein neues Ideal des Glückes wird in Schaum zerrinnen, wie unser altes. Hier bleibe, Hermann, hier in deinem Berufe! Hier bleibe, was der Welt du bist! doch uns werd' ein Anderer als Jener, der du deinem Hause warst! Das ist die einzige Weisheit, die Gott und das Leben von dir fordert."

„Helene, ich kann nicht, ich muß fort, mein Leben ist zu krank,

nur die Natur kann mich wieder heilen," rief Hermann wie sinnlos und brütete vor sich hin.

Aber auch dieser Aufschrei brachte sie nicht aus der erhabenen Stimmung ihrer heiligen Furcht um Hermanns wahrhaftiges Heil und sie erwiederte:

„Nun gut, Hermann! so sage ich dir: hättest du im Sinn, ein bürgerliches Gut zu kaufen, und du wolltest trotz all' meiner Warnungen unabänderlich auf deinem Willen bestehen, ich würde endlich dazu sagen: in Gottes Namen! Aber daß es eines alten, adeligen Geschlechtes Stammgut ist, nach dessen Besitz es dich so mächtig verlockt, daß du deine braven, ehrlichen, bescheidenen, bürgerlichen Vorfahren im selben Ahnensaale aufhängen willst, darin die Bilder eines vielhundertjährigen Adelsgeschlechtes ihre natürliche Heimath fanden; daß es dich zuletzt auch noch reizt, vielleicht die Adelskrone in dein bürgerliches Wappen einzusetzen; daß du mit solch' unersättlicher Leidenschaft über den Kreis dich hinaushebst, in den das Leben dich gestellt, und du als echter Sohn deiner Zeit dir's nicht willst genügen lassen, das zu bleiben, wozu du geboren und erzogen — o Hermann, darin ruht ein solch' gefährlicher Stolz geborgen, ein so verhängnißvoller Fall, der dem Uebermuth auf der Ferse folgt — —"

„Genug, Helene!" schrie Hermann jetzt dazwischen. „Deine Mahnung kommt zu spät. Mein Name und meine Ehre ist bereits verpfändet. Ich habe heute den Kaufbrief unterschrieben."

Wie vom Blitze getroffen sank Helene auf das Ruhebett nieder. Gewaltsam stürzten ihre Thränen hervor.

„Und das hast du mir verschweigen können?"

„Ich fürchtete mich vor deinem Widerspruch," antwortete er dumpf, ohne sie anzusehen. „Aber nein, nein bei Gott, dieses Schweigen war nicht recht! O kannst du mir's verzeihen?"

Voll Scham und Reue stand Hermann vor ihr da. Welches gegenseitige Schweigen! Dann aber trocknete sie die strömenden Thränen, reichte ihm die Hand und sagte mit dem mildesten Tone, dessen ihr Herz nur fähig war:

„O Hermann! kennst du des großen Apostels Wort: „Die Liebe

ist langmüthig und freundlich und eifert nicht, sie verträgt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles." — Hermann! Gottlob, ich habe diese Liebe. — Du sagst, dein Name sei bereits verpfändet! Nun wohl, dann ist es auch der meine; denn wer will deine Ehre von der meinen trennen? — Du sagtest mir vorhin: Ich bin ein Mann, Helene! — Darauf sage ich dir: und ich, Hermann, ich bin ein Weib; dein Weib bin ich; und als solches, wie ich's dir immer war und ewig bleiben werde, ziehe ich mit dir nach Görzhausen. Sei ruhig! Ich will es auch werden. Komm an mein Herz! Versöhne dich!" —

Mit sanftem Arme zog sie ihn neben sich an ihre Brust. Dann legte sie die Hand auf sein brennendes Haupt, und wie lindernder Balsam träufelten ihre frommen Worte in sein verwundetes Herz:

„Gottes Friede sei mit uns und unserem ganzen Hause!"

Zehnter Abschnitt.

Schutt und Aufbau.

I.

Der Auszug Salomons.

1.

Nicht leicht hatte ein Familienereigniß in der Herzogsstadt die Zungen eifriger in Bewegung gesetzt, als der Alle gleich überraschende Entschluß des Doctor Hermann Stark, seiner Advokatur, der unbedingt bedeutendsten und einträglichsten im ganzen Lande, zu entsagen und sich nach dem vormals freiherrlichen Edelsitze Görzhausen als Gutsherr zurückzuziehen.

So viel der Neid, dieser schwarze Schatten fremden Glückes, nun an Hermanns makellosem Namen wieder trüben konnte, that er zur Genüge. Ward das jetzt ein geschäftiges Geflüster und Gemunkel über die mit einemmal so verdächtig gewordenen Vermögensverhältnisse des neuen Gutsherrn! Wie verstand man's, ihm auf tausend Gulden nachzurechnen, wieviel Vermögen er wohl hieher schon mitgebracht und bei seinem großen Aufwand noch aus seiner Praxis dazu könne erworben haben! Und da man gehört, daß der ganze Kaufpreis von zweimalhundert fünfzigtausend Gulden baar ausbezahlt worden, ohne daß auch das Geheimniß der Goldhelmschen Hypothek verrathen worden war — heisa, hatte da die uralte, herz- und ehrlose Megäre „Verleumdung“ all' ihre edeln Verehrer zu tollen wüsten Tanzgelagen geladen! Und der dabei unter den Tänzern und andern Musikanten vorderhand noch unsichtbar die „erste Geige“ spielte, das war wieder Volkmann. Nun, wer möchte es diesem zu arg verübeln? Der glaubte doch zu seinem nimmer-

müden Haß einen gerechten Grund zu haben. Wie viel schmählicher war es drum von so vielen Andern, die im nun verkauften glänzenden Erkerhause das Licht ihres Schmarotzergenies oft am hellsten leuchten gelassen, daß nun auch diese edeln Freundesseelen pflichtschuldigst auf solch heimlichen Orgien der Lüge erschienen, und in ehrverletzerndem Jubel den Becher der Gemeinheit auf die Verdächtigung ihres vormaligen Gastfreundes ausleerten! Selbst das männerschändende Laster des Bestochenseins hatte sich zuletzt als gespenstiger Gast eingefunden, und zischelte von einem geheimen Vertrag zwischen Doctor Stark und dem Herzog, wodurch der Führer der Liberalconservativen sich um netto hunderttausend Gulden heimlich verpflichtet habe, allmälig wieder in reactionäre Bahnen einzulenken. Und hatte er nicht wirklich, noch kurz vor seinem Wegzug, gegen einen demokratisch gefärbten Antrag die Partei der Regierung ergriffen? Wie glaubwürdig erschien da dies herzogliche Judasgeld, mit dem er den theuern Edelsitz noch vollends ausbezahlte! — O du Ehre meines Helden, wie war dir's da ergangen, wie einem strahlenden Ritterschild, den freche Bubenhände über Nacht mit eklem Schmutze besudeln!

Aber auch von den wenigen wahrhaften Freunden Hermanns, die mit Entrüstung von diesen Verdächtigungen sich abgewendet, war nicht ein einziger, der diesen der ganzen Stadt unbegreiflichen Schritt gebilligt hätte. Keiner Menschenseele, außer Goldhelm und den Vertretern der Görz'schen Gantmasse hatte Doctor Stark auch nur ein andeutendes Wort zuvor verlauten lassen, Niemand um guten Rath gebeten. Seine täglichen Gesellschafter wie die ihm fremdesten erfuhren das Geheimniß seines Entschlusses gleichmäßig nur als unabänderliche Thatsache. Das allein paßte zu seiner Natur: etwas in sich wollen und sogleich auch eigenmächtig durchführen, ohne jedes Befragen eines Dritten, und sei es der treueste Freund, ja selbst die eigene Frau. — Wie begreiflich daher, daß auch edlere, neidlose Freunde überall verstimmt wurden, und mit sehr gerechten Bedenken den berühmten Advokaten aus seiner ergiebigen „Goldgrube" auf das zweifelhafte Feld seines jetzigen Wirkens übersiedeln sahen.

Ja, seltsam, sogar der Mann, dessen großmüthiges Darlehen zu nur zwei Prozent dem frühern Advokaten die Ausführung dieses gewagten Entschlusses erst recht ermöglicht, selbst dieser war in seinem innersten Gefühl dagegen gestimmt. Wenn er auch dem Doctor Stark gegenüber, vor dessen bezwingendem Redefeuer er von jeher gar bald die Waffen gestreckt, das Wort: „gefährlicher Stolz“ nicht über die Lippen zu bringen sich getraut, so hatte doch sein ganzes Herz keinen andern Gedanken fassen können, als Hermann ihn mit dem Geheimniß seines Vorhabens überrumpelt. Wie indessen oft eine einzige schwache Minute ein ganzes Menschenschicksal entscheidet, so war es auch hier geschehen. Statt daß der Hofbankier mit offenem Mannesmuth abgerathen hätte, war er nach nur wenigen schüchternen Einreden der überwältigenden Begeisterung sofort unterlegen, mit welcher Doctor Stark ihm von dieser allerletzten Sehnsucht seines Lebens vorgeschwärmt. Durch den siegreichen Ausgang des großartigen Londoner Wechselprozesses seinem Anwalt ohnedem auf's Neue schwer verpflichtet, war es ihm gegen die Natur gegangen, durch ängstliches Abrathen den Verdacht zu erwecken, als wolle er damit nur die Verweigerung des erbetenen Kapitals bemänteln. Und so hatte Goldhelms Hand eingeschlagen, so schmerzlich auch sein Freundesherz sich dagegen gesträubt. Damit er jedoch wo möglich jeden Vorwurf am allenfallsigen Mißlingen von Hermanns überkühnen Hoffnungen von sich abwälze, hatte der weichherzige Baron, dem dieser seltene Mann wundersam ans Herz gewachsen war, darauf bestanden, nur zu dem beispiellos niedrigen Zinsfuß von zwei Prozent das Hypothekkapital auf Görzhausen zu bestellen. Und Hermann hinwiederum, der bloß an landesübliche Zinsen zuvor gedacht, war zur Annahme dieser Vergünstigung nur dadurch zu bewegen gewesen, daß das noch außenstehende Honorar wegen des Londoner Riesenprozesses dadurch als ausbezahlt gelten sollte, wie er das Alles schon vorher seinem Freund Theodor, freilich nur sehr oberflächlich, erzählt hatte.

Als Doctor Stark nach der so unglaublich schnellen, glücklichen Vereinigung dieses hochwichtigen Geschäfts das Arbeitskabinet des Hofbankiers verlassen, da war ihm sein Leben plötzlich wieder vor-

gekommen, als sei's ein Schiff, das im Morgensonnenglanz mit neu geschwellten Segeln und einem neuen goldenen Glücksstern im flatternden Wimpel in die hohe See aller irdischen Befriedigung hinaustreibe. Das war wieder einmal dieselbe trunkene Stimmung, darin er einst am Abend seiner Brautfahrt im alten Haidehof gesessen und mit geschlossenen Augen dem Spiele Helenens gelauscht, da dies zum erstenmal ihm das seltsame Lied erzählt: „Was die Meereswogen sagen."

Unterdessen war der Hofbankier mit in die Hand gestütztem Kopf an seinem Arbeitstische gesessen, und hatte wehmüthig vor sich hingesprochen:

„Menschenglück! Märchen, nichts als Märchen! Die Jugend allein ist Glück, die Jugend und ihre Täuschung. Darum ruhig da drinnen, du glückarmes Herz! du sollst mir kein anderes mehr beneiden. Sie sind alle nicht viel besser daran, wie du selber. Nur die Art und das Mehr oder Weniger ist verschieden. Hat es doch der einzige Mensch, den ich einst auf Gottes weiter Welt dafür gehalten und der es hätte sein können, auch nicht verstanden, glücklich zu bleiben. Geht mir weg mit allem Glück! Menschenleben und Glück, wie zwei Feinde hassen sie sich, ob stärker oder schwächer, ob früh oder spät. Nur die Jugend ist Glück, so lange sie noch an Märchen glaubt."

Als dann kurze Zeit darauf die Bitte des Doctor Stark um Enthebung von seiner Advokatur dem Herzog zur Genehmigung vorgelegt worden, hatte dieser es nur mit umwölkter Stirn über sich gebracht, den Antrag des Justizministers zu unterschreiben. War Hermann Stark seit jener geheimen Audienz dem Herzog auch persönlich fern stehen geblieben, und hatte er an Einladungen zu Hofe niemals anders als in corpore mit dem versammelten Landtag Theil genommen, weil nach beiderseitigem sehr richtigen Gefühl das Gegentheil mit der freien Stellung eines liberalen Abgeordneten sich nicht wohl vertragen hätte, so war die wohlwollende Theilnahme des Landesherrn doch seit jenem denkwürdigen Abend auch dem Privatleben Hermanns stets unbemerkt zur Seite gestanden. Der ungewöhnliche Aufwand, den das Stark'sche Haus in seinem gesellschaft-

lichen Verkehr oft zum Gerede der ganzen Stadt entfaltet, hatte nicht selten in dem herzoglichen Herzen schmerzliche Vergleiche hervorgerufen zwischen dem schönen Maß in seinen politischen Grundsätzen und der maßlosen Uebersättigung, an der dessen bürgerliches Leben unverkennbar erkrankt darniedergelegen. Trotzdem war er aber niemals des großen Segens aus jener Unterredung danklos uneingedenk geworden. Der Doctor Hermann Stark blieb ihm innerlich allzeit nahe stehen. Und wenn er dessen fünfjähriges parlamentarisches Wirken vor seinem Fürstengeiste prüfend vorüberziehen gelassen, so hatte auch dieses einen solch' wahrhaften Einklang mit den Worten jener Audienz bewährt, daß die tiefe Hochachtung des Herzogs vor dem Abgeordneten niemals auch nur um einen Gedanken verringert worden war. Gedachte der Fürst dann noch obendrein der unverbrüchlichen Mannestreue, mit der Hermann ohne Zweifel sein damaliges Gelöbniß zum Geheimhalten jener Audienz bis heute gehalten, so war es wohl nur sehr erklärlich gewesen, daß unter den Wenigen, die aus bester Meinung den gewagten Schritt des neuen Burgherrn von Görzhausen aufrichtig bedauert, und für dessen Zukunft in Sorge gewesen, auch der edle Landesherr in erster Reihe gezählt und darum nur mit zögernder Hand den Verzicht des Advokaten Stark unterzeichnet hatte.

So war durch den Wegzug Hermanns die ganze Stadt in allen Kreisen beschäftigt und Freundes- wie Feindesgerede seinethalb rege geworden.

Als aber ein paar Wochen später der alte, einsame Jude Salomon Baruch, aus dem Goldhelm'schen Palais in die schmutzige Judengasse übersiedelte, wer kümmerte sich in der adeligen wie bürgerlichen Welt darum? Wer wußte überhaupt davon? Und doch, war das für die ganze Stadt ein hochwichtiger, verhängnißvoller Umzug!

Wie war das gekommen? Hatte ihm nicht das Testament des seligen Moses Mendel für Lebenszeit die Wohnung im Hause des Sohnes gesichert? Wer wechselte da nur aus Laune oder zum Vergnügen seine irdische Wohnung, außer mit der allerletzten unter der *Erde? — Was war da vorgegangen?*

Die Baronin Melanie von Goldhelm lag eines Morgens 1858 wieder einmal auf der Causeuse, und hielt die qualmende Cigarette zierlich hinaus. So oft auch ihre nobeln Passionen gewechselt, dem Ausgestrecktliegen und dem süßen Arom des Tabaks hatte sie niemals ihre Huld entzogen, so wenig wie dem würzigen Mokkatrank, der mit der Cigarette fast noch ein wenig inniger vermählt war, als sie selber mit ihrem Isidor. Doch an diesem Frühlingsmorgen, von dem ich eben erzähle, stand auch ihr Herr und Gemahl in besonders zärtlicher Gunst bei Melanie. Das war immer der Fall, wenn sie Ursache hatte, eine unangenehme Erinnerung in ihm vergessen und seine gutmüthige Schwäche aufs Neue ihrer Verschwendung geneigt zu machen. Diesmal that das besonders noth. Waren sie doch vor acht Tagen in so gewaltigem Streite, wie noch nie aufeinander gestoßen! Zehntausend baare Gulden hatte seine eheliche Großmuth wieder einmal für sie bezahlen sollen. Und er sträubte sich um so hartnäckiger gegen diese Zumuthung, als die stolze Frau Gemahlin gar nicht recht nachweisen konnte, wozu sie diese Summe brauche. Hingegen waren durch anonyme Briefe über Melanie's eheliche Treue in dem tiefgekränkten Baron gar starke Zweifel erregt worden. Diesmal hatte er aber nicht nur zu dem Mittel der strengsten Demüthigung seine Zuflucht genommen und jede weitere Auszahlung an sie seinen Kassabeamten streng untersagt; nicht nur volle acht Tage hatte er's über sein weiches Herz vermocht, seinen zürnenden Befehl aufrecht zu erhalten und die stumme Rolle des Schwerbeleidigten zu spielen, sondern noch obendrein in tiefstem Geheimniß alle Vorbereitungen zu einer baldigen Ehescheidung eingeleitet.

Zu alle dem hatte ihn der flehentliche Rath des alten Salomon Baruch gedrängt, bei dem Isidor wieder Trost und Hülfe gesucht im Jammer seines verwundeten Herzens. Ebenso war es der alte Jude gewesen, der durch seine Kundschafter in der Judengasse dem sauberen Liebeshandel der Baronin auf die Spur gekommen war mit einem verkommenen Abenteurer von einem sehr guten, alten, französischen Namen, der erst am Roulettetische in Homburg und Baden-Baden in nicht immer redlichem Spiele Jahre lang sich

umhergetrieben, dann in dieser Herzogsstadt als Elegant der feinsten Weltformen sich in die ersten Kreise eingedrängt, und selbst zum Herzogshofe den Zutritt frech erschwindelt hatte. Daß darum auch die geniale Baronin Melanie, die von jeher für alles Außergewöhnliche und Mysteriöse eine mächtige Passion hegte, den interessanten Ausländer mit offenen Armen in ihren Salons willkommen geheißen, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Kurz, der äußerst weltgewandte, aber sehr unedle Ritter Don Juan machte bald die höchst erwünschte Entdeckung, daß die noch immer ziemlich schöne Baronin außerordentlich gut bei Kasse sei, er hingegen sehr schlecht — und „das Andere verschweig' ich, doch weiß es die Welt," singt Figaro. Auch dir, lieber Begleiter, möge diese leise Andeutung genügen. Und so wollen wir lieber die beiden Ehegatten in ihrem interessanten Morgengespräche jetzt behorchen.

„Lieber, guter Isidor," sagte die Baronin zu ihrem wieder völlig ausgesöhnten Herrn und Gemahl, dessen Hand ihre Linke zärtlich umfaßte, während ihre Rechte die Cigarette in die glänzende Muschel auf dem Marmortische legte; und nebenbei gesagt: sie bediente sich bei diesem schlangenglatten Gespräche ausschließlich der französischen Sprache, die ihr hiezu instinktmäßig viel besser taugte als das ehrliche Deutsch. Also sie sagte mit einschmeichelnden Blicken und weichster Stimme, die beide ihre Wirkung an Isidors Herzen nicht verfehlten:

„O siehst du denn jetzt auch so recht ein, wie lieblos hart du wieder einmal gegen mich gewesen und mit welch' schwerem Unrecht du mich Unschuldige angeklagt hattest? Sag', bester Mann, thut dir das alles denn jetzt aufrichtig leid, bereust du's gründlich und kann ich endlich einmal auf deinen festen Vorsatz bauen, daß ich nie, nie mehr eine ähnliche Kränkung von dir erleben werde?"

„Aber meine theuerste Melanie," erwiederte Isidor reumüthig mit niedergeschlagenen Augen und ebenfalls in französischer Sprache, „was redest du doch noch immer von dieser unglückseligen Geschichte? So laß sie doch endlich einmal ruhen! Ich habe dir ja gestern die volle Summe, die du verlangt, bezahlt und von der schmählichen Anschuldigung, die ich in der ersten Bestürzung gegen dich aus-

gesprochen, glaub' ich ja jetzt selber kein einziges Wort mehr. Ich weiß es ja: nur weil der Chevalier ein so exquisit feines Französisch spricht, hast du dich für ihn interessirt und du kanntest ja gar nicht seine üble Vergangenheit. O diese arglistigen Menschen mit ihren bösen Zungen! Wie hat ihr Stachel dir und mir so weh gethan! Aber jetzt, mein bestes Herz, nicht wahr, jetzt redest du auch kein Wort mehr davon, und du willst nicht immer unsere Freude der Versöhnung wieder verbittern? O nicht wahr, kein Wort mehr?"

Mit falschem Schlangenarm umschlang sie jetzt den schwachen Mann und ihr Mund zischelte weiter:

„O nur noch eine einzige Frage, liebster Isidor! diese mußt du mir beantworten, denn eher kommt mein Herz nicht zur Ruhe, bis ich darüber im Klaren bin. Diese Antwort verlange ich von dir als Unterpfand deiner Liebe und unseres Friedens. Um der Ehre unseres Hauses, um unserer Kinder willen verweigere sie mir nicht!"

„Und wie heißt diese Frage?" erwiederte der Hofbankier voll ängstlicher Spannung.

Die Baronin setzte sich nun völlig aufrecht und sagte mit der ganzen Energie ihres Wesens: „Isidor, wer hat dir dieses schimpfliche Märchen mit dem Chevalier ins Ohr geraunt? Wer hat dir den unheilvollen Rath gegeben, dich von mir scheiden zu lassen, die ich dir eine allezeit treue Frau und deinen Kindern eine ebenso gute Mutter gewesen? Wer war dieser Dämon? Denn das kam nicht aus deinem Herzen."

Wie da der Baron sich furchtsam mit Ausreden hin und her gewunden, da er den ganzen Schwerpunkt auf den einen anonymen Brief zu legen versuchte und nur sich selber als den Urheber des Scheidungsentschlusses hinstellen wollte!

Aber sie drängte nur noch entschlossener: „Nein, Isidor, mit diesen Ausflüchten befriedigest du mich nicht. Ich kenne dein edles, weiches, friedensbedürftiges Herz zu gut. Nur die Reue über deinen harten, unedlen Entschluß, nur diese kommt aus dir selber. Aber der Gedanke zu der That, die du gegen mich vorgehabt, der kam aus einem fremden, aus einem völlig lieblosen, in Selbstsucht ganz *verhärteten* Herzen. Isidor, bei deiner Mannesehre, bei deiner

Liebe zu mir, wer gab dir diesen teuflischen Rath? Ich kann nimmer leben, wenn ich den Namen nicht erfahre, und zu spät wirst du's vor meiner Leiche bereuen, daß du ihn mir verschweigen konntest."

„Zu spät vor meiner Leiche!" war dieses Wort ein Donnerschlag, der den armen Baron fast um die Besinnung brachte! Zitternd faßte er sie bei beiden Händen und rief — aber mit einemmale jetzt wieder in seiner Muttersprache, da seine Angst ihn auf alles Französische vergessen ließ: „Gerechter Gott! Melanie! was machst du mir für Sachen? Was redest du mir von deiner Leiche? Ich will dir's ja sagen, will Alles sagen. Aber du mußt mir schwören beim ewigen Gott, daß du's nicht weiter willst ausplaudern dem Mann, den ich dir jetzt will beim Namen nennen, und der mir gerathen hat, zu thun, was ich wieder bereut, weil ich dir großes Unrecht gethan. Hörst du, das mußt du mir erst schwören! Denn so wahr ein Gott im Himmel lebt, der Mann hat's mit mir gut gemeint und meint es noch heute, und ich und du und unser ganzes Haus, wir verdanken ihm viel, unendlich viel, daß man's gar nicht kann sagen. O du gütiger Gott!"

„Nun also, wer war's?" fiel Melanie jetzt drohend ihm in die Rede und richtete sich auf.

Und Isidor zitterte wohl wie Espenlaub im Herbstwind. Aber doch hatte er so viel Muth, noch einmal die Forderung herauszustottern: „Erst mußt du mir's schwören, Melanie, daß du's nicht ausplauderst, was ich dir jetzt will sagen."

„Gut, so schwör' ich's," rief sie mit gleichgiltig erhobener Hand. „Und nun, wer war's?"

Aber hatte er jetzt auch ihre schwörende Hand gesehen und ihren Eid vernommen, es kam ihm doch gar tiefe Scham, daß er diesen Namen jetzt sagte, und vor sich hinstarrend flüsterte er kaum hörbar: „Der Salomon war's!" — Dann gab es ihm einen Stich mitten durchs Herz, wie von einem spitzigen Messer. Das Blut schoß ihm siedheiß ins Gesicht und das Auge quoll ihm über.

Als Isidors völliger, aber erheuchelter Gegensatz lachte die Baronin geringschätzend vor sich hin: „Der Salomon? pah der! der alte, imbecile Jude! Dacht' ich doch Wunder wer anders! Und

für diesen hattest du mich jetzt auch noch schwören lassen! Ma foi, mon cher! das war sehr unnöthig. Du wirst doch nicht etwa denken, daß ich mich mit diesem in eine Conversation einließe? Ich hab' ihn ja lange Jahre nicht einmal recht gesehen, wie viel weniger gesprochen. Mich choquirt jetzt nur mein Eifer, der mich so ganz aus aller Contenance gebracht. Eh bien! und damit ist die Sache gut. Bon soir, mon cher! Ich werde zur Erholung ein wenig mit Melanie spazieren reiten, denn ich bin sehr echauffirt und bedarf frischer Luft. Adieu, cher Isidor!"

„Adieu, Mélanie!" sagte der Baron mit unterdrücktem Seufzer und stand wie eine Bildsäule da, von diesem wieder so kalten Tone ins tiefste Herz getroffen.

Noch ein gegenseitiger, ceremonieller Kuß auf die Stirn, und eine Viertelstunde danach trabten zwei stolze Amazonen auf kostbarem Vollblut über den Schloßplatz. Ein Jokey, der in himmelblauem, mit Goldborten verziertem Rock nachfolgte, sagte jedem Bewohner der Herzogsstadt schon von weitem, daß die zwei Reiterinnen die beiden emancipirten Goldhelms seien, Melanie senior und junior. —

Zu gleicher Zeit kehrte die um ein Jahr jüngere Tochter Gabriele gerade so still und bescheiden aus der Frühmesse zu Fuße heim, als ihre Schwester prunkend an ihr vorübergeritten war, die nebst der Mutter deren freundlichen Gruß fast von oben herab vornehm erwiedert hatte. Die Scheidung dieser beiden, innerlich und äußerlich so unähnlichen Schwestern, die sich schon in frühester Jugend in der ausschließlichen Hinneigung von Melanie zur gleichartigen Mutter und von Gabriele zu dem, wenn auch schwachen, so doch edlen und gutherzigen Vater geoffenbart, war im Laufe der Zeit im Goldhelm'schen Hause so stark hervorgetreten, daß die Baronin eigentlich nur von Melanie und Isidor von Gabriele als einer Tochter reden konnte. Und saßen sie auch alle vier an der gleichen Mittagstafel wie am gemeinsamen, abendlichen Theetisch, in den Herzen waren sie dennoch eine in zwei Hälften streng geschiedene Familie oder vielmehr deren verneinender Gegensatz.

Ebenso ungleichartig hatten sich auch die sonstigen Neigungen

dieser zwei Schwestern im Laufe der Zeit ausgebildet, und jede ging ihren eigenen Weg nach ihrer ganz verschiedenen Lebensanschauung. Melanie hatte sich als Ebenbild und verhätschelter Liebling der Mutter zur eitlen, prunk- und genußsüchtigen, aber dabei dennoch herzenskalten Kokette in allen jenen feinen Künsten vervollkommnet, deren Anlage schon auf den Kinderbällen so stark in ihr hervorgetreten. Es war ihr nur darum zu thun, der allseits umworbene Abgott der höheren Männerwelt zu sein, und sie achtete den steten, prickelnden Reiz dieses Bewußtseins viel höher, als in bräutlicher Liebe einem Einzigen für immer ihr Herz zu schenken. Im geraden Gegensatze hatte sich Gabrielens Leben vor dem inneren Unglücke der Eltern immer scheuer und schmerzlicher in sich zurückgezogen. Und ihre von Natur aus liebesbedürftige, tieffühlende Seele war in der Liebesleere ihres Hauses immer sehnsüchtiger zu dem Bronnen der ewigen Liebe hingetreten, um mit des Glaubens starkem Arme den Goldeimer göttlicher Gnade heraufzuwinden, um daran ihr eigenes Herz zu laben und zu stärken und täglich aufs Neue ihr unseliges Haus fürbittend mit diesem himmlischen Lebensquell zu besprengen, reinigend und sühnend.

Hätte sie der innersten Sehnsucht ihres Herzens folgen mögen, so wäre sie am allerliebsten aus ihrem prunkenden Palast in irgend ein abgeschiedenes Krankenhaus geflohen, um freiwillig jeder Weltfreude entsagend und nur dem Gebet und der Barmherzigkeit lebend für Mutter und Schwester den Schatz himmlischer Vergebung und Erleuchtung zu erringen, den diese Beiden wohl nimmer aus eigener Willenskraft erworben hätten. Aber die andere fromme Macht der Kindesliebe hielt sie bei dem armen Vater zurück. Es wollte ihr als ein noch viel gottgefälligerer und auch doppelt schwerer Beruf ihrer Frömmigkeit erscheinen, in der Welt zu bleiben und doch nicht für sie zu leben, für Mutter und Schwester zu beten und zu büßen und doch den Vater nicht zu verlassen. Und so war sie eine barmherzige Schwester, eine betende Klosterfrau inmitten der großen Welt geworden und doch dem Vater eine liebende, tröstende Tochter geblieben. Darum hielt sie sich von all' den Vergnügungen fern, denen sich Mädchen ihres Alters und Standes hingeben. Ihr liebster Erholungsort war die Kirche,

ihre liebste Gesellschaft die der Armen und Kranken; und vor Allem dem Vater ein gutes, tröstendes Kind zu sein, war ihre liebste Aufgabe. Wenn darum Mutter und Schwester sie gewöhnlich eine überspannte Närrin schalten, oder sie gar beschuldigten, daß sie nur aus heuchlerischer Eitelkeit ein solch' einfaches, zurückgezogenes Leben führe, um von sich in der Stadt reden und sich interessant zu machen, so that jede dieser herzensrohen Beschuldigungen ein ganz gleiches Unrecht ihr an, als wenn falsche, in Flitter gefaßte Perlen sich über eine echte, unverzierte lustig machen wollten.

Hatte Schwester Melanie mit ihrem sehr reichen Monatsgelde fast niemals für die glänzende Toilette gereicht, und nach dem Beispiele der Mutter sehr bald die Kunst des Schuldenmachens erlernt nebst der andern, die Bezahlung der Mehrausgaben vom Vater zur rechten Zeit immer wieder abzuschmeicheln, so begnügte sich die von Herzen demüthige Gabriele mit dem wohlfeilsten Anzuge, so einfach, als sie ihn nur, ohne dadurch sich auffallend bemerklich zu machen, in ihrem Stande tragen konnte. Die ganze übrige Summe ihres bedeutenden Nadelgeldes reichte sie mit verborgener Hand verschämten Hausarmen, und in gar mancher Krankenstube der ärmsten Gassen erschien sie unversehens und sorgte für Feuer und Licht wie kräftigende Kost mit demselben Gelde, das Schwester Melanie auf Bällen und Soiréen verschwendet, um die Reize ihrer kalten Schönheit möglichst verführerisch zur Schau zu stellen und doch dabei, innerlich frierend, an wahrem Herzensglück Hunger zu leiden.

Du begreifst daher, lieber Begleiter, welch' warmer Sonnenstrahl nach dem vorigen kalten Abschied den Hofbankier wieder überkam, als Gabriele vorhin aus der Kirche heimkehrte und, ganz glückselig über des Vaters Botschaft von der erfolgten Aussöhnung mit der Mutter, plaudernd eine Stunde lang Hand in Hand an seiner Seite saß. Hatte sie doch den festen, frommen Glauben, daß der also wiederhergestellte, aber in der That leider nur erheuchelte Friede einzig und allein die Frucht ihres inständigen, kindlichen Gebetes gewesen! Und wie hätte er sie in dieser rührenden Zuversicht etwa beirren wollen?

Davon, daß er den alten Salomon vorhin so schwachherzig ver-

rathen, getraute sich der Vater kein Wort zu ihr zu sagen. Er fühlte zu tief, daß Gabriele ihn deßhalb gerade nicht besonders loben würde. Denn wenn sie auch durch die eigenthümlichen Verhältnisse in ihrem Hause dem alten Juden fast völlig ferne stand, so konnte sie doch, eine so begeisterte Katholikin sie auch war, eine gewisse Ehrfurcht nie von sich ferne halten, wenn sie diese alttestamentarische Greisengestalt dann und wann erblickte. Und daß er in ihrem christlichen Hause ein solch' strenggläubiger, formenstarrer Hebräer geblieben, in diesem Judenglauben dünkte ihrem Herzen ein hundertmal werthvollerer Inhalt von wahrer Gottesfurcht zu liegen, als in dem todten Scheinglauben ihrer namenschristlichen Mutter und Schwester, den diese Sonn- und Feiertags in der vornehmen Elfuhrmesse der Mode und Toilette halber in den vordersten Bänken der Aristokratie zur eitlen Schau trugen. —

Am andern Morgen wollte der Hofbankier in seiner Eigenschaft als Präsident des Verwaltungsraths jener großen Spinnerei wieder einmal nach Hermanns Vaterstadt abreisen. Er hatte wohl mehrere Tage dort zu thun, hätte indessen sein Geschäft auch noch ganz gut um eine Woche verschieben können. Aber der reuevolle Vorwurf, den alten Salomon, seinen und seines Hauses treuesten Freund, in schwachem Augenblicke vor seiner Frau verrathen zu haben, drückte so schmerzlich auf sein weiches und dankbares Gemüth, daß ihm die Gelegenheit, dem Salomon ein paar Tage aus den Augen zu kommen, zu erwünscht kam, um sie nicht sofort zu benützen. So verweilte er auch am Vorabende seiner Abreise nur ganz flüchtig bei dem alten Juden, und so sehr er auch glaubte, den Ausdruck seines Gesichtes in der Gewalt zu haben und völlige Unbefangenheit darauf abspiegeln zu lassen, der scharfe Adlerblick des Alten, der ruhig im Stuhle sitzen blieb, merkte indessen doch, daß es mit dieser gezwungen heitern Miene Isidors nicht recht geheuer sei. Ohne langes Besinnen oder Umherreden nahm Salomon des Hofbankiers Hand, sah ihm scharf ins Gesicht und raunte dann ihm zu:

„Isidor, dein Gesicht gefällt mir nicht! Du hältst vor mir mit was hinterm Berg. Gesteh's: sie hat dich wieder herumgekriegt! Sag' ich Lüge oder sag' ich Wahrheit?"

Als dann der Hofbankier seinem gleichsam väterlichen Vertrauten die erfolgte Aussöhnung flüchtig und befangen eingestanden, richtete der Salomon sich höher auf in seinem Stuhle, da er zugleich Isidors Hand mit verächtlicher Geberde losließ und seinen ganzen Spott jetzt über ihn ausgoß.

„So, so! hm, hm! ausgesöhnt hast du dich wieder? Na, was es mir auch kann verschlagen! Ist sie doch deine Frau und nicht die meine, Gott sei Lob und Dank! Und mußt doch du mit ihr leben und nicht ich, und noch einmal: Gott sei Lob und Dank! Aber Eines bitt' ich mir jetzt aus, nur Eines, Isidor, und das heißt: daß du mich willst von nun an in Ruhe lassen alle Tage meines Lebens von wegen deiner Frau. Laß dich von ihr an der Nase herumführen, laß dir Hörner aufsetzen und die Haut ziehen überm Kopf! Laß dich schelten von ihr und kratzen und beißen, laß dich betrügen von ihr und den letzten Gulden aus der Tasche stehlen! Schlag' einen Purzelbaum vor lauter Pläsir über deiner Frau, oder hock' dich in den Winkel und grein' über ihr! Nur komm nimmer zu mir, verschon' mich mit deinem Lamento und frag' nimmer den alten Salomon, was er soll dir rathen. Ich weiß von nun an gar nimmer, daß du nur verheirathet bist. Ei du bist auch gar nicht ein verheiratheter Mann! Sie hat dich, aber du hast nicht sie! Unterm Pantoffel hat sie dich, und in der Tasche steckt sie dich. Aber du, wo hast du sie? In deiner Geldkasse hast du sie, darin sie sich's wohl sein läßt, wie die Maus im Mehlkasten. Und damit fertig: Frag' mich so viel du willst übers Geschäft, ich will dir Antwort geben bei Tag und bei Nacht. Aber mit deinem Herzen, Isidor, laß mich in Ruhe! O ich hab' auch ein Herz, und Gott der Gerechte weiß, es ist nicht von Stein und es ist keines von den ganz schlechten. Aber dein Herz, wie heißt? das ist gar kein Herz, das ist ein Herz, das Einen nur zornig macht. Und jetzt sag': hast du noch was fürs Geschäft mit mir zu reden, kann ich dir noch was sagen und rathen für deine Reise? So frag' mich, ich werde dir Antwort geben."

„Nein, nichts hab' ich zu fragen, gar nichts," sagte der Hofbankier kaum hörbar; dann drückte er Salomons Hand und schamroth verließ er hastig die Stube, deren Luft ihm allen Odem nahm.

Hätte der Alte auch noch Isidors Verrath geahnt, wie wäre da sein Zorn erst losgebrochen! O wie klug war es doch von Isidor gewesen, daß er die Baronin zuvor noch schwören gelassen, über Alles zu schweigen! — Und auch noch vor der Abreise am andern Morgen drängte den Hofbankier eine unheimliche Angst, seine theure Ehehälfte noch einmal an diesen Schwur zu mahnen. Erst durch ihr nochmaliges Versprechen beruhigt, wobei sie indessen wiederholt die ganze Sache als lächerliche Bagatelle behandelte, reiste Isidor ab. —

Baronin Melanie kam des andern Tages vor dem Diner um drei Uhr von ihrem gewohnten Austritt mit der Lieblingstochter heim. Ohne das Reitkleid zu wechseln und die Gerte aus der Hand zu legen, trat sie in ihr Zimmer, klingelte dem Kammerdiener und befahl ihm, den jüngsten Buchhalter, der in besonderer Gnade stand, heraufzurufen. Diesen hieß sie sodann nach dem Hinterhause zu Salomon Baruch gehen, den sie dringend bitten lasse, auf einen Augenblick zu ihr herüber zu kommen, da so eben von ihrem Mann ein äußerst wichtiges Telegramm eingetroffen sei, und sie ohne Verzug mit Salomon zn reden habe.

„Zu Salomon, dem alten Juden, soll ich gehen?“ sagte naserümpfend der etwas stolze, modische Comptoirheld. „Ich? wär' es doch das erstemal. Gnädige Frau machen wohl Spaß mit mir.“

„Gehen Sie, sag' ich, und führen Sie meinen Befehl pünktlich aus!“ herrschte sie ihn unmuthig an, „Sie werden es sonst zu bereuen haben!“

Das junge Herrchen trat beleidigt ab. Unterdessen schlug die Baronin mit der Reitgerte in der Luft umher und legte sich Alles innerlich zurecht. Ihr Schwur? — Je nun, abgesehen von dem Unsinn eines gezwungenen Schwurs, was hatte sie denn auch geschworen? Daß sie Isidors Verrath dem Salomon nicht ausplaudern wollte. Nun ja, diesen Wortlaut kann man ja befolgen. Und das Andere, was sie jetzt vorhatte, ist ihre Sache, ihr völlig freier Wille, daran sie Niemand hindern kann. Also, der Jude komme nur!

Unterdessen trat drüben im Hinterhofe der junge Buchhalter, ohne erst anzuklopfen, in Salomons Stube. Dieser saß eben in tiefstes Rechnen versunken und schob den grünen Schirm von den

Augen. Als er den Eingetretenen sah, that er einen gar großen Blick höchsten Staunens und fragte mit stolzester Kälte: „Was treten Sie so keck da zu mir herein? Was wollen Sie von mir?“

„Der Herr Salomon möchte zur Frau Baronin herüberkommen; es sei so eben ein Telegramm vom gnädigen Herrn angelangt, ein gar wichtiges, hat die Frau Baronin gesagt, und sie habe mit Ihnen dringend zu reden.“

Aber der Alte rührte sich kaum auf seinem ledernen Armstuhl, nickte blos ein wenig mit dem weißen Kopf und rieb die mageren Hände.

„So, so, ein Telegramm gekommen, ein gar wichtiges; hm, hm! na ja, so bringen Sie mir's herüber! will's lesen und dann sagen, was zu thun ist.“

„Aber die Frau Baronin läßt den Herrn Salomon dringend bitten, selber herüberzukommen, da sie sich mit Ihnen erst besprechen müsse.“

„Mit mir besprechen? die Frau Baronin mit dem alten Juden? Ei, ei, was sind das für Sachen! Na ja, so sagen Sie der Frau Baronin: ich bin zu Haus; sie kann mit mir reden.“

„Aber Herr Salomon, die Frau Baronin wird doch nicht zu Ihnen kommen sollen? das wäre ja die verkehrte Welt,“ sagte der Buchhalter spitzig.

„Verkehrte Welt? wie heißt — verkehrte Welt? Hör' mir Einer den Schwätzer an,“ rief der Jude und richtete sich zürnend auf. „Muß nicht auch der Baron kommen zu mir? Wann bin ich noch einmal gegangen hinüber zu ihm? Was mögen Sie plaudern von verkehrter Welt, Sie Gelbschnabel! Ist der Baron nicht zu vornehm, zu mir zu kommen alle Tage, was will sie zu vornehm sein, zu mir zu kommen nur ein einzigesmal? Und ist meine Stube dem Baron gut genug, was soll sie ihr sein zu schlecht? Will ich was von ihr? oder will sie was von mir? Wer muß da kommen zum Andern? Und kurz und gut, wenn die Frau Baronin was will reden mit mir, so bin ich zu Hause. Und jetzt gehen Sie fort, denn ich hab' noch zu arbeiten und hass' unnützes Geplauder.“

Ohne den verblüfften Elegant nur mehr anzusehen, schob

Salomon wieder den Schirm vor die Augen und las in dem Handelsbuche rechnend weiter, als ob er ganz allein wäre. Mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Juden entfernte sich dieser und bis zum Zimmer der Baronin hinüber machte sein Zorn über die so kläglich ausgefallene Botschaft in lauten Ausbrüchen sich Luft.

Aber schon nach zehn Minuten ward ein anderer Abgesandter zu Salomon hinüberbeordert, und diesmal der ehrwürdige Comptoirveteran Herr Körner. Die Baronin hatte mit schlauer Berechnung jetzt gerade diesen zu ihrer wiederholten Botschaft ausgesendet, weil sie wußte, daß er mit Salomon auf ziemlich freundschaftlichem Fuße stand, während sie erst jetzt einsah, wie unklug ihr vorlauter erster Bote gewählt gewesen, der wohl nur durch ungeschicktes oder gar verletzendes Benehmen den Juden zu solcher Halsstarrigkeit gestimmt haben mochte.

Als der Salomon an seiner Thüre jetzt klopfen hörte, fuhr er unwillig auf: „Na, hat man denn heute gar keine Ruhe und kommt der Zieraffe schon wieder? Aber diesmal klopft er doch an. Hat er doch schon Respekt gekriegt!“ Und zornig rief er: „Herein!“ Aber schon der Anblick dieses alten Herrn, den er nicht erwartet, beschwichtigte seine Erregtheit und sichtlich beruhigt rief er ihm zu, da er sich auf dem Stuhle gegen ihn umdrehte: „Ah, der Herr Körner! Kommen Sie auch einmal zu dem alten Salomon? Freut mich, freut mich! sind ein braver, ehrlicher Mann; bin Ihnen gut, Herr Körner, weil auch Sie immer so freundlich sind mit mir. Aber weiß schon, was Sie mir sollen sagen. Thut mir leid, bei Gott leid, Herr Körner. Kann ich doch auch zu Ihnen nicht sagen Ja, wo ich zum Andern hab' Nein gesagt! Die Baronin soll kommen zu mir, hier auf meiner Judenstube soll sie kommen; hab' nichts zu schaffen drüben bei ihr. Aber wir zwei wollen deßhalb doch gut miteinander bleiben. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Körner! Setzen Sie sich ein wenig! freut mich, weiß Gott, sehr, daß ich Sie bei mir sehe. Setzen Sie sich!“

Und der greise Buchhalter gab dem noch älteren Baruch die Hand und setzte sich dann neben ihn. Wie darauf der ehrliche Diener ihn dann immer dringender bat, doch zur Baronin herüberzukommen, weil unendlich viel für das finanzielle Wohl des ganzen Bankhauses

von dieser Besprechung abhänge, wie ihm seine Herrin wirklich vorgeheuchelt und er auch ehrlich geglaubt; und wie er endlich auf Salomons wiederholte Weigerung in ihm die Angst erregt, daß am Ende Hunderttausende während des Barons Abwesenheit verloren gehen könnten, wenn er diese Besprechung hartnäckig verweigere; und er möge um seines Herren Willen deßhalb demüthig sein — ha, wie da der alte Jude in streitenden Gefühlen seinen langen Bart nach allen Seiten zerrieben und wie sein graues Auge mit unheimlichem Glanze hin- und wiedergeschossen! Aber endlich war doch seine Liebe zu Isidor, als dem Sohne des Juden Moses Mendel, und die Angst für das Geschäft, stärker als all' sein Haß gegen die Baronin, und er sprang vom Stuhle mit dem gellenden Aufschrei:

„Na ja, ich komme hinüber, aber nur für ihn und nicht für sie. Gerechter Gott! Herr Körner, was thun Sie mir jetzt weh, was haben Sie aus mir gemacht einen alten, schwachen Mann! O meinen Bart möcht' ich mir ausreißen, daß ich hinübergehe! Aber ich muß doch hinüber; denn kein Thaler darf verloren gehen, wenn ich ihn kann retten, und kein Geschäft darf bleiben ungemacht, wo ich hätte sagen können, es solle gemacht werden. Also gut, so gehen Sie voraus, Herr Körner! Der alte Salomon kommt nach. Aber unser Herrgott weiß, daß mir die Füße dabei weh thun, als ging' ich auf glühenden Kohlen." —

Eine halbe Stunde später stand Salomon vor der Baronin Goldhelm in ihrem Boudoir. Es war das allererstemal in ihrer nun zweiundzwanzigjährigen Ehe. Sie saß in einem Sammtfauteuil, noch immer mit der Reitgerte spielend. Der Salomon durchbohrte sie mit scharfen Augen, mit verächtlich stolzer Miene an seinem Barte krauend, da er den ohnedem vom Alter krummen Rücken kaum leise beugte.

„Frau Baronin wünschen mit mir zu reden von wegen einem wichtigen Telegramm? Nun ja, da bin ich. Um des Geschäftes willen bin ich herüber gekommen. Also, was wünscht man von mir zu wissen?"

Und mit flammenden Augen lehnte sich die Baronin zurück und *lachte* den Juden mit bitterster Verachtung an:

„Zu wissen von dir wünsch' ich gar nichts. Ich wollte dir jetzt nur sagen, was ich zwanzig Jahre dir verschwiegen, daß du ein boshafter, unverschämter, schäbiger alter Jude bist! . . . .“

„Gott Abrahams!“ — schrie da der Salomon hinaus, daß es durch das ganze Haus gellte, und mit aufgehobenen Fäusten stand er vor ihr da, sprachlos vor wildem Zorn an allen Nerven zitternd.

Zu gleicher Zeit traten zwei Lakaien herein und nahmen an der Flügelthüre Stellung.

„Und ich wollte dir jetzt nur sagen,“ fuhr die Baronin nun erst recht furchtlos weiter, „daß du ein Schandfleck bist in der Ehre meines Hauses, ein stinkendes Giftkraut, ein Pestgeruch, ein — ein — — hinaus mit dir, schmutziger Schacherjude, hinaus, wohin du gehörst, in deine Judengasse! Du Schmach und Unheil meines Hauses, du, du — —“

Da nahm der Zorn ihr die Stimme. Alle weiteren Beschimpfungen blieben ihr in der Kehle stecken.

Und Salomon Baruch? Was that und sagte jetzt der?

Der war mit einemmale geworden wie ein steinernes Bild; denn Alles war ihm klar. Isidor hatte ihn verrathen! — Die welken Hände legte er zusammen, den krummen Rücken beugte er unterwürfig tief herab und sagte unheimlich ruhig wie mit drohender Geisterstimme, dabei er leise den Zeigefinger erhob:

„In die Judengasse! — Ja, beim ewigen Gott und dem Geiste des seligen Moses Mendel, nach dessen Testament ich hier wohnen soll bis an mein Sterben, in die Judengasse! Dahin geh' ich noch heut Abend und keines Menschen Auge soll je mich lebend in diesem Hause wieder sehen. Fort in die Judengasse! — Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich!“ — Noch nickte er ihr zu mit einem unbeschreiblichen Lächeln, darin fürchterliche Schadenfreude grinste. Dann schlich er an den zwei Dienern, die ihn verblüfft anstarrten, hinaus und hinüber zum Hinterhause, zum unverweilten Auszug in die Judengasse.

Wie er ihren Augen entschwunden war, rann ihr ein eiskalter Schauer durch alle Glieder. Warum doch? Gelang ihr Plan nicht hundertmal leichter als sie gedacht? Und hatte sein Abschied nicht

gelautet: „Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich?“ — Aber dieses fürchterliche Lächeln dazu! . . .“

„Hinaus mit euch!“ herrschte sie noch die beiden Diener an. Dann bog sie sich zurück, von unheimlicher Angst durchzittert, und drückte die Augen zu. Aber jenes grinsende Lächeln sah sie noch immer.

Mit anbrechendem Abend stieg Salomon Baruch aus seinem Hinterhause herunter in den Hof. Nur ein Kästchen trug er unter dem Arme. Darin lag in guten Papieren sein erspartes Vermögen. Aber seine Judenmagd, die Sara, blieb in ihrer Kammer als Wächterin zurück, bis am andern Tage die drei Zimmer völlig geräumt werden sollten. Als der Alte dann durch den Hausflur ans große Thor wankte, stand Gabriele an der Marmortreppe zwischen den zwei fackelhaltenden Genien. Sie wußte von einem ehrlichen alten Diener bereits Alles und mit seiner kundschaftenden Hilfe hatte sie voll Angst den Augenblick erspäht, um dem Salomon noch ein kummervolles Lebewohl zu sagen und seinen Groll zu versöhnen. Als der Jude jetzt gegen sie herantrat, rannen ihr zwei große Thränen über die Wangen, sie reichte ihm furchtsam die liebe Hand und flüsterte ihm voll tiefsten Mitleids zu:

„Ach, alter, treuer Salomon! daß du nun also von uns fortziehen mußt! Wie jammerst du mich! O verzeih' der armen Mutter um meinetwillen! Denn ich bin ja schuldlos an Allem und habe dich immer im Stillen lieb gehabt. Ach leb' wohl und fluch' uns nicht!“

Und der alte Jude schüttelte gerührt den Kopf und sagte: „Dir nicht, du gutes, frommes Kind, dir fluch' ich nicht. Gott segne dich!“ —

Dann küßte er noch inbrünstig Gabrielens Hand und schritt mit feuchten Augen hinaus.

Als er dann vor dem Thore draußen noch einmal zu dem stolzen Palaste hinanschaute, stand ihre Schwester Melanie am Fenster und lachte spöttisch auf den Juden herunter; dann zog sie sich zurück.

Aber er selber blieb noch eine Weile stehen, ob auch solch' Staubwolken über den Schloßplatz hinfegten, daß dieser menschenleer war wie mitten in der Nacht. Und als ob jetzt erst der volle

Schmerz und Zorn in seinem Herzen anschwölle, rief er in den Sturm hinaus:

„Gottes Fluch komm' über dich, du gottloses Haus, das du mich in meinen alten Tagen hinausgestoßen wie einen räudigen Hund! Erlahmen soll mir die Hand, wenn ich je wieder rühren soll nur einen Finger für dieses Haus. Und im Leibe soll mir mein Herz verbrennen, wenn es je was Andres soll verspüren als Zorn und Schadenfreude für diese gottlose, verworfene Frau. Mein ganzes Leben hab' ich mich abgequält und abgeschachert, um reich zu machen dieses Haus. Jetzt soll's mich freuen, wenn es wieder wird arm. Zwar könnt' ich's schon jetzt in Stücke schlagen, wenn ich nur wollte, weiß ich doch zu gut, wo seine geheimen Schäden stecken! Ich werd' aber nicht vorgreifen dem ewigen Gott der Rache. Doch kommt die Zeit, wo es einfallen soll, so soll eher die Zunge mir verdorren, bevor ich sag' ein einziges Wort, das es könnte wieder aufstehen machen. Alles werd' ich lassen gehen wie's geht und fallen lassen wie's fällt. Aber wenn Alles eingefallen ist, dann werd' ich nicht trauern und klagen, sondern mich freuen und lachen. Das höre jetzt, ewiger Gott, und du Geist des Vaters Moses Mendel, was ich geschworen und geflucht dem Hause deines abgefallenen Sohnes! Und jetzt in die Judengasse, wohin ich gehöre, ich schmutziger Schacherjude, ich stinkendes Unkraut, ich Schmach und Fluch dieses Hauses! — Fort in die Judengasse!"

Da der Salomon jetzt über den Schloßplatz mühsam weiter wankte, stand die Baronin gerade von der Mittagstafel auf. Nicht einen Bissen hatte sie über die Lippen bringen können, so war ihr das Herz zusammengeschnürt. Sie ging wieder in ihr Boudoir, warf sich auf die Causeuse und drückte den heißen Kopf in die Hände. Aber sie hatte keine Ruhe. Sie fuhr in die Oper und besuchte noch bis Mitternacht eine Soirée. Doch überall sah sie des alten Juden schadenfrohes schreckliches Lachen und hörte sein höhnisches Abschiedswort: „Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich! . . . ."

II.

Der „Bauerndoctor.“

„In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes, die mir die Hand der Welt so arg verstimmt, wieder aufhängen und singen soll sie uns von unseren alten glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet.“

Tönen dir diese Worte nicht noch im Ohr, lieber Begleiter, und möchtest du diese Harfe jetzt nicht klingen hören?

Das schöne Görzhausen, dieses weltverborgene Stück irdischen Edens, wie wäre es doch so ganz dazu geschaffen gewesen, um Hermanns damalige Worte zur Wahrheit zu machen! Denn wer war noch jemals der Gast dieses lieblichen Thales, dem bei dessen Anblick das Herz nicht freudiger geschlagen hätte? Wie war auch Helene, da sie vor Jahren einmal die gute Pfarrersfamilie auf einen Tag heimgesucht, von diesem Edelsitze entzückt gewesen! Wie ein Buch voll herzerquickenden Inhalts sprach die anmuthige Stimmung des Görzhausener Thalgrundes sie an. In jedem Baum und Strauch des Herrengartens hörte ihr lieber Geist den Frieden Gottes säuseln. Das saubere, stattliche Pfarrhaus, mit seinen Blumen- und Baumgärten, seiner kleinen Landwirthschaft und Bienenkolonie und besonders mit seinen friedlichen, frohen und bescheidenen Menschen muthete sie so heimlich an, wie eine schon oft gelesene, heitere Idylle. Und vor Allem der Anblick dieser altehrwürdigen Stammburg mit ihren grauen Mauern und rebengrünen Thürmen, mit ihren breitästigen Linden an der durchbrochenen Steinbrücke und den zwei eingemauerten Rittern am Portale, das Alles hatte sie damals mit so träumerischer Traulichkeit angehaucht, wie aus einem längst verklungenen Zaubermärchen ihrer Kindheit, das nun auf einmal wieder in ihrem poetischen Frauengeiste erwachte, gleich dem Dornröschen vom erlösenden Kusse seines ritterlichen Bräutigams.

Und Hermann selber, wie hatte er doch das letztemal hier an

der Seite seines Freundes, ganz trunken von Begehrlichkeit, droben in der Allee umhergeschaut! Hatte da nicht Himmel und Erde verlockend ihm zugerufen: „Komm, komm! bleib' hier!"

Aber war das im Vorsommer 1858 schon ein freudloser, ahnungsdüsterer Einzug gewesen! Wohl waren alle Bauern mit ihren Weibern und Kindern in der Dorfgasse unter den Thüren und Fenstern gestanden, denn schon hatte die Glocke den Feierabend eingeläutet, aber nicht ein einziges Haupt, das zum Gruß entblößt worden wäre, nicht ein einziges Gesicht, das zum freundlichen Willkomm sich erheitert hätte. Herzlose Neugier, mißtrauisches Anstarren, das war allein der kalte Ausdruck, der auf all' den Gesichtern lag, die zu der in zwei offenen Kutschen einziehenden Familie des neuen Gutsherrn hinschauten. Und auch die innige Freundschaft des Pfarrers mit dem neuen Ankömmling, von der jeder Bauer im Dorfe wußte, ja, selbst Theodors überall ausgesprochene herzliche Bitte, schon um seinetwillen möge die Pfarrgemeinde dem Herrn Doctor Stark und seiner Familie freundlich entgegenkommen, sogar diese Mahnung des sonst Alles über die Görzhausener Bauern vermögenden Pfarrers war diesmal unbeachtet geblieben.

Und warum wohl? Waren die vormals freiherrlich von Görzschen Grundholden, Zehentpflichtigen und Gerichtsangehörigen doch schon längst freie Bauern und Arbeiter geworden, die nurmehr dem Staate Steuern und Abgaben zahlten und unter dessen einziger, für jeden Unterthan gleichen Gerichtsbarkeit standen! Was hatte es ihnen nun doch viel verschlagen können, ob jetzt ein Edelmann oder ein Bürgerlicher das gleichfalls freie Allodgut in Besitz genommen? Oder war die Erinnerung an den letzten Görz auf Görzhausen und dessen unselige Wirthschaft denn eine so gute, schwer zu vergessende, daß man diesen Wechsel jetzt so gar nicht verschmerzen konnte? — Nein, gewiß nicht! Aber trotz alledem wirkte eben in diesen nun freien Bauern die Macht einer vielhundertjährigen Ueberlieferung noch so gewaltig fort und die alte Gewohnheit, den Gutsherrn auf Görzhausen unter dem feudal-patriarchalischen Begriff der „gnädigen Herrschaft" aufzufassen, war auch nach dem Jahre 1848, namentlich bei der älteren Generation, noch eine so tief eingelebte ge-

blieben, daß auch bei der völligen Aufhebung aller äußeren rechtlichen Beziehungen das innere Verhältniß der Bauern zur „gnädigen Herrschaft“ noch immer im Bewußtsein fortdauerte und sich im äußerlichen Ausdruck der altvererbten Pietät kundgab. Und erst jetzt, nachdem der letzte Görz auf Görzhausen der Stammburg seiner Väter den Rücken gewendet und dieser bürgerliche vormalige Advokat von ihr Besitz nahm, waren die Görzhausener Bauern zu dem modernen Bewußtsein gekommen, daß sie nun als ebenfalls freie Grundbesitzer auf ganz gleichberechtigter Stufe mit diesem neuen Gutsherrn von Görzhausen ständen und daß nur die Größe des Besitzes, aber nicht mehr die sociale Stellung sie von diesem unterschiede. Der Doctor Stark hatte nach ihrem sehr bestimmten Gefühle wohl Schloß nebst Grund und Boden der früheren gnädigen Herrschaft gekauft, aber nicht auch damit die traditionelle, patriarchalische Erinnerung an lange Jahrhunderte, die das Geschlecht der Görz mit den Bewohnern von Görzhausen und Teisenberg im engsten, vielseitigen Verbande durchlebt hatte. So waren diese beiden Gemeinden sich des social-geschichtlichen Prozesses aus dem Jahre 1848 eigentlich erst jetzt so recht klar geworden. Dabei konnten sie sich des dunklen Gefühles nicht erwehren, daß doch eine gewisse anmaßende Ueberhebung darin liege, mit einem bloß bürgerlichen Namen in diese uralte, adelige Stammburg als nunmehriger Herr einzuziehen, und namentlich als ein solch' vormaliger „Beutelschneider“ und „Rechtsverdreher,“ wie sie allgemein den früheren Advokaten verächtlich unter sich nannten. Denn auch hieher war ihm Volkmanns rachegieriger Geist vorausgefolgt und hatte durch mehrere Briefe an alte Bekannte und Zechbrüder aus seiner Hofmeisterzeit gar weislich dafür gesorgt, Hermanns anwaltliches Wirken nur im häßlichsten Lichte hinzustellen. Wäre es nur wenigstens statt eines Doctors und Advokaten ein reicher, bürgerlicher Gutsbesitzer von Fach gewesen, so hätten sie ihm diesen Uebermuth viel eher verziehen. Aber daß Doctor Stark dem Edelmann und Bauer in gleicher Weise nun ins Handwerk pfuschen wolle, diese doppelte Ueberhebung dünkte ihrer Bauernmoral doch zu schwer belastend, um dem neuen Gutsherrn nicht schon von vornherein mit der Fülle trotzigen Mißtrauens entgegenzukommen,

und ihm sogleich bei seiner Ankunft unzweideutig zu zeigen, mit wie wenig Respekt man ihn hier als neuen Gutsherrn willkommen heiße.

Das waren die höher stehenden moralischen Gründe von der mehr als unfreundlichen äußeren Haltung der Görzhausener Bauern, als Hermann in seinem neuen Eigen ankam. Dazu gesellte sich auch noch die niedrige, rein finanzielle Erwägung, daß, wie bereits bekannt geworden, Doctor Stark nicht nur dem Hauptpächter kündigen, sondern auch die den Gemeindemitgliedern einzeln verpachteten Grundstücke und Wiesgründe zu selbstständiger Wirthschaft übernehmen werde. Und, um den Wermuthsbecher der allgemeinen Verstimmung zum Ueberfließen zu bringen, hatte der neue Förster einige Tage zuvor im Wirthshause das unverzeihliche Wort fallen lassen, daß zur nothwendigen, besseren Aufforstung von nun an keine Waldstreu mehr abgegeben werden dürfe, unbedingt das schwerste Verbrechen, das der neue Gutsherr an den seit Jahrhunderten an diesen wohlthätigen Mißbrauch gewöhnten Bauern verüben konnte. So hatte sich von der ethischen Höhe instinktmäßig historischer Auffassung bis herunter zum sehr bewußten Materialismus des niedrigen Streuhaufens eine so erdrückende Fülle von Argwohn und feindseliger Verstimmung gegen Hermann aufgesammelt, daß nicht leicht wohl ein neuer Gutsherr unter schwierigeren Verhältnissen hier hätte einziehen können.

Doctor Stark sah voll kalten Gleichmuths auf die ihn grußlos und trotzig angaffenden Menschenreihen; denn in wenigen Wochen, sagte er sich zum Troste, werde er sich die Gunst dieser unverständigen Bauern schon erringen und all' ihre jetzigen, allenfallsigen Vorurtheile gegen seine Person gründlich besiegt haben. Aber Helene hätte bitterlich weinen mögen, wie sie alle diese argwöhnisch lauernden Gesichter sah. Und auch Röschen, die ihr im Wagen gegenüber saß, schmiegte sich immer ängstlicher an der Mutter Schooß und flüsterte ihr endlich zu: „Mutter! sind das lauter böse Menschen, weil sie gar so finster uns anschauen? Sie werden uns doch nichts zu Leide thun?“ Hans und Rudolf hingegen, die im zweiten Wagen mit der Kindsfrau und Köchin folgten, hatten von diesem verstimmenden Einzug nicht die leiseste Ahnung, und der nun siebenjährige Kronprinz, vor lauter

Ungeduld nach dem schönen Schlosse, von dem er schon droben an der Allee die Thürme erschaut, sah nur freudestrahlend vorwärts, um seine knabenhafte Sehnsucht noch vollends zu befriedigen.

Jetzt noch eine kleine Biegung an der Dorfgasse und da lag die ehrwürdige, reben- und lindenumgrünte Stammburg mährchenhaft vor aller Augen, im Abendglanze der scheidenden Sonne!

Pfarrer Faber, Elisabeth und Mutter Moser standen auf der Steintreppe und winkten den Ankommenden grüßend entgegen, mit weißen Tüchern und feuchten Augen. Aber waren das nur Thränen ungetrübter Freude oder hatte auch eine stille Wehmuth ihren Theil daran? Hatte doch Theodor gestern Abend die Steintreppe und das Portal mit grünen Kränzen behängen und am Thore zwischen Tannensäulen ein riesiges „Willkommen" aufpflanzen lassen, um dem geliebten Freunde doch mindestens einen ähnlichen Empfang zu bereiten, wie er ihm selber einst bei seinem Einzuge mit Elisabeth das Herz erfreut hatte. Aber am andern Morgen lag die ganze Verzierung zerrissen und zerstampft im Schloßhofe. Keiner wollte wissen, wer es gethan haben mochte. Die sonst so große Macht des Pfarrers über seine Gemeinde hatte sich schwächer erwiesen, als deren Mißtrauen gegen den neuen Gutsherrn. Wie lastete dieser Schmerz jetzt auf Theodors treuer Freundesbrust — zentnerschwer! Wie that es den guten drei Menschen weh, vor dem schmuckberaubten Schlosse den Willkommgruß entgegenzuwinken! Auch Helenen klopfte das Herz fieberhaft; aber kein Schlag davon war ein freudiger; nur trübe Ahnungen wogten darin auf und nieder. Und war nicht auch Hermanns Auge mit einemmale jetzt gar düster geworden, da er hier so kalten, nüchternen Einzug hielt? Da nicht ein einziger armer Kranz seine Ankunft verherrlichte? Und wie hatte sich seine Phantasie daheim so feierlichen Einzug ausgemalt!

„Du neuer Ritter auf dem Felde der Ehre und der Wahrheit, sei mir als Herr willkommen, sei gegrüßt!" — Hatte er nicht vor vier Wochen das alte Schloß also zu sich hinaufreden hören? Und da er jetzt wirklich als Burgherr hier einzog, so kalt und ungastlich, was sagte es ihm wohl jetzt?" —

Doch der Sanguiniker, namentlich der geniale, mit reicher

Phantasie und starkem Willen begabte, nimmt das Leben niemals allzulang als wirklich und richtig geschautes Bild in sich auf, sondern die eigene innere Stimmung hält er als trügenden Spiegel an die Außenwelt und läßt sie daraus in falscher Beleuchtung und Farbe wieder in sich zurückstrahlen. So konnte auch Hermann schon einige Tage nach diesem freudelosen Einzug mit vollster innerlicher Wahrhaftigkeit in sein Tagebuch folgenden Herzenserguß niederschreiben, darin die Eigenartigkeit seines Wesens sich wieder völlig abspiegelt.

Schloß Görzhausen, den 15. Juni 1858,
Abends 9 Uhr.

„Vor einer Stunde kehrte ich von einem Herz und Geist erfrischenden Gang durch Felder und Wiesen heim. Es war gleichsam der erste Willkommgruß, den ich als Gutsherr jeder Scholle, jedem Grashalm meines neuen Besitzes zurief. Aber auch ich selber verspürte heute zum erstenmale das Ideal alles Menschenglückes mir nahe. War mir's doch zu Muth, als schreite dieses wie ein hehres Frauenbild Hand in Hand mit ihrer stolzen Schwester, der Freiheit, durch wogende Aehren und duftige Wiesen neben mir her, und sie erzählten mir abwechslungsweise mit bezauberndem Tone von den Geheimnissen ihrer Weisheitslehre.

Ja, was seid ihr denn auch, ihr mit den höchsten Titeln und Aemtern belasteten Menschen gegen mich, den nun völlig Würdelosen? Was ist all' eure im Schweiße des Antlitzes täglich aufs neue erkaufte Macht und Ehre gegen das hohe Königthum meiner Freiheit? O du mein aktenstaubiger seliger Amtmann, auf dessen beschränkte Weltanschauung ich einst mit solch' verachtendem Stolze herabgeschaut, was bist du doch im Grund ein weiser Philosoph gewesen! Noch höre ich deine damaligen Worte: „Geplagte Handwerksleute sind wir Alle ums liebe tägliche Brod." Und ist das nicht unwiderlegliche Wahrheit? In dieser ganzen Staatsdienerscala, ist denn ein anderer Ton darin aufzufinden als der, einer mit armseligem Jahreslohn bezahlten Knechtschaft und Unterwürfigkeit? Und war ich denn selber was Anderes als ein Lohnarbeiter, so sehr man auch gewöhnlich den Mund vollnimmt von der freien Stellung eines Advokaten?

Ein freier Advokat, daß Gott erbarm'! dem alle Welt bis zum gemeinsten Schacherjuden herunter für ein paar elende Gulden seinen schmutzigen Rechtshandel auf den Rücken wirft, daß er ihn als scharfsinniges Lastthier auf des Rechtes schmalem Saumpfad durch all' die Kreuz- und Winkelzüge sophistischer Formen schleppe! Ja, sogar ihr hochgebietenden Minister selber, seid ihr nicht erst so recht die abgehetztesten Oberkärrner? Und so hundertmal ihr euch auch das wohlfeile Vergnügen machen könnt, vor euren submissesten Fröhnern den gewaltigen Herrn zu spielen, kommt nicht auch für euren Rücken Ort und Stunde, in der ihr ihn als allerunterthänigste Diener krümmen müßt? — Ich aber beuge mein Haupt vor Niemanden mehr als vor Gott und der Wahrheit. Diese innere und äußere Freiheit, das ist der Grundstein alles Menschenglückes.

Wie ist mir mein neues Studirzimmer in dem alten Schloßthurme doch in diesen vier Wochen schon heimisch geworden, als sei ich seit Jahren dessen Bewohner gewesen! Der Lampenschimmer in diesem einsamen Gemach kommt mir viel traulicher vor, als einst in der Stadt. Und solch' tief innerliches Behagen habe ich lange, lange Jahre nicht mehr verspürt. Wie natürlich auch! Der innere Mensch in mir kommt wieder zu sich. Seine Kräfte können sich sammeln und klingen in harmonischer Stimmung. Der Handwerker ums tägliche Brod ist bei Seite geworfen. Nun sei du mir neben der göttlichen Natur und Freiheit zur dritten erhabenen Freundin erwählt, herz- und geistnährende Wissenschaft!

Seid mir gegrüßt ihr ernsten, inhaltsreichen Bücher, ihr beredten Zeugen von der Unsterblichkeit forschenden Menschengeistes! Die ihr aus diesem Schreine jetzt so einladend auf mich niederschaut, ihr sollt euch nicht umsonst hier um mich versammelt haben! Meine Einsamkeit sollt ihr fruchtbringend beleben, ganz anders als alles friedlose Gehetze der lauten Welt und alles eitle Geschwätz ihrer oberflächlichen Menschen. Den ewigen Weisheitsstrom der Weltgeschichte will ich um mich rauschen lassen. Der Himmelsthau der Denker und Dichter soll mein Herz stets frisch erhalten und die Wunderquellen der Natur sollen die göttlichen Gesetze ihres schaffenden Segens mir erschließen ....

Alle Welt ist jetzt praktisch geworden und jagt nurmehr nach Brod, Gewinn und Ansehen. Des Lebens Ideale haben sich in das Reich der Kindermärchen zurückgeflüchtet. Das irdische Fachstudium hat die göttliche Philosophie, diese Königin alles Wissens, aus dem Felde geschlagen und deren goldenen Thronstuhl sich angemaßt. Selbst an ihren einst so ehrwürdigen Pflegestätten sitzt sie als altgewordenes Bettlerweib an der Thorschwelle; und verächtlich geht das neue Geschlecht an ihr vorüber, weil sie nur den Stein der Weisen in der Hand hält und kein hungerstillendes Stück Brod.

Pindarischer Liederschwung findet nur wenig andächtige Hörer mehr und der Tragödie erschütternder Ernst wie ihr reinigender Schauer ist unserer Zeit schier unerträglich geworden. Was erhebt und veredelt, was belehrt und mahnt, was in die heiligen Höhen und Tiefen des Göttlichen und Menschlichen führt, das erzeugt bei der gebildeten Mehrheit Langeweile. Aber was flach und sinnenkitzelnd, was flüchtig unterhält und keinen mitdenkenden Geist, kein mitfühlendes Herz erfordert, das kann auf den Beifallsjubel der großen Menge sicher zählen. Ja, selbst in der hergebrachten Begeisterung für die, deren unsterbliche Kunst ein früheres Geschlecht sammt seiner Pietät uns Enkeln vererbt, steckt heutzutage mehr Heuchelei als Wahrheit, weil unsere moderne Bildung sich anstandshalber schämt, vor der unbestreitbaren Höhe solcher Geistesfürsten die eigene Flachheit zu bekennen.

Aber ich will die geheime Kunst hier begreifen und ausüben lernen, auf dem wirklichen Boden des Lebens zu stehen, als praktischer Sohn meiner Zeit zu schaffen und vorwärts zu ringen und doch den Idealen des Lebens nicht philisterhaft den Rücken zu wenden. Und also will ich an der schützenden Hand der Wissenschaft das grenzenlose Zauberreich der Natur betreten und Gewinn erntend ihren Boden bebauen, ohne je im Sumpfe materialistischer Weltanschauung zu versinken oder auch nur von dessen aufsteigenden Dünsten das verklärte Antlitz eines höheren Geisteslebens trüben zu lassen.

Ja, du alte Stammburg eines in seinem letzten Enkel zu Grunde gegangenen Geschlechts, fürchte nicht, daß deine vielhundertjährigen

Mauern jetzt entweiht oder erniedrigt worden seien, weil ich als Sohn eines bürgerlichen Vaters mich in dir häuslich niedergelassen. Mit gerechtem Stolze kann ich von mir und meinem Hause sagen: wer weiß, ob du je zuvor ein tüchtigeres, ehrenvolleres und geistigeres Mannesleben in dir beherbergt, als ich eines in dir leben werde; ob jemals ein edleres Bild deutscher Weiblichkeit in deinen Hallen gewaltet, als das meines bürgerlichen und doch so hochadeligen Weibes; und ob weise, fromme Kinderzucht mit ernsterem Sinne je noch in dir gehandhabt worden, als du sie an meinen Kindern erschauen wirst.

Nein, ich habe keine Furcht davor, als habe ich in sündiger Hoffahrt mich erhöht, da ich als wappenloser Burgherr in dir eingezogen. Nicht ich, die neue Zeit war's, die in mir, als ihrem Sohne, hier von der alten Besitz genommen, wie der rechtmäßige Erbe von der Hinterlassenschaft des Abgestorbenen. Und nicht meine eigene persönliche That, nur die greifbare Erscheinung ist es jenes anderen großen, unaufhaltsam sich erfüllenden Gesetzes der Weltgeschichte.

Darum ruhig, mein Herz, und keine Furcht, die aus dem Grab ausgelebter Jahrhunderte heraufsteigt! Was soll mich kümmern, daß mir der Adelsschild der Vergangenheit gebricht? Der Geist der neuen Gegenwart hat das Diplom mir ausgefertigt, um als ein völlig Ebenbürtiger dieser alten Stammburg neuer Herr zu sein ...."

Wer möchte daran zweifeln, daß Hermann diese Sätze mit der Meinung ungeheuchelter Wahrhaftigkeit in sein Tagebuch niedergeschrieben hatte! Und doch, schon das Bedürfniß, das darin versteckt liegt, seine neue Stellung als bürgerlicher Herr dieses alten Edelsitzes mit einer gewissen kulturgeschichtlichen Philosophie vor sich selber zu rechtfertigen, beweist, daß er als Gutsherr von Görzhausen doch noch nicht jene behagliche innere Ruhe und Sicherheit errungen hatte, mit der er zuvor in seiner Advokatenkanzlei selbst den höchstgestellten Clienten gegenüber aufgetreten war und in der Kammer die Rechte des Volkes vertheidigt hatte. Wer sich bei nahender Gefahr zur Selbstermuthigung erst vorsagt, daß er keine Furcht habe, der verspürt sie meistens. Und wer sich zur Selbst-

beruhigung erst innerlich etwas zurechtlegen muß, und brächte er das auch noch so geschickt zuwege, in dessen Herzen ist gewöhnlich nicht Alles in Ordnung.

So hatte denn auch in Hermanns Stimmung dieses harmonische Gesammtgefühl, wie er es in der Traulichkeit jener Abendstunde in solch' trügerischer Selbsttäuschung ausgesprochen, nur sehr kurze Zeit nachgehalten. Und wie begreiflich! Gehört nicht vor Allem zur Fülle des Menschenglückes das Bewußtsein, sich von denen, die mit uns denselben Fleck Erde bewohnen und die das alltägliche Leben mit uns in stete Berührung bringt, wenn auch nicht gerade geliebt, so doch mindestens geehrt und äußerlich anerkannt zu sehen? Und ist nicht das fremde, freudige Mitgefühl an unserem Glück, oder, wenn dieses fehlt, zur Noth auch der Neid eine jener Bedingungen, die den Besitz unserer Glücksgüter in unserem Gefühle erhöhen machen, ja sogar deren Genuß uns erst so recht inne werden lassen? Und gar bei einem solch' ungezügelten Manne, der von Kind auf mit heißblutigem Ehrgeiz darnach gerungen, in allen Altersstufen, allen Lebensstellungen immer unter seinesgleichen der Erste zu sein und auch als solcher unbestritten zu gelten, von der Steckenreiterzeit auf dem Rittersberg bis zur Ueberflügelung aller Kollegen in der Advokatenkanzlei und Volkskammer.

O dieser abermaligen Ironie des Schicksals, das Doctor Stark mit solch' gewaltsamer Hand zur Erhöhung seines Glückes hatte zwingen wollen! Wie verlor jetzt der Reiz seiner nunmehrigen freien Lebensstellung von Tag zu Tag mehr an befriedigender Macht, da kein fremdes Herz an diesem neuen Glück in edlem Mitgefühle sich freute, noch dessen Besitzer in unedler Regung darum beneidete. Nein, das Allerschlimmste, was Hermann jetzt als Gutsherr von Görzhausen von der Außenwelt erfahren, und was er selber am allerwenigsten ertragen konnte, das war die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen das neue Ideal seines Glückes, noch gepaart mit brütendem Haß und mehr oder minder hervorgekehrter Geringschätzung seiner eigenen Person. Aber freudige Theilnahme, liebloser Neid, nirgends, nirgends!

Alle Versuche des neuen Gutsherrn, mit der ihm in seiner

Advokatenpraxis so geläufig gewordenen populären Art die mißtrauische Abneigung der Görzhausener Bauern in freundliches Entgegenkommen umzuwandeln, sie scheiterten sammt und sonders an der angeborenen zähen Halsstarrigkeit dieser eigenartigen Menschenklasse. Was galt ihnen, die durch Hermanns neue Forst- und Landwirthschafts-principien ihren Eigennutz so schwer gefährdet glaubten, dessen ritterliche Gesinnung? Wo sollten diese unter dem Druck alltäglicher schwerer Arbeit und niedriger Erwerbsucht verhärteten Herzen das Gefühl der Achtung hernehmen für Hermanns idealen Geist und seine erhabenen Mannestugenden, die ihm selbst in der Brust des Landesherrn ein solch' dankbares Gedächtniß sicherten? Und was kümmerten sie sich zuletzt um das glorreiche Verdienst für die freiheitliche Entwicklung des ganzen Landes, das dem liberalen Abgeordneten nirgends abgesprochen werden konnte? Die einzige Zauberformel: „Abgabe von Waldstreu" hätte hundertmal eher das so vergeblich angestrebte Wunder ihrer Gesinnungsumwandlung bewirkt. Aber dieses Zauberwort hatte der neue Gutsherr um keinen Preis aussprechen wollen, weil er sowohl aus den dringenden Vorstellungen seines Försters, wie eigenen flüchtigen Forststudien, die zweifellose Schädlichkeit dieses althergebrachten Mißbrauches erkannt hatte, und weil es außerdem himmelweit der Gewohnheit seiner energischen Willenskraft ferne lag, der Unbotmäßigkeit fremden, trotzigen Andringens auch nur einen Fuß breit aus Schwäche oder diplomatischer Klugheit nachzugeben.

Als dann aber noch obendrein eine Deputation des Gemeinderathes im Sonntagsanzug sich ins Schloß begab, um nochmals wegen dieser Streuabgabe, als einer wahren Lebensfrage für das ganze Dorf, die dringlichsten Vorstellungen zu machen, da demonstrirte ihnen der neugebackene Gutsbesitzer nach bestgemeinter Ueberzeugung mit großer Beredsamkeit vor, wie sie eben das veraltete und von der ganzen modernen Wissenschaft verurtheilte System der Dreifelderwirthschaft verlassen und zu dem andern, einzig rationellen des Fruchtwechsels übergehen sollten. Mit scharfsinnigen Beweisen setzte er dann auseinander, daß sie so durch ausgiebigere *Viehzucht* und reichere Körnerernte auf kleinerer Fläche den Abgang

von Waldstreu gar nicht mehr inne würden und ihm ganz sicher später noch darum danken müßten, daß er durch Abschaffung dieses verderblichen Mißbrauches sie genöthigt habe, von ihrem Bauernschlendrian sich auf die Höhe der Zeit hinaufzuschwingen. Und den Görzhausener Gemeinderäthen sammt dem Ortsvorsteher ward von all' diesem „neumodischen, gelehrten Kram," wie sie des Doctors Reden innerlich nannten, wohl ebenfalls so dumm, als ging' ihnen ein Mühlrad im Kopf herum. Aber mit solch' weisheitsbedürftiger Wißbegierde, wie jener Schüler im Faust den maskirten Geist der Verneinung angehört, und mit solch' scheuer Ehrerbietung, mit der sich dieser schließlich vor dem falschen Doctor Faust zum Abschied verneigt hatte, waren diese anderen gezwungenen bäuerlichen Schüler vor dem wahren Doctor Stark weder dagestanden noch von ihm fortgegangen. Sie hätten überm Dociren seiner neuen Bauernweisheit ihm vielmehr geradezu ins Gesicht gelacht, wäre nicht der Zorn über ihre Lippen noch mächtiger gewesen, weil sie nur teuflischen Hohn aus Hermanns Reden mißtrauisch herauswitterten. Auch hatte kein Einziger ihm schließlich gleich jenem Schüler das Stammbuch zum Einschreiben hingehalten. Aber sie selber hatten von nun an seinen Namen mit dem Handzeichen unversöhnlichen Grolles in ihr Herz geschrieben. Und als sie ihm trotzigen Blickes endlich den Rücken gewendet, da war schwer zu entscheiden, welches Gefühl von jetzt an dem neuen Gutsherrn gefährlicher sei und ihm schlimmere Tage in Aussicht stelle, der rachegierige Haß gegen ihn, oder der derbkörnige Bauernspott, der ihn von nun an unter dem Spitznamen „Bauerndoctor" stundenweit über die Gutsmarkung hinaus lächerlich machte.

Seit diesem Tage ward Doctor Stark jeglicher Mühe überhoben, die Grüße irgend eines Görzhausener Bauern noch dankend erwiedern zu müssen, obwohl sie kurze Zeit nach Hermanns Einzug sogar in widriger Höflichkeit sich gegeneinander überboten hatten, so lange sie hoffen konnten, mit krummen Rücken die Gesinnungsänderung des neuen Gutsherrn zu erschmeicheln. Selbst die Schulkinder achteten mehr auf das allgemeine Losungswort ihrer Väter, vor dem Bauerndoctor wie seiner Frau ja ihre Mütze nimmer zu lüpfen, viel gehorsamer, als auf des Pfarrers umgekehrte Mahnung,

weil ihnen die angedrohte väterliche Ohrfeige doch eine heilsamere Furcht einjagte, als der jedenfalls nicht so handgreifliche Verweis ihres Seelsorgers. Kaum daß einige ärmere Taglöhner und Holzhauer sich noch getrauten, vor Hermann und Helene den Kopf zu entblößen, und dann nur, wenn sie keine lauernden Bauern in der Nähe wußten. Wie heimisch wäre dagegen solch' unheimliche Heimath die fremdeste Fremde gewesen!

Und nicht einmal gegen Andere aussprechen konnte Hermann seinen inneren Unmuth über diesen unerhörten Umtausch solcher Geringschätzung gegen das frühere Uebermaß von Ehren in der Herzogsstadt. Denn hatte ihm nicht Pfarrer Faber in treuester Freundessorge von seinem gefährlichen Vorhaben gleich dringend und vergeblich abgerathen, wie Helenens angstvolles Frauenherz? Nun wollte er auch ganz allein in schweigsamer Verbitterung die Folgen dessen tragen, was er mit solcher Heißblütigkeit des Willens gegen alles Warnen der Freundschaft und Liebe durchgesetzt hatte. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Aber auch der äußere Wiederschein innerer Befriedigung glänzte nur sehr selten mehr in seinem, ernster denn je dreinschauenden Blicke.

Wo hätte aber auch Helene noch Worte des Trostes und der Ermuthigung für Hermann hernehmen sollen? War doch ihr selber alle innere Kraft nöthig geworden, um jetzt mit der alten, milden Macht ihrer Weiblichkeit in diesem ihr so unheimlichen Schlosse als Hausfrau, Gattin und Mutter zu walten und durch den erwärmenden Sonnenschein ihres Liebeshimmels die kalten Wolken draußen immer wieder verwehen zu machen. Denn wie war ihr selber das Herz so schwer, so gedrückt von prophetischer Angst, wenn sie in den gewölbten Gemächern einherging! War ihr's doch oft, als hörte sie den Schritt nahenden Unglücks darin widerhallen! Ging sie über die Steintreppe aus und ein, dann war ihr's, als ob die alten Linden ihr zurauschten: „Was thut ihr hier?" Und die zwei eingemauerten Ritter schienen ihr zu sagen: „Hier ist nicht euer Platz und nicht euer Bleibens." Und trat sie dann und wann in den Ahnensaal, darin an den öden Wänden die zerstreuten Stark'schen Vorfahren hingen, so blickten diese sie jetzt noch viel ernster und trübsinniger

an, als zuvor im Erkerhaus der Herzogsstadt, und immer wieder rief sie ihnen bittend zu: „Ach nur mir, der Schuldlosen, zürnet nicht!“

Auf diese Verdemüthigung Hermanns durch Bauernstolz sollte indeß noch eine andere folgen, die bei weitem noch tiefer sein Herz verwundete. Er hatte sich bei seinem Einzug in Görzhausen fest vorgenommen, seinen adeligen Gutsnachbarn keinen förmlichen Antrittsbesuch abzustatten, weil er zu stolz gewesen, sie zu dem Glauben zu verleiten, als wolle er sich als bürgerlicher Gutsherr ihnen aufdrängen. Er hoffte vielmehr durch zufälliges Begegnen des einen oder andern nach freier Auswahl nähere freundschaftliche Beziehungen anknüpfen zu können. Endlich aber hatte ihn seine unerträgliche Isolirtheit auf dem eigenen Edelsitze doch dazu getrieben, wenigstens jenen paar Mitgliedern des in der Nähe begüterten Landadels durch einen ersten Besuch näher zu kommen, die er durch geschäftliche Beziehungen aus seiner früheren Praxis bereits kannte und deren vollster Hochachtung und freundschaftlicher Aufnahme er zweifellos sicher sein konnte.

Darunter zählte in erster Reihe der Baron von Knyppurg, ein reicher Landedelmann von etwas gar zu naturwüchsiger Derbheit, der aber dennoch in seinem früheren vielfachen Geschäftsverkehr mit Hermann stets bemüht war, den ganzen Vorrath seiner Höflichkeit auszugeben, so daß wenigstens Doctor Stark sich niemal auch nur über ein einziges verletzendes Wort seines Klienten zu beklagen gehabt hatte. Er war sogar einmal drei Tage mit aller Gastfreundschaft auf Schloß Knyppurg beherbergt worden, als er das freiherrliche Archiv nach wichtigen Dokumenten durchsuchte. Und überdies hatte er sich der zarten Aufmerksamkeit zu rühmen, daß ihn die Baronin, eine durch die Schuld ihres ersten Mannes geschiedene Gräfin Limburg, zum besonderen Danke für ihr durch Hermanns juristischen Scharfsinn wieder errungenes streitiges Heirathsgut, mit einem eigenhändig gestickten Lesepult beschenkte, so daß auch der ihr nachgesagte Stolz wenigstens in Bezug auf Doctor Stark dadurch gewiß gründlich widerlegt zu sein schien. Mit wie sicherer Hoffnung auf ehrenvollsten Empfang und ferneren freundlichen Verkehr konnte Hermann daher wenigstens diesen Gutsnachbarn heimsuchen, um durch dessen

Vermittlung dann von selber auf anderen nahe liegenden Edelsitzen aufgeführt zu werden!

Und so fuhren denn eines schönen Sommerabends Hermann und Helene, die mit schwerem Herzen, aber schweigendem Gehorsam seiner Einladung gefolgt war, nach dem eine Stunde entfernten freiherrlichen Schloß Knyppurg zum ersten Besuche. Die Equipage des Görzhausener Gutsherrn konnte sich mit jeder gräflichen an Eleganz messen, und auch die Livrée des Kutschers zeugte gerade in ihrer gewählten Einfachheit vom feinen Geschmack seines Herrn. Dazu Hermann und Helene selber, deren Physiognomie, Haltung und Toilette auch den scharfsichtigsten Kenner des aristokratischen Typus dennoch sehr stark über ihre bürgerliche Abkunft in Zweifel lassen mußte. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß, als das stattliche Gespann in den umschlossenen Burghof trabte, zwei gerade in der kühlen Treppenhalle flanirende reich gallonirte Bediente dienstfertigst herangesprungen kamen, um der ihnen unbekannten „Herrschaft" zum Aussteigen zu verhelfen. Freilich vermißte der ältere, raffinirtere Kammerdiener mit seinem glatten Gesichte sogleich auf den ersten lauernden Blick irgend ein Adelswappen am Kutschenschlag, so daß sein Respekt schon bedeutend nachließ; und der vollbärtige Jäger machte sich im Nu scrupulöse Gedanken darüber, daß keiner seiner Collegen vorn auf dem Bocke neben dem Kutscher saß, was doch nach seiner erleuchteten Weltanschauung nothwendig der Fall sein müßte, wenn es wirklich etwas „Nobles" wäre. Ein flüchtiger, naserümpfender Zug ihrer sich begegnenden Bedientengesichter bestätigte das gegenseitige Einverständniß dieser gegründeten Zweifel. Da sie sich indessen doch noch nicht recht auskannten, und das Trinkgeld nicht ohne Noth gefährden wollten, beobachteten sie vor der Hand eine zurückhaltende Höflichkeit. Hermann, der die Oertlichkeit von früher genau kannte, führte Helene sogleich aus dem Schloßhof ins offenstehende Treppenhaus, das zugleich zur malerischen Waffenhalle ungemein romantisch ausgeschmückt war. Der Herr Kammerdiener folgte verwundert und fragte seiner offiziellen Stellung gemäß schon ziemlich von oben herab, wen er denn eigentlich der gnädigen Herrschaft zu melden habe.

„Doctor Stark von Görzhausen nebst Frau," antwortete Hermann mit gemessenem Stolze.

„Baron Stark?" fragte der hoffährtige Bedientenschelm, nicht ohne einen gewissen spöttischen Ton in dieser verletzenden Frage.

„Nein, nicht Baron, nur einfach bürgerlich: Doctor Stark," betonte Hermann schon mit Unwillen und finsterem Blick. „Melden Sie uns!"

„So, so! Also nur Doctor Stark; ganz wohl," wiederholte hochnasig unter Händereiben der Kammerdiener. „Ganz wohl. Ich werde Sie melden. Aber ich kann wirklich nicht sagen, ob der Herr Baron gerade zu sprechen sind, da Sie gewöhnlich um diese Stunde zu schlafen pflegen."

„Dann melden Sie uns der Frau Baronin!" herrschte Hermann gebieterisch ihn an.

„Der Frau Baronin?" fragte dieser mit großen Augen. „Frau Baronin sind, glaub' ich, in den Park spazieren gegangen.

„Aber so melden Sie uns einmal!" stampfte Hermann zornig mit dem Fuße. „Wenn Niemand zu sprechen ist, so geben wir unsere Karten ab. Verstanden? Und nun gehen Sie! Es ist die höchste Zeit."

Es müßte dieses glatte, kecke Gesicht nicht einer ächten Bedientenseele angehört haben, wenn durch dieses bestimmte, herrische Auftreten sich doch nicht zuletzt eine Mischung von Eingeschüchtertheit und Respekt darauf abgespiegelt hätte. Dieser Doctor Stark mußte doch nichts so „ganz Ordinäres" sein oder mindestens bei der gnädigen Herrschaft einen gewaltigen Stein im Brett haben, weil er sich einen solchen Ton herauszunehmen getraute, philosophirte der Kammerdiener innerlich; und nach einem äußerlichen Katzenbuckel schlich der gallonirte Schwätzer ohne weitere Worte die Treppe hinauf zwischen den Waffentrophäen und vergilbten Fahnen zerronnener Jahrhunderte.

Der Sohn seiner Zeit aber stand zuwartend in der kühlen Halle, heißen Brand im Herzen und bitteren Unmuth auf der Lippe, indessen Helene sich unbemerkt wie ein ergebenes Opferlamm über die feuchte Wimper fuhr.

Einige Minuten darauf rief der Kammerdiener von oben herab: „Herr Baron sind zu sprechen!“ Aber in dem hochmüthigen Klange dieses Bedientenechos war für jeden Unbefangenen, der sich auf die Melodie, „wie der Herr, so der Diener“ verstand, auch ziemlich genau der höchst fragliche Ton freudiger Ueberraschung herauszuhören, mit welcher der Freiherr die Meldung seines Kammerdieners ungefähr erwiedert haben mochte.

Hermann war im Anblicke dieser mittelalterlichen Rüsthalle in so ganz andere, ernste Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart versunken, daß ihn der Ruf des Kammerdieners bloß aus seinem Traum erwachen machte, ohne daß er auch darin den verletzenden Ton gewahr wurde. Und nur Helenen geschah's, als ob neben dem ausgesprochenen Satze: „Der Herr Baron sind zu sprechen,“ auch der andere, verschwiegene: „Aber Ihr Besuch ist ihm nichts weniger als angenehm,“ ihr tiefbeleidigend in Ohr und Herz gedrungen wäre. Jedoch in keinem Zuge ihres Gesichtes ließ sie sich's merken und auch diesmal verdemüthigte sie sich innerlich, da sie jetzt an Hermanns Arm hinaufstieg, um derselben opferheiligen Liebe willen, mit der sie ihm erst nach Görzhausen und nun auch hieher als guter Engel gefolgt war.

Der Kammerdiener ging den Beiden durch einen langen, gewölbten Corridor voran und öffnete ihnen schweigend eine Flügelthüre. Dann wandte er ihnen mit spöttischem Achselzucken den Rücken und lachte auf dem Gange vor sich hin: „Ha, ha! der Görzhausener Bauerndoctor, der in der ganzen Umgegend schon wie ein schlechter Groschen bekannt ist. Hab' ich den Beutelschneider doch jetzt auch einmal gesehen! Ist das eine Keckheit, so mir nichts dir nichts uns hier ins Haus zu fallen, als ob er unseresgleichen wäre! Na, na! wünsche guten Appetit zur Unterhaltung mit meinem Gnädigen; der ist gerade jetzt in der besten Laune, wo er eben den Verwalter wieder einmal tüchtig abgekapitelt hat. O du hochmüthiger Manschettenbauer! Mir commandiren zu wollen und mit dem Fuße zu stampfen, als ob der was Vornehmeres wär', als ich selber! Na, wart' nur, was mein Gnädiger so freundlich sein wird!“

Hermann war mit Helenen in einen eleganten Salon ein-

getreten, als der derbknochige Baron, das Bild eines wohlgenährten Landedelmannes, aus einem Seitenzimmer ihnen entgegenkam und zwar ganz in der Stimmung, von der sein Kammerdiener im vorigen Monologe gesagt, mit zornrothem Gesicht und mühsam seinen Aerger unterdrückend. Auch der Ton seiner Stimme konnte auf den Ausdruck besonders freudiger Bewillkommnung durchaus keinen Anspruch machen, was indessen auch gar nicht beabsichtigt war.

„Ah guten Morgen, oder vielmehr bon soir, Herr Doctor! Wahrscheinlich Frau Gemahlin? Meine Frau läßt sich entschuldigen; sie hat einen enormen Katarrh. Aber bitte doch, Platz zu nehmen."

Die Gäste setzten sich, der Handbewegung des Barons entsprechend, auf eines der vielen freistehenden Sophas. Er selber ließ sich auf einem amerikanischen Schaukelstuhl nieder, den er dessen Bestimmung gemäß auch sogleich durch nachlässiges Hin- und Herwiegen mit gekreuzten Beinen in Bewegung setzte. Helene schlug über dieser Verletzung nicht nur alles cavaliermäßigen, sondern ganz gewöhnlich bürgerlichen Anstandes beschämt die sanften Augen nieder, und, was unendlich selten geschah, der innere Unmuth färbte ihre zarten Wangen. Aber Hermann schnürte es fast die Kehle zusammen, als er einen raschen Seitenblick nach ihr that, und er mußte sich alle Mühe geben, um seine Eingangsworte in schneidender Betonung hervorbringen zu können.

„Sie werden es begreiflich finden, Herr Baron, daß ich in meinem neuen Wohnsitze dem Wunsche nicht widerstehen konnte, in der Erinnerung an unsere früheren, vielfachen und freundschaftlichen Beziehungen Ihnen meine nachbarliche Aufwartung zu machen, und Ihnen, sowie der Frau Baronin, meine liebe Frau vorzustellen, natürlich nur unter der bestimmten Voraussetzung, daß wir Beide in Ihrem Hause nicht unwillkommene Gäste seien."

„O ganz und gar nicht," fiel der Baron mit einem gelangweilten Ausdruck ein, der diese Versicherung völlig werthlos machte. Dann platzte er heraus: „Aber ums Himmelswillen sagen Sie mir nur, wie haben Sie Ihre so einträgliche Praxis aufgeben können, ein so gescheidter Kopf wie Sie? Und wo Sie mitten im besten Zuge waren, ein steinreicher Mann zu werden, wollen Sie den Bauern

machen und gar, wie ich mir sagen ließ, die Oekonomie selber betreiben! Oder ist das am Ende nur ein Bauerngeschwätz?

„Nein, Herr Baron! So ist es in der That," entgegnete Hermann mit dem ganzen, tief verletzten Stolze, dessen sein Wort und Gesichtsausdruck nur fähig war. „Und ich habe auch nicht die mindeste Angst davor; denn was ich mir einmal mit festem Willen vorgenommen, glaube ich auch durchzuführen, dort als Advokat so gut, wie hier als Gutsbesitzer."

„Na, dann gratulir' ich Ihnen zu Ihrer Courage," polterte der Landedelmann wieder plump ihm nach. „Und ich wünsche nur, daß Sie dabei um ein Zehntel so gut Ihre Rechnung finden, wie einst in Ihrer Advokatur."

„Sie sind sehr gütig," entgegnete Hermann bitter. „Indeß habe ich ja gerade aus Ihrem Munde stets die Selbstbewirthschaftung früher immer so sehr rühmen hören."

„So, wirklich?" lachte der Baron hinaus. „Hab' ich das gesagt? Ja, das sag' ich im Grund auch heute noch, heißt das, für den Adel. Denn es liegt ein gewisses patriarchalisches Comme il faut darin und gehört zu unserer Stellung auf dem Lande. Bei alledem schaut aber blutwenig dabei heraus. O in den Büchern liest sich das ganz magnifique; aber glauben Sie meiner Erfahrung: ich hab's jetzt zehn Jahre nach dem alten Bauernschlendrian getrieben und nun schon wieder fünf mit dem ganzen gelehrten Schwindel, aber der alte Spruch: „Was der Pflug gewinnt, verzehrt das Gesind," ist das einemal so wahr geworden wie das andere. Indessen, verstehen Sie wohl, ist das immer noch ein großer Unterschied zwischen mir und Ihnen. Erstens wirthschafte ich nur mit meinem eigenen Gelde und drängt kein Hypothekgläubiger auf Zinszahlung, und, dann, wenn die Ernte fallirt, so sind eben doch noch immer meine sicheren Coupons zur Aushilfe da. Aber, mein Verehrtester, auch noch mit fremdem Gelde wirthschaften zu müssen, keine zwei Procent einzunehmen und vielleicht fünf schuldig zu sein, dazu diesen ewigen Aerger mit dem Wetter, mit diesen Hallunken von neumodischen Verwaltern, die nie genug Geld aus Einem herauspressen können, ach, und erst dieses Gehetz mit dem heutigen Gesind oder vielmehr

Gesindel! Haha, warten Sie nur, Sie werden schon selber noch sehen, wie Ihre so gepriesene liberale Aera sich pitoyabel in der Praxis ausnimmt, wo Einem der Amtmannsstock hinten und vorn abgeht, und uns jeder Taglöhner zuletzt ins Gesicht lacht. Aber, Ihr Herren von der Kammer glaubt ja dadurch unsere heillose Zeit radikal zu kuriren. Na, geben Sie nur Acht, wie denn Sie mit den dicken Bauernschädeln zurecht kommen! Uebrigens gratulire, gratulire zum neuen Besitzthum. Aber wollen Sie den Hut nicht ein wenig ablegen?" —

Mitten in diesem sprudelnden Ergusse von chevaleresken Höflichkeiten und discreten Anspielungen trat der liebenswürdige Kammerdiener herein und schmunzelte unterwürfig: „Gnädiger Herr! der Thee ist bei der Frau Baronin servirt." Dabei lauerte er indeß, ob der Baron seine Gäste bleiben heißen werde oder nicht, um je nach diesem Barometerstande seine Haltung bei der Abfahrt einrichten zu können.

Doctor Stark aber kam der Befriedigung dieser Bedientenneugierde rasch entschlossen zuvor, stand auf, worin Helene wie erlöst ihm nachfolgte, und sagte nun mit Umtausch der gegenseitigen Rollen im vornehmsten Cavalierstone:

„Sie entschuldigen, Herr Baron, daß wir Sie so lange belästigt. Schon Ihre ersten Begrüßungsworte hätten mich zwar nicht sehr stark im Zweifel gelassen, was um unsert- wie Ihretwillen dem Anstande wohl entsprechender sei, sogleich uns wieder zu empfehlen oder sitzen zu bleiben und Ihre zarten Reden stillschweigend anzuhören. Aber, offen gestanden, es war mir zur Vervollständigung meiner Menschenkenntniß doch allzu interessant, das letztere vorzuziehen, als daß ich diese wohl nie wiederkehrende Gelegenheit versäumt haben möchte, mein bürgerliches Herz vollauf davon zu überzeugen, daß man als Edelmann geboren sein kann, ohne sich deßhalb auch schon echten Adels rühmen zu dürfen, und auch umgekehrt. Hiemit habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen und Ihrer Frau Gemahlin gute Besserung zu wünschen."

Es gibt einen so edlen, zürnenden Mannesstolz, daß auch die plumpste Derbheit, die ihn mit Unrecht beleidigt hat, wie in wehr-

losem Banne vor seinem gerechten Urtheilsspruche dasteht. In einem solchen Momente verneigte sich jetzt der Doctor Stark sammt seiner Frau vor dem bis zur Sprachlosigkeit verblüfften Baron, und Beide schritten voll stolzen Selbstbewußtseins hinaus in den Corridor. Selbst die Keckheit des Kammerdieners hatte sich jetzt in ein paar groß aufgethane Augen scheu zurückgezogen, die bald den gnädigen Herrn, bald die beiden Davongehenden in stummer Verwunderung anstarrten.

Als bald darauf der Wagen des Doctor Stark aus dem Hofe fuhr und dessen Räderrollen bis ins Theezimmer hinaufschallte, fragte die völlig katarrhlose Baronin umsonst ihren schweigsamen Gemahl, was er doch mit diesem Advokaten und seiner Frau so gar Ernstes geredet habe. Aber der Kammerdiener, der seitwärts am brodelnden Theekessel stand, schmunzelte hochbefriedigt in sich hinein, weil die Grobheit seines Herrn endlich einmal ihren rechten Mann gefunden hatte, vor dem sie verlegen verstummen mußte. Nun war der „Bauerndoctor" urplötzlich um hundert Prozent in seiner Achtung gestiegen. — Bedientenseelen!

Welch' besonderer Unstern hatte den Doctor aber auch gerade zu diesem Gutsnachbarn zu allererst geführt, um solche bittere Erfahrung mit nach Hause zu nehmen! Wie so mancher andere alte Edelsitz hätte sicher den vormaligen Advokaten nun auch als neuen Gutsnachbarn nach allen Geboten ritterlicher Gesittung freundlichst willkommen geheißen! Und verkehrten die Adelsfamilien der umliegenden Güter gewöhnlich auch nur in festgeschlossenen, ebenbürtigen Kreisen, wie das die Gewohnheit der Verhältnisse so gut mit sich brachte, als es Kaufmanns-, Offiziers- und Gelehrtenkreise gibt, so hätte doch ohne Zweifel nicht ein einziger Cavalier das Gebot des Anstandes in solch' plumper Weise gegen Hermann und Helene mehr verletzt, wie es der Baron von Knyppurg gethan, und auch dieser am Ende viel weniger aus böser Absicht als Mangel an feinerem Zartgefühl.

Zudem spielte dieser etwas gar zu unblasirte Cavalier selbst unter seinen eigenen Standesgenossen stets die Rolle des derben Naturburschen und enfant terrible, und man hätte aus den ver-

schiedenartigsten Scenen, die er auf den umliegenden Schlössern schon dramatisirte, eine ganz ergötzliche Komödie zusammensetzen können. Dem Baron von Knyppurg nichts übel und es mit seiner Manier nicht genau zu nehmen, das war das allgemeine Losungswort, dessen Befolgung allein den Umgang mit ihm erträglich und sogar oft höchst belustigend machte.

Hermann aber, der von alle dem keine Kenntniß hatte, verwechselte jetzt diese Ausnahme mit der Regel, und trug einen unversöhnlichen Groll gegen den ganzen Stand mit sich heim, der doch für Unarten eines einzelnen Mitgliedes, von welchen er selber oft genug zu leiden hatte, in keiner Weise verantwortlich war. Selbst seine adeligen Kammercollegen, unter denen er einige ganz vertraute Freunde zählte, hatte er jetzt im Verdacht, daß sie den früheren hochgeehrten Advokaten nun wohl ebensowenig als neuen Burgherrn von Görzhausen gelten lassen würden.

Er müßte nicht der alte Hermann Stark gewesen sein, um auch in diesen Empfindungen kein besonnenes Maß zu halten.

Trotzdem, daß sein schneidiges Abschiedswort dem Baron so ritterlich seinen rohen Empfang heimgezahlt hatte, war es doch eine freudlose, wortkarge Heimfahrt. Ja, wenn bei aller plumpen Verletzung gastfreundlichen Anstandes nicht doch auch unendlich viel Wahrheit in den freiherrlichen Reden geborgen gewesen wäre! Aber das war ja eben der noch viel schärfere Stachel, der in Hermanns Herzen sich festgesetzt, daß er sich fort und fort in verschwiegener Brust jetzt sagen mußte: „Der Mann hat mich zwar schwer beleidigt, ich werde ihn nie mehr wiedersehen, so wenig wie irgend einen andern Aristokraten. Aber er hat mir dennoch schmerzliche Wahrheiten gesagt, und ich kann nimmer rückwärts.“ —

Und was dachte wohl auf dieser Heimfahrt Helene? Schau' ihr in die thränenunterdrückenden Augen! Betrachte den schmerzlich ergebenen Zug um ihren lieben Mund! Willst du noch mehr erfahren?

„In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes wieder aufhängen, die mir die Hand der Welt so arg verstimmt, und singen soll sie uns von unseren alten glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, nur von grüner Wipfel und

goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet." —

Nun wohl! Sieh' hin, schon sind die Beiden der neuen Heimath ganz nahe. Dort unten liegen sie, diese ehrwürdigen Hallen. Die Lerchen singen ihr Abendlied und die Aehrenfelder flüstern drein. Aus grünen Lindenwipfeln ragen die Schloßthürme und über der Bergwand des Görzhausener Thales zieht eine schwarze Wolkenwand heran. Schon zuckt der Blitz, schon rollt der ferne Donner, und bald wird losbrechen der Sturm des ewigen Himmels. Alles, Alles, die ganze Natur ist jetzt bereit, das Lied dieser Harfe von Hermanns und Helenens alten glücklichen Tagen zu begleiten, wie er ihr einst so begeistert verheißen. —

Aber wo ist diese Harfe jetzt aufgehängt? — Wer vermag ihr Klingen zu hören? —

III.

Schöner Sommer und liebe Gäste.

„Man soll vom Leben nichts erzwingen wollen." — Diesen populär philosophischen Satz spricht der Hochgestellte und Gelehrte gelegentlich so gut aus, wie der Mund der Einfalt und Niedrigkeit, mögen sie auch in noch so verschiedenen Graden sich der Tiefe dieser Lebensweisheit bewußt sein. Denn, haben wir auch seit dem Sonnenaufgang christlicher Wahrheit uns der Angst vorm Neide der Götter entschlagen, von der in der Dämmerzeit der alten Welt die Edelsten und Frömmsten oft plötzlich überfallen wurden, daß sie dann nur mit zögernder Hand den Becher höchsten Glückes an die scheue Lippe brachten — so stehen doch auch wir noch immer unterm angebornen Gesetze heiliger Furcht, daß der menschlichen Begier nach Glück eine göttliche Schranke gesetzt sei, die ungezügeltes Ringen nicht straflos dürfe niederwerfen. Und eine innere Warnerstimme sagt uns, daß wir unser Glück nicht ohne Noth und mit gewaltthätigem Stolz auf Bahnen reißen sollen, die des Lebens vorgezeichneter Weg uns

verschlossen hält, weil sonst Unheil unserm durch eigene Schuld verirrten Heile strafend auf der Ferse folge. — So beglaubigt das Bewußtsein unserer eigenen Ohnmacht gegenüber der Uebergewalt keck herausgeforderten Geschicks die demuthsvolle Weisheit: „Wir sollen vom Leben nichts erzwingen wollen."

Diese Stimmung war's, die nach dem so niederdrückenden Besuch auf Schloß Knyppurg den vormaligen Advokaten und neuen Burgherrn mit jäher Macht befallen hatte. Und all' sein nunmehriges Hin- und Herschwanken zwischen überkühnem Hoffen und muthlosem Verzagen, zwischen stummen Vorwürfen und deren betäubender Beschwichtigung — das Alles klang jetzt bei Hermann in dem einzigen, aber stets nur sich selber eingestandenen Satze zusammen: „ich hätt' es nicht erzwingen sollen."

Ob es wirklich ein gar so schlimmer Stern gewesen, der ihn zu jenem ungastlichen Edelsitze zu allererst geführt hatte?

Dieser verstimmende Eindruck währte indessen nur wenige Tage. Hermann Stark war keine jener weich- und mattherzigen Naturen, die sich allzulange von düsterer, furchtsamer Stimmung überwältigen und den ausgespannten Fittig energischer Willenskraft sogleich für immer erschlaffen lassen. Wie es ihn schon damals als siebenjährigen Gassenbuben unwiderstehlich gereizt, jenes gefährliche Dohlennest in der Kaiserburg zu erklimmen, gerade, weil seine Kameraden an seinem Muth und der Möglichkeit, hinanzukommen, gezweifelt hatten, so ward er auch jetzt als nun achtunddreißigjähriger Mann durch den Trotz und Spott der Bauern, wie durch den von ihm irrthümlich geglaubten Hochmuth seiner adeligen Gutsnachbarn erst recht aufgestachelt, mit dem ganzen Aufwand seines genialen Scharfsinns und heißblütigen Willens seinem selbstgeschaffenen neuen Schicksal kämpfend die Stirne zu bieten.

Nun begann Doctor Stark, mit ungestüm eisernem Fleiß das ganze Feld landwirthschaftlicher Wissenschaft, der alten wie neuesten, aufs gründlichste zu durchforschen. Seine wieder aufgefrischten Erinnerungen aus der schwiegermütterlichen Musterwirthschaft des Haidehofs führten ihn wenigstens auf ein nicht völlig unbekanntes Gebiet. Und der schon jetzt in Dienst getretene, sehr intelligente zukünftige

Gutsverwalter, auf den vortrefflichen Schulen von Hohenheim und Tharand gebildet, und namentlich in der Agriculturchemie gründlich zu Hause, half die Lücken in den Kenntnissen des unerfahrenen Gutsherrn ergänzen und brachte das nöthige Licht ins Dunkel seines Verständnisses. Hermanns Arbeitszimmer im Schloßthurme war nun mit Flurkarten ringsum behangen, in deren Studium den ganzen Sommer über ein völlig neuer Wirthschaftsplan ausgearbeitet ward, nach solch' zweifellos bewährten Principien der neuesten Wissenschaft, daß der gelehrteste Fachprofessor ebenso wie der gewiegteste Praktiker neuerer Schule dazu seine Bestätigung gern ertheilt haben würde. Daneben ward er in der Geduldsarbeit nicht müde, an der Hand wissenschaftlicher Erfahrungssätze ganze Monate lang die genauesten tabellarischen Wahrscheinlichkeitsberechnungen seiner zukünftigen Ausgaben und Einnahmen herzustellen, um nach seiner Meinung sogleich auf untrüglich realem Boden die neue Wirthschaft zu beginnen, und mit klarem, furchtlosem Auge der Wirklichkeit seiner jetzigen Lage ins Gesicht zu schauen. Und als er endlich mit Hilfe der erforschten Bücherweisheit und des theoretisch durchgebildeten, aber gleich ihm selber praktisch unerfahrenen Gutsverwalters, zum freudigen Endergebniß gelangte, daß selbst bei einer geradezu lächerlich niedrigen Durchschnittszahl der Einnahmen und ebenso übertrieben hohen Ausgabeposten sein eingebrachtes Vermögen sich ohne allen Zweifel nicht nur ganz gefahrlos, sondern sogar vortrefflich verzinse, und daß somit sein neues Glück wahrhaftig nicht auf Flugsand gegründet sei, da verspürte der ganze, alte Hermann Stark wieder die siegreiche Kraft seines Geistes, der Alles und Jedes, was er einmal sich vorgesetzt, auch erreichen müsse. Das ungebrochene Vertrauen auf seinen immer gleich hellen Glücksstern hielt wieder in seinem Herzen trotzigen Einzug.

Wie das seine fieberhafte Ungeduld jetzt noch mehrte! Wenn doch der Herbst nur jetzt auf Sturmesschwingen herbeigeflogen käme, daß diese langweiligen Pächter abzögen, und er als unumschränkter Herr seines Besitzes diesen ganz vortrefflichen Musterwirthschaftsplan vom todten Papier ins praktische Leben übersetzen könnte! — „Grau, **Freund**, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum!“ —

Wahrlich, jetzt sollte dieser Ausspruch an seinem neuen Beruf in staunenerregende Erfüllung gehen! Ja! so wahr genialer Geist und heroische Willenskraft keine todten Begriffe sind, sondern frucht- und zinstragendes Kapital, weder Bauer noch Edelmann sollten ihn jemals als Gutsherrn einen Narren oder Schwätzer heißen. Und wie er einst seinem Amtmann doch noch zuletzt einen gar gründlichen Respect vor seiner Doctorwürde abgerungen, so sollte auch jetzt der „Bauerndoctor“ all' seine armseligen Verspötter und Bekrittler großartig beschämen. Schon zauberte seine erhitzte Phantasie sich die Zeit vor, in der die Görzhausener Bauern mit großen Augen und scheelsüchtigen Herzen an seinen Feldern und Wiesen vorübergingen, weil diese durch ihren üppigen Stand auf Stunden Weges weit aus allen andern hervorragten. Schon hörte er im Geiste rings auf den Edelhöfen von seiner trefflichen Musterwirthschaft reden, und sein auf Schloß Knyppurg so schwer beleidigter Stolz malte sich mit wonnigem Hochgefühl den heimlichen Neid und Aerger der adeligen Nachbarn aus, daß er, der bürgerliche Gutsherr, ihre veralteten Wirthschaften miteinander überflügelt habe. Er konnte sich jetzt oft stundenlang mit der Vorstellung schmeichelnd wohlthun, wie der und jener Graf und Freiherr und diese und jene hochadelige Burgfrau sich im Stillen nach seinem und Helenens näheren Umgange sehnten, damit in die Eintönigkeit ihrer hermetisch abgeschlossenen Adelscliquen ein neues geistiges Ferment belebend hineingeworfen werde. — Aber dann, wann diese Zeit nur einmal gekommen, dann sei die Reihe an ihm, ihnen Allen ins Gesicht zu sagen: „So, nun hab' ich euch bewiesen, was ich bin und was ich kann, ich, den ihr bespöttelt und hochmüthig mißachtet. Aber nun wisset, ich dünke mich viel zu gut und hochgestellt für euch, ihr krautjunkerlichen bezopften Ritter, ich, der sich durch eigene Geisteskraft auf die Höhe seiner Zeit gehoben und sich die Berechtigung erobert, an ihrem Schwungrade mitzudrehen, während ihr nichts geworden durch euch selber und nun im Sumpfe überlebter Weltanschauung wehklagend dasitzt, als abgestorbene Glieder der neuen Gegenwart! Viel zu hochgeboren und echtadelig dünkt mir meine Perle von Frau, um von den eurigen zur Vertreibung ihrer Langweile gnädig geduldet zu werden, und viel zu innerlich

vornehm ist mein Haus, um euch seine Schwelle gastfreundlich zu erschließen. Nein, nun bleib' ich erst recht ein stolzer, mir selbst genügender Einsiedler in meinem Hause, darin ich Alles habe, wonach Geist und Herz verlangt, und wovon diese armselige trügerische Welt draußen nichts, gar nichts besitzt. — Mein Haus und sein innerer Reichthum über Alles!" —

So viel Unrecht in diesen leidenschaftlichen Empfindungen Hermanns gegen den gesammten Stand des Adels auch verborgen gelegen, das er so mancher benachbarten, wahrhaft adeligen Familie bei näherer Bekanntschaft gewiß gern wieder abgebeten hätte, so hatte doch der einzige, so tief kränkende Besuch auf Schloß Knyppurg eine große und wohlthuende Wirkung in Doctor Starks ganzer Gefühlswelt zurückgelassen, und seinem bisher meist nur nach außen gekehrten Sehnen und Ringen plötzlich ins innerste Heiligthum der Familie den beglückenden Weg geführt. Und wer des Menschenherzens wechselnde Räthsel doch alle ergründen könnte! — Da in der Herzogsstadt Hermanns glänzendes Haus von Hoch und Nieder erkannt und er darum beneidet worden, da hatte dieses Bewußtsein wohl einen gar tiefen Reiz für seine Befriedigung in sich geborgen, aber er selber war in seiner steten Hetzjagd nach äußerem Glanz und Einfluß doch nur ganz selten dazu gekommen, vor allen andern fremden Herzen sein eigenes von den Schätzen seiner Häuslichkeit bereichern uud beglücken zu lassen. Er selber war dabei meist nur ein innerlich armer Mann geblieben. Doch jetzt, da er durch die feindliche Macht dieser neuen Lebensverhältnisse sein Haus zum erstenmal von außen mißachtet wähnte, jetzt trieb der schmerzliche Unmuth darüber ihn an, mit allem möglichen Aufwand sorglicher Liebe den seinem Hause angethanen, vermeintlichen Schimpf wieder gutzumachen. Der Neid der fremden Außenwelt fehlte jetzt wohl darin als herzloser Gast, dafür aber hatte sich zum hundertmal bessern Ersatz sein eigenes Gatten- und Vaterherz im Schooße seiner Familie wohnlich niedergelassen.

Wie Helene für sich und ihre Kinder jeden solchen neuen Tag ihm dankte, wenn er des Abends, müde von seinen anstrengenden *neuen* Studien, aus dem Thurmzimmer mit frohem Auge herunter-

kam, und Hand in Hand mit ihnen Allen noch einen traulichen Gang durch Felder und Wiesen machte. Wenn er ihr dann von seinen landwirthschaftlichen Phantasiegebilden vorschwärmte, wie konnte sie mit zarter Klugheit darauf eingehen, nur um in ihm die glückliche Stimmung nicht zu trüben, die ihren so lange verwaist gewesenen Herzen den Gatten und Vater wiedergegeben. Oder wenn er im Schloßgarten, selber wieder zum Kinde geworden, droben in der Allee mit Röschen, Hans und Rudolf Fangens und Versteckens spielte, wie sah sie von ihrem Lieblingssitz unter den Platanen ihnen mit äußerlich glücklichen Lächeln zu, wenn sie sich auch manchmal Mühe geben mußte, die sich losringende Thräne nicht verrätherisch bis ins Auge heraufquellen zu lassen. Und wurden das allmälig trauliche Abendstunden in dem anfangs so ungastlichen, übergroßen gewölbten Wohnzimmer! Dann klangen Hermanns und Helenens sympathische Stimmen wieder wechselsweise beim Vorlesen erhebender Bücher, oder der großen Tondichter unsterbliche Weisen brausten und säuselten geisterhaft durch die hohe lampendurchschimmerte Halle. Ja, selbst das so tief bedeutungsvolle Lied: „Was die Meereswogen sagen," das lange Jahre zuvor verstummt und schon halb vergessen gewesen, selbst dieses getraute sich Helenens Hand eines Abends wieder aufzuwecken, doch freilich erst, nachdem Hermann sie voll Sehnsucht danach drum gebeten hatte. Und er saß am Flügel zu ihrer Seite, legte wieder einmal den Arm um ihre Schulter, und während sie spielte, sprach er Stroph' um Strophe mit leuchtendem Gesicht ihr vor, wie dazumal unter der alten Föhre auf dämmernder Haide. Auch das sinnige Röschen saß in der Nähe, und sah und hörte träumerisch zu. Wenn sie auch die Worte dieses seltsamen Liedes noch nicht völlig verstand, deren wunderbaren Liebesfrieden ahnte sie doch. Nur die Thränen, die, von Hermann ungesehen, dabei fort und fort über die Wangen der Mutter träufelten, blieben ihr wieder ein Räthsel. Als sie dann einen Augenblick mit ihr allein war, fragte sie in kindlicher Unschuld: „Mutter, warum hast du geweint? Das Lied, das der Vater dir vorgesagt, war doch so schön." Und Helene sagte zu Röschen: „Lieb Kind, sei ruhig, es gibt auch süße Thränen, und diese hab' ich geweint, weil der Vater bei uns

so glücklich ist." — Aber von der stillen Angst um das zarte Leben dieses neugebornen Glückes, die ihre Thränen noch mächtiger entlockt, sagte sie dem Kinde nichts. Wozu denn auch ohne Noth einen lichten Kindeshimmel trüben?

Wie das im Schlosse drunten immer heller aufflammende Licht nun auch droben im treuen Pfarrhofe die Schatten der Besorgniß um die Zukunft der heißgeliebten Freunde mehr und mehr zerstreute! Wie herzlich gerne ließ vor Allem Theodor vor Hermanns zuversichtlicher Beweisführung in scheinbar unwiderleglichen Zahlen die früheren ängstlichen Zweifel verstummen! That er doch seinem eigenen Freundesherzen damit die größte Wohlthat, da er sich, wie seit Kindesbeinen, so auch jetzt wieder in Hermanns geistige Ueberlegenheit gefangen geben durfte. Auch Elisabeth sah nur voll innigster Ehrfurcht zu Helene hinan. Ihr einfaches, bescheidenes Gemüth fühlte zu sehr deren weitaus höher angelegte geistige Natur heraus, und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, wenigstens den vollen Schatz ihrer Herzensgüte für Helene stets offen und bereit zu halten, um sich deren beglückender Freundschaft werth zu machen. So ging zwischen Schloß und Pfarrhof eine so menschlich schöne, vom Geist echten Christenthums geläuterte und gefestigte Herzensgemeinschaft hin und wieder, wie einst auf dem alten Rittersberg zwischen dem Erker- und Dekanshause. Kaum verging ein Tag, an dem die beiden Familien sich nicht wenigstens herzlich gegrüßt hätten. Gar mancher Gang durch Feld und Wald ward gemeinsam unternommen, und mindestens zweimal in der Woche vereinigte das Schloß, dann und wann auch der bescheidene Pfarrhof, die beiderseitigen Bewohner zu gemeinsamer, abendlicher Traulichkeit. Daß endlich die Mädchen und Knaben sofort miteinander kinderunschuldige Freundschaft geschlossen, und abwechselnd den Herren- und Pfarrgarten zum Schauplatz ihrer harmlosen Spiele auserkoren, wird wohl Jeder, der Landleben und Kinderherzen kennt, schon selber errathen haben.

Abermals gaben so diese beiden deutschen Häuser Stark und Faber Zeugniß von der versöhnungsmächtigen Wahrheit, daß es für die wahre christliche Liebe keine Unmöglichkeit sei, den confessionellen Glauben in aller Reinheit und Strenge zu bewahren, ihn

mit vollster Ueberzeugungsinnigkeit im Haus und Herzen zu pflegen, und doch auch das verschiedene Bekenntniß derer, mit denen uns das Leben einmal zu friedlicher Gemeinsamkeit zusammengeführt, zu achten, und die danach in frommer Meinung leben, mit der ganzen freudigen Macht unserer Nächstenliebe zu umfassen, in Erfüllung der größten aller göttlichen Gebote. — Wer sollte drum wohl daran Aergerniß nehmen, daß nun auch die tiefkatholische Helene, die jeden Morgen mit Röschen in der Teisenberger Frühmesse ein noch nie geschautes Bild rührender Frömmigkeit darbot, und in gar manch' anderer Stunde daheim vor dem Muttergottesbild unbelauscht auf den Knieen gelegen, oder mit ihren Kindern davor gemeinsam gebetet, daß nun auch sie jeden Tag aufs Neue der treuen Freundschaft mit dem protestantischen Pfarrhause dankbar inne ward? Wie that doch der Umgang mit diesen ehrlichen, seelenguten Menschen in dieser fremden, feindlichgesinnten Einsamkeit ihrem und Hermanns Herzen so wohl! Und welche Beruhigung lag in dem Gedanken, auch in den schlimmsten Tagen hier nicht an Freundeshilfe, an Rath und tröstendem Zuspruch verwaist zu stehen!

Oder wer möchte umgekehrt in zelotischer Engherzigkeit das Pfarrhaus um seiner Liebe zu Hermann und Helene willen nur mit mäkelnden Augen betrachten wollen? Wäre das allgewaltige, den ganzen Erdkreis wie den Einzelnen, Könige wie Knechte, Priester und Prediger wie Laien gleich heilig mahnende Apostelfürstenwort vom Glauben ohne die Liebe — wäre diese erhabene Liebespredigt, deren Verläugnung den ganzen Segen des Glaubens geradezu ins Gegentheil verkehrt, in solch' „christlichen“ Eifererherzen nicht selber schon zur klingenden Schelle geworden? . . .

*
* *

War jetzt in diesem wiedergefundenen Glück des innern Hauses eine immer stärkere Sehnsucht über Hermanns Herz gekommen, nun auch die ehrwürdige Mutter bei sich zu haben, und seien's auch nur wenige Tage, daß sie in seiner neuen Heimath mit eigenen Augen sich überzeuge, wie er jetzt wieder der alte glückliche Sohn, Gatte und Vater geworden. Ja, gewiß, hier sollte ihr ganz anders zu

Muthe werden, wie zuvor in der Herzogsstadt, darin sie jedes Jahr bloß immer ein paar Tage zu halten gewesen, und dann nur mit gedrücktem Gemüth, so sehr sie sich auch Mühe gegeben, heiter zu scheinen. In diesem neuen, einsamen Daheim sollte sie ja kein Besuch fremder Menschen in ihrer gewohnten Behaglichkeit stören, und keine andern Feste sollten um ihretwillen gefeiert werden, als die täglich sich erneuernden Festtage beglückender Liebe im sich selbst genügenden Hause.

„O komm, komm zu deinem Sohne!" schrieb er ihr, „du heißgeliebte, meiner tiefsten Ehrfurcht nie genug theilhaftige Mutter! Tag und Nacht verfolgt mich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dir. Zwar hast du schon in deinen Briefen mir deine Vergebung ausgesprochen, daß ich, ohne erst deinen weisen Rath zu befragen, auch wieder diesen neuen wichtigen Lebensschritt gewagt. Denn ich sei schon längst der unbeschränkte Herr meines eigenen Willens, schriebst du mir, und dir, als Mutter, sei keine andere Macht über mich verblieben, als die der Liebe und des Gebetes. Aber, liebste Mutter, wer in seinem Leben einmal ein guter, ehrerbietiger Sohn gewesen, bei dem kommen eben doch immer wieder die Stunden, in denen auch der freieste, unumschränkteste Mann ein Heimweh verspürt nach jener andern, kinderseligen Zeit, da's ihm noch ein frommes Bedürfniß gewesen, in jeder neuen Lage des Lebens sein Haupt erst zu beugen unter den gutheißenden Segen der Mutter, bevor er's mit freudigem Muth wieder aufrecht zu tragen wagte. — O ich weiß es wohl, und meinem Herzen thut dieß Bekenntniß weh — längst hinter mir liegt diese unschuldige Zeit. Aber jetzt befällt mich ein so schmerzliches Heimweh nach deinem nachträglichen Segen für mein jetziges Leben, daß ich mit aller Innigkeit dich nochmals bitte: komm, o komm zu deinem Sohne, wenn auch nur auf kurze Zeit! Du bewährte Meisterin im Opfer, bring' mir in deinen alten, ehrwürdigen Tagen auch dieses noch! Komm zu deinem ungelehrigen Schüler! Mit neuem Eifer will ich deinem weisen Unterricht Ohr und Herz erschließen. — O wahrhaftig, auch hier steht mir Helene zur Seite, als ein Engel, wie er in Menschengestalt nicht beglückender auf Erden einherwandeln kann. Aber einen einzigen wunden Fleck

in meinem Herzen, o Mutter, den vermag doch nur deine Hand zu heilen. Einen einzigen Schatten in der Klarheit meiner Seele kann nur der Schimmer deines Auges in Licht verklären, und nur dein Wort kann ausfüllen einen einzigen leeren Platz in meinem Frieden. Und wiß: nicht die Liebesnähe deines Herzens genügt hiezu; nicht dein geschriebenes Wort, und nicht deine nur im Geist nach mir ausgestreckte Hand. Nein, leibhaftig muß ich dich haben, sehen, umarmen und mich von dir segnen lassen können. O darum komm, komm! und stille das heilige Heimweh deines einzigen Sohnes!"

Wie hätte Mutter Rosalie, das altbürgerliche Urbild einer Mutter, die allezeit nur für ihn und in ihm gelebt und Freud und Leid mit ihm so treulich getheilt, solchen Worten widerstehen können? —

Zwar waren alle Briefe Hermanns stets von gleicher Ehrerbietung gegen sie beseelt gewesen, und so oft sie ihn in der Herzogsstadt oder er die Mutter auf flüchtigen Geschäftsreisen im alten Vaterhause besucht hatte, immer und überall war er ihr als liebevoller, zärtlich aufmerksamer Sohn begegnet. Ja, diese Saite seines so hundertfach erregten und verstimmten Herzens gab immer einen reinen, milden Klang. Aber bei aller Liebe und Pietät war's doch immer nur ein mehr äußerliches Begegnen gewesen. Ihre Herzen hatten schon lange nicht mehr aus dem tiefsten Grunde heraus geheime, harmonische Zwiesprache gehalten, die Jedem von ihnen beglückend und befriedigend wohlgethan hätte. Nachdem sie schon längst die traurige Wahrheit inne geworden, daß selbst die bewundernswerthe Liebe Helenens auf das Opfer sich beschränken gemußt, ihren Sohn auf den Irrwegen seines Glückes nur als guter Engel zu begleiten, da war auch ihre zum Warnen erhobene Mutterhand schon seit Jahren herabgesunken und hatte sich voll Ergebung zu geduldigem Gebet und gläubigem Hoffen auf eine bessere Zukunft zusammengefaltet.

Das war die Stimmung, die in all' den einsamen Wittwenjahren ihr Herz mit dem Schilde heiliger Zuversicht ausgerüstet, jede zu bittere, hoffnungslose Trübsal von sich abzuwehren. Was hätte sie darum nutzlos klagen und jammern sollen, wo ihr Mutterwort

doch nur im Sturmwind von Hermanns Leben verklungen wäre? Darum das stete Opfer schmerzlichen Schweigens dargebracht, bis vielleicht eine frohere Zeit diesen Bann wieder lösen wird, um dann mit dem ganzen Dankesjubel ihres erlösten Mutterherzens in den Hymnus von ihres Sohnes Wiedergeburt mit einzustimmen!

Und nun dieser letzte Brief! — Wie hörte sie doch eine längst nicht mehr vernommene Stimme daraus klingen, wie geisterhaften Glockenton aus einem verödeten Kirchthurm, darin seit vielen Jahren die Glocke zersprungen und der Strang zerrissen ist! — Und konnte Mutter Rosalie auch schon jetzt unmöglich hoffen, daß die Zeit der Rettung von Hermanns Glück nahe sei, das sie in dieser adeligen Burg erst recht in der äußersten Gefahr wußte, so sollte doch keinen Tag länger, als nöthig, sein Heimweh nach ihrem Mutterherzen ungestillt bleiben. Und wär's nur, um an dessen warmem Pulsschlag ihm eine Stunde lang das Eden seiner Kindheit wieder erschließen zu lassen, daß durch dessen geöffnete Thore die guten Geister in sein jetziges Leben flüchtige Einkehr halten. Echte, fromme Mutterliebe kennt ja kein Bedenken und hat keine Grenze. Hundertfach mißachtet eilt sie auf den ersten Ruf wieder freudig herbei, und hundertmal zu bitterem Weinen getrieben, hat sie sogleich wieder ein vergebendes Lächeln bereit, wenn des Geliebten Vergessenheit sich in Sehnsucht nach ihr wandelt.

Die Macht einer solchen Mutterliebe hatte denn auch die nun neunundsechzigjährige Frau aus ihrem kleinstädtischen Stillleben ohne Verzug auf die Reise nach Görzhausen getrieben. — War das dann ein Jubel der großen und kleinen Kinder, als die geliebte Mutter und Großmutter schon an der Bahnstation empfangen worden! Und mit welch' stolzem Selbstgefühl zeigte ihr sodann Hermann sogleich in der Allee, davor sie ausgestiegen, alle die Schönheiten seines neuen Besitzes, Schloß, Garten und die liebliche Rundschau, unter denselben hochästigen Platanen, unter denen erst vor ein paar Monaten jene edle Mutter und Tochter ihre herben Abschiedsthränen geweint, und er dann selber mit solcher Begehrlichkeit seinen Entschluß gefaßt, der Herr dieses Edelsitzes zu werden.

Und nun stand auch sie, die alte, schlichte, bürgerliche Frau

da droben. Und dieser prächtige Park, dieses majestätische Herrenschloß, das sollte das Eigenthum ihres Sohnes sein? — Sie wußte Alles ja längst zuvor, aber nun sie's mit eigenen Augen sah, schnürte dieser erste Eindruck ihr so überwältigend die Brust zusammen, daß ihr jedes Wort versagte, und ihre Thränen um so reichlicher hervorstürzten.

„Mutter, was ist dir? So sag', ist's denn nicht wunderschön?" rief Hermann voll banger Ungeduld. Und mit Mühe nach Luft ringend ergriff sie zitternd seine Hand und konnte nur die Worte hervorstammeln: „Ach, mein Sohn, laß mich erst zu mir kommen!"

Helene ward dabei bleich und es fröstelte sie trotz der heißen Zähre, die sie rasch von der Wange wischte. Sie ahnte nur zu gut, wie der alten Mutter geschah. —

Jahrelanges Alleinsein und einsames Sinnen macht tiefere, in sich gekehrte Naturen schon ohnehin schweigsam. Kommen dann noch Verhältnisse hinzu, bei denen das Herz sich nicht offen aussprechen kann, weil es keine laute Freude erheucheln und doch stillen Kummer verbergen will, so wird das Wort doppelt spärlich und bedächtig.

So kam's, daß Rosalie in den Tagen ihres Besuches wohl vor den lieben Enkelkindern in rückhaltloser Zärtlichkeit ihr großmütterliches Herz erschloß, aber dem Sohn gegenüber ihre geheimsten Gedanken verborgen hielt. Sie war ja nur gekommen, um auf ein paar Tage ihnen Allen ein lieber, wohlthuender Gast zu sein. Wozu hätte denn auch das Gegentheil nützen sollen? So war auch all' ihr Reden, wenn Hermann ihr von seiner sichern, glänzenden Zukunft in Worten und Zahlen vorschwärmte, immer nur in allgemeine Sätze gekleidet: „O lieber Sohn, wie freut's deine alte Mutter, wenn du dich wirklich hier so glücklich fühlst!" — „Gott gebe nur, daß deine Hoffnungen mit seiner Gnade sich auch erfüllen!" — „Was soll ich doch fürchten, wo du mit deinem klaren Verstand dir Alles so wohl bedacht und berechnet hast?" — „Wie dank' ich dem lieben Gott, daß du dich in deinem innern Hause wieder so heimisch fühlst! das ist ja der Grundstein und Inbegriff alles Menschenglückes!" —

All' diese lieben Mutterworte wußte sie stets mit sanftem Blick,

dann und wann sogar mit einem milden Lächeln zu begleiten, daß Hermann nie die stille Wehmuth inne ward, deren sorgenvolles Antlitz sich hinterm Schleier dieser Reden verbarg. Und er sollte sie ja auch nicht inne werden. Wozu? — Nur ein einzigmal hatte auch Mutter Rosalie für sich selber eine ganz entschiedene Bitte. Das war, als Hermann sie hinauf in den Ahnensaal führte, und sie die Bilder der „Altdahiesigen" sammt ihrem eigenen und jenem des Vaters darin hängen sah, da ward ihr mildes Auge plötzlich ernst, und sie sagte: „Lieber Hermann, ich rede dir in nichts hinein, und gebe dir zu all' deinen Hoffnungen meinen Segen. Nur um dies Eine bitt' ich dich jetzt! Hänge mir diese Bilder aus dem großen Saale wieder hinweg, und schaffe sie hinunter in die Wohnstube; wenigstens das meine und das des seligen Vaters. Mich friert ordentlich in meinem Bild hier oben. Wir wollen sein, wo ihr seid und wohnt, nahe bei euern warmen Herzen. Hier in dem öden Saal ist nicht unser Platz. Mehr sag' ich nicht. Aber ich hoffe, du wirst deine alte, bürgerliche Mutter verstehen."

Hermann schoß bei dieser Rede das Blut in die Wangen. Wovon ihn Helene einst vergeblich abgemahnt, der alten Mutter konnte er's nicht versagen. Er gab ihr die Hand und erwiederte mit ehrerbietiger Befangenheit: „Mutter ich verstehe dich. Dein Wille geschehe!"

Der guten Großmutter war am Abend das Herz nun noch einmal so leicht im Kreis ihrer Kinder und Enkel geworden, da sie neben ihrem und des Vaters Bild das ganze ehrenfeste Bürgergeschlecht der Stark in der großen behaglichen Wohnstube versammelt sah. In derselben stillen Freude setzte sich Helene nach dem Nachtessen unaufgefordert an den Flügel und phantasirte mit so begeistertem, tiefinnigem Ausdruck, wie sie sich's noch nie zuvor in dieser stolzen Ritterburg getraut hatte. Sie wollte mit ihrem Spiel jetzt die bedeutungsvolle Rückkehr der lieben Bilder wie ein unausgesprochenes Familienfest verherrlichen.

So ward der Sohn seiner Zeit wieder um einen neuen Schritt von seinem falschen Ziel auf den rechten Weg zurückgeführt — diesmal von weiser, frommer Mutterhand. —

Und so geht's im Leben. Wie gar oft der ersten Trauer rasch eine zweite nachfolgt, so kehrt auch mit der einen Freude nicht selten eine andere gastlich ein.

Die gute Mutter saß mit Kindern und Enkeln auf der Steinbrücke unter den Linden beim Nachmittagskaffee. So leuchtend auch der Sommerhimmel durchs Blättergrün schimmerte, das Herz war ihnen doch Allen schwer. Denn schon morgen wollte sie wieder in ihre stille Kleinstadt und die Einsamkeit ihrer alten Tage zurück. Mit so innigen Bitten sie auch bestürmt worden, sie hatte sich über die nun abgelaufenen acht Tage hinaus nicht erweichen lassen! Schier unbegreiflich! — Hier hatte sie den einzigen Sohn, den Inbegriff von all' ihrem Freud und Leid, von all' ihrer Liebe und Sorge. An Helenen hing ihr Herz fast so voll Verehrung, wie an einem überirdischen Wesen, und die Enkel hatten gewiß an ihr die zärtlichste Großmutter. Und doch konnten ihr diese flüchtigen acht Tage zur Sättigung ihrer Sehnsucht genügen und es trieb mit solcher Gewalt sie wieder heim in ihr verödetes Erkerhaus, darin sie nur fremde Menschen fand?

Ja, ständen hier nicht die zwei geharnischten Ritter auf solch trutziger Wacht; ragten die zwei Schloßthürme nicht so stolz in die Luft und flüsterten diese alten Linden ihr nicht immer so seltsam bange Weisen ins Herz; wäre dieser Edelsitz ein einfaches gediegenes Bürgerhaus, fest gegründet, wie das Glück seines Besitzers, wie gerne wollte sie ja nie, niemehr vom Herzen des Sohnes sich losreißen, bis er ihr die Augen zudrückte. Aber acht lange Tage zu reden und doch zu schweigen, und nie die Seele sich im Auge wiederspiegeln zu lassen — o welch' lange, schwere Zeit! Wie thut dagegen auch die freudloseste Einsamkeit wieder wohl, in der irdische, wie himmlische Gedanken gleich den Thränen freien Lauf haben dürfen, und darin die Gewohnheit des Alleinseins dessen Oede längst überwunden hat.

In solchen Gedanken saß jetzt Mutter Rosalie unter all' ihren Lieben da, obwohl ihr freundliches Auge keine Silbe davon verrieth, und sie sich alle Mühe gab, mit Hermann und Helene fortwährend heitere Zwiesprache zu unterhalten, um die Wehmuth des morgigen Abschieds nicht schon heut aufkommen zu lassen. Da hörte man

plötzlich vom nahen Hohlweg helles Rädergerassel, wie von einem leichten Gefährt. Auf solchem von der Landstraße abgelegenen Dorf ist die Ankunft oder auch nur Durchfahrt jeder Kutsche stets ein kleines Ereigniß, das zu naiver Neugier reizt. Darum sahen jetzt auch aller Augen voller Erwartung über den Schloßhof auf die Dorfgasse. Und siehe, ein offener kleiner Bernerwagen, darin ein junger Mann saß, lenkte wirklich gegen das Thor ein. Hermann war unwillkürlich aufgestanden und sein Auge war immer größer. Denn winkte der Ankommende ihnen nicht mit ausgestreckter Hand entgegen? — Auch Helene erhob sich jetzt. Gott! welch' allbekannte Züge! Und doch Niemand erkennt sie mehr recht. Schon fährt der Wagen in den Schloßhof. Noch ein durchdringender Blick aus Hermanns scharfem Adlerauge. Und „Fritz, Fritz!" schreit er hinaus, und stürzt die Treppe hinunter. „Herr Doctor!" — ruft's aus dem Wagen ihm freudetrunken entgegen. „Fritz, Fritz!" schallt's droben aus dem Munde der Frauen mit gleich herzlicher Ueberraschung. Und „Fritzel!" ruft des Gastes Liebling, das liebe Röschen. Alles eilt hinab. Schon ist er aus dem Wagen gesprungen. Wie fällt er Hermann in die Arme! Dann küßt er den beiden Frauen voll Inbrunst die Hände, und drückt Röschen ans Herz. — O du vielhundertjähriges Herrenschloß, wann hast du je noch an deinen Burgherrn ein menschlich edleres Wiedersehen erlebt, als dieses? — Ein einstiger Schäferbube und dieser Jubel!

Nun ist schon lange ein Jahrzehnt dahingegangen, seitdem er mit Hermann am Hünenhügel des Haidehofes gelagert, und aus seines Beschützers Munde zum erstenmale den verlockenden Ruf „in die weite Welt" vernommen hatte. Die Wanderfahrten, deren Grenzen er damals am Himmel mit seinem Knabenaug' umkreiste, sie liegen nun wirklich hinter ihm. Als welt- und menschenkundiger junger Mann weit über seine Jahre hinaus gereift, und als fertiger Meister ist er jetzt heimgekehrt. In England und Amerika hat er deutschen Fleiß und Erfindungsgeist, deutsche Sitte und Redlichkeit zu Ehren gebracht. Was er einst in jenem kleinen Dorfkirchhof am Grabe des Großvaters gelobt, in allen Verlockungen der „weiten Welt" hat er's gehalten und erfüllt. Das eine Buch, das einst jenem

Philosophen von der Haide vorm Sterben in den Dornstrauch entfallen, und jenes andere mit Franklins lehrreichem Leben, das Hermann ihm zum Christkind geschenkt, sie haben ihn beide als vertrauteste Freunde und Rathgeber selbst übers Weltmeer begleitet. Aber auch seine dankdurchglühte Liebe zu Hermann und Helene ist wie ein lichter Stern überall mit ihm fortgezogen, und hat in manch' dunkler Stunde sein verzagendes Herz mit neuem Hoffnungsglanze beleuchtet. Denn bei guten und hartherzigen Menschen ist er im Dienst gestanden, und ein Jahr lang hat er eine unsäglich herbe Schule durchgemacht in dem fremden Welttheil, darin, wie nirgends anders, kalte Selbstsucht das eiserne Scepter führt und der Tanz ums goldene Kalb Abertausende im tollen Wirbel hetzt.

Aber nicht aufs Gerathewohl hat ihn jetzt die Sehnsucht heimgetrieben. Schon in Philadelphia ist der Vertrag für seine neue glänzende Stellung im deutschen Vaterland abgeschlossen worden. Und sein dortiger Fabrikherr selber war's gewesen, der ihn als den weitaus gediegensten all' seiner amerikanischen, deutschen und englischen Mechaniker dem mit ihm verwandten Hause „Gödike und Sohn" am Niederrhein empfohlen hatte, um den hinter der Zeit zurückgebliebenen Mechanismus einer großen Maschinenfabrik nach neuestem System neu einzurichten und dann als Director dem ganzen Betriebe vorzustehen. Und welche Bezahlung! Zweitausend Thaler nebst freier Verpflegung! Und erst sechsundzwanzig Jahre! — Außerdem hat er schon jetzt ein ganz hübsches Sümmchen ersparten Geldes über den Ozean mitgebracht. Denn seit dem letzten Jahre waren von jeder, unter seiner Leitung gefertigten neuen Lokomotive zwei Prozent Tantiemen in seine eigene Kasse geflossen. — Reicher, glücklicher „Schäferfritzel!"

Schon in acht Tagen hat er an seinem neuen Bestimmungsort einzutreffen, um seine ebenso große wie schwere Aufgabe in Angriff zu nehmen. Und gerade vom Schiffe hinweg ist er jetzt Tag und Nacht hieher geeilt, um noch früher als selbst die leiblichen Eltern seine geistigen in ihrer neuen Heimath aufzusuchen. Denn noch ein paar Tage vor seiner Abreise aus Amerika hatte er Helenens liebevollen Brief erhalten mit der ihn aufs höchste überraschenden, für

ihn noch ganz räthselhaften Nachricht vom Erwerbe dieses Edelsitzes. O er hätte wahrhaftig gar nicht freudigen Herzens seinen neuen Beruf antreten können, wäre ihm nicht zuvor vergönnt gewesen, seinen beiden größten Wohlthätern auf Erden jetzt in der Fülle seines Glückes die Hände drücken, küssen und sie mit seines Dankes Thränen benetzen dürfen, diese theuern, edeln Hände, die ihn, deneinst niedrigen Schäferbuben auf solche Höhe von Menschenglück hinangehoben hatten.

Waren das jetzt schöne, lehrreiche, herzerfreuende Stunden, als der Schäferfritz bis Mitternacht mit ihnen Allen im großen, gewölbten Wohnzimmer saß, das durch die lieben Familienbilder nun noch einmal so traulich geworden, und er in seiner bescheidenen treuherzigen Weise von seinen weiten denkwürdigen Fahrten über Land und Meer und dem mannichfachen Wechsel seiner Schicksale erzählte! — Da war kein Auge von menschlicher Theilnahme trocken geblieben. Aber mit welch' verschiedener Stimmung hörten all' die stillen Hörer dem lieben Gaste zu! — Hermanns Antlitz war von freudigem Mitgefühl oft verklärt, aber dann mit einemmal entfärbte er sich wieder, und sein Auge starrte gedankendüster eine Weile vor sich hin. — Was da wohl in seinem Herzen verschwiegen vorgehen mochte? — Dann sahen Helene und Mutter Rosalie in stiller Sorge zu ihm hinüber, und mitten in ihr behagliches Zuhören schlich jähe Wehmuth ein. — Was dachten wohl Weib und Mutter dabei?

Nur Theodor und Elisabeth nebst Mutter Moser, die auch bei diesem neuen unerwarteten Familienfeste nicht fehlen durften, sie lauschten alle drei mit gleich heiterer Seelenruhe all' diesem Erzählen von Kämpfen und Entbehrungen, von schlimmen und guten Tagen. Denn es war ihnen dabei zu Muthe wie einem alten Schiffer, der für immer am gefahrlosen Herde sitzend sich von einem jüngern, eben heimgekehrten, von stürmischer, klippenreicher Fahrt berichten läßt, die er selber einst zu bestehen gehabt.

Wäre ein sinniger Maler jetzt in diesem Kreise gesessen, schicksalsvertraut mit dem Erzähler und dessen Zuhörern, zu welch' ausdrucksvollem, stummberedtem Seelengemälde hätte diese Menschengruppe *wohl ihn* angeregt! Und als welch' wunderlieblicher Gegensatz zu

diesen ernst dreinschauenden Gesichtern müßte ihm dabei das holde Röschen erschienen sein, das es sich nicht hatte nehmen lassen auf den Knieen des erzählenden Lieblings zu sitzen, und jedes seiner Worte mit demselben kinderglücklichen Lächeln zu begleiten, wie vor vielen Jahren, da der Schäferfritzel ihm seinen unerschöpflichen Schatz von schönen und lustigen Geschichten immer so geduldig erschlossen hatte.

Oder wäre es vielleicht ein noch reizenderes Motiv gewesen, als das zuletzt von lauter Zuhören schläfrig gewordene Mädchen den Lockenkopf an seines Freundes Brust gelehnt und er's mit friedlichem Arm umfangen hielt, während er fort und fort von den Stürmen seines Leben erzählte? —

Am andern Morgen war das Görzhausener Schloß von seinen lieben Gästen wieder leer geworden. Jeder Versuch, den Freund noch ein paar Tage lang aufzuhalten, war vergebens. Denn nachdem er dieser mächtigsten Sehnsucht seines Herzens Genüge geleistet, trieb es ihn zum Grabe des Großvaters. Dieses mußte er ebenfalls persönlich heimsuchen. Er hatte auch dort so viel zu reden und zu danken. Wer möchte fragen, was und warum? — Ebensowenig hatte er all' die geistigen Wohlthaten des dortigen Ortspfarrers vergessen. Auch dieser sollte sich leibhaftig an ihm überzeugen, daß er sich nicht umsonst mit seiner ersten Ausbildung abgemüht. Und wenn der nunmehrige junge Fabrikdirector sich mit besonderm Stolze darauf freute, auf der Durchreise auch seinem ersten Lehrherrn, von dessen schlossermeisterlichem Jähzorn er einst gar viel zu leiden gehabt, in seiner nunmehrigen Stelle seine Aufwartung zu machen, so wird ihm gewiß Niemand diese Genugthuung verargen wollen. Und dann zu den Eltern und der ganzen Verwandtschaft am Niederrhein! Das Alles mußte noch in diesen freien acht Tagen bewältigt werden. Denn nicht um eine Stunde hätte er bei seinem neuen Fabrikherrn zu spät eintreffen mögen. Mit solcher Unpünktlichkeit dort zu beginnen, wäre seiner innersten Natur zuwider gewesen. So hatten sich denn Alle im Görzhausener Schloß in den Abschied von Mutter und Freund finden müssen. Auch das Geschenk so flüchtiger Stunden soll man ja dankbar hinnehmen, denn die Erinnerung ersetzt unsern Herzen reichlich, was jenen an Dauer gefehlt. Es war ein ebenso

herzlicher wie schmerzlicher Abschied gewesen. Glückliches Lächeln und Thränen in einem und demselben Auge. Und seltsam, wie Kinderherzen doch oft unbegreiflich sind! — als das liebe Röschen mit den Eltern an der Schloßbrücke vor dem Wagen stand, und erst der Großmutter mit den zärlichsten Küssen Lebewohl sagte, da hatte es nur nasse Augen bekommen. Nachdem aber der Schäferfritz ihr den Abschiedskuß auf die Kinderlippen gedrückt, fing sie bitterlich zu weinen an.

Schöne, heitere Stunden dieses doppelten Wiedersehens, wie weiltet ihr doch noch lange wie freundliche Geister in den Hallen des Görzhausener Schlosses und den Herzen seiner Bewohner! —

*
* *

Noch am selben Abend saß Mutter Rosalie mit Friedrich Mertens im Garten des Erkerhauses, an jener Wand, daran vor nun bald zehn Jahren der damalige Schlosserlehrling die Epheupflanzen eingegraben hatte. Sie ließen jetzt nur wenige Stellen an der Mauer noch durchblicken. Da nahm sie des jungen Mannes Hand und sagte:

„Guter Fritz, jetzt sag' mir ehrlich, und auf dein Gewissen frag' ich dich, wie hat dir's bei meinem Sohn in Görzhausen gefallen?"

Dieser erwiederte mit befangenem Herzen: „Nun gut, Frau Doctorin, recht gut. 's war ja doch Alles wunderschön, was ich in der kurzen Zeit gesehen, und sie waren Alle so über die Maßen lieb und gut mit mir. Aber ich weiß nicht, wie mir dort zu Muthe war, so ganz heimlich konnt' es mir doch nicht werden. Schon, wie ich in Amerika erfahren, daß der Herr Doctor dies große Gut gekauft und nun in einem stolzen Schlosse wohne, bin ich drüber in den Tod erschrocken. Und auch in Görzhausen konnt' ich diese Angst nicht völlig loswerden. 's ist vielleicht recht thöricht von mir. Aber wer kann für sein Herz? Das fragt nicht viel den Verstand. Und wenn ihm nur Alles glückt, worauf er so sicher hofft. Mein Gott, wer wäre darüber glücklicher, als ich?"

Jetzt strich der Abendwind durch die Epheuranken. Mutter Rosalie blieb eine kleine Weile stumm und horchte auf das Blättergeflüster. Dann sagte sie mit einem seltsam sinnenden Blick:

„Weißt du noch, guter Fritz, was ich dir einst gesagt, als ich dich drum gebeten, diesen Epheu mir hier einpflanzen zu helfen?"

„O ja, liebe Frau Doctorin, wohl entsinn' ich mich noch, so lang es auch schon her ist. Denn ich habe gar oft daran denken müssen. Von den guten Geistern von Hermanns Kindheit sagten Sie mir, und von Ihrer Hoffnung auf seine einstige Heimkehr, wenn einst dieser Epheu die ganze Wand überzogen hat. War's nicht so?"

„Ja, lieber Fritz, du hast dir's gut gemerkt. Und siehe, nun bin ich derzeit um zehn Jahre älter geworden, doch nicht um einen Tag gescheidter. Und noch heut mit meinen neunundsechzig Jahren glaub' ich an Alles, was ich dir damals gesagt. So hab' ich mich in meiner Einsamkeit in diesen tröstenden Märchenglauben hineingesonnen und hineingebetet. Und immer mein' ich: du, lieber Fritz, du bringst mir meinen Sohn!"

„Ich, Frau Doctorin?" flüsterte dieser von dieser wundersamen Rede ganz durchschauert, da ihn dabei Mutter Rosalie wie mit Geisteraugen ansah, „aber wie doch nur?"

„Das weiß ich nicht, aber du, du bringst ihn mir als auserkorner Bote Gottes!" erwiederte sie mit ergreifender Bestimmtheit. „Erst hab' ich's nur in meinen Träumen gesehen und dann auch mit wachem Geist. Was wissen die Menschen draußen, die sich in der lauten Welt herumtreiben und über viel unnütze Dinge plaudern, was wissen diese von Ahnungen der Zukunft? Sie mögen drüber lachen! Aber wer zehn Jahre, wie ich, in solchem Mutterheimweh mit dem allwissenden Gott durch Gebet verkehrt, den läßt er doch vielleicht einen begnadigten Blick durch den Schleier thun, der den Andern die Zukunft verborgen hält. — Nicht wahr, bin ich eine kindische alte Frau geworden? Ja, 's mag wohl sein, daß mein Geist an einer Krankheit leidet. Ich kann's nicht sagen. Nur, daß mein Herz krank ist — das weiß ich. Und jetzt still davon für alle Zeit und keinem Menschenohr plaudere jemals es aus! Denn zu heilig ist mein Mutterschmerz für leichtfertigen Spott. Aber dir hab' ich's sagen müssen, daß es dich tröstet wie mich, dir ganz allein."

Fritz sah eine Weile in sich versunken gegen Himmel. Denn sein

Geist war jetzt wo ganz anders in einer lange vergangenen Zeit — auf einem nächtigen Kirchhof. Dann fuhr er sich über die Stirn und sagte: „O Frau Doctorin, wie unser Herrgott mit den Menschen reden kann, weiß Niemand besser, als ich. Mehr darf ich nicht sagen. Ich kann mir zwar gar nicht denken, wie ich Ihren Sohn wieder heimbringen soll, aber wenn je mich der liebe Gott dazu ausersehen sollte, so werd' ich mit ganzem Herzen dazu bereit sein. Das schwör' ich, so wahr Gott mir gnädig sei."

Darauf stand sie auf und schloß ihn mit einem langen Kuß so innig in die Arme, als sei's ihr eigener Sohn. „O Gott vergelte dir's an dir selber und deinen eigenen, einstigen Kindern!" Nach einer Weile gegenseitigen Schweigens gingen sie miteinander ins Erkerhaus zum Nachtessen und redeten nurmehr von andern weltlichen Dingen.

Des andern Morgens wanderte Friedrich Mertens durch den herrlichen Reichswald zum Grabe seines Großvaters.

IV.

Der Zauber der Freiheit.

1.

Daß diese hoffnungslichten Sommertage kühner Entwürfe und hochfliegender Erwartung doch in alle Zeit im Herzen des Görzhausener Burgherrn fortgedauert hätten! Wären dann in diesen alten Mauern heitere, glückliche Menschen aus- und eingegangen, wie seit langen Jahren nimmer!

Helene sagte sich jedoch in all' dieser trügenden Ruhe mit steter, verschwiegener Sorge: Wie bald wird diese Zeit träumerischer Illusionen abgelaufen sein! Dann fällt von Hermanns neuem Leben die trügerisch heitere Maske. Und wer mag es sich völlig ausdenken, welch' wechselndes Antlitz dann die schonungslose Wirklichkeit ihnen *Allen* tagtäglich entgegengehalten werde? Gestern noch von froher

Hoffnung strahlend und schon heute vom sorgenvollen Zuge der Enttäuschung verdüstert; am Morgen noch von glücklicher Freundlichkeit gegen alle Welt verklärt und am selben Abend von verzehrendem Aerger entstellt, der selbst ins innerste Haus seinen kalten Schatten wirft!

Sie, die herzensklare, in ihrer Stimmung stets maßhaltende Frau, die im wechselvollen Leben der Landwirthschaft aufgewachsen und, ohne jemals deren gesunder Poesie das Herz verschlossen zu haben, doch auch in die weitaus überwiegende Prosa des täglichen Betriebes eine gar richtige Einsicht gewonnen, sie ahnte nur zu klar voraus, wie die eigene Bewirthschaftung eines so großen, heruntergekommenen Gutes sich mit Hermanns Temperament und Wesen wohl nicht besser vertragen werde, als Wasser und Feuer. Kaltblütige Ruhe, geduldzähes Abwarten, Ertragen jeder Täuschung und vorsichtig langsames Vorwärtsschreiten; alle Schwächen und Ausartungen des Gesindes ertragen zu lernen und mit Erde und Himmel nicht zu grollen, auch wenn sie unserer Arbeit und Sorge unbarmherzig Hohn zu sprechen scheinen — wo lag bei Hermanns noch so reicher Begabung in Geist und Gemüth auch nur ein Anfang all' dieser Tugenden? Und wird nicht ohne sie der geträumte poetische Himmel der Landwirthschaft zur wahren Hölle, darin der Dämon häßlichster Prosa das ihm verfallene Opfer martert?

All' diese Angst trat jetzt wie ein unheilkündendes Gespenst von Tag zu Tag näher an sie heran. Trotz alledem gewann es jedoch ihre unerschrockene Frauenseele über sich, nicht schon jetzt Hermanns hochfliegende Pläne mit der Hand mäkelnder Aengstlichkeit zur Erde niederzuziehen und die Macht seines muthigen Glaubens an sein neues Leben in ihm abzuschwächen. Im Gegentheile, so gut sie vorher in der Herzogsstadt mit frommer Willenskraft und Liebe zu dem Mann ihres Herzens das Opfer zuwegegebracht, ihrer innersten Neigung zuwider die vornehme, äußerliche Weltdame zu spielen und doch im innern Hause zu jeder Zeit die echt deutsche Frau und Mutter zu bleiben, so erschien ihr jetzt untrüglich die andere Aufgabe vorgezeichnet, wenn auch wiederum so ganz gegen ihre eigene Wahl, in diesem neuen Lebenskreise den ganzen Platz eines entsagungs-

fähigen, thatkräftigen Weibes muthig auszufüllen. Nichts wollte sie für sich selber erringen, als das stärkende Bewußtsein, ihrem Mann allezeit und überall als hilfreiche Gefährtin zur Seite zu stehen, auf den rechten Wegen des Lebens so treu und opferwillig wie auf dessen Irrpfaden, und doch in ihrem Hause nur auf der einzig wahren Bahn heiliger Frauenpflichten einherzuwandeln.

Wie darum Hermann während dieses Sommers mit athemlosem Eifer in die Wissenschaft seines zukünftigen Berufes sich hineinarbeitete und für die Bewältigung der äußeren Wirthschaft scharfsinnige Pläne entwarf, ebenso benützte Helene diese Vorbereitungszeit, um mit wunderbarer, äußerer Seelenruhe und geräuschlosem Eifer Alles und Jedes, was dem Bereich der sorgenden Hauswirthin zufiel, für den zukünftigen inneren Haushalt zu bestellen. Dabei war sie schon jetzt darauf bedacht, aus den Erinnerungen ihres eigenen Vaterhauses und mütterlichen Vorbildes, wie im fleißigen Beobachten der, wenn auch noch so kleinen Oekonomie des Pfarrhofes sich ihre festen Grund- und Vorsätze zu sammeln, nach denen sie im Herbst ihr pflichtenschweres Amt ausführen wollte. Ja, wahrlich — das gelobte sie sich mehr denn einmal vor dem Angesichte Gottes und ihrem Herzen — der ihrer Obhut anvertraute innere Pfeiler des ganzen Gebäudes, der sollte gewiß keine nachlässige Hüterin an ihr haben. Und müßte dennoch der kühne Hoffnungsbau Hermanns vielleicht später zusammenstürzen, so wollte wenigstens sie mit schuldlosen Händen vor den Trümmern stehen, um dem darunter verschütteten Manne Haupt und Herz wieder aufrichten zu helfen. Vielleicht daß er dann in schlimmeren Zeiten an Weisheit und Frieden reicher werde, als in seinen guten Tagen, deren Glück er nicht ertragen gekonnt!

Darum nur muthig jetzt hinabgestiegen in diese Niederung des Lebens, darin der Mann der helfenden Frau bedarf! Denn ohne die Weihe der Liebe wird der erhabenste Frauenberuf niedrig, sowie ihr Opfer den niedrigsten Dienst erhöht und adelt. Ja, auch in der alltäglichen Prosa, um des Mannes willen den Haushalt von Knechten und Mägden zu bestellen und überwachen, kann Helenens poetisches Wort zur vollen Wahrheit werden. „Unermeßlich ist des

Weibes Liebe; keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefen, ihre Höhen umkreiset keines Adlers Flug und keines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke.“ —

Der von Hermann so stürmisch ersehnte Herbst kam heran. Der Hauptpächter zog ruhig ab. Mit um so trotzigeren Gesichtern zahlten aber die ärmeren Görzhausener und Teisenberger vormaligen Frohnsöldner den letzten Pachtzins für die einzelnen Grundstücke und Wiesgründe, die, noch von der gnädigen Herrschaft her seit urdenklicher Zeit um ein wahres Spottgeld überlassen, die Hauptstützen ihrer kleinen bäuerlichen Wirthschaften gewesen. Daß Doctor Stark diese zerstreuten Pachtgründe nun sammt und sonders in seine große Wirthschaft mithereingezogen, darin handelte er zweifellos nur nach seinem guten, vollen Rechte; ebenso stand eine viel bessere Verzinsung unbestreitbar in Aussicht. Aber mit dieser gewaltsamen Neuerung griff der Sohn seiner Zeit eben wieder in eine hundertjährige, wohlthätige Gewohnheit zerstörend ein und machte sich die „kleinen Leute,“ auf deren Arbeitskraft im Taglohn er zumeist angewiesen war, zu erbitterten Feinden. Recht und Wahrheit und der Kampf um beide konnten gewiß keinen reineren, selbstsuchtloseren Kämpen finden; aber kluge Billigkeit war eine jener Tugenden, deren Erlernen er von Kindheit an verachtet hatte.

Und nun begann der eigene Gesammtbetrieb sich in Gang zu setzen. Doch nicht behutsam, nicht allmälig, wie es haushälterische Rücksicht auf die Wirthschaftskasse verlangte und einer der allerersten Paragraphe im Kopfe des praktisch erfahrenen Landwirthes gebietet. Gott bewahre! das mochte für ängstliche Pedanten gewöhnlichen Schlages als ersprießlich gelten, für träges Fischblut, aber nicht für den immer gährenden Feuergeist eines Hermann Stark. Darum von vornherein das Bleigewicht alltäglicher Bedächtigkeit von dem aufstrebenden Fittig genialer Phantasie hinweggeschüttelt! Wagenden Schrittes abgewichen von dem ausgetretenen Bauernwege der Gewöhnlichkeit! „Audaces fortuna juvat — dem Kühnen hilft das Glück“ — das sei die furchtlose Devise! Und würden es Tausende im gleichen Fall anders machen, nun wohl, es gilt die Probe. So laßt doch sehen, wer diesmal Recht behält, die willen- und

gedankenlose, pedantische Regel, oder die aus dem fruchtbaren Schooß eigenartiger Denk- und Willenskraft geborne Ausnahme.

So lautete der Eingang des neuen, gutsherrlichen Programms, und der es in seinem Kopf in voller Ursprünglichkeit entworfen, war auch der Mann dazu, um es durchzuführen. Zwar äußerte Anfangs der wohlmeinende Verwalter pflichtgemäß alle seine Bedenken, aber das verstimmend stolze Wort Hermanns: „Ich bin der Herr und es geht aus meiner Kasse," machte jeden ferneren Widerspruch in solchen großen Fragen verstummen. Und so mußte denn mit einem Schlage wie durch einen Zauber der ganze vielgliederige Mechanismus in fieberhafter Hast fertig dastehen. Alle seine Räder mußten ineinandergreifen, als wäre das ganze Gut schon ein Jahrzehnt in Hermanns energischem Betriebe gestanden. Deßhalb ward dem abziehenden Hauptpächter, der sich als „Privatier" mit vollen Säckeln in der benachbarten Kleinstadt in behaglichen Ruhestand setzte, die volle Getreide- und Futterernte in Bausch und Bogen sofort abgekauft und noch die Hälfte dazu, so viel in der Umgegend nur aufzutreiben gewesen. Ueberall lachte man über die ausgeplauderten Kaufsummen, bei denen die schlauen Verkäufer wahrlich nicht zu kurz gekommen waren. Aber Doctor Stark wollte sich von vornherein das Gefühl voller Scheunen verschaffen, wie nach eigener, reichlicher Ernte. Die neu angeschaffte Dreschmaschine mußte vollauf Material haben, um sogleich den ganzen Winter über mit ihrem weithin dringenden Geräusch den Görzhausener Bauern die angebrochene Aera modernen Fortschritts zu verkünden und dem Schall ihrer veralteten Dreschflegel Hohn zu sprechen. Strotzen mußten die hohen Futterbarren, denn mit schweren Schweizer- und zur Abwechslung auch holländischen Thieren, von den Zuchtbullen und Kühen bis herab zum Jungvieh jedes ein anderes Schaustück, waren die Ställe in unglaublich kurzer Zeit ausgestattet worden. Mit welch' gewiegter Kennerschaft hatte aber auch der neu ernannte Hofjude, Veit Itzig, auf ausländischen Märkten nur wahre Prachtexemplare zusammengekauft! Und wie hätte man sich denn auch mit dieser unansehnlichen, verkommenen Landrace noch ferner begnügen sollen? Ein wahrer Hohn für eine Musterwirthschaft, wie Hermanns Phantasie nach dem einstigen Vor-

bilde des Haidehofes sie sich vorgezaubert hatte! Und wenn dieser neue, edle Viehstand auch nur um den doppelten und oft dreifachen Kaufpreis des hier landläufigen anzuschaffen gewesen, wie hätte er sich deßhalb nur eine Stunde lang beunruhigen sollen? Stand doch in seinen Tabellen auf Heller und Pfennig streng wissenschaftlich ausgerechnet, daß eine solche Kapitalanlage sich weit sicherer verzinse, als alles knauserige Sparen am unrechten Orte. Denn wenn irgendwo, so hat in der Landwirthschaft das Wort seine Berechtigung: „Zahlen beweisen.“ Und für immer abgeschafft ist jedes träge Ochsengespann. Nur rascher Pferdeschritt wollte dem neuen Gutsherrn in dieser Zeit des Dampfes noch tauglich dünken. Ha, wie die Görzhausener Bauern eines Abends mit großen Augen aus ihren Fenstern lugten, als eine Koppel von einem Dutzend breitrückiger Ackergäule, wieder unter Voranritt des unvermeidlichen Hofjuden, durch die Dorfgasse ihren Einzug hielt! Und wie sie dann, die seit Hermanns Ankunft den Schloßhof mit keinem Fuße mehr betreten, nun immer häufiger zwischen Licht und Dunkel hereingeschlichen kamen, voll stupider Neugier zur Melk- und Futterzeit in die Ställe spähten und mit zusammengesteckten Köpfen ihre altklugen Scrupel über das schwere Vieh und das leichte Futter unter einander auskramten! Und wieder lockte das Geräusch der Dreschmaschine allmälig Einen um den Andern zur Scheune, und mit dem stumpfen Ausdrucke bornirten Stillstandes begafften ihre Gesichter das ihnen unverständliche Instrument des Fortschrittes, wie nicht minder die neumodischen Pflüge und Eggen, die in offener Schuppe paradirten.

Welche behagliche Genugthuung gewährte das jetzt dem „Bauerndoctor,“ wenn er zufällig bemerkte, wie schon diese erste Einrichtung seiner neuen Wirthschaft das ganze Dorf in neugierige Erregtheit versetzte! Aber wartet nur noch ein Jahr, ihr hainbuchenen Starrköpfe, und ihr sollt den Bauerndoctor noch ganz anders anstaunen, wenn er euch an seinen Feldern und Wiesen gezeigt hat, was denkender Geist, kühner Wille und die Macht des Geldes über die Natur vermag!

Und hat auch die Anschaffung des ganzen Inventars den ersten Anschlag von zwanzigtausend Gulden schon überstiegen, wer möchte

darum kleinliche Scrupel hegen? Welch' kindereinfaches Rechenexempel! Größere Kapitalanlage, größere Zinsen. Nur diese geben den Ausschlag. Und wird sich voraussichtlich ebenso die eingesetzte Summe verdoppeln, die in Grund und Boden verwendet werden soll, so beruhigt auch über diese Mehrausgabe das untrügliche Naturgesetz: „Wer dem Boden viel gibt, dem wird er doppelt viel zurückerstatten!"

Darum weg mit allen manchmal aufsteigenden schwächlichen Zweifeln, und mit der ganzen Macht furchtloser Energie das ursprüngliche Programm durchgeführt! Nicht bedächtig fördern muß man die Wirkung der schaffenden Natur, nein, mit Gewalt drängen und zwingen muß man sie. So will es der Geist der neuen Zeit und er, ihr sie begreifender und ihr dienender Sohn. — Die Felder sind von den Pächtern seit langen Jahren ausgesogen. Nun gut, so gibt man ihnen so schnell als möglich ihre normale Kraft zurück. Wozu hat der geheimnißvolle Haushalt der Natur in fernen Ländern uns den Reichthum des Guano aufgespeichert? Wozu hat die Wissenschaft der Chemie, diese jetzt stolzeste unter ihren Schwestern, in der Neuzeit solche Triumphe gefeiert? Darum ohne Bedenken in die Kasse gegriffen und treibende, nährende Kraft gekauft für die träge, magere Scholle! Hat doch Goldhelm das Betriebskapital bis zum Betrage von fünfzigtausend Gulden hypothekarisch vormerken lassen und erst etwas über die Hälfte ist davon verausgabt. Wer wollte darum abwarten, bis die eigene Wirthschaft ihre Nahrungskraft aus sich selber heraus erzeugte? Langweilige Schlafmützen, die solche Geduld über sich brächten! Und werden jetzt auch ein paar Tausend Gulden in kostbarem Staub über die Felder gestreut, welch' rechnender Menschengeist will die Hoffnung abstreiten, daß vielleicht gerade das nächste Jahr solch' fruchtbaren Segen in seinem Schooße birgt, um dieses Kapital für erkaufte Kraft doppelt und dreifach heimzuzahlen? Wie thöricht, nicht so wenig zu wagen, wo so viel zu gewinnen ist!

O keine schönere Zeit im Leben, als frohes, morgenfrisches Hoffen, dagegen selbst der Abend der Erfüllung an Reiz verliert!

Wenn jetzt Hermann in diesen Herbsttagen seine Gemarkung durchritt, wie konnte er doch an dem poetischen Anblick Herz und

Auge weiden, wenn auf dem einen Felde die stolzen sechs Pferdegespanne die dünnbestockten Stoppeln mit der Pflugschar umbrachen und auf dem andern in das guanosatte Erdreich der so hoffnungverheißende Samen niederfiel! Wird das im nächsten Jahr ein üppiges Aehrenwogen werden, wo im letzten nur verkümmerte Halme standen! Ja wart' nur, Knyppurger Landjunker, wenn dein Weg dich vielleicht hier einmal vorüberführt, du sollst schon erfahren, daß dieser Advokat auch im großen Prozesse der Natur kein Stümper ist und die Mysterien ihrer vieltausendjährigen Akten von Grund aus zu studiren verstanden! —

Nur ein einziger Mißton klang jetzt immer störender in Hermanns befriedigte Stimmung. Von vornherein hatte er sich's gelobt, mit Leib und Seele seinem neuen Berufe sich hinzugeben, in Theorie wie Praxis. Nicht als vornehmthuender Dilettant, der heut aus flüchtiger Laune sich mit übertriebenem Feuereifer um die Wirthschaft bekümmert und schon des anderen Tages wieder seinem Vergnügen nachgeht und den Verwalter schalten und walten läßt. Das Bewußtsein, daß seine Mannesehre wie das Wohl seines Hauses mit dem möglichst tüchtigen Betrieb der Wirthschaft unzertrennlich verkettet sei, hatte von vornherein den vollen Aufwand von sittlichem Ernste, von Fleiß und Ausdauer in Hermann herausgefordert. Der ganze Mann in ihm wollte seinem jetzigen Berufe dienen, dafür aber auch zugleich der ganze Mann der unbeschränkte Herr und Gebieter sein, der „Gutsherr" in dieses Wortes strengster Bedeutung. Mit Keinem unter ihm wollte er diese Herrschaft theilen, von seiner Autorität an Niemand was abgeben. Das hatte er in seinem ganzen früheren Leben nicht gethan und auch jetzt dünkte er sich zu stolz und alt zu dieser neuen, demüthigen Angewöhnung.

So willig er sich daher auch während der Sommermonate herabließ, von dem Verwalter sich in den ganzen Betrieb der Landwirthschaft und deren Fundamentalsätze theoretisch einweihen und von dessen kundiger Hand in seinen wissenschaftlichen Forschungen leiten zu lassen, jetzt ward ihm dieses ewige Besserwissen und Corrigiren, dieses wohlmeinende Ab- und Zurathen und versteckte Bevormunden von Tag zu Tag unerträglicher.

Wann und wo hat denn auch Hermann Stark noch jemals eines pedantisch nergelnden Schulmeisters bedurft, um überall und allezeit unter seinesgleichen als der Erste hervorzuragen? War nicht vom Steckenreitergeneral und Kaiserjäger, vom Frankensenior und Rechtspraktikanten bis hinauf zum Advokaten und Abgeordneten überall einzig und allein sein Genie und seine Thatkraft die eigene urwüchsige Macht gewesen, die ihn auf den höchsten Gipfel seines jeweiligen Lebens hinangehoben? Und unter Bauern und Landjunkern sollte er sich jetzt nicht getrauen, den Vogel abzuschießen, ohne die staubige Brille eines Hofmeisters aufzusetzen und von dessen Hand sich helfen zielen zu lassen? Das wäre das Ideal der Freiheit auf eigenem Grund und Boden, danach er so begehrlich verlangt? Und die Natur wäre noch sein Herrscherreich? Welch' verhaltener Hohn im Klange dieser stolzen Namen!

Aber wenn dieser Verwalter sich auch von nun an bescheiden wollte, selbst mit keinem Gedanken mehr eine Einsprache gegen die Anordnungen seines Herrn zu erheben, schon das niederdrückende Bewußtsein Hermanns, daß er dennoch vor noch so kurzer Zeit wie ein Abc-Schüler ihm zu Füßen gesessen, verwirrte in der Nähe dieses Gehilfen die Selbstständigkeit seines selbstherrlichen Willens und lähmte seine Thatkraft. Und dann, schon seit dem ersten Tage des eigenen Betriebes, was war das für eine lästige Theilung der Autorität zwischen Herrn und Diener! Nein, noch mehr als dieß! Hermann müßte keine offenen Augen gehabt haben, um nicht klar zu sehen, wie das Gesind eigentlich nur den Verwalter als den rechten Herrn betrachtete und ihn, den Herrn selber, als das fünfte Rad am Wagen; wie des Verwalters Weisungen pünktlich und willig befolgt wurden, sein eigenes, gutsherrliches Wort hingegen meist nur auf heimlichen Widerwillen oder gar auf Zweifel an dessen Befähigung und Berechtigung, überhaupt etwas zu befehlen, gestoßen war. Immer mächtiger fing darum das heimliche Feuer der Eifersucht in Hermanns Herzen zu glimmen an und fortwährend vermehrte sein Unwille den aufgehäuften Zündstoff. Diese unnatürliche Zwitterstellung zwischen dem Herrn und Verwalter war ihm zuletzt völlig *unerträglich* geworden. Nach steten kleinen Reibereien schlug endlich

Hermanns Zorn in hellen Flammen auf und der Gutsherr stand im unbeschränkten Herrscherreich seiner heißersehnten Freiheit.

Wie schrieb er noch vor wenig Wochen in sein Tagebuch? „Aber auch ich selber verspürte heute zum erstenmale das Ideal alles Menschenglückes mir nahe. War mir's doch zu Muth, als schreite dieses wie ein hehres Frauenbild Hand in Hand mit ihrer stolzen Schwester, der Freiheit, durch wogende Aehren und duftige Wiesen neben mir her und sie erzählten mir abwechslungsweise mit bezauberndem Tone von den Geheimnissen ihrer Weisheitslehre."

Wohl! Jetzt mag diese an ihrem begeisterten Schüler sich erproben! —

Von nun an entschloß sich Hermann einzig und allein mit eigenem Herrenauge das ganze Rädergetriebe seiner neuen Wirthschaft zu überwachen, mit eigener, ungebundener Hand es Tag für Tag zurecht zu stellen. Kein zweiter Verwalter sollte nach dem ersten, entlassenen, ihm künftig mehr den Reiz, den Zauberstab freier Herrschaft ganz allein zu schwingen, verkümmern. Nur zwei Oberknechte durften unter ihm die niedere Aufsicht führen über Gesinde und Taglöhner; aber jedes befehlende Wort war ihnen verwehrt. Nur sein Commando auszuführen blieb ihre gedankenlose Arbeit. Der Alles durchdringende, leitende Geist durfte nur der seinige sein. Jede Verantwortung traf nur ihn, den gebietenden Herrn. Das allein wollte ihm volle Freiheit dünken. Zwar verhehlte er sich's nicht, daß dieser Entschluß so mancher Bequemlichkeit des Lebens entsagen und bisher ungewohnte Abhärtung des Lebens sich angewöhnen heiße; aber was soll seinem starken Willen unmöglich sein? Der Geist gebot; die Materie mußte sich fügen.

Jetzt war Hermann am frühesten Morgen der Erste und am Abend der Letzte in der Wirthschaft. Wo in Feld und Wald seine Leute beschäftigt waren, überall erschien er des Tages oft ein Dutzendmal und stets unerwartet auf windschnellem Rosse dahersprengend. Ueberall erschollen seine Befehle. Hei, wie das in den ersten Tagen prächtig in einander griff! Wie er das Gesind in furchtsamen Respekt versetzte und voll stolzer Genugthuung des Abends

sich zur Ruhe begab! Wie mit einem Zauberschlage war, wie er sich innerlich rühmte, seine Autorität festgestellt. Ja, wer auch seiner geistigen Uebermacht hätte widerstehen können? Hatte doch selber der Herzog sich ihr hingegeben, wie sollte sie nun an Bauernknechten und Stalldirnen ihre zwingende Kraft versagen?

Hätte Hermann aber auch, sobald er seinem Gesinde den Rücken gewendet, manchmal das höhnische Lachen und die rohen, beißenden Witze gehört, die dem Bauerndoctor nachgeschallt! Doch schon nach einer Woche klangen sie einmal vernehmlich an sein Ohr, da er urplötzlich wie ein Geist wieder unter seinen arbeitenden Knechten und Mägden erschienen, kaum da er auf anderem Wege von ihnen hinweggeeilt.

Da kam wohl kein scheltendes Wort über seine vor Zorn zitternden Lippen; er biß sie nur zusammen, musterte mit kaltem Auge die frechen, heimtückischen Schwätzer und in düsterem Sinnen ritt er langsam von dannen.

Und nun fahrt wohl ihr phantastischen Träume von dem Zauber schrankenloser Freiheit auf eigenem Grund und Boden! — Euer Trugbild ist zerronnen. —

Wohl dem, der berufskundig und maßhaltend auf dem rechten Wege des Lebens als kluger Mann einhergeht und dem der Begriff des Opfers noch nicht zur widerwärtigen Mythe geworden! Und glücklich der Mann, der in weiser Einsicht von der Unfreiheit und den Mängeln aller irdischen Verhältnisse der Begier entsagt, nach einem vollkommenen Glücks- und Freiheitsideal des äußeren Lebens sich abzuringen, um darüber endlich nur zum Knechte der eigenen Enttäuschung zu werden. Denn diese Einsicht wird ihm allezeit zum Behagen innern Friedens verhelfen und allem Auftreten, Wirken und Befehlen in seinem Berufe jene feste, ruhige Sicherheit zum Geleite geben, die durch Wohlwollen und Gerechtigkeit geadelt, auch nach außen zur unbedingten Achtung und Botmäßigkeit zwingt und keinen Zweifel aufkommen läßt über die rechtmäßige und überlegene Autorität, kraft deren ein solch' besonnener, maßvoller Mann die Herrschaft seines Berufes ausübt. —

Der neue Gutsherr von Görzhausen war seit jenem Abend, da

er das unselige Hohngelächter seiner Knechte gehört, zum Zerrbild eines solchen Mannes geworden.

Statt des entlassenen Verwalters hatte er jetzt wider Willen einen andern Gehilfen in Dienst genommen, einen gar aufdringlichen, schwarzgalligen Gesellen, der von nun an wie ein finsterer Schatten lauernd an seiner Seite ging in Feld wie Wald, der als zornerregendes Gespenst mit ihm zu Rosse saß, gleich jener „schwarzen Sorge hinter dem Reiter," von der Horaz gesungen; der mit seinem Herrn, das Mahl verbitternd, zum Tisch sich setzte und als schwerer Traum im selben Bette mit ihm schlief. Das war der Argwohn seines Stolzes.

Ja wahrhaftig, selbst Volkmanns teuflischer Haß hätte keinen schlimmeren Feind ihm zum verderbenbringenden Genossen an die Seite geben können, als ihn Hermann jetzt selber aus seinem eigensten Wesen heraus erzeugte. Was frommte nun Helenens treues, besonnenes Wächteramt an dem ihrer Obhut anvertrauten Pfeiler der inneren Wirthschaft, wo am ganzen Gebäude die Balken von Tag zu Tag drohender aus den Fugen wichen? Was nützte noch die stille Verehrung, mit der Knechte wie Mägde an diesem hehren Frauenbilde von Sanftmuth und mütterlichtreuer Fürsorge hinanschauten? Und was half es ihrer klugen Güte sich wochenlang abzumühen, den guten Willen des Gesindes unvermerkt wieder aufzubauen, wenn die Heftigkeit des Herrn ihre Mühe oft in einer Stunde wieder niederriß?

Denn dieser finstere Geselle in Hermanns stetem Geleite, der verdächtigte jetzt jeden zweifelhaften Zug im Gesichte des Gesindes als versteckten Hochverrath gegen die Autorität des Gutsherrn. Jede harmlose Lustigkeit klagte er als verhöhnendes Gelächter an, jede wohlgemeinte Einrede als unbotmäßige Auflehnung. Und wie der Blitz war auf diese geheimen Anklagen des einen bösen Geistes ein anderer, nicht minder schlimmer, erschienen. Der sprach sofort sein vorschnelles, rechtloses Urtheil als sinnlos erregter Richter — das war der Jähzorn.

Hei, wie da das Räderwerk der Wirthschaft jetzt prächtig ineinander griff, wenn oft die besten Knechte in ihrem Gesindestolz

vom Pfluge weg den trotzigen Rücken wandten auf Nimmerwiederkehr! Wenn mitten in der zur Neusaat halb umgestürzten Waldfläche gleich Dutzende von Taglöhnern die Arbeit kündigten, dieselben „kleinen Leute,“ die von den reicheren Bauern aufgestachelt und Hermanns ungerechtem Schelten zur Meuterei getrieben, ihm nun heimzahlen durften, um was er durch Wegnahme ihrer Pachtgründe sie an ihrem Erwerbe geschädigt.

War Hermann schon vorher kein ausgelernter Meister in der schweren, und langer Uebung bedürfenden Kunst, mit ruhiger Sicherheit die Arbeit richtig anzuordnen, Jeden an den rechten Platz zu stellen und die selbstbewußte Ruhe des Befehlens zu bewahren, jetzt sank er von Woche zu Woche immer mehr zum unsicheren, stümperhaften Schüler herab. Der Fluch der Lächerlichkeit wälzte wie eine schwarze Wolke am trügerischen Himmel seiner schrankenlosen Herrschaft sich näher und immer näher gegen ihn heran. Die Wünschelruthe der Freiheit ward immer ärmer an beglückendem Zauber. Und aus dem Boden dieses falschen Berufes stieg jetzt ein dritter Geist herauf, wenn auch erst nur auf Minuten, das war der gefährlichste von allen dreien — das Mißtrauen in sich selber.

Und hatte nicht sogar der Himmel gegen seine Pläne und Hoffnungen sich verschworen? Wie oft, wenn Hermann jetzt in finsterem Unmuthe durch seine neubesäeten Felder und kostspieligen neuen Waldkulturen ritt, hätte er in die kalten Wolken bis zum Himmel reichender Geisterfaust hineingreifen und ihr Wasser nur auf Stunden zur ausgedorrten Erde niederreißen mögen! Und wie hatte er dann wieder wochenlangem Sturm und Platzregen, der seine Arbeitspläne zu nichte machte, im zornerregten Herzen ein ohnmächtiges Halt geboten! — O machtlos unterthänig zu sein, ein denkender, unsterblicher Menschengeist, der verderblichen Laune sinnloser Elemente! In den scharfsinnigsten Berechnungen von ihnen betrogen und geäfft zu werden, welch' vernichtendes Bewußtsein trotz aller Menschenmacht von Geist und Willen!

Aber dennoch vorwärts, vorwärts! wie ein löwenmuthiger Soldat im Kugelregen ausgeharrt in diesem Kampfe gegen Menschen und Elemente! Denn eher zu Grunde gehen oder sterben, ehe daß

er, der Doctor Hermann Stark, die Schmach sich angethan, das offene oder versteckte Bekenntniß abzulegen, es sei die Macht seines Geistes diesmal kläglich zu Schanden geworden. Nein, jeden Tag raffte er mit neuer Willenszähigkeit und neuer Selbsttäuschung sich auf. Er kannte seine eigenartige Natur zu gut. Nicht um einen Zoll breit durfte er nachlassen von der Ausführung seiner weitverzweigten Entwürfe. Seine Phantasie mußte fort und fort mit neuen Träumen der Zukunft genährt, der ganze, volle Herr und Gebieter in ihm geachtet und, wenn es sein mußte, gefürchtet werden; und müßte er jede Woche dieses kecke, heuchlerische Gesinde wechseln, bis endlich Niemand mehr sich getraute, an seinem gutsherrlichen Wissen, Wollen und Können mit einem Wort oder Blick zweifeln zu wollen. Ja, das bis jetzt so heuchlerische Zauberwort: „Schrankenlose Freiheit auf eigenem Grund und Boden," es muß doch noch Wahrheit werden! . . .

Aber wo bist du anderer nie lügender Zauber nun hingeflohen, der du zur schönen Sommerszeit in diesen alten Burgmauern dich so wohnlich niedergelassen, du gott- und menschenfreundlicher Zauber des in sich befriedigten, glücklichen inneren Hauses? — Du fürchtest doch sonst dich nicht vor Spätherbststürmen und Winterfrost, vor trüben Tagen und langen Nächten! Nein gerade zu diesen Zeiten, wo die rauhe, reizlose Natur den Menschen ins heimlich warme Haus verlockt, wirkst du ja am liebsten und mächtigsten, du süßer, trauter Zauber der Familie! Aber freilich, wo wilde Stürme im Menschenherzen selber toben und über den Seelenfrieden des Hausherrn frostige Winternacht hereingebrochen ist, in solch' ungastlichem Hause ist deines Bleibens nicht mehr. Da sitzt nur die Verstimmung als trübsinniger Gast beim Lampenschimmer. Es schweigt die Musik; denn jede Harmonie ist dieses Gastes Ohr zuwider. Harmlos heiterer Scherz getraut sich nimmer den Mund zu öffnen. Er fürchtet sich vor dem strengen Antlitz dieses neuen Hausbewohners. Die Frühlingsfreuden der Kinder frieren ein vor seinem eisigen Hauch. Die Mutter weint über ihn verstohlene Thränen und müht sich umsonst, mit sanftem Wort und Blick ihn aufzuheitern. Und nur dem Vater und Hausherrn, der ihn selber herbeigerufen und täglich aufs neue

willkommen heißt, dem einzig ist wohl in der Nähe dieses unheimlichen Gastes, und er verträgt sich mit ihm, weil er in ihm sein Ebenbild erschaut.

Arme Helene! Arme Kinder! Aermster Mann und Vater!

2.

Die trübselige Winterszeit ist überstanden. Der Frühling sendet seine ersten warmen Stürme als Boten aus, daß sie seinem rauhen Vorfahren die Wohnung der Erde kündigen und das vom Schlummerbann befangene Leben der Natur mit lenzigem Auferstehungsgruß umbrausen mögen. Da begann allmälig die Frühlingsarbeit der Bauern sich auf den Feldern zu regen. Mit gewohntem Gleichmuth zogen sie schwerfälligen Fußes mit ihren Pflügen hinaus, um die Felder zur Sommerfrucht zu bestellen. Und stand die Wintersaat auch jetzt noch gar dünn und verhieß sie nur schwächliche Ernte, es war doch keiner, der darüber unwillig murrte oder gar in wahnwitzigen Hader mit dem Himmel verfiel. „Es hat eben im Herbst am rechten Regen gefehlt. Und wer weiß, ob nicht die Sommersaat vielleicht desto besser ausfällt. Ist doch kein Jahr dem andern gleich an Segen und jedes bringt ein anderes Wetter. Wer will daran was ändern? Aber unser Herrgott hat's doch noch immer recht gemacht.“ Als naturwüchsige Schüler dieser patriarchalischen Philosophie, die seit Jahrhunderten von Enkel zu Enkel sich fortgeerbt und gleichsam mit Jedem schon auf die Welt gekommen, zogen jetzt diese „dummen Bauern“ hinaus und bestellten ruhigen Blutes ihre Felder.

Aber der geniale, hochgebildete „Bauerndoctor,“ wie war's mit dem und seiner Stimmung?

Schon den ganzen Winter über war dieser zu keiner inneren Ruhe gekommen; darum hatte er auch keine äußere ertragen können. Und lag der Schnee nicht fußhoch oder trotzte der gefrorne Boden nicht jedem Eisen, an allen nur halbwegs günstigen Tagen war draußen die Arbeit in hastigem Gang erhalten worden. Vermooste Wiesflächen mußten zur Neusaat umgestürzt, andere zur Bewässerung

hergerichtet und wieder Dutzende von Tagwerken allzu nasser Ackerfelder mit Ableitungsgräben versehen werden. Und jetzt kam schon der Frühling heran, für Hermanns Arbeiten um ein paar Monate zu früh. Die Sommersaatbestellung drängte mitten in die andere Arbeit hinein. Soviel der faulen Knechte er auch schon entlassen und sie mit anderen noch trägeren vertauscht; ob er auch auf eine Stunde weit um erhöhten Lohn fremde Taglöhner gewonnen, da die „kleinen Leute," durch die Bauern bestochen, ihm zuletzt für immer die Arbeit gekündigt — überall war doch jetzt nur unfertige Arbeit gethan. Eine verlorene halbe Jahresrente an Futter und Körnern erschien dem Gutsherrn als drohendes Gespenst im Wachen und Träumen. Dazu dieser erbärmliche Stand der Wintersaaten trotz all' den Tausenden von Gulden, die darüber hingestreut worden.

Und wenn er jetzt gar die gemachten Ausgaben zusammenstellte und sie mit den muthmaßlichen Ernteeinnahmen verglich — o diese trügerischen, schlangenglatten Zahlen! In welch' finsteres Brüten war er dann in seinem einsamen Thurmzimmer verfallen, und wie konnte er stundenlange so dasitzen, mit nun völlig ins Gegentheil gekehrter Phantasie nur unheilvolle Zukunft schauend!

Ja, du hochgelehrter, hochbegabter Bauerndoctor! auch die Kunst, ein „dummer Bauer" zu sein, will im Leben gelernt werden und nicht Jeder bringt's darin zur Meisterschaft.

Ob er dann wohl in solchen Stunden seine Bücher noch mit solcher Begeisterung begrüßte, wie an jenem Abend? Ob er dann wohl noch von dem hohen „Königthum" der Freiheit geschwärmt und an die Ausübung der geheimen Kunst gedacht, als praktischer Sohn seiner Zeit das Zauberreich der Natur zu betreten und doch von dem sumpfigen Dunste materialistischer Weltanschauung das verklärte Antlitz seines höheren Geisteslebens sich nicht trüben zu lassen?

Und welch' neuer Unstern! — Mitten in diesem Sturme von düsteren Aufregungen rief ihn jetzt, völlig unerwartet, seine Ehrenpflicht als Abgeordneter in die Herzogsstadt. O jetzt, kaum getraute er sich's recht zu bekennen und es schoß ihm dabei heiße Scham ins Gesicht, jetzt hätte kein widerwärtigerer Ruf ihn aufstören können,

als der des Vaterlandes, über dem er vorher in der Herzogsstadt auch die wichtigsten Prozesse vergessen konnte. Jetzt fort zu müssen! — Mitten in solch' überall begonnener und nirgends vollendeter Arbeit! Dazu dieses unverlässige Gesinde und kein Herr dabei! Denn schon begann der Dienst des Görzhausener Bauerndoctors durch dessen Jähzorn und steten Wechsel in der ganzen Umgegend so übel berufen zu werden, daß bald nurmehr die Hefe von Knechten und Taglöhnern sich durch hohen Lohn dazu verlocken ließ.

Arme Helene, Wächterin der inneren Wirthschaft!

Wenn er nur wenigstens noch seinen tüchtigen, verläßigen Verwalter hätte, dem er in solcher Eifersucht den Dienst gekündigt! Aber wer sollte jetzt den fernen Herrn ersetzen? O welch' unberechenbarer Schaden! Welche herz- und kopfverwirrende, unvorhergesehene Lage! Aber er mußte dennoch fort. Ihm blieb keine Wahl. —

„Wirf ab, was dich drückt und ängstigt! Bei mir kehr' ein, als freier Mann nur deinem Hause und dem Volke zu leben!" Hatte der damalige Advokat nicht also das alte Schloß in seinem Geiste zu sich reden hören, da er droben unter den Platanen gesessen und sein böses Ich ihm Aug', Ohr und Herz befangen hatte? Und jetzt, da er gedrückt und geängstigt, wie noch nie, als Burgherr dasselbe Schloß verließ, um als „freier Mann" dem Volke zu leben, was hatte es ihm wohl jetzt zum Abschiede nachgerufen? —

Kopf und Herz voll düsterer Sturmwolken kam Hermann in der Herzogsstadt an, die er vor nun bald einem Jahre mit solch' sonnigen Hoffnungen verlassen hatte. Wie natürlich war sein Drang, sobald als möglich im Umgang seiner alten Freunde sich zu zerstreuen und über neuen, freudigen Eindrücken die düsteren daheim wieder vergessen zu können. Wie er aber jetzt am andern Morgen zu seinen Besuchen sich anschickte, da verspürte er erst, welch' innere Ueberwindung es ihn koste, mit dem alten, lebensheitern Gesichte gerade vor denen wieder zu erscheinen, die es als seine Gäste niemals anders gesehen, als in vollem Glücke strahlend oder bei seinen Kammerreden entflammt von verklärender Begeisterung. Und nun er sich im Spiegel besah und dieser anderen Zeiten gedachte, erschrak er vor sich selber. Stand nicht dieser ganze Winter in seinem Gesichte geschrieben und

mußte dieses nicht schon auf den ersten Anblick sein ganzes Innere verrathen und Mitleid erwecken oder gar Schadenfreude? Aber nein! Nicht ein einziges Menschenauge sollte nur ein Wort von tragischer Stimmung auf seinem Antlitze zu lesen bekommen. Selbst Goldhelm nicht; Keiner, Keiner.

Er ging und noch unterwegs setzte er wider Willen seine physiognomischen Uebungen fort, um in trügend heiterer Maske seine Rolle mit Erfolg durchzuführen. Und doch, so meisterhaft er auch zu spielen geglaubt, wenn er auf die immer gleiche Frage nach seinem Wohlergehen und neuen Leben die stets gleiche, unwahre Antwort gegeben, lag nicht auf jedem Gesichte seiner Freunde das nämliche Wort ganz deutlich geschrieben? „Ich glaube dir nicht, du lügst! Denn ich weiß die Wahrheit des geraden Gegentheils.“

Dann stritt sich schamrothe Befangenheit in seinen gezwungen heitern Zügen mit der Verstellung um die Herrschaft. Und, heiliger Gott, wie ein Dolchstoß fuhr ihm das Bewußtsein durch die Seele: „Ich habe gelogen, zum erstenmal in meinem ganzen Leben gelogen vor denen, die mich bisher für die leibhaftige Wahrheit gehalten.“ Und war es denn auch nur der Mühe werth gewesen? In welchem dieser Herzen klang denn noch derselbe sympathische Ton warmer Freundschaft wie einst, da er noch ihre Prozesse siegreich durchgeführt und sie bei ihm als fürstlich bewirthete Gäste gezecht und gejubelt? — Welch' gemachte Freude des Wiedersehens! Welch' versteckte Gleichgiltigkeit oder gar Schadenfreude und, wenn's gut kam, nur unzarte Fragen! Waren das denn wirklich noch dieselben Männer? — O Menschen, Menschen!...

Nur ein Einziger, der hatte ihn mit wahrhaft warmem Willkomm wieder begrüßt. Das war Goldhelm. Aber wie hatte Hermann diesen selber in seinem Aussehen verändert gefunden? — Da er ihm Lebewohl gesagt, trug der Hofbankier noch glänzend schwarze Haare, mit grauen fand er ihn jetzt wieder. Was mußte das für ein Jahr gewesen sein, das solche Macht des Kummers in sich geborgen, um in so kurzer Zeit das Haar zum Bleichen zu bringen?

* * *

Als der Hofbankier zwei Tage nach Salomons Auszug des Abends wieder heimgekehrt und ihm berichtet worden, was unterdessen in seinem Hause geschehen, da brach er wie vernichtet in die Kniee und stieß so herzzerreißende Klagen aus, als habe man seinen eigenen alten Vater aus dem Hause gestoßen. „Gott der Gerechte, welch' schreckliches Unglück! Der Salomon aus meinem Hause! Und ich bin schuld daran!“ — Und er schlug sich die Brust und zerraufte das Haar unter bitteren Thränen der Reue. Dann sprang er wieder auf und ein so wilder Zorn kam über ihn, den sonst so weichen, schwachen Mann, daß er mit geballten Fäusten zur meineidigen Urheberin dieses „schrecklichen Unglücks“ ins Zimmer stürmte. Ein verschmitzt ersonnenes Märchen, wie der Salomon zu ihr wie eine böse alte Katze herübergeschlichen und sie bis in den Tod beleidigt, wie sie aber selber beim ewigen Gott mit keiner Silbe ihren Schwur gebrochen habe, dazu der feierliche Eid eines bestochenen Lakaien, der das Märchen beglaubigte — das waren die listigen Waffen, mit denen die Baronin den zornerhitzten Gatten wieder allmälig wehrlos machte, wenn er auch an all' diesen Ausreden zweifelte.

Noch am selben Abend eilte der Baron darauf in die Judengasse. Es kam ihm dieser Gang gar schwer an; denn lange, schier ein ganzes Vierteljahrhundert lange hatte er den dunklen, schmutzigen Häuserknäuel nimmer betreten. Ein altes Judenweib führte mit großen, staunenden Augen den ihr unbekannten, vornehmen Herrn über eine enge, finstere Stiege an des Salomons nunmehrige Stube. Dieser saß darin im selben ledernen Lehnstuhl, wie im Goldhelm'schen Hinterhause, hatte wie dort den grünen Schirm vor den Augen und las seiner abendlichen Gewohnheit gemäß auch jetzt im Talmud. Seinem draußen stehenden, vormaligen Herrn klopfte das Herz in fieberhafter Angst. Aber mit raschem Entschlusse riß er jetzt die Thür auf und stürzte dem Alten klagend in die Arme.

„O Salomon, Salomon! muß ich dich hier wieder finden? Gott, wie mir das wehe thut! Schier das Herz möcht' es mir abdrücken. O was hat dir meine böse Frau für ein gottloses Leid angethan? Aber sieh', da komm' ich, dein Isidor; so eben von der Reise komm' *ich*, und hole dich wieder heim in mein Haus. O komm, komm,

vergiß und verzeih, was dir geschehen! Abbitten soll dir's meine Frau vor Allen im ganzen Hause. Komm wieder zurück und sei mir wieder gut, mir und meinem Hause! Es ist ja auch deines — alter, treuer Salomon!"

Und er sank an des Alten Brust und küßte seine verwelkten Lippen.

Aber der Alte blieb eiskalt wie ein Marmorbild, dem ein Mensch ans Herz gesunken. Mit verächtlich finsterm Blicke machte er sich aus Isidors Umarmung los, erhob sich von seinem Stuhle voll majestätischer Würde und sagte nichts als das Eine:

„Isidor, du hast geschwätzt! Ich aber schweige. Laß mich, wir sind geschiedene Leute."

„Aber Salomon," rief jetzt der Baron mit wankenden Knieen, „der Geist meines seligen Vaters! Sein Testament! Willst du denn mein Haus mit dem Fluche meines Vaters belasten?"

Auch dieser neue Ausbruch von Isidors reuigem Schmerz ließ den Salomon ungerührt. Er verzog nur die Lippen zu spöttisch wehmüthigem Lächeln und seine Schulter hob sich höher, da er sagte: „Der Geist deines seligen Vaters? Von dem willst du noch reden? Gütiger Gott, wie spät denkst du doch daran! Und sein Testament? Je nun, wer hat's gebrochen? Ich oder du? Aber es wird sich an deinem Hause erfüllen. Und nun laß mich, hab' nichts mehr mit dir und deinem Hause zu schaffen. Geschworen hab' ich's zum Gott unserer Väter und zum Geiste deines eigenen. Ich, Isidor, ich schwätze nicht. Leb' wohl, und denk', ich sei gestorben."

Nach diesen letzten Worten, die er nurmehr mit gebrochener Stimme geflüstert, setzte er sich in seinen Lederstuhl, schob den Schirm vor die Augen und blickte in den Talmud, wenn auch seine dicken Thränen ihn keine Zeile davon lesen ließen.

Isidor schlich wie ein Schatten sprachlos hinaus. Was hätte er hier noch weiter thun sollen? —

Seit dieser Stunde fing sein schwarzes Haar zu bleichen an . . .

Einen Monat später lag der schöne, hoffnungsreiche Sohn des Hofbankiers auf der Bahre. Er war eines der ersten Opfer einer Typhusepidemie. Wie ein zu Grunde gerichteter Mann folgte der Vater dem Sarge verzweiflungsvoll nach. Gabriele trug dieses

neue Unglück ihres Hauses als demüthige Kreuzträgerin. Sie weinte über den Bruder fromme Thränen, aber doch lange keine so bitteren, als sie oft um die Mutter und Schwester vergoß. Diese hingegen waren in ihren schwarzen Kleidern schon nach den ersten Wochen gegenseitig bemüht, allzu herben Schmerz aus ihren Herzen wieder hinauszuphilosophiren. Denn der verstorbene Edgar war, wie Gabriele, das Ebenbild des Vaters, und stand in der getheilten Familie auf deren Seite, nicht auf der ihrigen. — Schmerz und Trauer galten ihrer epikuräischen Weltanschauung überhaupt als zwei völlig unnatürliche, lästige Feinde, die man nach der entgegengesetzten Schule des Stoicismus so schnell als möglich wieder entwaffnen und besiegen müsse. So sehnten sich auch die beiden Melanie's gar bald nach der Erlösungsstunde, in der ihnen der Anstand die große Welt wieder erschließen durfte. Nun ist bald ein Jahr vorüber, seitdem dieses Grab sich geschlossen, und das Versäumte soll von Mutter und Tochter gewissenhaft nachgeholt werden.

In der Brust des Vaters wohnte dieser Schmerz aber noch heute mit solch' verzehrender Gewalt, als sei erst gestern das Auge des einzigen Sohnes gebrochen. Und war es denn nur dieser Tod allein, der dem Hofbankier seitdem auch die letzte Lebenslust verleidet und die letzte Kraft geschwächt? — O weiß es der Himmel, er war allezeit an Freuden der Familie nicht allzureich gewesen. Eine Wunde war auf die andere, kaum geheilte, nachgefolgt am Leibe seines häuslichen Glückes. Nur Gabriele war und blieb der immer gleich lindernde Balsam, und auch die Hoffnung auf diesen Sohn half ihm manches Leid verschmerzen. Aber was ihn immer völlig befriedigte, das war die Freude an seinem großen, glänzenden Geschäfte; das war der Stolz auf das felsenfeste Vertrauen, mit dem ganz Europa und selbst fremde Welttheile sein Bankhaus beehrten; und das war endlich sein eigenes Bewußtsein, daß dieses goldene Gebäude auch wirklich auf dem Grundsteine gediegener und ehrlicher kaufmännischer Speculation gegründet sei. Jetzt war auch das Leben dieser Freuden langsamem Siechthum verfallen. Noch gewahrte das Niemand von der Außenwelt. Nur sein verschlossenes Innere trauerte darüber.

Wie hatte der alte Baruch einst zu ihm gesagt, als Isidor an jenem Abende vor mehr als zehn Jahren Trost bei ihm gesucht, nachdem sein Telegramm mit den tausend herzlichen Küssen so höhnisch daheim erwiedert worden war? — Da war des alten Juden Rede gewesen: „Und siehe, darum ist Gottes Zorn über dich gekommen und hat dich geschlagen an deinem Herzen; denn wenn er dich auch geschlagen hätt' an deinem Geld, dann träfe er ja auch mich zugleich mit dir, und das thut der gerechte Gott mir nicht an, weil ich geblieben bin sein getreuer Knecht. Doch wenn ich einmal gestorben bin, ach Isidor, wie wird mir dann auch Angst um dein schönes Geld!"

Und nun war der Salomon für Isidor hundertmal schlimmer als gestorben. Hinausgestoßen war er in seinen alten Tagen durch seines Weibes Bosheit und seine eigene unglückliche Schwäche, hinausgestoßen aus dem Hause, das er durch fünfzigjährige Mühen und Sorgen geholfen reich zu machen, darin er hätte bis zum Sterben wohnen sollen nach des alten Moses Mendels Testament. Und jetzt hinausgestoßen als „schmutziger Schacherjude, als Schmach und Unheil dieses Hauses, als stinkendes Unkraut und Pestgeruch." — O Alles war Isidor wieder verrathen worden. Und wie war ihm jetzt selber Angst geworden um sein „schönes Geld!" —

Denn kaum hatte der Salomon sein Haus verlassen, war statt seiner der Fluch des Vaters in Isidors Haus hereingezogen.

Der Tod des eigenen Sohnes, das war die erste Strafe für sein Vaterherz, das den eigenen Vater im alten Salomon noch im Tode mißachtete. Keine Menschenzunge, und wäre sie die beredteste der ganzen Welt, hätte dem Hofbankier diesen Glauben mehr ausreden können. Und hatte der zerstörende Geist dieses Vaterfluches sich nicht auch in den andern Bau des ganzen Geschäftes geschlichen? So lange der Salomon noch in seiner geheimen Einsiedelei dessen festeste Säule, dessen Alles durchdringender Adlerblick und oberster entscheidender Wächter gewesen, wie war da jedes Unglück von der Schwelle dieses stolzen Gebäudes fern geblieben! Nicht einmal im so verhängnißvollen Jahre Achtundvierzig, wo der Bankerott überall wie ein brüllender Löwe einhergegangen und das Leben hundertfachen Wohl-

standes verschlungen, hatte sich dieser an das Haus Goldhelm gewagt. Und jetzt, jetzt lähmte unsichere Rathlosigkeit jeden Aufschwung selbstvertrauender Spekulation. Die Geschäfte, die sicheren Gewinn versprochen hätten, blieben aus falscher Furcht ungemacht und wieder andere Unternehmungen, die verlockend geschienen, waren in die Brüche gegangen. Denn der Eine, der seit mehr als zwanzig Jahren immer den Ausschlag gegeben, welches Geschäft solle gemacht und welches unterlassen werden, der saß jetzt in zürnendem Schweigen in seiner Judengasse wie ein von der Erde abgeschiedener Geist. Sein einstiger Herr, der über dem grenzenlosen Vertrauen in die finanzielle Allwissenheit des alten Dieners und dessen nie trügenden Rath den Entschluß eigenen Willens seit Jahren verlernt, dem war jetzt auch die Kraft gebrochen, als Haupt seines Bankhauses auf eigenen Füßen zu stehen. Und hatte er einmal sich dennoch aufgerafft, so drückte der verzweiflungsvolle Schmerz um den todten einzigen Sohn und das Elend seines inneren Hauses ihn wieder nieder. Stumpfsinnig ließ er dann seine Leute, fremd seinem Hause wie Herzen, eigenmächtig schalten und walten und unterschrieb die von ihnen vorgeschlagenen und meist mißglückten Geschäfte mit seinem unglückseligen freiherrlichen Namen.

Auch dieses Glück, es fahre hin! Auch dieses Haus zerfall' in Trümmer. Seinen Sohn hatte ja das frühe Grab verschlungen, und auch die Mutter dieses Sohnes, sie war jetzt für ihn so gut wie gestorben. Wozu ein also reicher Mann noch bleiben? Wozu, mit solchem Riesenschmerz? — Was braucht er da noch vieler Millionen, bei denen er doch nur ein armer Bettler bleibt an echtem Menschenglück? —

Das war jetzt seine Stimmung. Aber seine Haare waren dennoch auch über diesem langsam hereinbrechenden Zerfall seines Bankhauses bleich geworden. Denn er war ein Sohn des Geldes, als solcher geboren und groß geworden.

* * *

Wenn der Mensch ahnen könnte, wie seine mit voller Begeisterung gesprochenen Worte oft in gar kurzer Zeit wieder zu eben so

viel Lügen würden, durch eigene Schuld eines verirrten Willens, welch' ein überbedächtiger Schweiger müßte er dann wohl werden, um jedes spätere Erröthen vor dem früher gesprochenen Worte zur Unmöglichkeit zu machen.

So hatte Hermann, damals noch Advokat, zu seinem Freunde Theodor unter den Görzhausener Platanen, die in jenem Frühjahr so unendlich viel vom Menschenherzen erfahren, Folgendes gesprochen:

„Umsonst hab' ich nun in schlaflosen Nächten darüber nachgegrübelt, wie ich diesem aufreibenden Banne meines Lebens mich mit einem großen Entschluß entreißen könne. Mein Abgeordnetenmandat in der Kammer niederlegen? Nein, um keinen Preis der Welt ist dieses mir abzukaufen; denn das ist mein wahrer, mein stolzester, mein menschenwürdigster Beruf, dem jeder meiner besten Gedanken, jede meiner tiefsten Empfindungen so lange dienen soll, so lange Geist und Herz in mir lebendig ist."

Und jetzt, da er diesen Beruf in der Herzogsstadt ausüben sollte, wie machte Hermann jetzt sein damaliges Wort zur Wahrheit?

Nicht eine Woche war seit Eröffnung der Kammersitzungen vergangen und schon trieb ihn die ungestüme Sorge um die Wirthschaft wieder nach Görzhausen, als Sklaven seiner schrankenlosen, neuen Freiheit und Knecht seiner Knechte. Woche für Woche ging dieses hastige Hin- und Herstürmen fort. Aber was traf er bei seinem jedesmaligen Heimkommen? — Aerger, Unordnung, schlechte Arbeit, träges, grenzenlos anmaßendes Gesind; Ausgaben, daß ihm oft die Haare zu Berge standen, und zum Ersatz nichts als halb erfüllte Hoffnungen nebst der immer mehr verwirrenden Gewißheit, daß er auf dem besten Wege sei, äußerlich und innerlich ein langsam zu Grunde gehender Mann zu werden.

Aber fand er denn nicht auch Weib und Kinder daheim, und seinen treuesten Freund? Nun ja, freilich. Doch wo blieb ihm an einem solch' abgehetzten Tage dennoch Zeit und Stimmung, um auch an seinem inneren Hause und an Freundestreue sich freuen zu können? Das hatte er ja schon den ganzen Winter über fast völlig verlernt. Bei jeder Wiederkehr auf den Abgeordnetensitz nahm er eine schwerere Last von Sorgen mit, und immer gereizter stürmte er wieder

von diesem nach Hause. Eine stete Wechselwirkung von innerem Mißmuth, der hier wie dort allwöchentlich neue Nahrung fand.

War es darum ein Wunder, daß gar bald die ganze Stadt sich fragte: Ist das noch der alte Hermann Stark? Die einstige Zierde der Volkskammer, der ruhmreiche Held im Ehrenkampfe für freiheitliche Entwicklung? Denn fast immer saß er nur mit unstäten Blicken da, das Mißbehagen der Ungeduld mit Mühe bekämpfend, oder er brütete vor sich hin und schrieb auf seinem Pulte nichts als Zahlen, er, der sonst mit so freiem, klarem Antlitz auf jedes Wort gelauscht und die Gedanken von Angriff und Abwehr so leuchtend darauf wiederspiegeln ließ. Wo seine Parteigenossen wie die überfüllten Galerien auf eine glänzende Rede des berühmten Patrioten ungeduldig geharrt, blieb er ein verstimmter, zerstreuter Schweiger. Von steter Angst um den möglichen Zerfall des eigenen Hauses gefoltert, wie hätte er da noch Stimmung verspüren sollen, am Aufbau staatlicher Freiheit mitzuhelfen? — Ward er endlich dann doch von seinen politischen Freunden zum Wort gedrängt, so war seine jetzige Rede nur ein kalter Schatten gegen die Flamme seiner früheren, Alles hinreißenden Begeisterung. Oder, was ihn mit noch schlimmerem Verdachte belastete, wenn Einer der kleinen, fortgeschrittensten, heimlich demokratischen Partei mit beißenden Stichelreden ihn endlich zum Kampfe herausgefordert, dann schwang er das Schwert seines Wortes mit solch' innerer Verbitterung, daß wieder Alle zweifelnd die Köpfe schüttelten, da sie der maßvoll feierlichen Ruhe gedachten, mit der er früher, wenn auch noch so scharf, jeden Angriff auf sich und seine Partei siegreich zurückgeschlagen hatte.

Und dennoch trotzalledem, welch ein Volkserwählter in dem ganzen Saale konnte sich innerlich rühmen, für die Freiheit, für das Recht und wahre Wohl des Volkes ein treueres, wärmeres und wahrhaftigeres Herz in der Mannesbrust zu tragen? Und wie müßten Alle, die jetzt daran zu zweifeln begonnen, oder schon allen Glauben verloren, wie müßten sie wahrlich Alle schamroth jeden Verdacht ihm wieder abbitten, wollte er seinen Mund jetzt öffnen und zu seiner Rechtfertigung jenes Geheimniß verrathen, da er vor dem Herzog gestanden und für die Wiedergeburt verfassungsmäßigen Rechtes so kühne Worte

der Wahrheit geredet, zu denen vielleicht kein zweiter in diesem Saale den gleich ritterlichen Muth gehabt hätte!

„Seht ihr's?" zischelte nun Volkmann mit seiner alten Schlangenzunge in Weinstuben und Bierhäusern. „Seht ihr's, wie ich Recht gehabt? So schaut ihn nur einmal an, den Erzschleicher, wie er jetzt wie ein armer Sünder in der Kammer dasitzt! Das böse Gewissen steht ihm ja auf dem Gesichte geschrieben. Glaubt ihr nun an das herzogliche Judasgeld? Na, hunderttausend Gulden, ein hübsches Sümmchen! da kann solch' ein Schuft wie der Stark schon ein Bischen das Volk darum verrathen. Lernt ihr ihn jetzt kennen, den verkappten Aristokraten, der nur so lange den Volksfreund heuchlerisch herausgehängt, bis er sein verrätherisches Ziel erreicht hatte? Und wenn ihr erst wüßtet, wie er daheim die „kleinen Leute" schindet, wie er ihnen das kleinste Kartoffelfeld abgenommen hat, daß sie nun im Elend sitzen, und wie sein Förster jede alte arme alte Frau, die nur einen Korb voll Streu für ihre Geiß aus dem Walde holt, ausfuchteln muß. Ja, ärger als im finstern Mittelalter, wo's noch Leibeigene gegeben, treibt's dieser „Bauerndoctor," wie sie in der ganzen Umgegend ihn heißen. Na, er wird auch zum letztenmal in der Kammer gesessen sein; denn die Liberalen werden doch einen solchen Judas nimmer wählen wollen, und die Conservativen werden sich mein' Seel' wohl auch bedanken, einen solch erkauften Ueberläufer im Lager zu haben. Und so wie ich, denkt jetzt die ganze Kammer und das ganze Land. Ja wohl, er hat schon einen ganz prächtigen Namen gekriegt, der nur mehr recht an den Galgen paßt. Ihr könnt's ja Tag für Tag in allen Blättern lesen; will keines mehr von dem Verräther was wissen, was für eine Farbe sie auch haben mögen. Ei, so lest zum Exempel doch nur einmal dieses ganz famose Gedicht aus dem „Vorwärts!" In tausenden von Extrablättern wird's abgedruckt werden, wie ich mir sagen ließ, und muß reißenden Absatz finden. Mag aber auch ein verflucht gescheidter Kerl sein', der's gemacht hat — ein Kunststück non plus ultra. Aber hört ihr's, vergeßt mir nicht die Anfangsbuchstaben von oben herunter zusammenzusetzen, denn darin liegt der Hauptwitz, wenn ihr ihn verstehen wollt."

Gab es dann große, weingedunsene Augen und breite, hohnlachende Gesichter, wenn von ein paar Dutzend solcher Zechbrüder einer nach dem andern den Namen „Hermann Stark“ in dem Gedichte herunterbuchstabirte, und Volkmanns Ausspruch von dem „verflucht gescheidten Kerl“ durch die ganze Versammlung bestätigt ward!

Das gereimte Pasquill lautete:

„Wächterruf.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Ein Uhr hat die Glock' geschlagen.
Rißen längst die Geister aus,
Mitternacht treibt sie nach Haus.
Aber dennoch haltet Wacht!
Noch schleicht in der Lüge Nacht
Natterngleich ein böser Geist,
So als Judas sich erweist.
Traut ihm nicht, er streut Verrath,
Auf der Freiheit junge Saat.
Recht des Volkes sei bedacht!
Kammerwächter habet Acht!“

Daß Volkmann diesmal selber der hämische Verfasser gewesen, der dieses „Kunststück non plus ultra“ jenem halb verhungerten und unterdeß aus der Tragödie seines Dichterlebens in den finsteren Lauben abgerufenen Poeten nicht ohne Geschick nachgemacht, dieses Geständniß hatte er wohlweislich unterlassen. Denn noch war er nur heimlicher Mitarbeiter jenes demokratischen Winkel- und Skandalblattes „Vorwärts,“ das nun mit demselben Giftgeifer seine Gegner besudelte, wie einst umgekehrt der reaktionäre „gute Bürger.“ Mit seinem politischen Rollenwechsel schon ganz unverhüllt hervorzutreten, dazu hielt er seine Zeit noch nicht für gekommen, abgesehen davon, daß ein solch' verändertes, offenes Glaubensbekenntniß ihm die Erwerbsquelle seiner Correspondenzen in auswärtige, konservative Blätter mit zu empfindlichem Schaden abgeschnitten hätte. Seine Proteusrolle dünkte ihm mit voller finanzieller Berechtigung

weitaus als die schlaueste und einträglichste in dem „großen, gott- und zuchtlosen Possenspiel der Zeitungsschreiberei," mit welchem Namen seine eigene, heuchlerische Feder in jenem hyperconservativen Sonntagsblatt einmal selber die heutige Journalistik beehrt hatte.

Volkmanns heimliche Wühlerei gegen Hermann Stark, „den Ursprung seines Elends und den Wurm an seines Lebens Baum," war diesmal nicht vergebens. Mindestens jede Woche brachte der „Vorwärts" einen andern Aufsatz. „Der Bauerndoctor," „der verkappte Baron," „der Tyrann von Görzhausen," „ein großer Herr und kleine Leute," „die Hundspeitsche der Freiheit" — so lauteten die Titel, die zur Genüge den weiteren Text dieser Hetzartikel verriethen.

Aber wäre es nur dieses schmutzige Blatt allein gewesen! Denn welcher Ehrenmann trägt heutzutage ein so reines Kleid, daß die skandallüsterne Gemeinheit solcher verkommener Landsknechte von der Feder es nicht zu besudeln wagte? Und doch, wo bleibt davon für das Auge jedes klugen, ehrlichen Mannes ein Flecken zurück? Auch des erhabensten Geistes Adlerflug umkrächzen diese Raben mit dem heiseren Geschrei bezahlter Bosheit. Wer aber hat noch gesehen, daß solch' ein Geistesadler in seinem Sonnenfluge sich beirren oder aufhalten ließ? — Und waren denn nicht auch früher alle diese niedrigen Hetzereien gegen Hermann Stark in das kläglichste Nichts versunken gewesen? Hatte er nur einen Tag aufgehört, er selber zu sein, der makellose, hochstrebende Ritter der Freiheit und des Rechtes?

Wie ganz anders aber heute!

Als einst der „gute Bürger" mit seinen Schmachartikeln des Advokaten bürgerlichen und politischen Ruf zu verdächtigen und untergraben gesucht, da hatte der Angegriffene höchstens über die traurige Wahrheit einen heiligen Unwillen verspürt, daß überhaupt solch' gemeine Lüge und Scheelsucht in einem Menschenherzen Platz habe. Denn sein eigenes Gewissen war frei und er wußte nur zu gut, daß alle Ehrenmänner der ganzen Stadt diese schmutzigen Verdächtigungen mit Ekel von sich wiesen. Jetzt aber, da er der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese neuen Verlästerungen seiner Person im „Vorwärts" selber zu lesen, den ein boshaftgütiger Absender ihm

jedesmal zugeschickt, so oft sein Name darin am Pranger stand, jetzt war der Burgherr von Görzhausen gar oft deßhalb in finsteres Nachdenken über sich selbst versunken. Denn in all' der bodenlosen, verschmitzten Lüge, darin kein Strafgesetz festen Fuß fassen konnte, war doch stets auch ein Stück tragischer Wahrheit geborgen, über die sein eigenes Gewissen sofort zu Gerichte saß.

War er denn überhaupt noch würdig, über freie staatliche Entwicklung als Abgeordneter das große Wort zu führen, wo er daheim als Gutsherr solch' eiserne, unerbittliche Herrschaft ausübte? Wo er jede billige Rücksicht auf die armen, kleinen Leute, nur auf sein starres Recht pochend, von sich wies, und jedes Wortes oder Blickes halber Knechte wie Mägde in ungerechtem Jähzorn aus dem Dienste jagte? Wer Recht und Freiheit für sich und das Volk erkämpfen will, soll dessen eigener Haushalt daheim nicht selber das Vorbild wohlwollender Gerechtigkeit sein? Und wer den Staatshaushalt will regeln und überwachen helfen, ist der nicht doppelt verpflichtet, erst selber in der eigenen Wirthschaft strengste haushälterische Ordnung zu wahren? — Das waren jetzt die Selbstanklagen, die aus dem Sumpfe dieses „Vorwärts" als neue finstere Geister in Hermanns Herzen immer öfter emporstiegen. Sie machten ihn nun vollends innerlich unfähig, wie ehedem der muthige, beredte Führer seiner Partei zu sein. Auch diese Kraft, sie war in ihm gebrochen. Zum Heuchler jeder Gattung war seine innere Wahrhaftigkeit verdorben. Und so verfiel er zuletzt in völliges Schweigen, weil er nicht als Abgeordneter des Volkes von Recht und Freiheit reden wollte — in solch' innerem Widerspruch mit seinem eigenen Leben.

O als ein wahrhaft tragischer Held saß dieser Görzhausener Burgherr jetzt auf dem Abgeordnetenstuhle des früheren Advokaten.

Aber wer wußte das edle Räthsel dieses großen Schweigers zu lösen? So hatte die Verdächtigung allein gewonnenes Spiel. Die geistige Luft der ganzen Herzogsstadt war jetzt Volkmanns Gehilfe geworden. Auch die ehrbare Presse konnte ihr Befremden nicht unterdrücken über diese unerklärliche Wandlung des einst so gefeierten Vorkämpfers. Die Verleumdungen, die Volkmann in Weinstuben und Bierhäusern kolportirte, wurden jetzt selbst von den anständigsten

Lippen nachgeflüstert. Und war der gedruckte Fetzen des „Vorwärts" bis jetzt nur in den niedrigsten Arbeiterhänden hin- und hergewandert, jetzt gehörte es zum prickelnden Gewürze der Saison, die wenn auch noch so boshaften, so doch, wie man meinte, immer geistreichen und witzigen Artikel über Hermann Stark selbst in den vornehmsten Kreisen zur Belustigung sich vorzulesen.

Und so geht es im trügerischen Wechselspiele des politischen Lebens. Erst kredenzt die Hand der öffentlichen Meinung den überschäumenden Becher der Popularität überall umher. Alle Lippen schlürfen von dem schnellberauschenden Zaubersaft, und alle Hände umschlingen sich, um in trunkenem Reigen den angebeteten Helden in maßloser Schwärmerei zu umtanzen. Und dann ein Fehltritt, eine Schwäche des Vergötterten, ein Schleierlüften seiner unvollkommenen Menschlichkeit, oder im Dunkeln schleichender, unbewiesener Verdacht — und dieselbe öffentliche Meinung reißt ihrem vormaligen Günstling den Kranz vom Haupte, den sie selber ihm aufgesetzt. Ernüchtert stehen urplötzlich die Tänzer vor ihrem zertrümmerten Idol; sie schämen sich, daß sie jemals so trunken gewesen, und mit kaltem Verstande treten sie dieses Kranzes zerstreute Blumen unter die Füße.

O Hermann Stark, das that jetzt an dir der dämonische Zauber deiner schrankenlosen Freiheit. Du bist besiegt durch deinen grimmigsten Feind; aber mehr noch durch deinen allerschlimmsten — durch dich selber!

3.

Die Blätter der Görzhausener Schloßlinden waren großentheils zur Steinbrücke schon niedergeschauert, und gerade heut Abend war ein regnerischer Herbstwind mit besonderem Eifer bemüht, der Natur erschütternde Bußpsalmen vorzubrausen, daß die Tage ihrer letzten Freuden nun bald gezählt seien und sie sich allgemach auf den beschaulichen Ernst des Winters vorzubereiten habe. Die vielverzweigten Baumkronen waren von der Macht dieser Rede gewaltig bewegt. Selbst die Fensterscheiben im ganzen Schlosse zitterten und die Wetterfahnen ächzten dazwischen.

An diesem unheimlichen Spätherbstabend saß Helene im hohen,

von gedämpftem Lampenlichte durchdämmerten Schlafzimmer ihrer zwei Knaben. Sie waren eben in ihren Betten eingeschlummert. Ein feines Auge konnte noch jetzt den Frieden des Abendgebetes, das sie mit der Mutter gesprochen, auf ihren zarten Gesichtern glänzen sehen. Diese selber aber saß nun, den Kopf in die Hand gestützt, mit unsäglich traurigem Antlitz an einem Tisch und war ins Lesen eines Briefes regungslos vertieft. Schwarze Trauerkleidung erhöhte noch den Ernst ihres bleichen Bildes. Denn, kaum war Hermann Ende Juni bis zum Tiefsinn verstimmt aus den beendeten Kammersitzungen wieder heimgekehrt, um neuen inneren und äußeren Stürmen entgegenzugehen, so war auch Frau Forster bei ihrem Sohn am Niederrhein heimgekehrt — aber zum ewigen Frieden. Und doch war jetzt der Tod der geliebten Mutter in Helenens vollem Wermuthsbecher nicht der herbste Tropfen.

Es gibt Schicksale, in denen die Kindesliebe, und gerade die wahre, selbstsuchtlose, auf das Grab der Eltern lange nicht so bittere Thränen weint, als wären diese theuren Todten am Leben geblieben und sie selber hätten hineinschauen müssen in das andere Grab, darin das Lebensglück des Kindes gebettet liegt. So hatte jetzt auch das große fromme Herz dieser Tochter den Tod der Mutter wie eine dankenswerthe himmlische Wohlthat für diese selber, wie eine barmherzig zuvorkommende Erlösung von all' den Mutterschmerzen, die ihrer geharrt hätten, voll gläubiger Ergebung hingenommen. Sie war ja noch zur rechten Zeit mit der tröstlichen Täuschung hinübergegangen, daß sie eine glückliche Tochter auf Erden hinterlassen habe. Denn nie hatte Helene der Mutter traurige Botschaft gesendet. Bei jedem Besuch in der Herzogsstadt waren ihr nur heitere Gesichter erschienen. Warum denn auch andere? Selbst von Görzhausen flogen nur Friedenstauben zum Niederrhein. Und vor dem versprochenen Hieherkommen, das ihr zu ihrem Erschrecken die wohlthuende Binde abgestreift hätte, war sie als himmlischer Gast abgerufen worden. Wohl ihr, daß sie in solchem Frieden der Täuschung heimgegangen in das Reich der ewigen Wahrheit! Denn jetzt, auch trotz aller kindlichen Schonung, jetzt hätte ihr Mutterauge nun auf einmal Alles, Alles schauen müssen — das ganze Herzleid der Tochter, das ganze

innere Elend des von ihr fast vergötterten Schwiegersohnes, den ganzen äußeren und inneren Verfall des Stark'schen Hauses.

O seliges Muttersterben vor solchem Schicksal der Kinder! — Die alte andere Mutter, die hat's erleben müssen.

Heiliger Gott! waren das seit drei Monaten Schläge gewesen, einer wuchtiger als der andere!

Erst war Hermann bei der neuen Abgeordnetenwahl kläglich durchgefallen. Nurmehr zehn einzige Stimmen! Welch' schimpflicher Hohn! O schon damals hätte er nimmer leben mögen vor Schmerz und Scham. Er, dem das ganze Land seine Wiedergeburt verdankte, er, nicht wiedergewählt! Und durch eigene Schuld! Solch' eine grauenvolle Zeit hatte Helene noch niemals mit ihm durchlebt.

Aber schon vier Wochen darauf, wie fiel da erst der Schicksalshammer auf den freien Burgherrn zerschmetternd nieder!

Der überraschende Friede von Villafranca, der Millionen banger Herzen als erlösender Engel erschienen, er war dem Hause Goldhelm, das in verzweifeltem Börsenspiel auf lange Kriegsdauer speculirt, zum verderbenden Dämon geworden. Der einst so feste, goldene Bau, der schon lange heimlich gewankt, sank rettungslos in Trümmer. Die ganze Stadt erschrak ob diesem dröhnenden Einsturz, und Reich wie Arm wehklagte auf dieses Hauses Schutt und verlornes Vermögen.

Auch das hatte der alte Salomon Baruch gethan durch seinen Auszug in die Judengasse. Und wer kümmerte sich damals viel darum? Ebenso wenig hatte nun aber auch er selber sich um irgend etwas gekümmert. Mit lauernder Ruhe sah er immer näher die verderbliche Krisis herankommen, in der, nach seinem festen Glauben, der „ewige Gott der Rache" am Hause Goldhelm sein Werk vollziehen werde. So Mancher dann auch in der steigenden Angst seines Herzens zum alten Baruch in die Judengasse gelaufen kam, um seine Meinung, seinen Rath zu hören, er gab Jedem denselben spöttischen Bescheid: „Was weiß ich? — Ich weiß gar nichts. Ich kenn' ihn nicht einmal, den Herrn Baron von Goldhelm. — Dann verfiel er in ein kaltes Schweigen und seine grauen Augen blitzten, denn er gedachte seines Schwurs: „Alles werd' ich gehen lassen, wie's

geht, und fallen lassen, wie's fällt. Aber, wenn Alles eingefallen ist, dann werd' ich nicht trauern und klagen, sondern mich freuen und lachen." —

Wie der alte Baruch also durch sein verdächtigendes Schweigen, so hatte ein Anderer durch im Geheimen aufhetzendes, Furcht verbreitendes Reden gar viel dazu beigetragen, den Sturz des Bankhauses zu beschleunigen. Dieser Andere war Volkmann.

Noch während der Kammersitzungen war dieser der Zechbruder eines wegen liederlichen Wandels entlassenen Goldhelm'schen Commis geworden, und hatte damals, wo alle Welt von Hermann Stark geredet, durch den neuen Freund das eine Geheimniß des Görzhausener zweiprozentigen Anleihens erfahren, und zugleich das andere, daß Goldhelm mit seinem ganzen Vermögen in Speculation à la baisse va banque spiele. Da kam jener Friede. Ha, wie da Volkmann teuflisch aufgejubelt! Nun muß auch der Burgherr Stark zu Grunde gehen. Der Abgeordnete ist es schon. — Also vorwärts! — Und nun hatte er in der ganzen Stadt umhergeraunt: „Habt ihr vielleicht was beim Goldhelm stehen? Ich rath' euch: Kündigt! Vielleicht ist es schon jetzt zu spät. Denn das Haus wackelt gewaltig. Kündigt — Kündigt!" — Eine allgemeine Panik ergriff die Stadt. Das Haus Goldhelm ward von Forderungen aller Art wahrhaft überfluthet. Jede Möglichkeit, sich zu erholen, war abgeschnitten. Dazu die großartige, fehlgeschlagene Speculation. Und der Bankerott war fertig. Aber auch Volkmann.

Durch seinen würdigen Freund hatte er sich verführen lassen, einen von dessen geschickter Hand gefälschten Goldhelm'schen Wechsel auf 2000 Thaler sogleich in den ersten Tagen zu präsentiren, in der tölpelhaften Hoffnung, daß man's in diesem ängstlichen Wirrwarr dort mit der Prüfung nicht allzugenau nehmen werde. Der geübte Scharfblick des alten Buchhalters Körner hatte den Betrug jedoch sofort erkannt. Und — zwei Tage darauf hing Volkmanns Leiche am Eisengitter seiner Gefängnißzelle. — Sein armes, verhärmtes Weib jedoch ward auf Fürsprache ihrer früheren gütigen Herrin, der Frau Baronin von Görz, die inzwischen zur Obersthofmeisterin der jungen Herzogin ernannt worden, als Silberbewahrerin

barmherzig aufgenommen, und vermochte nun mit ihren halbverhungerten Kindern sich täglich satt zu essen und allmälig zu verschmerzen die Tage ihres Elends, da sie noch einen Mann gehabt und doch eine so bejammernswerthe Wittwe gewesen.

Aber mit solch' vernichtender Wucht wie das Görzhausener Schloß und dessen Herrn hatte der Fall des Hauses Goldhelm doch keinen Einzigen mehr zu Boden geschlagen. — Sofort war auch dort das große Darleihen von der Gantmasse gekündigt worden. O diese großmüthigen, verführerischen, unglückseligen zwei Prozente! Einmalhundertfünfzigtausend Gulden, und dann noch fünfunddreißigtausend, die Grund und Boden, Inventar und Betrieb verschlungen, wo wären diese Summen jetzt aufzutreiben gewesen? Und wenn auch? Wer hätte sich noch ferner mit zwei Prozent begnügt? Nicht einmal mit dem doppelt hohen Zinsfuß. Und das Gut hat ja dieses erste Jahr noch um zweitausend Gulden weniger als nichts getragen, und alle wissenschaftlichen Berechnungen zu Lügen gemacht. Wo war da noch ein Ausweg, eine Hilfe?

„O so erfülle sich mein Schicksal!" hatte der abgehetzte Burgherr endlich mit der Ruhe der Verzweiflung ausgerufen. „Ich stehe mit gebrochener Kraft vor seiner Uebermacht und hab' es selber verschuldet."

Und zum zweitenmale war der schöne Edelsitz unter den unerbittlichen Hammer gekommen. Noch lastete die schwüle Kriegsluft des Sommers lähmend auf Handel und Wandel. Das Görzhausener Gut, schon nach anderthalb Jahren zum zweitenmale vergantet, litt bereits an einem zweifelhaften Rufe. Dazu die erschwerende Bedingung, von dem zu erlösenden Kaufpreise die vollständige Schuldsumme baar zu erlegen, in dieser Zeit, wo Jedermann mit seinen Kapitalien noch ängstlich zurückhielt. So waren's denn auch nur listige, ausgelernte Güterhändler gewesen, die in verabredetem Complott auf dem Versteigerungstermin erschienen. Und einmalhundertneunzigtausend Gulden für das ganze Gut mit Allem wie's steht und liegt, das war der tragische Kaufpreis.

Die Fallitmasse war mit ihrer Forderung befriedigt; was war ihr an *einem Ueberschuß* für einen Dritten gelegen? —

Besitzer von noch fünftausend baaren Gulden eigenen Vermögens und sein völlig freier Herr, ohne jede Stellung, jeden Beruf, in nächster Zukunft obdachlos auf des Lebens breiten Heerweg hinausgewiesen, nur noch der Mann seiner Frau und der Vater seiner drei Kinder, nur noch seiner alten Mutter einziger Sohn, das war jetzt Hermann Stark geworden, der unersättliche Jäger nach dem Zauber der Freiheit und alles Menschenglückes Ideal.

Und jetzt wohin? Was beginnen? Mit welcher Arbeit seine Familie noch fürder ernähren?

Diese herz- und hirnverzehrenden Fragen schritten jetzt als die noch allerfinstersten Geister durch die abermals zerfallene Stammburg. Keine Stunde des Tages wichen sie von Hermanns Seite. Sie standen mit ihm auf und legten sich mit ihm nieder. Aber weder beim durchsorgten Tage, noch in der durchwachten Nacht erschien der andere erlösende Geist einer rettenden Antwort.

Wieder um eine Advokatenstelle sich zu bewerben und sein Genie, sein Wissen aufs neue in dem ihm angebornen Berufe glänzend zu verwerthen, wie einfach und natürlich wäre diese Lösung gewesen! Wie hundertmal hatte Helene mit aufgehobenen Händen ihn darum gebeten. Aber nein, nein und hundertmal nein! so unnatürlich auch dieses „Nein" klingen mochte; denn er war sich selber ein Räthsel geworden. Nein, Alles auf der Welt, nur dieses vermochte er nicht über sich zu bringen. Lag auch sein alter Stolz von diesen Schicksalsschlägen auf den Tod verwundet im Abgrunde stummer Verzweiflung, er lebte dennoch ein gar zähes Leben fort. Nein, wo's immer auch sei in diesem Lande, wo immer man den Namen „Hermann Stark" kennt und den Ruhm seiner Vergangenheit, nirgends, nirgends konnte er jetzt wieder erscheinen als ein verganteter, ausgewiesener Burgherr und durchgefallener Kammercandidat, als ein nunmehriger Bettler um neues Vertrauen, um Mitleid und das tägliche Brod, um am Ende doch nur mit den Steinen der Schadenfreude beworfen zu werden. Und wie müßte er erst dem Herzog erscheinen, in welcher Jammergestalt eines auf falschem Lebenswege ruinirten Mannes, er, der einst so stolzen Hauptes vor dem Fürsten gestanden und mit solchem Aufwande politischer Weisheit diesem selber den rechten Weg

gezeigt? — Nein, lieber als abenteuerlicher Goldgräber in den kalifornischen Minen stehen und im Schweiße des Antlitzes arbeiten wie der niedrigste unter gleichen Schicksalsgenossen, aber unbekannt, unverhöhnt und auch unbemitleidet.

Oder gar seiner alten Mutter zur Last fallen? Als verkommener Nichtsthuer in sein Vaterhaus sich setzen und von ihr und den Verwandten sich ernähren lassen? Mit lebendigem Leibe wie ein Geächteter in seiner Vaterstadt umhergehen, der er einst in solchem Thatendrang hochmüthig den Rücken gewendet? O hundertmal lieber sterben, als solches Höllenleben.

Aber wohin, wohin? wo Niemand ihn kennt, Niemand verspottet und betrauert, und er doch sein Brod sich ehrlich verdienen kann, und sei es auch im niedrigsten Dienste, nur um seine Familie nothdürftig zu ernähren und dabei die ganze Welt, sein ganzes Leben und sich selber vergessen zu können?

Immer verlockender trat jetzt an ihn der Gedanke heran, mit den Trümmern seines Glückes übers Weltmeer zu segeln, all' sein bisheriges Leben wie einen bösen Traum vergessen in der alten Welt zurückzulassen und in der neuen als ein völlig neuer Mensch wieder aufzuwachen. Helenen aber war dieser Gedanke völlig unerträglich. O jedes Opfer der Welt, nur nicht ihr deutsches Vaterland verlassen, und am allerwenigsten nach Amerika. Ihr ganzes Innere sträubte sich mit unwiderstehlicher Gewalt dagegen. Denn nie, niemals konnte sie hoffen, daß Hermanns Leben aus dem Innern des Hauses heraus in jenem Lande neu geboren werde. Und nur eine solche Wiedergeburt dünkte ihr die einzig wahre und dauernde Errettung. Aber dort in dem fremden Welttheile sah ihr Geist nur neue abenteuerliche Unternehmungen, neue Stürme, neue äußere und innere Noth seiner harren. Nein, für das deutsche Vaterland mußte diese einst so herrliche und nun gebrochene Manneskraft wieder aufgerichtet werden, zu neuer Zierde des Volkes, zu neuem Streit um dessen heiligste Güter, zu neuem Stolz und Hort für sein Haus, für sie und seine Kinder.

Wie oft fiel dann Helene in solch' gehobenem Gefühle vor dem *Bilde des Gekreuzigten* nieder und flehte den Allwissenden an um

Erleuchtung in dieser Nacht der Zweifel und um einen Ausweg aus diesem Labyrinth der Sorgen!

Da war vor acht Tagen nach monatelang unterbrochener, gegenseitiger Correspondenz ein Brief vom Schäferfritz gekommen. Noch völlig unbekannt mit dem fürchterlichen Schicksale seiner Wohlthäter schrieb er seiner innig verehrten Lehrerin in wahrem Jubel seines Herzens: der alte Herr Gödike, der von einem Bergmann sich zu einem Fabrikherrn von einer Million Thaler emporgearbeitet, habe eine so rührende Liebe zu ihm, dem vormaligen armen Schäferbuben gefaßt, und er sei über die nun glücklich vollendete Umschaffung des ganzen Fabrikmechanismus so außerordentlich befriedigt gewesen, daß er ihm zehntausend Thaler als besonderes Geschenk dafür verliehen und ihn noch überdies zu einer Art von Geschäftstheilhaber seines Sohnes ernannt habe. Auch von diesem, dem des alten Vaters Wille heilig sei wie das Evangelium, sei er in dieser neuen Stellung freudig begrüßt worden, da seine Thätigkeit in der Fabrik bereits völlig unentbehrlich sei.

Am Schlusse dieses überglücklichen Briefes stand der scheinbar so unbedeutende Nachsatz: O bitte, verehrteste Frau Doctorin! wüßten Sie nicht wohl für die zwei kleinen Mädchen des jungen Herrn Gödike eine recht gediegene Gouvernante? Sie sollte vor Allem eine gründliche Klavierlehrerin sein, geläufig Französisch sprechen und würde in diesem eben so gottesfürchtigen wie menschenfreundlichen Hause gewiß wie ein Glied der Familie behandelt werden. Vielleicht daß Sie aus der Residenz uns doch Jemand empfehlen könnten. Aus Ihrer Hand wären wir dann gewiß am besten versorgt, und mir geschähe ordentlich, als sei dann ein Stück von Ihnen selber bei uns eingekehrt. — Da ich aber einmal im zudringlichen Bitten bin, so möchte ich auch den verehrtesten Herrn Doctor fragen, ob nicht auch er die Gefälligkeit übernehmen möchte, uns für einen tüchtigen, gebildeten deutschen Correspondenten sorgen zu wollen. In dieser Zeit des Schwindels möchten wir gerne recht sicher gehen, und bei der, wie ich mich noch gut erinnere, intimen Freundschaft des Herrn Doctors mit dortigen großen Handelshäusern wird es ihm gewiß, wenn er vielleicht in die Stadt kommt, nicht allzu schwer

sein, diese Bitte zu erfüllen. Herr Gödike würde auch bei dieser Stelle mit entsprechendem Honorar nicht geizen und seine humane Behandlung sollte nichts zu wünschen übrig lassen. Nun schelten Sie mich nicht allzu unbescheiden, denn haben Sie schon so unsäglich viel Gutes an dem früheren armen Schäferbuben gethan, so werden Sie gewiß auch dem jetzigen Fabrikdirector und Crösus in spe diese zwei neuen, kleinen Bitten nicht allzu ungern gewähren." —

Das war der Brief, in dessen Lesen an diesem stürmischen Herbstabend Helene jetzt so tief versunken dasaß. Und sie las und las wohl ein dutzendmal nacheinander dieselben harmlosen Zeilen von der Gouvernante und dem Correspondenten. Dazwischen fuhr sie sich bald tief aufathmend über die Stirne, bald that sie einen andächtig fragenden Blick zum Crucifix über dem Bett ihrer schlafenden Knaben. Und abermals las sie dieselben Worte, und man sah's ihr in den immer verklärteren Augen an, daß im Heiligthum ihrer reinen priesterlichen Frauenseele ein großer Opfergedanke immer heller zu erglühen begann.

Und wieder sank ihr das Haupt vom Nachdenken müde in die Hände. Ihr Blick ward dunkler, in sich gekehrter, und sie lauschte dem Sturme. Da geschah ihr allmälig über solchem Sinnen, als höre sie draußen das unendliche Meer erbrausen und seine stürmenden Wogen rauschten ihr in die Seele:

„So höre, was wir jetzt dir sagen:
Was du erschaust als rettend Licht,
Vertrau' ihm, es betrügt dich nicht!
Was willst du zagen noch und fragen?
Und eures Glücks zerschlagnes Boot,
Deß Fahrt ein falscher Stern betrogen,
Lenk' du, das Weib, nun als Pilot! —
Das sagen dir die Meereswogen."

Und wieder hob sie das gedankenschwere Haupt und las zum letztenmale den Schluß dieses Briefes mit seinen zwei Bitten. Wie *mit unentrinnbarem* Zauber sah jedes Wort ihr jetzt ins innerste

Herz hinein. Noch drückte sie die krampfhafte Faust an die von innerem Streite hoch klopfende Brust. Tiefster Seelenschmerz flog wie ein blitzartiger Schatten noch über ihr Gesicht und dann erhob sie sich mit wunderbarer Ruhe. Ihr Antlitz strahlte, als würde es von einem Lichtglanze gestreift, und die zarten Hände legte sie gekreuzt auf das Herz: „O Gott, ich danke dir. Meine Nacht ist erleuchtet, und ich sehe den Weg, den ich wandeln soll.“

Und wieder setzte sie sich und schrieb an ihren einstigen Schüler, den treuen, dankbaren Schäferfritz, Alles, Alles, was sie seit diesen entsetzlichen drei Monaten erlebt und durchlitten, ihre ganze verzweifelte Lage, wie sie schon in vierzehn Tagen das Schloß verlassen sollten und nicht wüßten wohin und was dann beginnen. Den ganzen Seelenzustand Hermanns enthüllte sie ihm, seinen unbeugsamen stolzen Widerwillen, wieder um eine Advokatur sich zu bewerben, wie seine gefährlichen phantastischen Pläne für Amerika, Alles vertraute sie dem treuen Freundesherzen. Und dann — dann bot sie sich selber als die erbetene Gouvernante und Hermann als jenen Correspondenten an.

Sie mußte nach diesen Sätzen sich erst wieder erholen und Luft schöpfen. So hatte deren Niederschreiben ihr die Brust zusammengeschnürt.

Dann schrieb sie ruhiger weiter: „Nicht wahr, bester Fritz, Du traust wohl kaum deinen Augen, da sie diese Worte lesen! Du denkst am Ende gar, das Unglück habe meine Sinne verwirrt, daß ich solch' abenteuerlichen, romanhaft klingenden Gedanken in mir konnte zum Entschlusse reifen lassen. Aber nein, beim Allwissenden, nein! Herz und Kopf sind an mir Gottlob noch völlig gesund und klar, obwohl das Gegentheil davon wahrlich nicht zu verwundern wäre. Nein, lieber, ehrlicher Freund! nur das Unglück, in dem wir als bald heimathlose, des ferneren Weges unkundige Flüchtlinge unter den Trümmern unseres Hauses stehen, nur dieses Unglück klingt abenteuerlich. Und doch ist es kein Roman, sondern nackte, gräßliche Wirklichkeit. Aber ich darf trotz alledem nicht verzagen und noch viel weniger verzweifeln. Hermann muß, muß gerettet werden. Doch erst von innen heraus. Das ist meine Aufgabe. Dann wird

sich die äußere Rettung von selber geben. Diese sei dann seine eigene Mannesthat. O darum bitte ich dich bei deiner so kindlich gebliebenen Liebe zu uns Beiden wie zu unseren Kindern: wenn es in deiner Macht steht, und die Verhältnisse das nicht verbieten, so mache dich vertraut mit meinem Gedanken und hilf ihn mir zur That zu wandeln!

Du schreibst mir in deinem letzten Briefe voll scherzenden Humors: Es sei dir sogar ein kleines, aber sehr trauliches Häuschen am Waldsaume zu deiner ausschließlichen Wohnung angeboten worden, falls du dich verheirathen wolltest, aber dazu habest du noch nicht die mindeste Lust. O Fritz, wenn wir darin wohnen könnten! Als welche Wohlthat des Himmels würde ich diese Vergünstigung hinnehmen. Wahrhaftig, ich wollte meine Pflicht an den mir anvertrauten fremden Kindern so gewissenhaft erfüllen, als wären's meine eigenen. Dafür kennst du mich. Und gewiß, auch Hermann hätte sich noch viel zu viel Stolz bewahrt in all' seiner Erniedrigung, als daß nicht auch er den einmal übernommenen Beruf mit aller Geistes- und Willenskraft ausfüllen sollte. Noch hat er zwar nicht die leiseste Ahnung von irgend einem Gedanken, den ich jetzt in dieser unheimlichen Sturmesnacht niederschreibe; denn seit gestern weilt er bei einem früheren Kammercollegen auf dem Lande, dessen Bruder im Jahre 1848 als Advokat nach Amerika geflüchtet. Es hat ihm keine Ruhe mehr gelassen, wegen seiner Auswanderungspläne dort nähere Erkundigungen einzuziehen. Noch kann ich auch gar nicht wissen, ob er jemals, wenn du die Ausführung meines Gedankens möglich machen solltest, sich dazu verstehen wird. Gott! Gott! welche Stürme harren noch meiner! Aber dennoch muß ich selber zuvor über Alles klare Gewißheit haben, bevor ich ihm meine Pläne eröffnen und mit meinen Bitten dafür ihn bestürmen kann.

O guter, glücklicher Fritz, laß mich schließen! Das Herz thut mir gar so weh'. Ich habe mich heute vor dir so tief verdemüthigt, wie noch vor keinem Menschen der Welt. Das habe ich bis jetzt nur vor meinem ewigen Gotte gethan. Aber ich weiß auch: deine Liebe zu uns ist so groß und edel, daß ich deßwegen doch nicht zur zudringlichen Bettlerin erniedrigt vor dir dastehe. Denn ich bitte dich

um die Rettung eines großen, edlen, verirrten Menschenherzens, gleich theuer uns Beiden. Wir würden euch auch nicht allzulange zur Last fallen. Nur um ein flüchtiges Asyl bitt' ich, in dessen einsamem Frieden der Sturm dieses Herzens sich wieder legen, darin dieses gewaltigen Geistes zerrüttete und aufgewühlte Kraft sich wieder sammeln und klären könne. Nur um eine kurze Vorbereitungsfrist bitt' ich, in der Hermann aus einem ihm vom Schicksal aufgedrungenen, widrigen Berufe sich wieder nach seinem wirklichen sehne; in der auf fremdem Boden ihm wieder ein heiliges Heimweh kommen möge nach seiner Heimath, darin jene Eiche grünt, unter der ich ihn zuerst gefunden, und jene Haide liegt, die unsere glückliche Brautzeit umblüht. Um dieses kleine Häuschen bitt' ich für ihn, daß ihm das Vaterhaus dann wieder wie ein neidenswerther Palast erscheine. Und um demüthige Unterwerfung in fremden Willen bitte ich für uns Beide, daß er in ihrem Opfer lerne, was echte Freiheit sei, und daß meine Liebe als seine Lehrerin ihm täglich zur Seite stehe.

Und dann, wenn diese Zeit überstanden, wenn Hermanns falsche Scham zu wahrem Stolze sich wieder abgeklärt, dann hoffe ich zum barmherzigen Gott, er werde Mittel und Wege für uns haben, daß wir in jenes Haus wieder einziehen dürfen, daraus ein trügerisches Ideal von Glück und Freiheit den armen Mann immer tiefer in Elend und Knechtschaft getrieben, in jenes Haus, darin ich ihn einst leider nur so kurze Zeit so tief beglücken durfte, und ach, in jenes Haus, darin eine alte, betende Mutter mit solchen Heimwehschmerzen ihres Sohnes harrt." —

Als der Schäferfritz in tiefster Erschütterung diese Worte gelesen, da gedachte er des andern, ihm damals noch so unverständlichen, das Mutter Rosalie an jenem Abende vor der Epheuwand zu ihm gesprochen: er werde als auserkorner Bote Gottes den Sohn ihr wieder heimführen. Und er gedachte seines eigenen Schwures, daß er dann mit seinem ganzen Herzen dazu werde bereit sein.

Schon vier Tage darauf war die Antwort zurückgekommen. Jede Zeile darin hatte die Hand dankbarer Liebe geschrieben mit der inständigen Bitte, so bald als möglich zu kommen, und der heiligen Betheuerung, daß sie mit offenen Armen von allen im Hause auf-

genommen werden sollten. Denn wie hätte man solchem Bittsteller, den das ganze Haus Gödike so lieb gewonnen, für solche Freunde die Erfüllung versagen wollen?

Am gleichen Tage mit diesem Briefe, nur einige Stunden später, war Hermann von seinem kurzen Ausfluge heimgekehrt. Finsterer denn je war seine Stirne umwölkt, sorgenschwerer als zuvor sein Herz. Denn alle Mittheilungen seines Freundes über das Schicksal von dessen Bruder hatten ihn so tief zu Boden gedrückt, daß seine Auswanderungspläne wieder völlig wankend wurden. Wenn er auch hundertmal für sich selber den Muth gehabt hätte, das gleiche wechselreiche Geschick in Amerika zu bestehen, die Besorgniß für Helene und seine Kinder lähmte wieder seine ganze, mit Mühe zusammengeraffte Willenskraft.

Und so saß er in finsterem Brüten vor sich hinstarrend an diesem Abend in der gewölbten Wohnstube. Da setzte sich Helene an seine Seite, legte wieder einmal den Arm ihm um die Schulter, und mit heiligem Muth, aber klopfendem Herzen begann sie ihm jetzt Alles, Alles zu sagen, was sie dem Schäferfritz geschrieben und dieser ihr erwiedert habe. Hermann hörte ihr zu mit so großen, dunklen Augen, und er ward von ihrer Rede so bis ins innerste Mark durchrieselt, wie ein Kind, wenn es aus dem Munde der alten Wärterin zur Dämmerzeit ein schauriges Märchen hört. Aber Helenens Liebe ward immer beredter. Immer höher schlug um sein Herz ihrer Opferflamme bezwingende Gluth. Das falsche Gold seiner stolzen Scham schmolz immer mehr und mehr, und das ächte des Opfermuthes glänzte stets geläuterter aus den Schlacken ...

Endlich sank er im Stuhle zurück, ein von der Liebe besiegter Mann. Seine Thränen stürzten hervor. Er reichte Helenen die zitternde Hand, und gebrochen klang seine Stimme:

„O Helene, was hat das Schicksal aus mir gemacht? — Du bist mir allezeit mein guter Engel gewesen, und ich habe dich nicht als solchen erkannt. Du hast mir immer nur zum Guten gerathen, und ich habe deine Stimme mißachtet. Jetzt bin ich dafür blind geworden. Sei du mein Augenlicht! Meine Kraft ist gebrochen, sei du mein Fuß und Arm! Stütze mich, führe mich, wohin du willst!

Ich werde dir folgen; denn du führst mich nur zum Heile für dich und mich und unsere Kinder!"

So war Hermanns einstiges Wort an ihm zur Wahrheit geworden:

Da sank der Schiffer endlich zum Tod erschöpft in des Nachens Grund, und des Weibes gottvertrauender Arm hob auf das entfallene Ruder. Und die Berge des Meeres trugen sie sicher, und die Thäler verschlangen sie nicht."

V.

Am Strand und auf dem Meere.

Keine frischere Reiterlust, als auf windschnellen Rossen am Meeresstrand in heiterer Gesellschaft dahinzujagen! Der weiche Seewind streicht durch das Haar der Männer. Die Amazonenschleier flattern malerisch. Auf dem wasserharten Sande hörst du kaum den flüchtigen Huf. Wie abertausend andere schnaubende Pferde mit weißen fliegenden Mähnen stürmt die Fluth gegen dich her und erobert mit unaufhaltsamem Angriff für sich selber die immer schmäler werdende Rennbahn der darauf hinfliegenden Herren und Damen. Dazwischen sitzen lustige Kinder im Sand und werfen mit hastigem Eifer Festungswerke gegen die heranbrausenden Wogen auf. Aber ein Wall nach dem andern schwindet allmälig hin, erst langsam unterspült, dann durchbrochen, und endlich von jähem Wasserschwall spurlos hinweggefegt. Die kleinen Ingenieure weichen zurück und beginnen unverdrossen neue kindliche Bauten, um die Riesenmacht des Meeres in seinem naturgesetzlichen Fortschritte darin einzudämmen. Und neue Fluthen, neuer Einsturz, neues Verschwinden! Welch' großer, weltgeschichtlich mahnender Ernst in solch' harmlosen Kinderspielen am Meeresstrande!

Solche glänzende Cavalcaden wie in diesem Spätsommer 1859 waren aber im Nordseebade des kleinen deutschen Inseldorfes noch

selten zuvor gesehen worden. Die derbkörnigen Bewohner aus altfriesischem Stamme, meist Fischer und Seeleute, athmeten neu auf, als sich nach dem unerwarteten Frieden von Villafranca ihre vorher etwas kleinlaut gewordenen Hoffnungen nun doch noch so glänzend erfüllten und ihre schmucken, kleinen Häuser kaum Platz genug boten, für die täglich ankommenden neuen Badgäste. Besonders der deutsche Adel war in überwiegender Zahl vertreten. Und, wie das gewöhnlich in Badeorten der Fall ist, daß Einzelne sich mit aller Macht und gleicher Gewandtheit befleißigen, eine tonangebende Rolle zu spielen, und bei allen Vergnügungen die gesellige Führerschaft der Uebrigen an sich zu reißen, so waren jetzt auch in dieser vorwiegend aristokratischen Saison zwei Damen, unbestritten — man verzeihe den animalischen Begriff! — die Löwinnen des Tages geworden, mit denen nicht leicht ein Wettstreit gewagt werden konnte. Verheißt doch ein Kampf von Hunderttausenden gegen Millionen immer nur einen sehr fraglichen Sieg! Und diese beiden Damen, Mutter und Tochter, zählten eben zu einer solch' seltenen, modernen Crösusfamilie, welche die Thaler nach Millionen zählte. Dabei übten sie selber die großartigste Virtuosität, diese lobenswerthe Eigenschaft ihres Hauses auch sogleich und überall siegreich zur Schau zu tragen.

Während gräfliche und selbst fürstliche Badegäste hübsch bescheiden auf dem täglich ankommenden, gewöhnlichen Dampfboot inmitten der verschiedenartigsten Gesellschaft im nahen Watt gelandet und dann auf sehr patriarchalischen Leiterwagen durch die seichte Fluth noch vollends zur Insel gefahren, hatten diese beiden Passagiere sammt stolzem Kammerdiener und zwei hochnasigen Jungfern ein eigenes dazu bestelltes Schiff von der letzten kleinen Hafenstadt hiehergebracht. Der Capitän war in Gala an Bord gestanden, Steuermann und Matrosen trugen ihren Sonntagsstaat. Zur Vollendung der prahlerischen Ankunft fuhr ihr eigener eleganter Wagen, der schon ein paar Tage zuvor mit Kutscher und zwei jungen Jokeys nebst je einem Paar kostbarer Wagen- und Reitpferde angekommen war, den beiden Damen durchs Wattwasser entgegen. Und so hielten sie unterm staunenden Gaffen der ganzen Inselbewohnerschaft durch die sandige Dorfgasse ihren Einzug, und stiegen in dem stattlichsten Fischerhaus

ab, darin das Jahr zuvor ein regierender deutscher Fürst sein Hoflager aufgeschlagen hatte.

Genau nach demselben ungewöhnlichen Maßstab hatten diese beiden Damen dann auch ihr späteres Leben in dem Inseldorfe eingerichtet. Der oberste Paragraph ihrer Tagesordnung lautete: „Auffallen und Großthun." Und seltsam; so tief das plumpe Prahlen dieser beiden Geldaristokratinnen auch manch' alten gediegenen Edelmann angewidert, und so scheu ganze Kreise hoher adeliger Damen diesen beiden aus dem Wege gegangen, so waren doch keine vierzehn Tage vorüber, und die magnetische Kraft des Goldes, wenn auch in der Wissenschaft noch so entschieden geleugnet, hatte sich so handgreiflich auch hier wieder bewährt, daß die noch immer gar nicht reizlose Baronin Goldhelm für ihre eigene Person, und noch viel entschiedener als Mutter dieser schönen Tochter, von einem förmlichen, weihrauchstreuenden Hofstaate vom Morgen bis zum Abend umgeben war. Das Leben der übrigen Gesellschaftskreise ward durch die strahlende Sonne der beiden Goldhelm völlig in Schatten gestellt. Kein Mensch kümmerte sich um die vornehme Zurückgezogenheit dieser oder jener hochadeligen Einsiedlerfamilie. Aber von dem Kreise Goldhelm sprach alle Welt, und die Baronin wußte auch durch steten Wechsel im Repertoir ihrer Amüsements mit raffinirtester Virtuosität dafür zu sorgen, daß jeden Tag neuer Stoff zu interessanter Conversation über ihre Person und den sie umringenden Kreis vorhanden war. Man hätte sich's wirklich zuletzt gar nicht recht vorstellen können, wie es vor öder Eintönigkeit von Strandlaufen, Ebbe- und Fluthwiederkehr und Muschelsuchen hier nur auszuhalten gewesen wäre, wenn das belebende Element von Mutter und Tochter Goldhelm nicht stets wie eine kühle Brise die schwüle Luft dieser Sommertage wieder erfrischt hätte.

War das aber auch besonders an jedem Abend ein anderes Schauspiel! Wettrennen am Strande, bei denen Melanie senior wie junior auf ihrem englischen Vollblut meist die Palme errangen. Dann wieder ein exquisites Souper im Pavillon eines in das Meer hinausragenden Dünenhügels mit brillanter Strandbeleuchtung durch griechisches Feuer, und Illumination der eigenen Köpfe durch fran-

zösischen Champagner. Damit wechselten ländliche Leiterwagenpartien am frühen Morgen nach der Inselspitze, auf deren dünengrasiger Naturtafel ein exquisites maritimes Dejeuner von der ersten Hamburger Delicatessenhandlung die geladenen Gäste überraschte. Am andern Abend stellte wieder eine grandiose Schaluppenspazierfahrt mit farbigen Lampen und süperber Musik, dazwischen edelster Rheinwein, zu ausgelassenen Trinksprüchen anfeuernd, der Baronin Festgebergenie ins glänzendste Licht.

Natürlich hatte das Alles viel, sehr viel Geld gekostet. Aber da die Baronin stets der hochherzigen Lebensanschauung gehuldigt: „wer viel hat, soll auch viel ausgeben," so machte sie sich auch über diese Depensen nicht die mindesten Skrupel. Sie wollte sich einmal für diesen langweiligen Vorsommer, in dem ihr Mann mit seinen kleinlichen Börsenängsten und finanziellen Klemmen gar so viel und lästig ihr vorgejammert, jetzt gründlich entschädigen. Und hatte er ihr auch noch vor der Abreise ernstlichst ans Herz gelegt, möglichst wenig zu brauchen, da diese gefährliche Zeit dringend zur Sparsamkeit dränge, so war er auf ihre zärtlichen Bitten doch wieder so schwach gewesen, ihr bei einem Hamburger Bankhaus einen unbedingten Credit zu eröffnen. Wie thöricht wäre es darum von ihr, um diesen unbegrenzten Wechsel jetzt irgendwelche ängstliche Schranken zu ziehen! Der Weltfriede war ja wieder hergestellt; die alten glänzenden Geschäfte des Hauses Goldhelm werden schon von selber wieder beginnen. Und ob nun von Millionen ein paar elende tausend Gulden abgehen oder nicht, wie engherzig, sich darum zu kümmern? Ein einziges Geschäft bringt das hundertfach wieder ein. Also frisch drauf los nach Hamburg um neues Geld geschrieben, zur Noth auch telegraphirt, und Land und Meer steht immer wieder aufs Neue in ihrem Dienst und feiert ihre Namen.

Zu alledem diese edle Frau und Mutter, that sie denn dieses alles nur selbstsüchtig für sich allein? Gebot ihr nicht schon das einfachste Gesetz der Humanität, von dem Ueberflusse des eigenen Geldes den Andern, weniger vom Glücke Begünstigten, großartig mitzutheilen und auch deren Leben damit zu verschönen? War es namentlich für sie nicht eine wahre Herzenspflicht, ihren lieben Lands-

mann, einem armen, jungen Reiteroffizier, der wegen seiner edlen, aber niedrig mißdeuteten Freundschaft für sie seinen Abschied aus dem Regiment nehmen mußte und ihr nun aus unbezwinglicher Anhänglichkeit auch hieher nachgefolgt war, durch möglichst viele Freuden dieses schwere Opfer verschmerzen zu machen? Denn mit solch' treuer Verehrung war doch noch keiner der früheren Hausfreunde ihr ergeben gewesen. Selbst der gute Isidor hatte ihn auffallend lieb, weil er ein gar so gefälliger, liebenswürdiger Mensch gewesen, der ihn auch bei dem schlechtesten Wetter auf die Jagd begleitet, wenn alle Andern seine Einladung ausgeschlagen hatten.

Und dann, ganz abgesehen von diesen selbstsuchtslosen idealen Zielen ihrer großmüthigen Freigebigkeit, hatte sich diese hohe Tugend auch auf dem Gebiete des Realismus reichlichst belohnt in dem neuen Liebesglück ihrer heißgeliebten, von ihrem Mutterherzen wahrhaft vergötterten Tochter Melanie.

Sie, die schon seit der zartesten Kindheit ausschließlich der mütterliche Liebling gewesen, so glücklich als nur möglich mit der bräutlichen Myrthe zu schmücken, das war ihre ängstlichste Sorge schon seit ein paar Jahr gewesen. Wie viele hochadelige Freier hatten daheim in der Herzogsstadt und aus nahen Edelsitzen um ihre goldene Hand geworben! Aber ihr stolzes Herz hatte einen nach dem andern verschmäht, weil ihr keiner vornehm genug gewesen und keiner die herzlose Macht ihrer kalten Schönheit zu besiegen verstanden. Und jetzt, hier an diesem fremden Dünenstrande, hier war er endlich erschienen, der hohe, nicht minder stolze Freier, ein Ideal von männlicher Schönheit und feinsten Formen, von dessen Sonnenblick sogleich ein ganzer Zaubergarten blühender Liebe in Melaniens Herzen erstanden war.

Wie die Bewohner dieses Fischerdorfes, war auch er altfriesischem Stamm entsprossen. Drüben am andern Strande ragte die verwitterte Grafenburg seines tausendjährigen Geschlechtes empor. Wie war ihm da die seltene Mitgift willkommen gewesen, die zu solch' hoher Schönheit auf dem Brautaltare niedergelegt werden sollte! Schon war Alles im Geheimen verabredet. Den Winter sollte das junge Paar in der heimathlichen Herzogsstadt verleben,

den Sommer hier am kühlen Meeresstrande. Schon war bei der letzten feenhaft festlichen Seefahrt auf der Schaluppe „Aurora," dem für immer gemietheten Lieblingsboote der Baronin, der Braut und dem Bräutigam zu Ehren der Becher geleert worden. Mutter und Tochter schwelgten mit dem Grafen in namenlosem Entzücken. Niemals hatte die Meeresfluth drei von Erdenglück berauschtere Herzen getragen. — Da, bei der späten Heimkunft, lagen zwei Briefe auf dem Schreibtische der Baronin, und dunkler war noch keine Nacht nach sonnigem Tag über die Erde hereingebrochen, als diese Verzweiflungsnacht über die beiden, noch erst so glück- und stolzbesonnten Herzen.

Der eine Brief war ein Protest des Hamburger Bankhauses gegen weitere Auszahlung Goldhelm'scher Wechsel. Der andere kam von Isidors Hand, und meldete in erschütternden Worten den finanziellen Untergang des Hauses Goldhelm.

Mit einem Schlag in Trümmer eingesunken, lag jetzt vor ihnen der ganze gottvergessene, menschentrotzige Glücksbau. Mit schreckensstieren Blicken, thränenlos, trostlos, saßen Mutter und Tochter die ganze Nacht wie zwei erstarrte Marmorbilder vor den tragischen Ruinen ihres Lebens. — Dann und wann stieg daraus ein alter, gespenstiger Jude hervor; der sah der Baronin mit fürchterlichem Lächeln ins todbleiche Gesicht und flüsterte mit leisem Hohn ihr zu: „Leben Sie wohl, und bleiben Sie glücklich! . . ."

Verlange Niemand, in den finstern Abgrund dieser beiden Herzen jetzt hinunterzuschauen, und es gelüste Keinen, die grauenhaften Reden zu hören, nicht das erste gottlose Wort der Mutter und nicht der Tochter immer schwächeres Widerstreben! Wolle keine Hand diesen dunklen Schleier lüften! Wozu? —

Am andern Morgen war noch überdies der gräfliche Bräutigam abschiedslos in sein armes Grafenschloß übers Watt heimgesegelt. Der Hausfreund der Baronin lag im Dünenschilf, von einer Kugel ins Herz getroffen. Was war ihm das ohnedem so schimpflich verpfuschte Leben jetzt noch werth gewesen? Die Unglücksbotschaft war von ihnen Beiden sogleich am andern Morgen in den Zeitungen gelesen worden. Mit Sturmwindschnelle flog dieselbe Kunde durchs

ganze Inseldorf. Jeder Fischer und jeder Badegast, der jetzt an der Wohnung der Baronin vorüberging, schaute mit unheimlich lauernden Augen nach ihren Fenstern. Wie da jeder solcher Blicke, denen sie zufällig begegneten, ihr Herz zerschnitt und ihr inneres Elend riesenhoch aufhäufte! Den ganzen Tag blieben sie im Zimmer eingeschlossen, bald in stumpfem Hinbrüten der Verzweiflung unterliegend, bald wieder einen flüchtigen Augenblick sie bekämpfend, nur um noch rath- und trostloser wieder in ihre Nacht zurückzusinken.

Endlich stand zwischen Mutter und Tochter Alles fest in fürchterlichem Entschlusse. Die Baronin setzte sich ausgebrannten Herzens zum Schreibtisch und schrieb mit eisigkalter Hand:

„Isidor!

Deine gräßliche Unglücksbotschaft tödtet mich. Ich habe das Leben mit dir meist unerträglich gefunden, als ich noch mit allen Mitteln deines Reichthums für die Leere meines Herzens mich entschädigen und betäuben gekonnt; Noth und Schande mit dir zu theilen, ist jetzt für mich ein Ding der Unmöglichkeit und wäre mir ein hundertmal verhaßteres Geschick, als der schmerzlichste Tod. Große Seelen, wie ich, gehen nicht auf dem gemeinen Wege langsamer Verkümmerung kleinlich unter. Sie endigen auch groß und mit einem einzigen Schlage. Ich habe nicht umsonst in den letzten Jahren unter dem genialen Professor Streiter moderne Philosophie studirt. Alle die Ammenmärchen von Gott, Unsterblichkeit und Gericht machen mich nicht fürchten. Der ewige Weltgeist hat weder Belohnung noch Strafe für die Atome, die freiwillig wieder zu ihm zurückkehren, aus dem sie unfreiwillig ins Leben hervorgegangen. Aber wiß: auch Melanie kehrt nicht mehr zu dir zurück; denn sie hat gleich mir Alles, Alles verloren, was noch an das Leben kettet. Sie fühlt und denkt von jeher wie ich, als die ihrer Mutter würdige Tochter. Darum beweine keine von uns Beiden! Wir hätten so viel Liebe für uns nicht um dich verdient. Küsse mir noch Gabriele! Das ist deine Tochter. So werde mit ihr auch glücklicher, als du jemals mit uns Beiden gewesen. Lebe wohl! Klage nur das blinde, sinnlose Schicksal an, das um schnöden Geldes willen zwei

Herzen aneinander gekettet, die niemals für einander geschaffen gewesen. Bald sind wir frei. Die Macht des Schicksals ist diesmal mein eigener Wille und ewige Selbstvergessenheit mein und meines Kindes allerletzte Sehnsucht.

Melanie."

Dieser Brief ward noch zur Post bestellt. Dann verließen Mutter und Tochter ihr dicht am Meeresstrande gelegenes Haus. Der alte Paulsen, ein wettergebräunter, derbknochiger Friese, harrte bereits nebst seinem vierzehnjährigen stämmigen Enkelsohne mit seiner Schaluppe, der „Aurora," im kleinen Hafen. Ein schwarzwolkiges Wetter hing schwer drohend über der bleiern befärbten Meeresfläche; darüber strichen die Möven niederen Fluges mit sturmverkündendem Geschrei. Als die Baronin mit Melanie den Sandweg der Düne herunterging, war sie leichenblaß und ihr zitterten heimlich die Kniee; aber sie bezwang sich mit dem ganzen Aufwand ihres Muthes. Die schöne, stolze Tochter mußte mehrmals stehen bleiben und aus tiefster Brust Odem holen. Keine sah die Andere an; Beide schwiegen. Was sie sich noch zu sagen gehabt, war Alles schon vorher daheim geredet worden.

Als sie drunten der Schaluppe nahe kamen, stand der alte Schiffer davor und rief ihnen entgegen: „Eben wollte ich zu Ihnen hinauskommen, Frau Baronin! Mit der Spazierfahrt wird's nichts. Es ist ein arger Sturm im Anzug. Aber Sie kommen wohl selber nur, um mir abzusagen. Hei, wird das gleich grimmig losbrechen! Gott sei den Schiffen gnädig, die jetzt in See sind."

„Was? ein Sturm, und da wolltet ihr euch fürchten?" sagte die Baronin mit erzwungenem Lachen, das so gar nicht zu ihrem sichtlich verstörten Antlitz passen wollte. „Ei, solch' ein grandioses Naturschauspiel kommt uns ja gerade recht. Nach solcher Fahrt haben wir uns schon lang einmal gesehnt, nicht wahr, Melanie? dieser Sturm kommt uns vortrefflich gelegen."

„Ja, Mama," hauchte die Tochter innerlich zitternd vor sich hin, und eine unsägliche Angst entstellte die regelrechte Schönheit ihres *marmorkalten Gesichtes.*

„Nun, Frau Baronin," erwiederte der derbe Seemann in seiner naturwüchsigen Ungebundenheit, „mit dem Fräulein seinem Pläsir an solcher Spazierfahrt scheint's mir aber just nicht sehr weit her zu sein; wenigstens macht sie ein verdammt ängstliches Gesicht dazu. Und sie hat auch Recht. Ist es doch arg genug, wenn uns Seeleute draußen in solcher Nußschale der Sturm überrascht; aber ohne Noth und zum bloßen Pläsir hineinzufahren, nehmen Sie meine Rede nicht krumm, Frau Baronin, das heißt unsern Herrgott freventlich versuchen, und kurz und gut, mit der Fahrt wird's heute nichts."

Jetzt fühlte die Baronin, daß sie den Alten anders packen müsse, um ihn zur Ausfahrt zu bewegen.

„Seid ihr ein drolliger Kauz, mit eurem Gottversuchen! Wer denkt denn daran? Wir können ja jede Minute wieder umkehren, wenn's gar zu arg wird. Also vorwärts, Alter, zehn Thaler für die Fahrt! Nun, besinnt ihr euch noch immer?"

„Na, Frau Baronin, wenn's denn nicht anders sein soll, in Gottes Namen! Und Sie sollen mir meiner Seel' die Courage nicht abkaufen! Aber wir wollen doch sehen, wer's eher kleinbeigibt, ihr Stadtdamen oder wir Seeleute. Bube, holla, fertig gemacht!"

Und des Alten Enkelsohn, der unterdessen zuwartend auf dem Verdecke gestanden, reffte das Mastsegel auf.

Mutter und Tochter traten auf den ins Meer hineinragenden Steindamm und stiegen über ein paar schwanke Bretter zur Schaluppe hinan. Der alte Paulsen folgte rasch, zog die Planken aufs Verdeck und mit langem Haken stieß sein Enkelsohn das Boot vom Lande.

Nicht ein Vaterunser lang, da schoß es mit bis fast zum Zerreißen angeschwelltem Segel hinaus in die sich immer höher hebende Fluth. Das Wetter kam mit Macht einher. Obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, legte sich jetzt schon unheimliche Nacht über die sturmbrütenden Wogen. Schon zerrissen ferne Blitze die schwarze Wolkenwand in phantastisch zackigen Windungen. Das ferne Rollen des Donners spielte mit dem Rauschen der Wellen eine gar ergreifende Weise. Schon hob der Sturmwind an, mit noch erst gedämpfter Stimme als gespenstiger Sänger an dem schauer-

lichen Concert der grollenden Natur sich zu betheiligen. Schon wurden die Wogen danach lüstern, den grausenhaft wilden Tanz zu beginnen und dann bis zur Raserei darin sich auszutoben.

„Nun, Frau Baronin, ist's Ihnen noch immer nicht wild genug?“ schrie der alte Friese, durch Wind und Fluth sich mühsam mit ihr verständlich machend. „Jetzt aber umkehren! es ist die höchste Zeit; sonst genad' uns Gott! Denn der Sturm bricht los.“

„Den will ich ja eben,“ rief die Baronin in sinnloser Erregtheit. „Darum vorwärts! nur noch fünf Minuten! Und fünf Thaler Trinkgeld! Wenn ich's wage, müßtet ihr euch doch vor mir schämen, euch zu fürchten. Vorwärts, Alter!“

Jetzt trat sie an den Mast und hielt ihn krampfhaft umklammert. Von Todesangst durchschauert schmiegte sich die Tochter an die Schulter der Mutter. Hei, wie ihre lichten Kleider im dunklen Sturme flogen! Wie zwei Geister waren sie zu schauen.

„Melanie, jetzt mach' dich bereit! unsere Stunde ist da,“ rief die unglückselige Frau mit vor Angst erstickter Stimme.

Und das junge Leben schrie aus dem zusammengeschnürten Herzen der Tochter heraus: „Mutter, o Mutter! sieh' nur die gräßlichen Blitze, und horch, wie der Donner grollt! Ach, kehren wir um! Morgen, o lieber morgen!“

„Sei nicht feig, Melanie! Dank' vielmehr der ewigen Natur, daß sie's uns so leicht machen will. Oder willst du ohne mich wieder heimkehren in Elend und Schande, in ein armes, verachtetes Judenhaus! so laß mich allein vollenden! Ich weiche nicht zurück.“

„Nein, Mutter, nein, verlaß mich nicht! Ich will ja mit dir gehen.“ Und sie umschlang sie mit bebendem Arme. Sogleich aber rief ihr einstiger Kinderglaube wieder: „Aber Mutter, Mutter! wenn's doch einen Gott da droben gäbe, einen barmherzigen Gott und allheiligen Richter?“

„Es gibt keinen, sag' ich dir. Sieh' hin: Meer und Wolken, Blitz und Donner, das ist Gott, das ewige All! — Und nun komm mit mir oder bleib' zurück! Aber ich muß gehen.“

Und jetzt noch ein furchtbarer, Kopf und Herz umnachtender Augenblick! Eine haushohe Woge stürmte heran, von feurigen Blitzen

umflammt. „Jesus Maria!“ schrie’s durch den Sturmwind aus der Tochter Mund. Noch flatterten die sturmzerzausten, hellen Gewänder. Und sie stürzten hinunter ins tobende, schäumende Grab; von der „Aurora“ in die Nacht des Todes . . .

Dann noch ein betäubender Donnerschlag. Der alte Seemann schrie dazwischen: „Gott sei ihnen gnädig!“ und schlug die Hände vors Gesicht, sein Boot dem Sturm überlassend. Seinen Enkelsohn hatte der Schrecken zu Boden geworfen. Und eine wilde Woge nach der andern wälzte die beiden unheiligen Opfer von sich ab, hinaus in immer tiefere See. —

Nach drei Tagen hatte das Meer die Unglückseligen wieder dem Lande zurückgegeben. Die Leiche der Mutter lag eine ganze Stunde weit von jener der Tochter zur Ebbezeit auf dem weißen Sande. Aber im kleinen Kirchhofe des Inseldorfes liegen sie im gemeinsamen Grabe wieder beisammen. Ein einfaches, schwarzes, hölzernes Kreuz steht auf dem kleinen, flugsandigen Hügel. Wer hatte nach solch’ grausiger Todesbotschaft im eingestürzten Hause Goldhelm noch daran gedacht, aus dessen Trümmern einen prunkenden Denkstein hieherzusetzen? So ruhen die Beiden hier auf dem äußersten Fleck deutscher Erde im vergessenen, ungepflegten Grab am Inselstrande der Nordsee. Nur ganz selten fragt einmal ein vornehmer Badegast aus der fernen Herzogsstadt den Arzt oder Dorfpfarrer nach dieser traurigen Ruhestätte. Tritt er dann in den düstern Gottesacker mitten in öder, schilfiger Düne, und man zeigt ihm diesen Grabhügel, schmucklos wie der des ärmsten Bettlers in seiner Heimath, dann gedenkt er wohl voll trübsinnigen Ernstes all’ der zauberhaften Pracht und sündigen Verschwendung jenes Palastes, darin er diese zwei nun so armselig gebetteten Todten mit Leib und Geist einst glänzen und prahlen gesehen, in trügerischem Triumphgesang eitlen Menschenglückes voll maßlosen Stolzes einherschreitend. Und er lauscht versunken dem nahen, dumpfen Meeresrollen wie einer erschütternden Predigt vom Fluche falschgenützten Reichthums und vom Verderben falscher Bildung. — Gott sei ihnen gnädig! . . .

Und wieder ziehe ich mit dir zur Abendzeit hinaus in die Meeres-

fluth. Wie diese jetzt daliegt in hehrer Ruhe, den wellenlosen Spiegel von Purpurduft überhaucht. Ein stattlicher Dreimaster gleitet mit geschwellten Segeln majestätisch dahin gegen Sonnenuntergang. Aber die jetzt in den niedergehenden Abend hineinsteuern, diese hoffen Alle auf neuen Erdenglückes Sonnenaufgang am traumumwobenen Himmel eines andern Welttheils. Und eben steht die ganze Auswandererschaar auf dem luftigen Verdeck. Denn ach, das letzte Stück deutscher Erde schimmert dort als weißer Dünenstreifen zu ihnen her, und mit einander schauen sie zu ihm hinüber. Die Einen mit trockenem, trotzigem Blick, da sie froh sind, nun bald auch den letzten Fleck des großen Vaterlandes hinter sich zu haben, dem sie mit grollendem Herzen und nach zerronnenen Glücksträumen den Rücken kehren, vor sich eine neue Welt mit neuem Hoffen und neuer Täuschung. Andern werden bei diesem abschiednehmenden Anblick die Augen noch einmal naß und ihr Herz erneuert die Wehmuth des Scheidens daheim von dem theuern Boden, darauf sie geboren und groß geworden. In stummen traurigen Gruppen sitzen sie auf ihren Kisten da, die Bauern- und Handwerkerfamilien. Hier drückt ein junges, schluchzendes Weib den Säugling jetzt ängstlicher ans klopfende Herz. Dort läßt ein stämmiger Mann heiße Thränen fallen aufs von ihm umfaßte Haupt des vor ihm hingelagerten Knaben. In brütendem Tiefsinn hingekauert schaut die bäuerliche Großmutter in das ihr noch so fremde Element der rauschenden See. Und ihr weißhaariger Mann sucht den Brand seines schon jetzt erwachten Heimwehs zu mildern, da er die harmlos lachende Enkeltochter auf den Knien trägt und sich von ihrer Schmeichelhand die nassen Wangen streicheln läßt.

Dazwischen winken, hinten ums Steuer geschaart, leichtblütige junge Gesellen mit geschwenkten Tüchern das letzte Lebewohl zum deutschen Insellande hinüber und stören mit jauchzenden Abschiedsrufen die Abendstille des Meeres und die Wehmuth der auf ihm dahinziehenden, Heimath entsagenden Menschen. Kreischend umfliegt der geleitgebende Schwarm der Möven die von der Abendgluth umwobenen Segel. Und horch, jetzt lassen die lustigen Glücksjäger ein mächtiges Lied erklingen, des Vater Arndts viel gesungenen, vielfragenden Sang vom deutschen Vaterland, daß unter dessen Schall

die Mastwimpeln mitfühlend zu flattern scheinen. Leuchtet doch der hohe Name „Germania" von der Schiffswand in weithin sichtlichen Buchstaben übers dämmernde Meer! Und ihr holzgeschnitztes Bild ist es, das mit eichenbekränztem Haupt und bepanzerter Brust die riesige Fluth durchschneidet.

Und jetzt erklingt die Strophe:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
Soweit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt;
Das soll es sein! das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!" —

Und wehmüthig verklingt's im seefrischen Abendwinde.

Wie viel zertrümmertes Glück und verlorne Hoffnungen, aber auch wie viel kräftigen Muth und kühnes Ringen, wie viel Arbeitskraft und Tüchtigkeit, wie viel gesundes „deutsches Leben" entführte jetzt diese Germania dem Boden ihrer großen Namensschwester!

Ja, schauet ihr Alle nur noch abschiednehmend nach diesem letzten Stück eurer weiten deutschen Heimath! Da drüben endet in Wahrheit Deutschlands Boden. Und hier sogleich versenket in die Salzfluth jedwedes dichterische Traumgebild von einem unfaßbaren, grenzenlos verschwommenen Ideal eines deutschen Vaterlandes überm Weltmeer, „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt." Wohl könnt ihr auch mitten im Urwald wie in der amerikanischen Großstadt in euren Herzen und euren Häusern deutsch bleiben, deutsche Sitte pflegen, deutsches Wesen und deutsche Arbeit zu Ehren bringen! Aber euer wirkliches deutsches Vaterland, das habt ihr jetzt verlassen auf Nimmerwiederfinden überm Meere! Wohl werth, daß euch beim Anblick dieser letzten deutschen Erde die Herzen banger schlagen und die Thränen des ersten Abschiedes bei diesem allerletzten noch einmal stärker zu fließen beginnen! —

Aber siehe, was mag wohl der dort für ein unsägliches Leid im Herzen tragen, der vornehm gekleidete Mann mit schönen, orientalischen, tief verhärmten Zügen?

Von den Andern abgesondert sitzt er am Schiffsrand und senkt das wohl vor den Jahren grau gewordene, bleiche Haupt zum Erbarmen traurig nieder. Mit solchen, vom vielen Weinen schon ganz matt gewordenen Augen schaut doch Keiner jetzt nach der fernen Düne hinüber. Ein achtzehnjähriges Mädchen, wie ein wunderschönes Frauenbild aus dem alten Testamente, kniet ein paar Schritte davon entfernt. Nur dann und wann richtet sie das vorgebeugte Antlitz ein wenig auf, und so oft sie nach der Insel hinübersieht, seufzt sie aus wundem Herzen und versinkt wieder in um so innigeres Gebet. Das ist dieses traurigen Mannes Tochter. — Als Dritter in diesem seltsam ergreifenden Bilde tritt jetzt ein alter Jude mit schneeweißem Barte, der bisher ein wenig seitwärts gestanden, zu dem Manne hin, legt ihm die ausgemergelte Hand auf die Schulter und sagt zu ihm voll mitleidigen Tones:

„So sei doch endlich ruhig, Isidor! Hör' auf zu weinen und schau' nimmer hinüber! Was hast du davon? Kannst du sie mit all' deinen Thränen doch nimmer auferwecken zum Leben! Und sei froh, daß du's nicht kannst! Sie liegen gut da drüben, mein armer Sohn! Laß sie liegen und weine nimmer!"

Aber diesem brachen die Thränen nur noch heißer hervor, und er jammerte aufs neue:

„Ach Salomon! Das ist leicht gesagt, daß ich soll nimmer weinen. Und wären sie gestorben wie andere ehrliche Menschen, bei Gott, ich wäre ruhig. Aber daß meine Frau sich selber den Tod gegeben, ach und mein Kind mit dazu, meine schöne, schöne Tochter, von der eigenen Mutter verführt und hinuntergezogen in das schreckliche Grab! Ach Salomon, müßt' ich doch jetzt haben ein Herz von Stein, und wär' ich ein gottloser Mann, wenn ich jetzt da hinüber sähe, dort wo mein Kind in dem verlassenen Grabe liegt, und ich wollte nicht weinen, bis daß ich keine Thränen mehr hätte. Ich bitte dich, laß mich allein! Du hast niemals ein Kind gehabt, was kannst du wissen von meinem blutigen Vaterherzen? Ach laß mich weinen, so lang ich einen Streifen nur noch sehe von der unseligen Insel! Alter, treuer Salomon, verstehe mich doch!"

Aber der Alte gab sich nur halb zufrieden: „Nun, so weine,

mein armer Sohn, weine dich aus, wenn's dir dein Herz kann leichter machen. Aber ich kann dir nicht mithelfen in deiner Trauer. Ja, diese da, wenn's diese wäre!"

Und auf Gabriele deutend, die noch immer im stummen Gebet auf den Knien lag, fuhr er mit schmerzlicher Miene weiter:

„O wäre diese ins Wasser gesprungen mit ihrer gottlosen Mutter, und läge sie jetzt da drüben in dem verlassenen Grabe, beim ewigen Gott, ich thäte mit dir weinen und klagen und spräng' am allerliebsten jetzt selber ins Meer vor lauter Trübsal. Denn diese ist allezeit gewesen ein wahrer Engel gegen dich und sie wird's bleiben, so lange dir ein Aug' offen steht, sie wird's bleiben, ich weiß es, dein gutes, braves Kind, das dich lieb hat und in Ehren hält, wie's der ewige Gott den Menschenkindern geboten. Aber die Andere, die da drüben begraben liegt, diese hat geheißen wie ihre Mutter und ist auch gewesen wie ihre Mutter, stolz und hartherzig, und hat sich geschämt ihres eigenen Vaters und hat ihn heimlich verachtet, weil er einmal ein Jude gewesen. — Ich weiß es. — Und wie ihre böse Mutter mich aus deinem Hause getrieben und ich durchs große Thor auf den Schloßplatz gegangen, da hat sie zum Fenster auf mich heruntergesehen und hat spöttisch mir nachgelacht. Aber die da auf den Knien liegt, die hat am Thorwege mir gar traurig zum Abschied die Hand gegeben und hat um den alten Salomon geweint. Und das werd' ich nicht vergessen, und wenn ich alt werden sollte wie Methusalem, ich werde das Lachen der Einen und das Weinen der Andern sehen. — Und darum, mein trauriger Sohn, hör' auch du jetzt auf, für die Andere zu weinen, und die Thränen, die du noch hast, die spare für diese da, dein gerathenes Kind; und nun schilt mich nicht hartherzig, Isidor! — Denn sieh', was kümmert mich da drüben dieses Stück alte Welt? Ich fahr' auf dem Meer in die neue Welt und in ein neues Leben für dich, mein Sohn, und diese da, dein Kind. Gott der Allwissende weiß, ich hätte mich am allerliebsten daheim in die Grube gelegt; mit sechsundsiebzig Jahren hat man müde Knochen und es ist Zeit zum Schlafengehen. Aber um deinetwillen hab' ich noch zum Wanderstabe gegriffen und bete noch um ein paar Jährchen zum Himmel, daß er mich's noch erleben

lasse, wie du wieder geworden bist ein glücklicher Mann, was du all' dein Lebtag nicht gewesen. Und ich weiß es, du wirst es wieder werden, mein Sohn, ich weiß es, hast du doch diesen Engel bei dir und deinen alten, treuen Salomon!"

Dann beugte er sein weißes Haupt über Goldhelms Stirne, drückte einen Kuß darauf und die Stimme versagte ihm schier: „Isidor, mein armer Sohn, hab' Muth und sei ruhig! Da drüben in der neuen Welt geht's besser."

Der Alte wischte sich jetzt selber eine Thräne aus dem pergamentenen Gesichte, trat ein paar Schritte weg und sah vorwärts nach Westen mit tiefsinnender Miene.

Unterdessen war der Dünenstreif im Dufte der Dämmerung völlig verschwunden, auch Gabriele stand endlich auf, trat zum Vater und legte ihre Hand in die seine: „Vater, sei mir nicht böse, daß ich dich bis jetzt allein gelassen. Aber ich habe zu meinem Heilande geweint und gebetet für die arme Mutter und Schwester, und nun bin ich völlig ruhig. Seine göttliche Stimme hat zu mir geredet; vom Kreuze herab hat er die Arme gegen mich ausgebreitet; sein Erlöserblut ist in mein wundes Herz geträufelt. Vater, nun werd' auch du wieder ruhig! Komm, laß mich die Augen dir trocknen! Ich will mit meiner Liebe dich stützen und trösten, so lange das Herz in der Brust mir schlägt. Und vertraue nur darauf, denn mein Heiland hat es mir vorhin vom Himmel herunter verheißen: wir sind arm geworden, aber wir werden reicher werden als zuvor."

„Geb's der allgütige Gott, mein frommes Kind!" Mit diesen Worten drückte Isidor Goldhelm, wie er sich von nun an einfach bürgerlich nannte, seine Tochter ans Herz und lehnte die nassen Wangen auf ihr weiches Haar.

Wie das Licht des Abends jetzt allmälig immer schwächer hinstarb auf der Meeresfluth, so schläferte ihr geheimnißvolles Rauschen ihm allmälig die wilden Schmerzen ein, und er vergaß über dem süßen engelgleichen Leben dieser einen Tochter den bitteren, unheiligen Tod der andern, von deren Kindesliebe er fast nie einen beseligenden Hauch verspürt. Und jetzt ging ein Stern nach dem andern auf über dem ewigen Meere. Zum erstenmale wieder seit jenen

[illegible] [illegible]augen fühlte dieser arme Mann Trost und Versöh[illegible] [illegible] einer besseren Zukunft Hoffen aus dem Sternenhimmel in [illegible] [illegible]strahlen.

Unterdessen stand der alte Salomon Baruch in sich versunken [illegible] Seite. Schon jetzt am ersten Abende seiner Seefahrt in die neue Welt grübelte er darüber nach, wie er's dort wohl am klügsten anstelle, um ein neues Geschäft für den Sohn jenes Vaters zu begründen, der einst ihn selber als armen, hungernden, frierenden Bettelbuben aufgenommen, gespeist und erwärmt.

Das war es gewesen, daß, wie das Bankhaus „Isidor von Goldhelm" in Trümmer gefallen und das Meer die Beiden als Grab verschlungen, deren verachtender Haß ihn aus dem Palast in die Judengasse getrieben — dieser nie verlöschende Dank gegen Isidors Vaters war es gewesen, der ihn dann, all' seines alten Grolles vergessend, als den Ersten wieder in das eingestürzte Haus gehen und zu dessen verzweifeltem Herrn sprechen geheißen: „Sieh', der Judenhaß deiner Frau hat mich aus deinem Christenhause hinausgeworfen. Nun treibt der Geist deines alten Judenvaters mich wieder zu dir herein. Ich habe dir und deinem Geschlechte grollen wollen bis in den Tod, aber dein Unglück hat meine begrabene Liebe wieder auferweckt, weil du der Sohn deines Vaters bist, der auch mir einst ein barmherziger Vater gewesen. Nun siehe, da bin ich und will dich wegführen aus den Trümmern deines alten Hauses in eine neue Welt, und will dir bauen helfen ein neues Haus. Denn dieweil du und dein Weib gottlos verschwendet, hab' ich im Glauben an meinen Gott mit meinem Bischen Vermögen gespart und kluge Geschäfte gemacht und fünfzigtausend Dollars stehen auf diesem Wechsel geschrieben, in Newyork nach Sicht auszubezahlen an den armen alten Juden Salomon Baruch. — Meinen alten Handelsgeist nehm' ich mit in meinem schneeweißen Kopf und meinen Glauben an Gottes Hilfe in meinem Herzen. Sag', wie kann da unser Geschäft falliren? Und nun mach' dich fertig, Isidor! — Auf, auf, nach Amerika!"

Und jetzt war es völlig Nacht geworden. Aber die Drei saßen noch immer auf dem Verdeck und lauschten in sich versunken der rauschenden See, die ihnen erzählte von besseren Tagen am andern Strande.

VI.

Auferstehen.

Ich führe dich in ernstes, von dunkelm Forst umarmtes Haideland. Du stehst mit mir auf niederrheinischem Boden. — Und siehe, vor dir liegt eine weit ausgedehnte Maschinenfabrik. Langgestreckte, saubere Backsteinbauten bedecken viele Tagewerke von Schienensträngen durchzogenen Sandes. Dutzende von schlanken Schlöten ragen empor. Und dort, seitab vom Fabrikgetriebe, welch' palastähnlicher Bau! Schlingrosen umwuchern die auf zierlichen Eisensäulen ruhende Veranda. Davor dieser sorglich gepflegte Rasen, von dessen kurzgeschornem Sammt die Blumen sich um so leuchtender abheben. Um das Vornehme dieses Wohnsitzes noch zu erhöhen, wirft aus kostbarem Marmorbecken ein Springquell den glänzenden Strahl hoch auf, und Schwäne wiegen darunter das stolze Haupt.

Das ist das Wohnhaus des reichen Fabrikherrn Ernst August Gödike, und nach dem Namen seines noch bei ihm lebenden alten Vaters benennt sich „Wilhelmsruhe" der ganze weitverzweigte Besitz.

Von diesem Prachtbau fünfzig Schritte seitwärts am Waldsaum, in eine hochstämmige Buchengruppe ganz hineingebaut, steht ein bescheidenes, einstöckiges Häuschen. Wie das mit seiner schmucklos weißen Wand aus dem kaum aufgeblühten, zartgrünen Blätterschirm so traulich hervorlugt, wie ein Bild harmlosen, genügsamen Lebens! Ob es wohl auch solchen Frieden beherbergt? Wer mag darinnen wohnen? — Sollte ich dir das wirklich erst noch zu sagen brauchen?

Welche innere Welt liegt in dieser kurzen Spanne Zeit eines halben Jahres, seitdem wir unsere Freunde an jenem letzten Herbstabend im Görzhausener Schlosse verlassen haben! Nun finden wir hier sie wieder — den ehemaligen Burgherrn als Correspondenten des Hauses „Gödike und Sohn," und Helene als die Lehrerin von dieses Sohnes Kindern. Wie aber soll ich dich jetzt in diesen Wechsel von Empfindungen hineinschauen lassen? — Am besten, du hörst die unmittelbare Sprache der Herzen, deren inneres Leben sich dir *erschließen soll. Und nicht* ängstlich laß mich auswählen! Wie mir's

in die Hand fällt, so biet' ich dir's in losen Blättern hin. Auch diese wenigen werden genügen, daß das Gesammtbild dieses Seelenlebens verständlich werde.

Ich greife um ein halbes Jahr zurück.

Wilhelmsruhe am 28. November 1859,
Abends 9 Uhr.

Liebster, einzig treuer Theodor!

Wie du schmerzlich besorgt nach unserm Befinden und meiner Stimmung fragst! O daß ich doch schon heute, nach den ersten acht Tagen, dir zurufen könnte: es geht mir gut! — Daß doch dieses, mein erstes Wort schon jetzt zu dir hinfliegen dürfte, wie die Taube Noahs mit dem heimgebrachten Oelzweig, um dir die frohe Botschaft zu bringen, daß die Wasser meines innern Elends sich zu verlaufen beginnen! Aber noch spannt über dieser Sündfluth meines selbstverschuldeten Schicksals kein Regenbogen die schimmernde Brücke der Versöhnung . . .

O wohl fühl' ich's aus deinen zarten Worten heraus, auf welch' süßen, mächtigen Trost du mich verweisest — auf mein Weib, meine Stütze, mein Labsal, meinen guten Engel — Helene! Ach jawohl, ich weiß es: wäre mir von Gott die allwissende Macht gegeben, unter allen Frauen der Erde noch einmal die Einzige mir auszuwählen, ich würde alleinzig sie und immer nur sie unter all' den Millionen als Weib heimführen, so über alles Menschenlob erhaben hat ihre große Seele den Glanz ihrer gottebenbildlichen Schönheit in diesen dunkeln Tagen über mich ausgegossen. Und hätte nun ich, der Alles allein verschuldet, auch nur allein die Strafe zu tragen, aber sie, die Kinderunschuldige, hätte jetzt Alles, was ich entbehre und nichts von dem, was ich hier dulde, o dann sollte kein klagendes, kein murrendes Wort über meine Lippen kommen. Doch das ist ja diese über meine Stimmung immer wieder hereinbrechende Nacht: ich habe auch ihr schuldloses Leben in den Abgrund meines selbstverschuldeten Elends heruntergezogen. Und, o vor Schmerz und Schamröthe glühen mir die Wangen, der wunderbare Zauber ihrer Musik, mit dem sie den Frühlingsmorgen unserer Liebe noch reizender gemacht,

und meines seligen Vaters Winterabend so sanft verklärt, mit dem ich dann in unseliger Eitelkeit als ihr neidenswerther Mann geprahlt — den verwerthet sie jetzt an den Kindern fremder Eltern, um den tausendsten Theil jener Summen, die durch meine irdische Hoffahrt verloren gegangen, in himmlischer Demuth ihrem Hause wieder zurückzuverdienen.

Heiliger Gott! Als ich an jenem ersten Abend auf dem Haidehof ihrem seelenvollen Spiele von der Sprache der Meereswogen gelauscht, und ein unsichtbarer Geist hätte mir höhnend zugeflüstert: „Nicht wahr, welch' goldener Klang! — Aber du wirst diesen Engel noch dazu bringen, daß auch wirkliches Gold daraus werde — greifbares, klingendes Gold zum gemeinen Lebensunterhalt! . . .“

O ich sage dir, wenn ich jetzt im Comptoir arbeitend am Pulte stehe, und gewöhnlich des Abends vom Zimmer über mir die Töne zu mir herunterklingen, von Helenens Hand ihrer Schülerin vorgespielt, dann erfaßt mich oft solch' ein wilder Schmerz, daß ich im Wintersturm in den nahen Wald stürzen möchte, um meine Schuld in die Nacht hinauszuschreien und die dröhnenden Riesentannen zu beschwören, sie möchten auf mich zerschmetternd niederbrechen.

Ach, du mein treuester Freund! ein solch' hohes Weib zum bezahlten Dienst unter fremden Menschen erniedrigt zu haben, und für alle eigene Schuld nie einen einzigen leisen Vorwurf von ihr zu hören, nein, nur gütige Worte aufrichtenden Trostes; keinen flüchtigen Zug von Mißmuth an ihr zu sehen; aber einen ganzen Himmel voll großmüthig verzeihender Liebe in den immer gleich sanften, frommen Kinderaugen — o Theodor, solch' wahrhaft heilige Frauenliebe ist fast unerträglich . . . Ich muß für heute schließen. Herz und Hand zittert mir zu sehr. Morgen mehr, und, so Gott will! — ruhiger!

Am 6. Dezember, Morgens 10 Uhr.

Du siehst, liebster Theodor, über acht Tage hab' ich mein erstes Wort an dich als Bruchstück liegen gelassen. Denn immer harrte ich auf bessere Stimmung, um mit etwas lichteren Farben die nacht-

düstere Stimmung übermalen zu können. Verzeihe nun dem damaligen abendlichen Novembersturm, der mit seiner trostlosen Melodie mir keine so lieben, herzerhebenden Geschichten von der Zukunft zu erzählen wußte, wie einst dir in deiner holländischen Mansarde. Weißt du's noch? — Seit gestern hat sich nun der Himmel wieder aufgeheitert. Wie thut dieser winterliche Sonnenglanz wohl! O wir, mit unserer geistigen Kraft so gerne großthuenden Menschen, was sind wir doch oft schwache Creaturen in unserer Stimmung! — Eine sternenlose, sturmdurchbrauste Nacht treibt unser kummerschweres Herz an den Abgrund der Verzweiflung und wir geben jedes heitere Hoffen verloren. Ein sonniger Himmel am andern Morgen führt dasselbe Herz wieder auf den versöhnenden Weg neuen Vertrauens. So ist's nun auch mir ergangen. Und nun laß mich bei diesem lieben, milden Sonnenlichte dir Alles erzählen, worüber ich an jenem stürmischen Abend zu keiner einzigen Zeile gekommen war! —

Als wir auf der letzten Bahnstation, eine halbe Stunde von Wilhelmsruhe, wohl als die traurigsten Reisenden ausgestiegen waren, da stand auch schon der gute Fritz in der Halle und fiel mir sprachlos um den Hals. Dann küßte er Helenen ungestüm die Hände — umarmte Röschen, Hans und Rudolf — o war das ein Wiedersehen! Hervorgestammelte Worte, stürzende Thränen — blutende Herzen! Es lag ja zu viel zwischen unserm letzten und diesem Wiedersehen, o gar zu unaussprechlich viel des wechselnden Schicksals! — Dort stand ich als der stolze Burgherr vor ihm, jetzt als demüthiger Correspondent derselben Fabrik, die er als ehrenreicher Director leitet. Und wie fand er Helene wieder, die einst nur um den Lohn dankender Liebe seine eigene Lehrerin gewesen? — Und nun! — Doch auch dieses Wiedersehen liegt überstanden hinter mir! Still davon!

Fritz winkte einem gallonirten Kutscher, der gleich den andern Zuschauern diesen befremdenden Empfang mit verblüfftem Gesicht angesehen. „Befehlen der Herr Director, daß wir gleich fortfahren?" fragte dieser unterwürfig, während er uns selber bedenklich musterte, und nicht recht wußte, was er aus uns machen sollte. — O nur

erst hinaus in Gottes freie Luft! — Das war jetzt die ganze Sehnsucht meines zusammengeschnürten Herzens.

Wir fuhren nun sogleich in den zwei bereit stehenden Wagen weiter. Helene, Röschen, Fritz und ich im ersten, die Knaben mit der Magd im zweiten. Es ging in der Dämmerung über recht ernstes Haideland, und meist im Schritt durch tiefen Sand. Und wie's nur der Zufall so wollte — am schwarzen Waldsaum trieb ein alter Schäfer mit seiner Heerde. Rings aus dem Moorgrund wallten weiße Schleier empor.

Es war nun wirklich rührend anzuhören, wie der gute Fritz mit nassen und doch leuchtenden Augen uns schon während dieser kurzen Fahrt unser künftiges Häuschen in seiner äußern und innern Traulichkeit beschrieb, und uns versicherte, daß von ihm und der Familie Gödike gewiß alles Erdenkliche gethan werde, um uns die ungewohnte Lage so erträglich als nur möglich zu machen. Helene hielt in stummer Rührung beständig seine Hand in der ihren, und unserm herzigen Röschen war immer zwischen Weinen und Lachen, als sie ihren Liebling so tröstend mit uns reden hörte. Ich selber aber, wie mir's nur so geschah! — ich hörte dem Allen doch nur mit halbem Ohr und Herzen zu, und immer wieder mußte ich auf den Hirten vor seiner Heerde schauen und die umschleierte Haide. Da gedachte ich unwillkürlich des ehrwürdigen, weißbärtigen Schäfergreises, der auf jener andern Haide vor mir gestanden, als warnender Prophet. Und jetzt stand er drüben am Waldsaum, in riesengroßer Geistergestalt, von Nebeldunst gewoben. Schneeweiß, wie sein Bart, war sein ganzes Gewand. Bis zu den Wolken sah ich ihn mahnend die Hand erheben, und seine Stimme rief mir ins innerste Herz hinein: „Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter und es bekommt nie genug. 's ist Alles Rauch!...

O Theodor, daß ich diese Mahnung doch also spät erkannt und befolgt! — Aber ist es denn wirklich unwiederbringlich zu spät? — Nein! Nein! —

Unser guter Freund hatte wirklich nicht zu viel gesagt. Wir wurden von der Familie Gödike mit solch' zarter Schonung willkommen geheißen, daß ich diesen Abend der Ankunft, vor dessen

gefürchtetem Eindruck mein ganzer Mannesstolz sich zuvor wahrhaft gesträubt, in ganz erträglicher Stimmung verlebte. Bis wir mit der Einrichtung unserer bescheidenen Häuslichkeit in Ordnung waren, wurden wir sogar noch zwei Tage wahrhaft gastfreundlich in dem palastähnlichen Hause des Fabrikherrn beherbergt.

Ich hatte nun vorher dem zu unserm Asyl bestimmten Häuschen am Saume des Waldes einen flüchtigen Besuch gemacht, und die anspruchslosen vier Zimmer des ersten Stocks — zu ebener Erde sind Küche und Magdstube — sahen mich mit ihren nackten Wänden freilich noch sehr wenig einladend an. Indessen that mir doch schon bei diesem oberflächlichen Beschauen die Wahrnehmung wohl, daß alle Räume erst ganz frisch tapeziert worden waren, sehr einfach aber doch mit einem gewissen Geschmack. Ich fühlte aus dieser unscheinbaren Aufmerksamkeit heraus, daß man unser Unglück ehre und uns nicht mit verstecktem Widerwillen wie unwillkommene Aufdringlinge erwartet habe. Du weißt nun, liebster Theodor, daß Helene in Görzhausen den glücklichen Gedanken gehabt, nur die überflüssigen Luxusmöbel und allen sonstigen, nun so lästigen Prunk zu verkaufen, hingegen, außer den deiner ferneren Obhut anvertrauten Familienbildern, unsere einfachste aber gediegene Hauseinrichtung, die uns schon in der Erkerstube meines Vaterhauses lieb geworden, sammt Betten und Weißzeug zu behalten, und den Herrn Gödike um die weitere Gunst zu bitten, das für uns bestimmte Häuschen selber wohnlich einrichten zu dürfen. O guter Theodor, welch tiefempfundenes, wohlthuendes Verständniß eines echt deutschen Frauenherzens lag in dieser klugen Anordnung Helenens! Und wie unsäglich zart und sinnig wußte ihr lieber, poetischer Geist Alles in Scene zu setzen! So höre nur!

Nur Fritz durfte ihr bei der Einrichtung des lieben Häuschens helfen; ich selber aber keine Stunde früher ein Zimmer betreten, und sie hütete ihr verborgenes Walten sogar vor jeder Neugier der Kinder. Nachdem sie dann kurz vor der Dämmerung ihr frommes Hausfrauengeschäft vollendet hatte, kam sie mit Fritz in unser elegantes Gastzimmer herüber, darin wir warteten. „So, lieber Vater und gute Kinder," sprach sie mit glücklichem Lächeln, darin nur ein

klein wenig Wehmuth zu bemerken war, „nun kommt herüber in unsere neue Heimath! Ich hoffe, sie euch doch ein wenig traulich gemacht zu haben.“ — Die unschuldigen Kinderaugen glänzten in solch’ freudiger Erwartung, als werde ihnen das Christkindchen beschéert. Mir aber war das Herz gar seltsam bewegt, und mir wurden die Augen naß, da ich Helenens Hand drückte, und sie nun nimmer loslassend mit ihr und den Kindern zu unserm Häuschen hinüberging. Der gute, feinfühlende Fritz blieb aber jetzt zurück. Ich ahnte, warum? Zum stummen Danke dafür gab ich ihm im Fortgehen die Hand.

Schon, als wir darauf die Treppe in unserm Häuschen hinanstiegen, zitterten mir, starkem Manne, die Kniee. Und Helene führte uns zuerst in die nebeneinander liegenden kleineren Zimmer für Röschen und die beiden Knaben. Wie diese in diesem fremden Hause nun ihre eigenen Betten sammt der gewohnten Einrichtung wiederfanden, und selbst das alte hölzerne Kruzifix wie die Muttergottesstatue an der Wand ihrer Stuben erblickten, Gott! — wie jubelte doch Röschen und Hans ob dieser Ueberraschung solchen Wiedersehens, als sei ihnen Wunder was für ein noch nie empfundenes Glück begegnet! „Kinderherzen!“ dacht’ ich mir, „welche Weisheit kann ich von euch lernen!“ — Aber reden konnte ich kein Wort. Darauf öffnete Helene die Thür unseres einzigen Wohnzimmers. Und als mich in dessen traulicher Behaglichkeit — mir völlig unerwartet — das Bild meines seligen Vaters und meiner alten Mutter begrüßte, und zwischen ihnen aus einem duftigen Blumenkranze die vielsagenden Worte mir entgegenblickten: „Friede sei mit euch!“ — o Theodor! — wie war mir da geschehen! Wer vermöchte diesen Augenblick zu beschreiben? — Auch jetzt wieder stürzen mir die Thränen hervor. Laß mich abbrechen! Heut Abend weiter!

* * *

Abends 8 Uhr.

Nicht wahr, liebster Freund, wie konnt’ ich doch nur nach solchem Empfang in unserer neuen Häuslichkeit und mit solchem Weibe wieder *in so düstere Stimmung* verfallen, in der ich dir vor acht Tagen

geschrieben? Und doch wirst du auch diese verstehen und ehren, denn sie war menschlich und frei von jeder Selbstsucht. Meine Trauer galt ja nur Helenen und meiner Schuld. — Nun aber hab' ich auch dieses Gefühl überwunden, denn es war nicht das richtige, um Helenens unvergleichliches Liebesopfer würdig zu vergelten. Nicht mehr klagen will ich darüber, daß sie solch' frommes Werk an mir und meinem Hause in fremdem Dienste thut; nicht durch meine Trauer darum will ich's ihr immer wieder verbittern, sondern mit dankender Bewunderung an mir tagtäglich geschehen lassen. Das erhabene Bewußtsein, daß sie sich um meinetwillen freiwillig erniedrigt, um mein niedergebeugtes besseres Selbst wieder zu erhöhen und meinen verirrt gewesenen Willen auf den rechten Lebensweg zu lenken, diese innere Beseligung soll ihr großes Herz von nun an unvermindert und unverkümmert an mir verkosten. Ich will ihr beweisen, daß ihr heiliges Opfer für mein inneres Lebensglück nicht vergeblich von ihr dargebracht werde. Nur mit solcher Mannesthat kann solche Frauenliebe vergolten werden, aber nie mit Trauer und Klage. — Und darum verstumme sie jetzt auch für alle Zeit!

In dieser Erkenntniß hab' ich mir heute Morgen vorm Antlitz Gottes und bei meiner Mannesehre gelobt, in diesem kleinen, einsamen Häuschen als zufriedener Mann zu wohnen, bis eine gütige Fügung mich wieder hinausführt auf den Weg des öffentlichen Lebens, um meine geistige Kraft von neuem darin zu erproben und zu verwerthen, aber Herz und Willen mit weisem Maße zu beherrschen. Ich habe mir's gelobt, für mein früheres unersättliches Jagen nach falschem äußern Glück und zügelloser Freiheit nun hier genugzuthun, indem ich ohne murrenden Widerwillen das mir vom Schicksal auferlegte Joch meiner jetzigen Unterwerfung trage. Mir selber will ich jetzt beweisen, was ernster Manneswille über die Sinnlichkeit vermag, und ich will doch sehen, mein Liebster, ob in mir der alte Hermann Stark, also umgeschaffen, im Suchen und Festhalten der Wahrheit minder starke Ausdauer beweise, als zuvor im Finden des Scheines und der Lüge.

O Theodor, du hast so oft in den Tagen meines Unglücks darüber geklagt, daß du trotz all' deiner Freundschaft nur immer mit

gebundenen Händen vor mir stehest und mit keiner einzigen großen, rettenden That mir aus meinen Nöthen helfen könnest. Ich bitte dich jetzt: laß auch du diese Klage für immer verstummen! — Denn welche noch größere That kann denn die Freundschaft am Freund vollbringen, als daß sie in allen Lagen des Lebens immer gleich warm, wahr und treu geblieben? Daß sie aus demüthiger Selbstverleugnung nie beleidigt gezürnt, auch wenn des Freundes Stolz sie scheinbar mißachtet, und daß sie nicht einmal in ihrem Eifer erkaltet und gleichgiltig geworden, auch wenn ihr nur aus Liebe mahnendes, warnendes Wort stets vergeblich zum Freunde geredet? — O Theodor, vor Gott und den Menschen geb' ich dir jetzt das feierliche Zeugniß: diese größte, schwerste, opferreichste Freundesthat, wahrhaftig, du hast sie alle Zeit an mir vollzogen, von jenem ersten Tage, da uns das Leben als unmündige Kinder zusammengeführt, bis zum heutigen, da wir gestandene Männer sind. — Und ach, wenn du doch wüßtest, wie dennoch kein einziges von all' deinen treuen Worten zu mir umsonst gesprochen worden, wie sie jetzt erst in meinem, vom Unglück zu neuem Leben umgeschaffenen Herzen ihren Segen bewähren, und wie der reine Geist deiner Freundschaft nun auch in diesem Asyl mir stärkend zur Seite steht! — Erst gestern wieder habe ich deine Briefe aus Holland mir vor die Seele gehalten. Einst hatten sie mich in den goldenen Tagen meiner akademischen Freiheit harmlos erfreut, jetzt drängen sie mich als ernste Mahner, im Mannesalter denselben Weg starkmüthig zu bestehen, den du in deinen jungen Jahren so opferfreudig gewandelt bist. Und ich sage dir jetzt: sollte mir, dem gereiften Mann, und von solch' heiliger Liebesmacht Helenens unterstützt, mißlingen, was du, so jung und verwaist in herzloser Fremde stehend, glorreich überwinden konntest; sollte ich jemals wieder unschlüssig werden in meiner Wahl, ob ich, als ganzer Mann, in meinem selbstgeschaffenen Geschick bis zur Erlösung ausharren, oder in feiger innerer Armseligkeit und endlicher Selbstverachtung untergehen wolle, dann bitt' ich dich, meinen unwürdigen Namen aus deinem Freundesherzen für alle Zeiten auszustreichen.

Und jetzt leb' wohl! Grüße mir herzlich Weib, Kinder und die

gute Mutter Moser! Auch Helene und Röschen küssen euch Alle. Ich hoffe, du hast in der Nacht, nachdem du diesen Brief gelesen, einen um meinetwillen recht ruhigen Schlaf. Gott mit dir und deinem noch innerlich streitenden aber siegsgewissen

Arminius.

*
* *

Aus dem Tagebuch Helenens.

Am 12. Dezember 1859.

Gott sei über Alles gedankt! Hermann ist mit einemmale wie umgewandelt. Seit er dem guten Theodor sein Herz ausgeschüttet, ist ein ganz neuer Geist inneren Friedens über ihn gekommen. Welche Einkehr mag er wohl bei sich gehalten, was Alles dem lieben Freunde geschrieben haben? O gesegnet sei mir diese reine Freundschaft! Wie kommt er nun jeden Mittag und Abend so klaren Auges in unser stilles Häuschen heim! Auch seine Worte haben wieder ganz den alten, herzgewinnenden Ton, wie ich ihn ewig lange nimmer gehört. Wie sympathische Musik umklingt mich nun seine Rede. Und nimmer trübt sie der Mißton einer einzigen Klage über sein Schicksal. Auch über mein eigenes jammert er nun nicht mehr. Und wie inständig hatte ich ihn vorher um diese einzige Gunst gebeten, aber immer vergeblich. Nun geht er niemals ohne Händedruck und Kuß. Immer hat er ein liebes Wort für mich zum Abschied und Willkomm. Ach, das haben wir ja schon lange ganz verlernt gehabt. Erst gestern küßte er mir, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, sogar beide Hände und sagte: „Komm Helene, erst laß mich die lieben Hände küssen, bevor sie drüben bei deinen Schülerinnen das Spiel beginnen! Denn diese frommen Hände erlösen mein Herz täglich mehr und mehr von allen seinen Banden.“ Und heut' Abend sagte er das gleich liebe Wort: „Helene, hab' nun ja keine Angst mehr, wenn ich dich über mir spielen höre, daß ich dann wie früher an meinem Schreibtisch in solch' finstern Zorn über mich selber verfalle, wie zuvor. Nein, nun denke ich mir in meinem Arbeitszimmer: da droben will der Engel meines Lebens auch den letzten Mißmuth in mir zu sanftem Frieden versöhnen. Dann arbeite ich noch einmal so gern, um deiner

würdig zu werden." — Ach, meiner würdig! Was bin ich auch viel? Sein Weib, das ihn liebt, weil es nicht anders kann, als ihn unaussprechlich lieben. Das ist mein ganzes Verdienst. Gott! wie leicht hat der gute, edle Mann durch diese lieben Worte nun meine Unterrichtsstunden gemacht! Sie haben ja dadurch völlig aufgehört, es noch zu sein. Und niemals habe ich als meine eigene Herrin noch mit so gehobenem, glücklichem Herzen eine Taste berührt, als jetzt in solch' süßem Liebesdienst, als Lehrerin fremder Kinder und Versöhnerin des Vaters meiner eigenen.

Aus Hermanns Tagebuch.

12. Januar 1860.

Helene hat mich gestern mit einer Rosenknospe überrascht, die sie heimlich in ihrem Zimmer für mich gepflegt. Ich hatte in der Herzogsstadt einst kostbare Treibhäuser. Meine Blumenzucht war dort die berühmteste. Wie prahlte ich damit, obgleich mir das Herz meistens kalt dabei geblieben! Und wie war ich verstimmt und ärgerlich geworden, wenn ich anderswo doch noch schönere Blumen gefunden! Aber über diese einzige Rosenknospe aus Helenens Hand hätte ich vor Freude weinen mögen. — Menschenherz, du Räthsel aller Räthsel! Wie unaussprechlich wenig bedarf es doch, um dich glücklich zu machen, und wie unendlich viel ist für dein Glück zu wenig! Welche Weisheit in dieser Rosenknospe!

Aus einem Brief Mutter Rosaliens.

20. Januar 1860.

Ach mein Sohn, mein einziger Sohn! ich möchte mir ja die alten Augen blind lesen an deinen Worten, die mir wirklich vorkommen, als habe sie ein himmlischer Geist zu meinem Troste geschrieben, aber nicht deine irdische Menschenhand. O so war all' mein langes Beten doch nicht umsonst gewesen, und das Licht Gottes ist über der Dunkelheit deines Lebens aufgegangen! Harr' aus! harr' aus! Mach' meine alte Lehre vom Opfer jetzt an dir zur Wahrheit! Noch ist es lange nicht zu spät! Harr' aus im Dulden und Tragen, wie ich will ausharren im Beten und Hoffen auf jenen Tag.

an dem du wiederkehrst in die Arme deiner alten, einst so tief betrübten, aber schon jetzt überglücklichen Mutter! . . .

Aus Helenens Tagebuch.

15. Februar 1860.

Es geht immer gleich gut. Hermanns friedliche, beglückte Stimmung nimmt eher noch zu. Und wie schön, ja sogar wie poetisch sind jetzt unsere Abende! Der gute treue Fritz kommt regelmäßig zu uns herüber. Ist das dann immer ein Jubel bei den Kindern! Denn er ist wahrhaft unerschöpflich im Erzählen schöner ergötzlicher Geschichten — lauter harmlose Kinder seiner eigenen Phantasie. Aber Röschen ist auf die Brüder ganz eifersüchtig; sie will den Fritzel immer ganz allein für sich haben. Und auch Hermann und ich freuen uns so daran. Was gibt's denn auch Unschuldigeres als Kinderfreude? Dann sitzen wir Beide Hand in Hand und danken dem lieben Gott mit verklärten Augen für unsere Kinder. O solche schöne, trauliche Abendstunden thun so wohl, und wie friedlich schläft es sich darauf! Ach, ich möchte oft in diesem wunderthätigen Häuschen stundenlang auf den Knieen liegen und nicht aufhören zu danken für Hermanns gnädige Wandlung. Ich glaube nun felsenfest, daß sie Bestand hat; denn sie kommt aus seinem tiefsten Innern, nicht wie in Görzhausen, wo all' unser Glück von der ersten Stunde an nur ein Trugbild gewesen und ich stets darum zittern gemußt. Wahrhaftig, der Himmel selber hatte mir den glücklichen Gedanken eingegeben, daß ich dem guten Manne hier mit eigenem Haushalt Alles so wohnlich machte, und ihm den eigenen Tisch bestellen darf. Das ist doch eine ganz andere Luft als mit fremder Einrichtung. O glückliches Unglück, das uns hieher geführt!

Aus Hermanns Tagebuch.

13. März 1860.

Es sind wirklich gute Menschen, bei denen wir dieses Asyl gefunden. Besonders der alte Herr Wilhelm Gödike, welch' Prachtexemplar eines urdeutschen kernigen Mannes mit seinen hohen Stiefeln, Lederhosen und der stets qualmenden Ulmerpfeife! Er

bewohnt in dem glänzenden Palaste seines Sohnes zwei Zimmer, die gerade so einfach eingerichtet sind, wie einst seine frühere Bergmannsstube. Nicht ein einziges Sopha ist darin zu sehen; lauter hölzerner Hausrath. Was läßt sich daraus lernen? — Darum hat er auch den Fritz, weil er so arm gewesen wie er, fast noch mehr ins Herz geschlossen wie den eigenen Sohn, der gern etwas den vornehmen Herrn spielt, wenn auch ich über sein Benehmen gegen uns gar nicht klagen kann. Im Gegentheil, wir erfahren nur Liebes von dem ganzen Hause. Die beiden Mädchen nennen uns nur „Tante Helene“ und „Onkel Hermann“; unsere Kinder und die ihrigen haben längst gar zärtliche Freundschaft geschlossen, und mindestens jede Woche sind wir drüben zu Mittag eingeladen. Heute haben sie mir nun durch Fritz noch überdies eröffnen lassen, daß wir von nun an nurmehr als ihre lieben Gäste bei ihnen wohnen sollten und Helenens Musikunterricht wie mein Correspondentenamt von uns als beendet betrachtet werden möchte. Offenbar kommt dieser Gedanke nur von Fritz selber, dem ich schon seit ein paar Wochen angesehen, wie unendlich unsere Stellung sein treues Herz bekümmert. Aber wir haben Beide mit aller Entschiedenheit das so wohl gemeinte Anerbieten abgelehnt, da wir ohnedem nicht genug darum danken könnten, daß sie mit solch' zarter Liebe unsere Lage uns in keiner Weise fühlen ließen. Nein, nur die Fügung Gottes selber darf die Frist meiner jetzigen Dienstbarkeit abkürzen. Ich muß mir meine Erlösung und spätere Selbstständigkeit als ganzer Mann verdienen. Nur jetzt keine halbe Arbeit, kein halbes Opfer! Ich verlöre dadurch den ganzen Glauben an meine Zukunft. Auch diese Stunde wird kommen, in der ich wieder ins Leben hinaustreten und mir sagen kann: ich war ein Thor und bin ein Weiser geworden; ich war gefangen und bin nun wieder frei; ich war zügellos und habe nun Maß gelernt. Das walte Gott!

Aus Helenens Tagebuch.

16. März 1860.

Ich weiß mir doch kein höheres Glück für meine Kinder, als daß sie nun täglich die Zeugen unserer Liebe und herzlichen Eintracht

sind. Mein Gott! solche friedliche Hausluft ist doch die mächtigste Gehilfin der erziehenden Eltern, und der Segen träufelt sichtlich aus ihr in die Herzen der Kinder. Und wie sie das selber merken und fühlen! So sagte mir gestern unser liebes, sinniges Röschen, das mit ihren elf Jahren unglaublich kindlich geblieben: „Aber Mütterchen, nicht wahr, nun hast du den lieben Vater vom bösen Zauber für alle Zeit erlöst? So lieb und gut war er ja noch gar nie mit dir und uns gewesen. Und nun bist du erst recht die schöne Waldfee, da unser Häuschen so nah' am Walde steht." — Und dann, wie die Kinder doch nur zu solch' seltsamen Gedanken kommen, sagte sie in heiterster Unbefangenheit weiter: „Und weißt du, Mutter, was ich jetzt werden möchte? Auch aus einem Märchen, das du mir schon so oft erzählen mußtest." „Nun, was denn, lieb' Röschen?" fragte ich gespannt. „Ei, ich möchte nun das Dornröschen werden, und in unserm Walde da drin in einem Dornstrauch schlafen, so lange bis ich ganz groß geworden wäre, und dann, dann sollte der Schäferfritzel als Königssohn zu mir kommen, und sollte mich aufwecken und in sein schönes Schloß führen, und dann blieben wir miteinander drinnen wohnen, bis wir sterben müßten. Wäre das nicht schön, Mutter? Ich habe ja den Fritzel so lieb und er auch mich."

O Märchen und Kinderherzen! Mein Gott, daß die Kinder von dieser duftigen Welt doch niemals Abschied nehmen müßten, um in die rauhe Wirklichkeit des Lebens einzutreten!

Aus Hermanns Tagebuch.

20. April 1860.

Gesegnet sei mir der Anbruch des heutigen Tages, denn sein junges Licht bestrahlt in mir einen großen Entschluß. Meine gute Mutter schrieb mir gestern mit zitternder Hand, daß der alte Advokat Müller auf seine Stelle verzichtet habe. Die ganze Nacht habe ich über dieser Nachricht durchwacht, und das Auge meines Geistes war wo möglich noch offener, als mein leibliches. Mein ganzes vierzigjähriges Leben ist während dieser Nachtstunden an mir vorübergezogen mit seinem Licht und all' seinen Schatten. Ich bin mir über mich selber dabei so klar geworden, als stünde ich vor dem

Antlitze Gottes. Nicht der kleinste Flecken an mir blieb in diesem Alles erhellenden Lichte verborgen. Auch das verführerische Antlitz falscher Freiheit entschleierte sich mir in der ganzen Widerlichkeit seiner hoffährtigen, verbuhlten Züge. Aber die andere, echte, innere Freiheit, die auch im Dienen und Unterwürfigsein noch die ganze Hoheit und Schöne ihres göttlichen Königthums bewahrt, diese zog nun mit der Krone der Demuth geschmückt als strahlende Jungfrau an mir vorüber. Sie hieß mich ihr stolzer Ritter sein und winkte mir mit mildlächelndem Gruß, ihr nachzufolgen. Und ich that's. Königlichen Schrittes trat sie zur Schwelle meines Vaterhauses. Meine alte Mutter stand davor, neigte tief vor dem Glanze ihrer Schönheit das weiße Haupt, und erschloß ihr die Thüre. Dann breitete sie die sehnsüchtigen Mutterarme nach mir selber aus und ich sank hinein und lag an ihrem Herzen. Auch Helene mit den Kindern trat nun ins alte Erkerhaus ein, und das war drinnen erleuchtet wie von überirdischem Licht. Erquickender Wohlgeruch durchhauchte alle Räume und von unsichtbaren Händen erklang drin süße Musik. Das war der Glanz, Duft und Wohlklang unseres wiedergefundenen Glückes im inneren Hause.

Ja, es ist beschlossen in mir. Noch heute schreibe ich an den Herzog. Auch dieser letzte Schatten falschen Stolzes ist heute Nacht vor dem Glanze jener Lichtgestalt aus meinem Herzen gewichen. War dieser edle Fürst einst demüthig genug, um von der Hand eines seiner Unterthanen den Weg zu seinem Fürstenheil sich zeigen zu lassen, wie sollte ich nun mich zu tief erniedrigen, wenn ich ihm von meinen eigenen falschen Wegen erzähle und ihn bitte, nun mir selber die hochherzige Hand zu reichen, daß ich wieder den Weg der erkannten Wahrheit wandeln könne? Auch jede falsche Scham vor der Heimkehr in meine Vaterstadt und zu meinen Mitbürgern, ich will sie ablegen wie ein verbrauchtes Kleid. Sie mögen mich anfangs mit mäkelnden Augen betrachten! Gut, ich will auch dieses hinnehmen. Sie werden dann schon später erkennen, wie ich gegangen und wie ich wiederkehre. Nicht, daß wir Menschen irre gehen, macht uns verächtlich, nur daß wir wider besseres Erkennen im Irrthum verharren. Man kann mit echtem Stolz wieder aufstehen, wenn man

aus falschem gefallen. Und nicht jede zur Bitte ausgestreckte Hand ist die eines zudringlichen, gewöhnlichen Bettlers. Ja, ich vertraue felsenfest auf den Herzog. Er war ein edler Fürst, da ich hocherhobenen Hauptes als sein Wegweiser vor ihm dagestanden, er wird auch gleich edlen Fürstensinn bewähren, da ich jetzt selber als ein verirrt Gewesener das bittende Haupt vor ihm verneige. Und so sei's gewagt!

*
* *

Das herzogliche Handbillet vom 28. April, von dem schwer zu sagen ist, wen es in höherem Maße geehrt, den Absender oder den Empfänger, lautete:

Mein lieber Herr Doctor Stark!

Ihren Brief vom 20. April habe ich empfangen, und ich trage kein Bedenken, Ihnen zu bekennen, daß mich dessen Inhalt hoch erfreut hat. Das edle Vertrauen, mit dem Sie Ihr ganzes Herz so rückhaltslos mir erschlossen, und dessen Irregehen sowie Sichwiederzurechtfinden geschildert haben, ohne dabei auch nur einen Augenblick den echten Mannesstolz vor mir zu verleugnen, hat meinem Fürstenherzen in hohem Grade wohlgethan. Ich liebe solche gesunde, offene, ritterliche Naturen, und glaube in meinem Lande nicht unter die letzten dieser Art zu zählen, sowie mir unmännliche Schwäche und scheinheilige Kriecherei in den Tod verhaßt ist. Daß ich sofort meinem Justizminister den Wunsch kundgegeben, Sie mir für die erbetene Advokatur vorzuschlagen, worauf dieser auch freudig eingegangen — Sie sehen: ich verfahre noch immer streng constitutionell — brauche ich Ihnen nicht noch erst zu sagen. Aber zu der andern Versicherung drängt es mich, daß wohl nicht leicht Jemand in meinem ganzen Herzogthum Ihre — ich gebrauche Ihr eigenes Wort — „geistige Wiedergeburt“ mit aufrichtigerer Freude begrüßt, als Ihr Herzog selber. Denn niemals werde ich vergessen, was ich Ihnen seit jener geheimen Audienz an Dank schuldig geworden. Die Gewißheit, daß Sie bis zu dieser Stunde — heutzutage so unendlich selten — das mir angelobte Geheimniß männlich bewahrt haben, vergrößert nur noch meine Verpflichtung. Sie

haben sogar auch dann noch geschwiegen, als man Ihren politischen Ruf aufs niedrigste verdächtigt, und Sie durch bezügliches Reden Ihre gemeinen Gegner sicherlich hätten entwaffnen und schlagen können. Das war fast noch über die verabredete Grenze Ihres Schweigens hinausgegangen. Und mir that leid, zur Zeit der Neuwahlen außer Landes gewesen zu sein; ich selber hätte Sie sonst zum Reden aufgefordert. Sie sehen, ich bin über Alles aufs genaueste unterrichtet, auch ohne nur im mindesten ein Spionirsystem, das mir verächtlichste aller falschen Systeme, zu unterhalten. Ein Fürst, der sich um seine Regierung kümmert, erfährt ohnedem oft viel mehr, als ihm lieb ist und ihn freuen kann. — Mir bleibt nun freilich vor der Hand nur das Bedauern übrig, einen so wahrhaftigen und gediegenen, für Fürst wie Volk nach dem Geiste der Verfassung gleich gerechten Abgeordneten unter den Vertretern meines Landes zu missen. Um jedoch Ihren Wiedereintritt in die Kammer in näherer oder fernerer Zeit desto leichter zu ermöglichen, entbinde ich Sie hiemit Ihres damaligen Versprechens. Einem Manne, der mit so strenger Redlichkeit sein Wort gehalten, auch unter der mächtigsten Verlockung zum Gegentheil, darf ich nun wohl auch ohne jede Aengstlichkeit vertrauen, daß er nur seines Fürsten und seiner selber würdig von jener Audienz reden werde. Auch dieses mein heutiges Schreiben betrachten Sie nicht als Geheimniß! Denn gerne verzichte ich jetzt auf die Bewunderung der Wenigen, die jenen Fürsten, der auf der einmal eingeschlagenen falschen Bahn hartnäckig fortwandelt, für fürstlicher erachten als den andern, der in der Fühlung mit einem treuen Volke den einzig richtigen Weg beiderseitigen Heiles gefunden und längst den falschen verlassen hat. Auch zu diesem öffentlichen Bekenntnisse, das mich vor Gott und meinem Lande nur erhöhen wird, habe ich jetzt den fürstlichen Muth gewonnen, weil ich mich im Geist und in der Wahrheit Eins weiß mit meinem Volk als sein Herzog von Gottes Gnaden und Landesvater. Ich schließe mit dem warmen, aufrichtigen Wunsche, daß Sie in Ihrem früheren Berufe und alten Vaterhause die ganze Fülle äußeren und inneren Glückes wiederfinden mögen, dessen Sie so werth erachtet Ihr Ihnen *mit reinster Achtung* aufrichtig zugethaner Herzog.

Aus Helenens Tagebuch.

1. Mai 1860.

„Auferstanden, völlig auferstanden!“ — so klingt's heute wie feierliches Ostergeläute durch die Jubelhymne meiner dankestrunkenen Seele. Auferstanden ist der Geliebte meines Herzens zu neuem Leben und neuem Wirken, zu neuer Ehre, neuer Freiheit! Auferstanden zum neugebornen Herrn seines Hauses, für mich, seine Kinder und seine alte Mutter! Auferstanden als Zierde seiner Vaterstadt und Kämpfer für das ganze deutsche Vaterland! — O Gott! weihe meine Zunge, daß ich dir darum würdig danken kann! — Lehre mich das Antlitz in rechter Ehrfurcht tief genug vor dir verneigen! — Gelobt sei'st du, ewiger Gott! Das Opfer ist zu Ende. Auferstanden, auferstanden! . . .

VII.

Letzter Ein- und Ausblick.

Wieder sind fünf volle Jahre dahin. Der Frühling des Jahres 1865 ist angebrochen. Schon längst hat Mutter Rosalie in frommem Triumphe den Sohn ins alte Erkerhaus wieder eingeführt, das sie einst mit so kluger Entscheidung vorm Verkaufe bewahrt, als dessen einsame betende Wächterin sie so lang und unverdrossen auf ihn geharrt. Der Kinderglaube ihrer siebzig Jahre hat sie nicht betrogen, wenn er auch mit dem Schäferfritz, der Hermann ihr heimführen sollte, nicht buchstäblich in Erfüllung gegangen. An gar manchem Tag ist sie mit dem wiedergefundenen Sohne Hand in Hand an der nun völlig vom Epheu überwucherten Wand gesessen und hat in dessen Flüstern den guten Geistern seiner Kindheit gelauscht. Aber nun führten sie keinen getrennten Haushalt mehr. Nun war die alte Mutter der stete Gast des Sohnes und der Tochter, und all' ihre irdische Sorge hatte ein Ende. — Wie ein wunderbar schöner Sommerabend ist noch zwei Jahre lang der Himmel ihres Alters von der

Liebesgluth ihrer Kinder und Enkel verklärt worden, daß sie sich oft besinnen gemußt, ob er denn jemals so düster umwölkt und ihr Mutterherz so bis zum Tode betrübt gewesen. Und wie das Abendroth allmälig hinstirbt und in seinem verschwimmenden Glanze schon die Sterne zu funkeln beginnen, so ist sie eines Abends nach ganz kurzem Kranksein mit schmerzlosem Lächeln in Hermanns und Helenens Armen hinübergeschlummert, als betendes Kind und segnende Mutter — im selben Zimmer, wie einst Vater Stark. Im selben Grabe liegt ihr irdischer Leib gebettet, im selben himmlischen Lichte wohnt wohl auch ihr ewiger Geist. Es wird an ihnen Beiden in Erfüllung gegangen sein, was auf dem nahen Leichensteine, der den Leib des seligen Hausfreundes, des katholischen Dechants deckt, geschrieben steht: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden."

Und jetzt, lieber Begleiter, bitte ich dich, komm mit mir herein ins alte Erkerhaus am Storchenthurm! Ich will dich in ein Zimmer darin führen, das soll dir vieles sagen. Zwar hält es dessen Herr vor fast allen Bewohnern seiner Vaterstadt wie ein Geheimniß verborgen, um es nicht durch unberufenen Vorwitz oder gar spöttisches Urtheil entweihen zu lassen. Aber du, der du unseres Freundes äußeres und inneres Leben nun vierzig Jahre hindurch kennen gelernt wie ein aufgeschlagenes Buch, du wirst es gewiß nur mit würdiger Stimmung betreten.

Und da bist du! Sieh' um dich! Erkennst du wohl noch diese Räume? Dasselbe „schöne Zimmer" ist es, darin vor nun fünfundvierzig Jahren das überlustige Tauffest des jungen Cheruskers gefeiert worden, und der mystische „Frackschneider" seinen prophetischen Trinkspruch ausgebracht hatte. An denselben Wänden, daran damals die ehrwürdige Ahnenreihe der Altdahiesigen zur besonderen Erhöhung der Feierlichkeit aufgehangen gewesen, siehst du sie abermals und für immer. Sie sind aus ihrer Irrfahrt wieder heimgekehrt in ihre rechtmäßige Heimath. Und wie sie nun Alle wieder voll zufriedener Behaglichkeit dreinschauen! Selbst der strenge Urgroßvater ist, so viel ihm unter den dicken Brauen möglich, wieder heiter geworden. Auch aus Vater Starks ehrlichem Gesicht ist all

der alte Kummer, der Helene im neuen Erkerhause der Herzogsstadt, und dann noch mehr im Görzhausener Schloß, immer so traurig gemacht, nun völlig weggewischt. Wenigstens sieht sie diesen schmerzlichen Zug nicht mehr, da ihr Auge nun selber wieder so heiter ihr wiedergefundenes Haus, und von diesem aus die ganze Welt betrachtet.

Aber das „schöne Zimmer“ wird nun nicht mehr wie ehedem zu „Staatsvisiten“ benützt. Jetzt ist es eine Art weltlicher Zelle für Hermann geworden. Sieh' her, da stehen sie in großen Eichengestellen aufgeschichtet, die geistvollen Gesellschafter seiner beschaulichen Stunden. Die ganze Bibliothek ist nichtjuristischen Inhalts. Die Fachbücher beherbergt drunten das gewöhnliche Arbeitszimmer, darin schon der selige Vater die Praxis ausgeübt, und auch jetzt wieder der Anwalt Doctor Hermann Stark, wie vorher im ganzen Lande berühmt und gesucht. Hier oben ist er nur Mensch und Weltbürger. Hier feiert Studium und Arbeit ums tägliche Brod. Nur das Versenken in den Goldschacht der allgemeinen Wissenschaften, nur das Forschen nach den kostbarsten Schätzen der Menschheit beschäftigt und bereichert hier seinen strebsamen Geist. Was er damals vergeblich im Görzhausener Schloß in seinem Tagebuch niedergeschrieben, all' die hohen Vorsätze, den Realismus unserer Zeit mit höherer Weltanschauung zu verklären, im praktischen Leben als nützlicher Bürger thätig mitzuwirken und doch den ewigen Idealen nicht den Rücken zu kehren, hier auf dem wiedergefundenen Boden seines bürgerlichen Hauses und rechten Berufes kommen sie jetzt alltäglich zur Ausführung. Dann erhebt der Weltgeschichte Weisheitslehre vom Völkerschicksal seinen Geist hoch über alle Kleinheit des alltäglichen Lebens. Der „Thau der Dichter und Denker“ bewahrt sein Herz vor jeglichem Vertrocknen unter aktenstaubiger Berufsarbeit. — Doch kein düsterer, menschenscheuer Kopfhänger ist er geworden. Das war er nie gewesen und wird es niemals werden. Nein, er trägt sein männlich schönes Haupt noch so hoch und frei wie zuvor. Nur hat jetzt die klaräugige Ruhe milden Ernstes statt der früheren stürmischen Erregtheit auf seinem Antlitze verschönend sich niedergelassen. Für die höchsten, heiligsten Güter der Menschheit, für

Freiheit, Recht und Ehre, entflammt ihn so heilige Begeisterung wie noch je. Der Ruhm des großen deutschen Vaterlandes hat keinen eifersüchtigeren Kämpen als ihn; und die geweihte Gluth der Sehnsucht nach dessen Einigung und weltgebietender Macht lodert auf keinem reineren Herd, als in unseres Freundes durch und durch deutschem Herzen.

Auch das ganze constitutionelle Herzogthum feiert heute wieder unter seinen mannhaftesten Wächtern der Verfassung den ritterlichen Namen „Hermann Stark“ als den des genialsten und wahrhaftigsten Abgeordneten, der auch heute dem Fürsten gibt, was des Fürsten, und dem Volke was des Volkes, nach dem beschwornen Geiste der Verfassung — „zum Besten des ganzen Landes.“ — Mit gerechtem Stolze nennt ihn seine alte Vaterstadt ihren ersten und besten patriotischen Bürger. Denn nicht mehr, wie früher, schaut er geringschätzend auf ihren industriellen Aufschwung herunter. Er hat auch diese Arbeit und Geisteskraft ehren gelernt, und überall ist er mit Wort und Werk dabei, den Wohlstand seiner Mitbürger fördern zu helfen. Darum haben auch diese seine, durch fremde wie eigene Schuld, so tief gekränkte politische Ehre in vollem Glanze wiederhergestellt und schon vor drei Jahren nach dem Tode ihres Vertreters in einstimmiger Wahl ihn auf dessen verwaisten Kammersitz berufen.

Wie da das alte Gemäuer der Barbarossaburg in jener Nacht in feierlichem Glanze gestrahlt, da Hunderte von Fackeln das Haus auf dem Rittersberg umqualmt, da die Lieder unserer deutschen Freiheitssänger wie Frühlingsstürme die stille Nacht durchbraust, und dann dieser Arminius am Erkerfenster in glänzender Mannesrede sein Herz ergoß über Deutschlands nothwendige politische Wiedergeburt und die hohe nationale Aufgabe, in der jedes einzelne deutsche Haus dabei mitzuwirken habe. Ob da des Rothbarts Geist in seinen Burgtrümmern ihm nicht zugehört und bei sich gedacht: „Noch hunderttausend solcher deutschen Männer und ich werd' auferstehen und mit mir das große, einige deutsche Reich, des Erdballs Zierde und das Volk der Völker! . . .“

Hermanns großes Menschenherz, sein unerschütterlicher Wille und hochbegabter Geist, sie haben wieder im Boden seines deutschen

Hauses tiefgehende Wurzeln geschlagen. Die graue Theorie des Menschenglückes liegt für immer überwunden hinter ihm mit all' ihren ermattenden Irrfahrten und wilden Schmerzen. Prächtig prangt jetzt seines Lebens grüner Baum und trägt goldene Frucht echter Manneswesheit zum Segen seiner Familie, seiner Vaterstadt und des großen deutschen Vaterlandes.

Und nun komm, lieber Begleiter, nun will ich in diesem geheimen Zimmer die im Sonnenlicht neuen innern Lebens aufgegangenen Blüthen dieser deutschen Eiche dich schauen lassen, daß du an die reifen Früchte desto fester glaubest!

Sieh' her auf diese andere Wand den Ahnenbildern gegenüber! Da hängt einzeln ein dir längst bekanntes Gemälde, jenes alte vom Seesturm, das in der Phantasie des einstigen Gymnasiasten eine so bedeutende Rolle gespielt, und ihn dann zu jenem merkwürdigen Aufsatz angeregt, der für sein ganzes Leben von prophetisch symbolischer Bedeutung geworden. Und jetzt lies zu beiden Seiten, in eichene Rahmen gefaßt, folgende Sinnsprüche!

I.

O du mein Haus, mein Herd, mein Hort!
Sei mir gegrüßt! Ich hab' dich wieder.
In wildem Drange trieb mich's fort;
Nun knie' ich dankend in dir nieder.
Nun bleibe mir ein fester Thurm,
Darin mein Glück gar wohl geborgen!
O deutsches Haus, nach nächt'gem Sturm
Sei nun mein Frieden und mein Morgen!

II.

Nicht um des Geistes Schwert hier aufzuhängen
Und nicht als träger Träumer kam ich her.
Noch fühl' ich heil'ge Streiterlust mich drängen,
Noch schwing' ich gern des Wortes scharfe Wehr.
Nun aber hab' ich selber mich bezwungen,
Mein eigner Sieg weiht mir die Waffen ein.
Ich habe mir ein Recht dazu errungen,
Wo man um Freiheit kämpft, dabei zu sein.

III.

Fühlst du zum Volksvertreter dich berufen,
So schaff' dein eignes Haus zum Musterstaat!
Dann tritt hinan des Rednerstuhles Stufen! —
Vor großem Wort nur auch ein wenig That!

IV.

Bestell' dein Haus mit starker kluger Hand,
Geh' als Gesetzerfüller drin voran!
Nicht für dein Haus allein hast du's gethan!
Du dienst damit dem ganzen Vaterland!

V.

Im Hause ruht des Volkes reichster Hort,
Sein kräftigstes, sein bestes, reinstes Leben.
Was soll der Volksbeglückung prahlend Wort,
Lernt nicht das Haus den eignen Schatz zu heben?

VI.

Du wirst umsonst, mein Volk, nach Freiheit ringen,
Kehrt nicht in jedes Haus Beschränkung ein.
Nie wird, wenn nicht die innern Ketten springen,
Der Freiheit Ideal vollkommen sein.

VII.

Dem Volke Heil, ob dessen Haupt die Fahnen
Der Freiheit, Bildung und des Rechtes wehen.
Und wohl ihm, wenn es auf des Fortschritts Bahnen
Mit maßvoll sicherm Schritt darf vorwärts gehen.
Und doch, was frommt es, will's nicht gleicherweise
Gesetzesbruch und Trug und Unmaß hassen;
Will's nicht auch in des innern Heils Geleise
Nur vorwärts gehn und falsche Bahn verlassen.

VIII.

Stets wird „die bess're Zeit“ im Mund nur klingen,
Hilft sie das Volk nicht innerlich erstreiten;
Nicht mit Gesetzen läßt sie sich erzwingen;
Doch bess're Menschen schaffen bess're Zeiten.

IX.

O deutsches Volk, ich gäbe drum mein Leben,
Könnt' ich damit die Einheit dir erwerben.
Doch könnt' auch jedem Haus ich Eintracht geben,
Bei Gott, ich wollte noch einmal drum sterben.

X.

O meine Mutter Zeit, daß ich, dein Sohn,
Doch meinen Frieden könnte mit dir theilen,
Den ich errang als schwerster Kämpfe Lohn!
Daß ich die Schmerzen all' dir könnte heilen
Mit süß'rer Arzenei, als ich sie trank,
Da sich das Unglück mir als Arzt erwiesen,
Nachdem zu großes Glück gemacht mich krank!
Ich bin genesen. Gott sei drum gepriesen!

Erst ein Jahr nach seiner Heimkehr ins alte Vaterhaus hatte Hermann diese Sprüche niedergeschrieben. Er hat sie seit dieser Zeit Tag für Tag wieder gelesen; aber an keinem einzigen ist er noch an deren Wahrheit oder gar an sich selber irre geworden. Nein, je tiefer an Helenens und seiner Kinder Herzen das Bewußtsein des häuslichen Segens und seiner, durch nichts für den Einzelnen wie für das ganze Volk zu ersetzenden Macht in ihm aufgegangen, um desto beglückender sahen diese Strophen ihn an. Und so glaub' auch du, lieber Begleiter, mit gleicher Ruhe an die Wahrheit von unseres Freundes nie mehr vergehendem Frieden!

Ja, jetzt erst ist das Märchen der seligen Dorothee an ihm in Erfüllung gegangen. So oft er auch das falsche Zauberschloß jenes Königssohnes zu etringen gestrebt, jetzt hat er's gefunden in seinem echten deutschen Hause. Und nun erst ist in dem einstigen cheruskischen Kinde des mystischen „Frackschneiders" prophetischer Trinkspruch zur Wahrheit geworden:

„Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden,
Und wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!"

Wie oft hatte Hermann geglaubt, in seinen verschiedenen Lebensstellungen, diesen vermeintlichen Varus besiegt zu haben! Aber der wirkliche Varus war nur er selber. Und nun er auch diesen dem göttlichen Gesetz und menschlicher Weisheit siegreich unterworfen, ist er jener mächtige Held geworden, würdig seines altgermanischen Namensvetters. —

Und soll ich dir jetzt von Helene noch viel erzählen, wie glücklich nun auch sie als Weib, Hausfrau und Mutter geworden? — Nein, lieber Begleiter, ich weiß, das verlangst du nicht von mir, und lässest dir's gern an deiner eigenen Empfindung genügen. Denn jedes meiner Worte darüber wäre zu viel und zu wenig. Nur eine einzige liebe Rede von ihr selber will ich dir noch mittheilen. Sie verdient, daß sie nicht vergessen werde.

Es war in der ersten Zeit der Heimkehr, da sagte ihr Hermann, nur über Eines könne er in seinem Gewissen noch immer nicht ruhig werden: daß ihr und seiner Kinder Erbtheil durch seine Schuld verloren gegangen. Und sie sah ihn mit ihren großen, sanften Augen lächelnd an und sprach: „O liebster Mann! welch' unnöthiger Kummer! Und welch' ein schlechter Rechner du bist! Haben wir nicht noch genug, und ist deine ehrliche Arbeit nicht so viel werth, daß wir einen einfach gediegenen Haushalt führen und unsere Kinder zu tüchtigen Menschen heranziehen können? Und glaubst du wohl, wenn wir in dem andern prunkenden Erkerhaus oder im Görzhausener Schlosse wohnen geblieben und unsere Kinder in unserm damaligen Leben groß geworden wären, mit ganz andern Gewohnheiten, Vorstellungen und Ansprüchen — sag', bester Mann, kannst du wirklich im Ernste daran glauben, und wenn unser Vermögen sich dort verdoppelt hätte, daß unsere Kinder dann einst so reich ins Leben würden hinausgegangen sein, als ich sie dir jetzt in deinem schlichten Vaterhaus und unserm jetzigen Leben reich machen werde? — Beruhige dich, Hermann, und überlaß mir diese Rechnung, mir, der Hausfrau und Mutter! Wir sind Alle ja ganz unsäglich reicher geworden, als wir vorher gewesen, du, ich und die Kinder. Und gesegnet sei mir solch' ein Verlust, der solchen Gewinn in unser Aller Herz und Haus wieder hereingebracht!" —

Oder soll ich dir auch noch sagen, mit welcher Ehrfurcht, mit welchem Danke nun Hermann in seinem ganzen häuslichen Leben Helenens bewundernswerthe Liebe tagtäglich zu lohnen sucht? O welcher Sprache bedürfte ich hiefür! — Nein, lieber Begleiter, komm wieder mit mir ins „schöne Zimmer!“ Darin sollst du Hermanns Worte selber lesen, die dir sagen sollen, wie tief er erkennt, was Helenens Herz an ihm so Großes gethan.

Sieh' her, unterm „Seesturm“ und den zehn Sprüchen, da hängt Helenens Bild. Rings auf dessen weißem Rande stehen jene Verse geschrieben: „Was die Meereswogen sagen.“ Du wirst sie wohl noch nicht völlig vergessen haben! — So lies jetzt nur noch die einzige, neu hinzugekommene Strophe. Diese sagt dir Alles, denn sie lautet:

Was mir die Meereswogen sagen? —
„An Schätzen reich ist unser Grund.
Den Taucher lockt der Perle Fund,
Sein Leben kühn um sie zu wagen.
Dich aber hat aus Meeresnacht
Die Perle selbst heraufgezogen —
O Wunder heil'ger Liebesmacht!“ —
Das sagen mir die Meereswogen.

* * *

Und jetzt, lieber Begleiter, verlaß auf einen Augenblick das wieder so glücklich gewordene Erkerhaus! Nur auf flüchtigem Besuch kehr' in anderen alten Mauern mit mir ein, in denen du schon zweimal hast das Glück zerfallen sehen. Und nun ist es doch wieder darin aufgerichtet, wie ehemals in den glorreichsten Tagen.

Wir stehen mit einander vor der poetischen Stammburg Görzhausen. Und siehe, auf der steinernen Schloßbrücke unter den Linden sitzt ein liebes, sanftäugiges Mutterbild. Ein einjähriger Knabe ruht schlafend in ihrem Schooße. Neben ihr betrachtet eine erhabene Matrone mit glücklichem Lächeln den schlummernden Enkel. Graue Locken wallen ihr ums immer noch schöne Gesicht. Aber ihr Auge straft das Alter der Haare Lügen. Nur das Herzleid, das diese

vor der Zeit bleichen gemacht, das ist einst Wahrheit gewesen. Als Vierter in diesem trauten Bilde lehnt der Vater dieses Knaben, eine ritterliche Mannesgestalt, am durchbrochenen Steingeländer. Noch hält er einen Brief in der Hand, den er eben den beiden Frauen vorgelesen. Und wie begreiflich, daß davon die Augen dieser drei wahrhaft adeligen Menschen so milden Glanzes strahlen! Denn der Inhalt dieses Briefes war so glücklich und friedensreich, wie die zwei Herzen selber, die auf diesen Blättern die ganze Fülle dankbarer Liebe und herzlicher Ehrfurcht noch einmal ausgeschüttet. Wie könnte das aber auch anders sein? Theodor und Elisabeth haben diese Zeilen ja hergesendet aus Pfarrer Fabers alter Vaterstadt, dahin er vor acht Tagen in Erfüllung seines höchsten Lebenswunsches, als neu ernannter Dekan übergesiedelt. Nun wohnt er dem Erkerhaus am Storchenthurme gerade so gegenüber, wie einst sein seliger Vater, und als welch' glücklicher und beglückender Nachbar seines in solchem Herzensfrieden und solcher Lebensweisheit wiedergefundenen Hermann! — Wie unsäglich schwer war sie's angekommen, von dieser schönen, weltentrückten Heimath ihrer glücklichsten Tage sich loszureißen, und fast noch schmerzlicher von diesen beiden edlen Frauen, mit deren Heimkehr nach Görzhausen auch im Pfarrhofe der alte Geist ungetrübter Freude wieder eingekehrt war, nach so viel Herzleid und Stürmen drunten im Schlosse, die sie zweimal mit durchlebt und durchlitten. Aber vor der dringenden Sorge um Erziehung der heranwachsenden drei Knaben und zwei Mädchen hatte zuletzt alle Wehmuth verstummen müssen. Und selbst das Grab, darin seit nun schon drei Jahren die gute Moser ruht, nachdem sie im Arme dankbarer Kinder sanft dahingestorben, selbst dieses theure Fleckchen Erde hatte Theodor und Elisabeth nicht länger aufhalten können. Aber das segensreiche Andenken an die Selige, die Einfalt und Genügsamkeit, so wie der ungetrübte eheliche Friede des ländlichen Pfarrhofes war auch in das städtische Dekanshaus mit übergesiedelt.

Und Friede, tiefer Friede ist auch in diesem einst zerfallenen Stammschloß jetzt wieder eingezogen. Vorher ungeträumtes Liebesglück hat sich wieder häuslich darin niedergelassen. Ungeträumt? — Nein, *nicht allen* Dreien, die hier jetzt so verklärten Antlitzes

in den Abend schauen. Träumte doch diese junge Mutter einst da droben im mondbeschienenen Thurmgemach von einem gar lieben Bilde, das sie erst wachend mit bitterstem Herzleid im Kamin verbrannt, und das dann aus der Asche wieder unversehrt ans Herz ihr schwebte! Und eine ferne Glocke hörte sie im Traume klingen, und eine Myrthe lag ihr im Haar ...

Drei Jahre nach diesem Traume war der alte Graf Dernbach im Sterben gelegen. Mit weich gewordenem Herzen hatte er dem braven Sohn jenen Schwur zurückgegeben, den er einst mit solch' eisiger Strenge ihm abgezwungen; und die Vaterhand hatte er auf sein Haupt gelegt zum letzten Segen des vorher so hartherzig verfluchten Liebesbundes. Aber das alles war noch tiefstes Geheimniß geblieben, das der Vater mit in die Gruft seiner Ahnen hinuntergenommen und der Sohn im verschlossenen Herzen bewahrt. Als dann der alte Edelsitz Görzhausen durch die Gutshändler, die ihn aus Hermanns Hand so wohlfeilen Kaufes an sich gerissen, abermals feil geboten worden, da hatte Graf Friedrich von Dernbach wiederum durch jenen gräflichen Freund ihn ankaufen lassen. Die alte Stammburg ward auf diesen fremden Namen prächtig hergestellt und fürstlich eingerichtet, wie einst in ihren stolzesten Tagen. Die Ahnenbilder, die damals aus der Hand lauernder Käufer in jenes ferne Grafenschloß geflüchtet worden, hielten im Rittersaal heimlich ihren Einzug. Niemand in der weitesten Umgegend ahnte den wahren neuen Besitzer von Görzhausen. Er blieb Allen ein Geheimniß, und auch Adelen. Und jetzt erst gedachte sie voll elegischer Wehmuth jenes wunderbar schönen Traumes im Thurmgemach, der eben, wie sie wähnte, ein schmerzlich süßer Traum geblieben als bloßer flüchtiger Trost für jene letzte schreckliche Nacht.

Wie dann aber das Stammschloß der Görz auf Görzhausen in jedem Gemach ein Ideal traulicher Häuslichkeit geworden war, da kam der wirkliche neue Burgherr, derselbe schöne, edle, ritterliche Mann, dessen Bild damals zu Asche verbrannt und wieder unversehrt daraus emporgestiegen, und warb um das Herz derer, die einst im Traume jene Glocke gehört, vor süßer Angst in die Locke gegriffen und einen Myrthenkranz in der Hand gehalten. Das war Graf

Friedrich von Dernbach mit dem in aller Stille neu erworbenen Beinamen „Freiherr Görz auf Görzhausen.“ — Noblesse oblige!

Wie er so die Namen beider Geschlechter in sich vereinigt, so theilt er jetzt auch seinen Wohnsitz auf den beiden Schlössern Dernbach und Görzhausen. Dort im Winter, hier im Sommer. Er hat den Staatsdienst verlassen und die Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Güter gilt weit und breit als nachahmungswerthes Musterbild. Nebenbei ist er seit zwei Jahren eines der geistvollsten liberalconservativen Mitglieder der Abgeordnetenkammer, und geht Hand in Hand mit dem ihm nun innig befreundeten Doctor Hermann Stark.

Makellos strahlt jetzt das Wappenschild des neuen gräflichen Freiherrn von Görzhausen, und sein Haus ist die allverehrte Stätte ritterlicher Sitte und herzlicher Gastfreundschaft geworden, für Adel wie Bürgerthum, wer daraus immer mit gebildetem Geist und Herzen dessen Schwelle betreten mag.

So hat der Schwiegersohn jenes denkwürdige Testament des seligen Hans Günther von Görz nun zur vollen Wahrheit gemacht, das einst am eigenen Sohne zur vollen Täuschung geworden. Der Erbe des einen Adelsgeschlechtes macht an der Gesammtheit des Standes wieder gut, was der des andern daran gesündigt. Der letzte Görz auf Görzhausen ist in seinem Stammschlosse traurig untergegangen, aber des Bruders Name ist im Manne der Schwester wieder freudig auferstanden, und wieder ist in diesen adeligen Hallen der Rittersprüch zur That geworden: „Noblesse oblige!“

Aber, lieber Begleiter, auch der grelle Mißton in der Erinnerung an den einst so schimpflich von hier geflohenen letzten Görzschen Enkel soll sich in dir versöhnen. „Von Gestorbenen rede nur Gutes!“ heißt eine alte fromme Mahnung. Wie schwer ist sie oft zu befolgen, soll nicht die Wahrheit über der Pietät zur Lüge werden! Doch bei diesem Todten — denn seit zwei Jahren ist Clemens von Görz ein solcher — kann mit nur einiger Liebe der Nachlebende getrost diese Mahnung erfüllen. Und ich vertraue deinem guten Herzen, daß auch du den Stein der Verwerfung, den du vielleicht in gerechtem Unwillen einst nach ihm geschleudert, mit mitleidiger Hand

gerne wieder aufhebest und ihn als Ehrentribut auf sein fernes Heldengrab niederlegest, darauf seine deutschen Landsleute dem glorreich Gefallenen eine Pyramide aus Felsblöcken errichtet haben. Ich lasse dich den Inhalt des einzigen und letzten Briefes lesen, den Clemens, der längst schon verschollen gewesen, seit seiner Flucht nach Amerika heimgeschrieben, und der nun als werthvolle Reliquie im Görz'schen Familienarchiv niedergelegt ist. Dieses Schreiben, das dir alles Andere sagen wird, lautet:

Vor Fredericksburg am 12. Dezember 1862.
Abends 6 Uhr.

Verehrungswürdigste Mutter!
Theuerste Schwester!

Erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr diese Zeilen leset, die euch sagen, daß ich noch am Leben bin, ich, der ich euch einst nur zum Weh' und zur Schande gelebt, und euer eigenes Leben zu Grunde gerichtet. Fürchtet auch nicht, daß ich jemals wieder nach Deutschland zurückkehre und die Schmach erneuere, die ich dort zurückgelassen. Mein heutiges Wort sucht euch bloß noch auf, um vor meinem morgigen Sterben euern mir ewig theuern Herzen noch in bitterster Reue ein letztes Lebewohl zu sagen und die unaussprechliche Schuld abzubitten, die ich in sträflichem Leichtsinn an euch verübt, ich undankbarster aller Söhne und lieblosester aller Brüder. O könntet ihr jetzt sehen, welch heiße Thränen mir bei diesen Worten hervorstürzen ..... Ich muß innehalten, ich sehe nichts mehr. —

Abends 8 Uhr.

Ja verzeihet mir, verzeihet! denn weiß der allwissende Gott: so viel ich gesündigt, so viel hab' ich auch gebüßt. O ich sage euch, was ich in den zwei Jahren durchgekämpft und durchlitten als Fabrikarbeiter, Kellner und Matrose; wie viel ich mich verdemüthigt und mißhandelt worden, ich, der einst so übermüthige Verschwender, wie viel ich gehungert und gefroren! — o wo hat die ganze Sprache einen Namen dafür? Aber Gottlob, meine eiserne Natur hat Alles überdauert. Vorbei, vorbei nun Alles! Der Krieg hat diesem ent-

setzlichen Elende mit einem Schlag ein Ende gemacht. Der einstige Husarenoffizier ist wieder in mir zu zu vollen Ehren gekommen. Schon bin ich bis zum Capitän emporgestiegen. Drei große Schlachten habe ich mit durchgekämpft und nach jeder bin ich glorreich avancirt. Wenn man in der nordamerikanischen Armee die tapfersten Deutschen nennt, darf der Name Clemens von Görz nicht fehlen. Aber du, allertreueste Mutter und liebste Schwester! — die Schuld meines Lebens ist gesühnt und nun kommt der Tod, Gottlob, der ehrliche Soldatentod. Meine Compagnie, lauter deutsches, junges Blut, hat morgen frühe die erste Sturmkolonne zu bilden. Wer lebendig davon kommt, darf von Wunder sagen. Und ich, als Hauptmann voran, mich sollten all die Kanonenschlünde verschonen? Thörichtes Hoffen! Ich bin auch auf meine letzte Stunde schon völlig vorbereitet; denn ich ahne sie zu bestimmt voraus. Ich hoffe zur Barmherzigkeit Gottes, sollte je der verklärte Geist des seligen Vaters mir im Jenseits begegnen, so wird er sich nicht mehr zürnend von mir abwenden. Kommt also dieser Brief in eure Hände, der erst nach meinem Tode durch den Feldgeistlichen abgeschickt werden wird, so bittet euch mein abgeschiedener Geist: weinet mir Thränen der Liebe und der Verzeihung nach, aber keine allzubittern! Denn ich bin in Soldatenehren gefallen, und ihr braucht euch meines einst so beschimpften Namens nicht ferner zu schämen. Ich hoffe: mein Heldentod wird dann auch alle meine Verächter daheim mit mir ausgesöhnt haben.

Ach, meine beste Mutter, glaube mir doch ja: Deine überzärtliche Liebe ist doch nicht völlig an mir verloren gegangen. In den Tagen meines Elends ist so manch' gutes Saatkorn hinterher in meinem Herzen aufgesprossen, das daheim im Unkraut meines Leichtsinnes erstickt worden war. Nein, du bist doch nicht umsonst mir eine solche fromme Mutter gewesen. Das sei der süßeste Trost deines um mich weinenden Herzens! — O grüßt mir auch noch den lieben guten Pfarrer Faber! auch er soll mir alles Leid verzeihen, denn auch seine treuen Worte, die ich daheim stets überhört, habe ich hier erst, leider zu spät, unter Gram und Entbehrung verstehen gelernt. Dieses Bewußtsein, doch ein wenig besser geworden zu

sein als ich von euch fortgegangen, erleichtert mir meinen baldigen Uebertritt in die Ewigkeit um gar vieles. Und kann's mir auch bei den Menschen nichts mehr helfen, so wird's mir doch bei Gott sicherlich nicht verloren gehen.

Ach ja, glaubt mir doch, jetzt wo ich sterben muß, ist mir das Verständniß des Lebens sonnenklar aufgegangen. Und wenn ich von Gott mir eine einzige große Gnade noch erbitten möchte, so wäre es die, daß, wo immer auf einem deutschen Edelsitz ein Sohn in unseliger Verblendung meine vorigen Wege gehen wollte, daß ich dem als mahnender Geist dann erscheinen und ihm noch früh genug mit zwingender Macht das Wort in die Seele rufen dürfte, das ich einst zu meinem Unheil so mißachtet, das große, inhaltsreiche Wort meines seligen Vaters: „Noblesse oblige!“

Und nun lebe wohl, theuerste Mutter! lebe wohl, liebste Schwester! Weinet um mich, verzeihet, versöhnet euch mit mir im Tode! Auf, so hoff' ich zu Gott, ewiges, glückseliges Wiedersehen! Euer dem Tod verfallener, zu spät euch dankbarer und eure Liebe segnender Sohn und Bruder

Clemens.

Am andern Morgen war der Hauptmann Clemens von Görz, das Sternenbanner in hocherhobener Faust, mit einer Todesverachtung sondergleichen seiner Compagnie vorangestürmt. Mitten durch die Schießscharten eines kanonengespickten Forts hatte er die Sturmleiter zu höchst erklommen, von Freund und Feind bewundert. Und wie er eben das Banner hurrahschreiend droben hatte aufpflanzen wollen, war er, von mehr als einem Dutzend Kugeln getroffen, als Heldenleichnam in die Tiefe gestürzt. So hatte der Feldgeistliche zugleich mit dem Briefe des Gefallenen berichtet. —

Bitteres Schicksal! Im furchtbaren Riesenstreite, den eine fremde Republik im andern Welttheile gegen die Sklaverei gekämpft, hat er, der deutsche Edelmann, sogar sein Leben geopfert. Und welch geringen Aufwand von all' diesem Heldenmuth, von all' dieser Mühsal, Entbehrung und Willenskraft hätte es ihn daheim gekostet, über die eigene Sklaverei des Leichtsinns und der Leiden-

schaft den Sieg zu erkämpfen, und welch' einen lohnenden, wie viel theure, edle Herzen beglückenden Sieg!

Doch nun war auch er, der bisher in der Tragödie seines Hauses nur den traurigen Charakter gespielt, ein wahrhaft tragischer Held geworden. Die Thränen, die das Mutter- und Schwesterauge einem solchen Sohn und Bruder nachgeweint, waren doch ganz andere gewesen als die früheren, die nur dessen Schande gegolten. Und wenn jetzt droben im Ahnensaale die Bilder fremden Gästen gezeigt werden, so ist das des letzten Görz wohl noch immer mit einem schwarzen Schleier umflort, aber die goldene Inschrift an der Wand: den Heldentod gestorben am 13. Dezember 1862" heißt jeden Beschauer nur mit wehmuthsvoller Ehrfurcht daran vorübergehen. Noblesse oblige!

* * *

Im selben fremden Welttheil ruhen zwei andere Todte, die du einst im Leben gar wohl gekannt, und denen du zum letztenmale begegnet auf abendlichem Meere, da sie dem Sonnenaufgang neuer Hoffnung entgegengesteuert.

So viel Glück die Menschenbrust noch beherbergen und vertragen kann, nach solchen nie mehr völlig heilenden Wunden, wie sie Isidor in die neue Welt mit hinübergenommen, so viel oder so wenig war auch in seinem verhärmten Herzen wieder allmälig eingezogen. Auch Hermanns Wiederanstellung als Advokat in der Vaterstadt hatte der ehrliche, weichherzige Mann noch erfahren. Das war einer seiner freudigsten Tage gewesen, und er dankte Gott darum. Leider aber war die irdische Frist für seine ferneren Freuden gar bald abgelaufen. — Das von Salomon Baruch für ihn neugegründete Geschäft hatte eben angefangen, sich aufzuschwingen, da war eines Abends der alte, treue väterliche Freund von Isidor als Leiche gefunden worden. Er saß im Lehnstuhl und hatte wie ein ruhig Schlafender den Kopf überm aufgeschlagenen Talmud liegen. Sein großes erspartes Vermögen hatte er schon lange zuvor an Isidor schenkweise überlassen gehabt. — Wenige Wochen nach diesem unersetzlichen Verlust fing Goldhelm selber zu kränkeln an. Die namenlosen geistigen Leiden

hatten seinen ohnedem zarten Körper schon längst gebrochen. Salomons Tod versetzte ihm noch den letzten Schlag.

Noch ein Vierteljahr übte sich Gabriele, als einzige Tochter ihres kranken Vaters, in ihrem ferneren frommen Berufe, die „barmherzige Schwester“ aller leidenden Mitmenschen zu werden. Und dann, nachdem sie dem armen Vater die Augen zugedrückt, und mit dem tröstenden Bewußtsein zum Himmel blicken konnte, des Vaters Leidenstage durch treue Kindesliebe versüßt, und durch deren sanftmüthige, opfermächtige Predigt auch dessen Herz in aufrichtigem Glauben für ihren zukünftigen himmlischen Bräutigam gewonnen zu haben; nachdem sie noch überdies nach des Sterbenden letzter Anweisung das ihr zugefallene Vermögen an eine Vertrauensperson nach der Vaterstadt gesendet, um vor Allem Wittwen und Waisen für Verlust aus dem Bankerott ihres Hauses zu entschädigen — dann trat sie den letzten Weg ihrer irdischen Sehnsucht an, und läutete mit entschlossener Hand an der Klosterschwelle eines deutschen Krankenhauses.

Vor zwei Jahren ist sie als „Schwester Angela“ eingekleidet worden. Und jeder Kranke, der das Glück hat, fern von der Heimath von ihrer barmherzigen Schwesterhand gepflegt zu werden, ist von ganzem Herzen bereit, ihren lateinischen Klosternamen mit dem deutschen Wort „Engel“ zu übersetzen.

* * *

Und jetzt, lieber Begleiter, kehr' wieder mit mir zurück in unseres Helden waldumgrünte Heimath! — Junges, hoffnungsheiteres Leben, vor dessen glückstrahlendem Auge noch die ganze „schöne Welt“ in goldenem Dufte liegt, stehe am letzten Ziel unserer an Menschenglück so wandelreichen Wanderung!

Das liebe Röschen ist zwar nicht, wie's vor mehr als fünf Jahren in seiner naiven Unschuld sich gewünscht, bis zum Großwerden zwischen Dornen im Zauberschlafe gelegen, wie seine romantische, durchlauchtigste Namensschwester; aber großgeworden ist es indessen doch, und wohl nicht leicht mag im ganzen deutschen Vaterland eine lieb-

lichere Rosenknospe blühen, als dies sechzehnjährige Jungfräulein im Erkerhaus am Storchenthurm.

Das märchenvertraute Mädchen hatte damals sich auch noch weiter gewünscht, wenn es dann im Dornenstrauch unterm Schlafen großgeworden sei, dann möge der Liebling ihrer frühesten Kindheit, der „Schäferfritzel," als Prinz sie wieder aufwecken und in sein Königsschloß heimführen, darin sie alle Zeit ihres Lebens beisammen blieben. Auch dieser zweite Wunsch konnte nur ein kindliches Traumbild bleiben. Denn so hoch auch der vormalige Schäferbube sich hinaufgearbeitet, zum Prinzen und einem Königsschloß hatte er's in unsern unromantischen Tagen unmöglich bringen können.

Aber gekommen ist er doch! Heute Morgen hat er sein Röschen geküßt auf den duftigen Mund; ihr Herz hat er auferweckt aus dem Zauberschlaf jungfräulicher Kindheit zum Erwachen bräutlicher Liebe: und nur noch ein Jahr sehnsuchtseligen Harrens, und er wird seine Prinzessin heimführen in eine Wohnung, die jedes Königsschloß an inneren Schätzen noch übertrifft — in ein innerlich echt deutsches Haus.

Wo wird dieses stehen? — Draußen auf der Haide überm uralten Hünengrabe, daran der Schäferfritz Hermanns ersten Ruf „in die weite Welt" und seines Großvaters prophetische Mahnworte vom echten Menschenglück vernommen hatte. Denn das ganze Gehöft hat er vor acht Tagen angekauft. Er ist in diesen sechs Jahren als Compagnon des Hauses Gödike ein wohlhabender Mann, und noch überdies in dem merkwürdigen Testament des alten seligen Herrn, jenes einstigen armen Bergmanns, mit baaren fünfzigtausend Thalern bedacht worden, weil dieser den einstigen armen Hirtenknaben noch mehr geliebt, wie den vornehmen, ihm „aus der Art geschlagenen" eigenen Sohn. Da hatte dessen Eifersucht dem jungen Director ein ferneres Verbleiben unerträglich gemacht, so schmerzlich auch dieser Abschied seinem dankbaren Herzen geworden war. Nun steht er auf eigenen Füßen. Nur noch ein Jahr, und in den jetzt noch so idyllisch stillen Mauern wird der Dampf seine geräuschige Werkstätte aufgeschlagen haben. Die pochenden Eisenhämmer werden das Brausen des mächtigen Reichswaldes noch übertönen, und aus

hohen Schlöten werden die Rauchsäulen weithin verkünden, daß auch hier der Geist der Neuzeit sich wohnlich niedergelassen habe. „Hermanns- und Helenenswerk“ wird die neue Maschinenfabrik von Friedrich Mertens getauft werden. Welch' doppelsinniger Name! — Du, lieber Begleiter, wirst ihn auszulegen wissen!

Aber wird der Geist jenes alten Philosophen von der Haide, dessen Leib drunten im Dorfkirchhofe begraben liegt, dann auch diese Maschinen verfluchen? Wird er nicht vielmehr nur segnend herunterschauen auf das künftige Haus seines Enkelsohnes überm Hünenhügel?...

Es drängt mich zum Scheiden, lieber Begleiter! — Ich stehe mit dir jetzt mitten im Reichswald vor jener denkwürdigen, durch die Poesie der Liebe so poetisch gewordenen Eiche. Noch hat sie die Axt verschont. Sie prangt jetzt noch viel prächtiger, als in jener bräutlichen Zeit. — Und siehe, da kommen sie Alle auf duftigem Waldweg in der Dämmerung hergegangen, von denen wir nun ebenfalls Abschied nehmen müssen, Alle, Alle. Röschen und Fritz, die glückseligen Verlobten, Hermann und Helene, die nicht minder glücklichen Eltern, und die treuen, mitbeglückten Freunde, Theodor und Elisabeth, die auch an diesem Feiertage nicht ferne bleiben durften. Sie kehren gerade vom alten Haidehof heim und sind eben aus den Wagen gestiegen. — Nachdem sie zu allererst das Grab von Vater Stark und Mutter Rosalie besucht, und mit neuen Blumen geschmückt, und dann im „schönen Zimmer“ daheim ganz still und einfach das Brautfest gefeiert, da hatte sie alle eine unbezwingliche Sehnsucht nach jener friedlichen Haide hinausgezogen, darauf einst der Eltern wunderbarer Liebesfrühling geblüht und geklungen, und nun bald das Haus der theuern Kinder stehen wird! — O selige Vergangenheit und Erinnerung! — Selige Zukunft und Hoffnung!

Auch das Grab des Großvaters drunten im Dorfkirchhof haben sie heimgesucht und bekränzt. O er war ein tiefblickender Weise gewesen, dieser einfältige Schäfergreis. — Aber nein, nein, 's ist doch nicht Alles Rauch! — Tief innen in des Hauses und des Herzens Heiligthum, auf dem Opferherde der Gottes- und Menschenliebe, da glüht noch wahren Glückes unvergängliches Feuer, das wahrhaft

erwärmt und erleuchtet, und auch nicht flüchtig vorübergeht, wie der kalte Schatten an der Wand. — Denn solches Glück währt fort in ewige Zeiten.

Nun sind sie Alle unter die Eiche getreten, und Jedes pflückt eine Maienglocke an ihrem Stamm. Aber kein Wort wird dabei laut. Unter solchen Gedanken muß das Reden verstummen. Alle Vögel schweigen schon. Die Sterne zittern am blauen Himmel. Und auch mein Lied vom deutschen Leben und deutschen Haus will nun verklingen.

So nimm Abschied von Allen, die vielleicht dir lieb geworden! Und auch du fahr' wohl, und hab' herzlichen Dank für dein treues Geleit! — Nur den letzten Accord meines Liedes höre jetzt noch! — Horch! aus der mächtigen Eichenkrone klingt er in der Waldesnacht auf Alle nieder. O mög' es auch dir und deinem eigenen Hause Wahrheit sein, dies letzte Wort meines wechselreichen Sanges:

„Glückliche Menschen!" —



